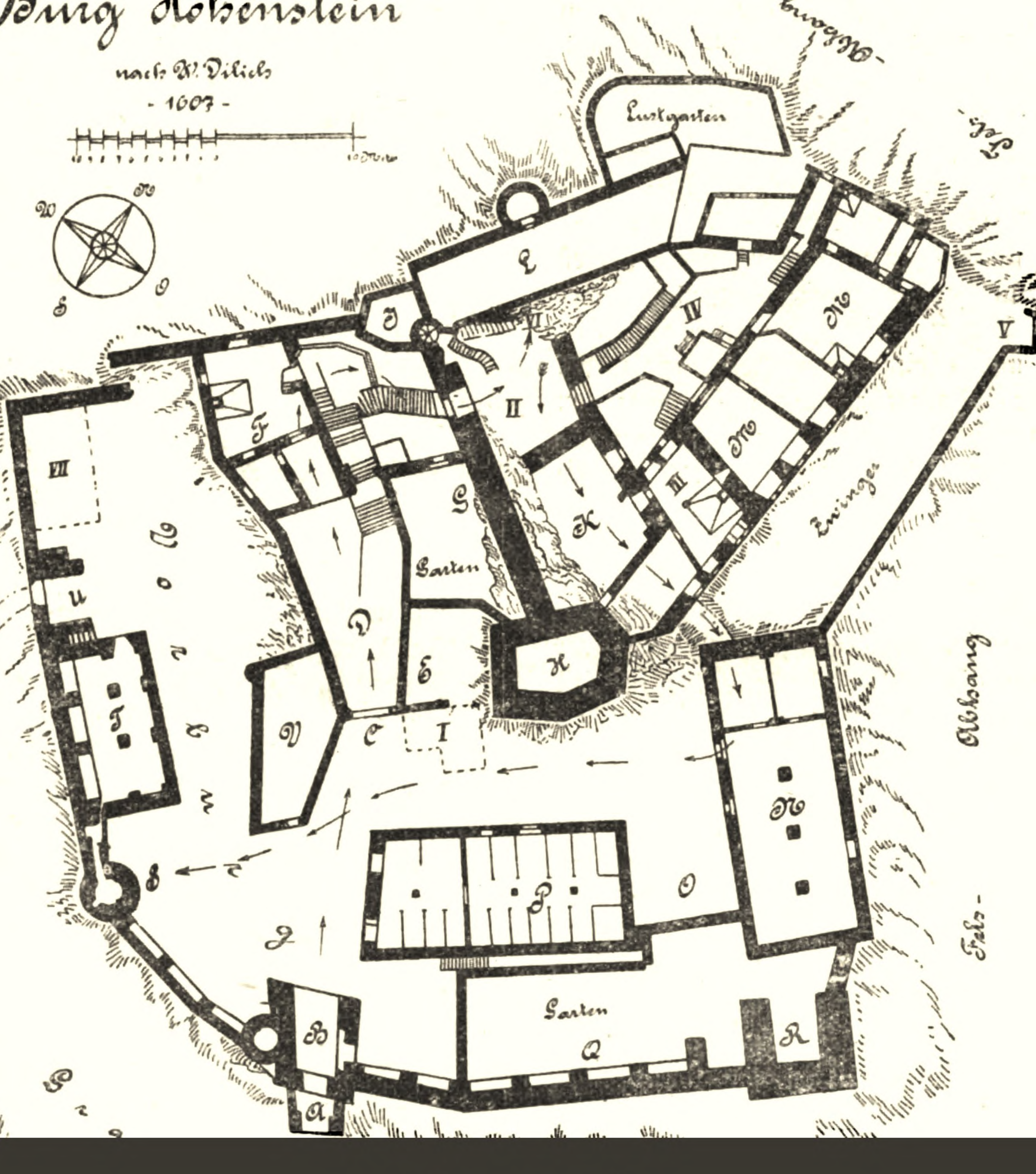

Burg Hohenstein
nach W. Dilich
- 1607 -
Lustgarten
Garten
Garten
Zwinger
Abhang
Fels

Nassovia


HARVARD COLLEGE LIBRARY
VE RI TAS
HOHENZOLLERN COLLECTION
IN COMMEMORATION OF THE VISIT OF
HIS ROYAL HIGHNESS
PRINCE HENRY OF PRUSSIA
MARCH SIXTH, 1902
ON BEHALF OF HIS MAJESTY
THE GERMAN EMPEROR
PRESENTED BY ARCHIBALD CARY COOLIDGE PH.D.
ASSISTANT PROFESSOR OF HISTORY



Nassovia.

Zeitschrift für nassauische Geschichte und Heimatkunde.

Herausgegeben von Dr. C. Spielmann.

Fünfter Jahrgang.

1904.

Wiesbaden.

Druck und Verlag von P. Plaum.

Inhalts-Verzeichnis.



6. Königliches Theater zu Wiesbaden.

7. Literatur.

8. Neues aus Nassau.

8a. Nassauische Personalien.

9. Nassauischer Geschichtskalender.

10. Briefkasten.



№ 1. Wiesbaden, den 1. Januar 1904. 5. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20, beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Frauenlobs Lob der Frauen.

Fleuch auf, mein Lied, so hold wie hehr,
Zum Lob der Frau'n von Fels zu Meer!
Zeig' sie im idealen Bild;
Sei ihrer Anmut Wehr und Schild!

Wie wär' doch ohne Frau'n so öd das Leben,
So schal, so wonnelos, so bar an Glück!
Was würd' ohn' sie wohl unsern Sinn erheben,
Und was durchsonnen finstern Männerblick!

Mein höchstes Ringen gilt dem Ruhme
Der wunderholden Menschheitsblume.

Unweise nenn' ich, wer vermessen
Der Frauen Lobpreis könnt' vergessen.

Ob mich auch gift'ge Zungen stechen,
Manch Griesgram gar mich schlägt in Bann,
Ob mir's der Hochmut zeiht gar als Verbrechen,
Ich sing': Die Frau ist edler als der Mann.

Wer gleicht ihr wohl an Milde und Erbarmen,
Wer zeigt wie sie im Selbstentsagen Kraft?
Wer speist, ohn' Lohn zu heischen, unsre Armen,
Wer teilt im Unglück der Bedrängnis Haft?
Wer trägt ohn' Murren unverdient' Geschick,
Wen ziert in Tränen noch ein Lächelblick?

O könnt' ich jeden Frauenfeind bekehren,
Um unsre Frau'n im Liede so zu ehren:

Von allem in den heim'schen Gauen,
Was lieb und hold ist anzuschauen,
Was unser Herz erfrischt, belebt,
Zu Dichtertaten stolz erhebt:
Das Liebste, das sind edle Frauen!

Sie helfen uns in allen Lagen,
In freud'gen, wie in bösen Tagen,
Sie schmücken Haus und Hof und Herd
Und machen erst das Leben wert:
Das Beste, das sind edle Frauen!

Drum galten meine hehrsten Töne
Von je der Frauen Tugendschöne,
Und selbst im deutschen Minnesang
Zum Preis der holden Frau'n erklang:
Das Hehrste, das sind edle Frauen!

Konrad Beyer-Boppard.

Aus dem Festspiel „Kaiser Adolf auf Sonnenberg", von Hofrat Prof. Dr. Beyer-Boppard, mit Genehmigung des Dichters.

Nassaus Burgen,

ihr Wesen und ihre Bedeutung im Mittelalter.

1) Von R. Bonte.

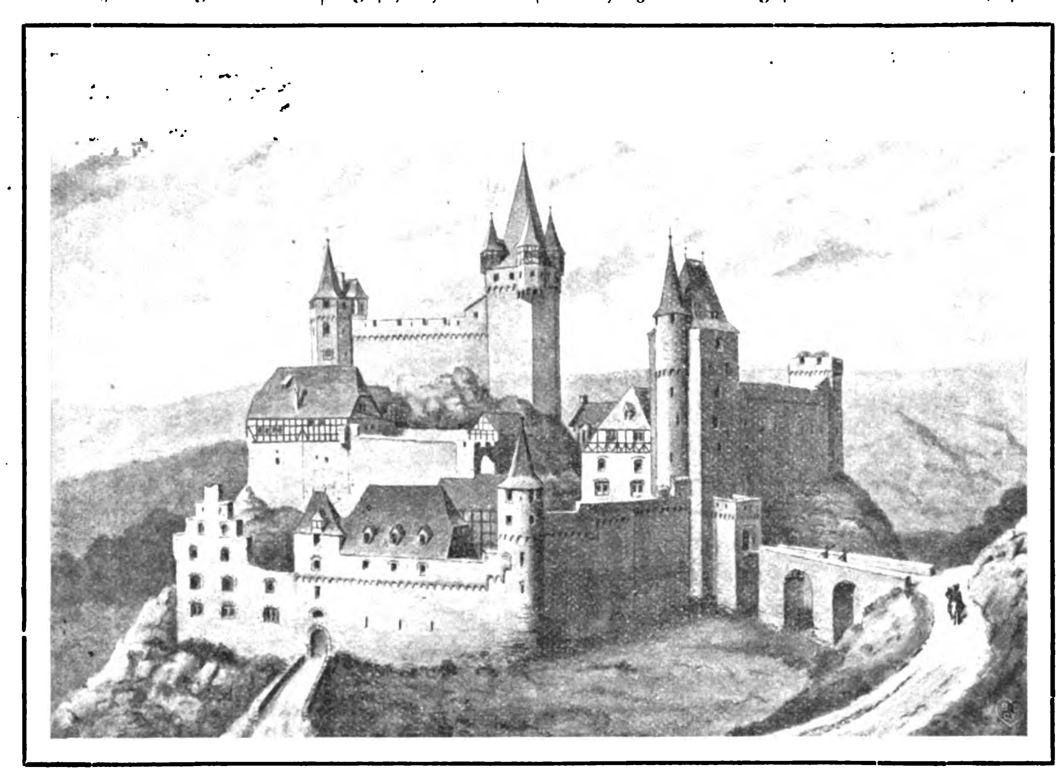
II. Burg Hohenstein.

Wenn es in dem Aufsatze über die Burg Nassau (vergl. Nr. 5 des vor. Jahrgangs) in Aussicht gestellt wurde, bei der Vorführung der einzelnen Burgbilder mit den besseren und bedeutenderen zu beginnen, so würden hierfür in erster Linie diejenigen Burgen des Katzenelnbogener Grafengeschlechts in Betracht kommen, welche auf Grund geschichtlicher Angaben und besonderer kriegsbautechnischer Merkmale als dessen ureigene Schöpfungen anzusehen sind.

Um den Vorrang dieser wehrhaften Herrensitze zu begründen, dürfte ein Hinweis auf die prächtigen Aartalburgen Hohenstein und Burgschwalbach und auf die in Archäologenkreisen viel besprochene Burg Reichenberg genügen, welche als hervorragende Zeugen mittelalterlicher Bau- und Befestigungskunst angesehen werden und mit zu den besterhaltenen des Landes Nassau gehören.

Das Stammhaus jenes Grafengeschlechts, welches letzterem auch den Namen gegeben, war die schon um das Jahr 1100 genannte Burg Katzenelnbogen, deren Reste mit den noch bewohnten nachmittelalterlichen Gebäuden dem gleichnamigen Flecken im Dörsbachtale einen besonderen landschaftlichen Reiz verleihen.

Wenn diese Burgruine den vorgenannten auch nicht zur Seite gestellt werden kann, so verdient sie doch keineswegs die abfälligen Urteile, denen man hier und da begegnet, und deren Haltlosigkeit sich bei einer gelegentlichen Besprechung der Burg an dieser Stelle von selbst ergeben wird.



Burg Hohenstein um das Jahr 1600, nach W. Dilich. Ansicht von Süden.
(Nach einem Aquarell von R. Bonte.)

Den unschuldigen Anlaß zu solchen Urteilen hat anscheinend W. Lotz gegeben, der in seinen viel nachgeschriebenen kurzen Notizen über die Baudenkmäler im Regierungsbezirk Wiesbaden den Artikel über die Burgruine Katzenelnbogen mit den Worten schließt: „das Ganze jedes Kunstwertes bar." Diese Bemerkung erscheint allerdings insofern befremdlich, als sich Lotz über keine andere Burg in ähnlicher Weise äußert, und es ja auch in der Natur der Sache liegt, daß die übel zugerichteten Burgruinen nur noch wenig oder nichts besitzen, was auf Kunstwert Anspruch ma-

chen dürfte. Sie bieten aber als Denkmäler früherer Kriegsbaukunst ebenso wie etwa die Limeskastelle der Römer ein namhaftes bau- und kulturhistorisches Interesse, und in dieser Beziehung würde Lotz auch der Burg Katzenelnbogen sicherlich die verdiente Bedeutung zuerkannt haben, wenn eine eingehende Durchforschung und Würdigung derselben im Rahmen seiner Aufgabe gelegen hätte.

Bedauerlich ist es aber, wenn durch verständnislose Benutzung solcher nicht für Laien bestimmten Notizen das Ansehen eines Baudenkmals herabgesetzt und damit indirekt auch dem Orte selbst geschadet wird.

So belehrt uns z. B. der 1902 in Gießen erschienene Rothsche Lahnführer — offenbar auf Lotz fußend — über Katzenelnbogen: „Das alte Schloß liegt beherrschend über dem Orte, entbehrt aber jeglichen Kunst- und baulichen Interesses." — Welcher Reisende und auch welcher Burgenfreund wird es nach einer solchen Auskunft noch der Mühe wert erachten, den freundlichen Amtsort aufzusuchen und dessen alten Herrensitz zu besichtigen? — Jedenfalls ist es ein starkes Stück, der Burg Katzenelnbogen nun auch jegliches „bauliche Interesse" absprechen zu wollen, und da sich ähnliche Urteile, welche auf vollkommener Unkenntnis der Eigenart mittelalterlicher Burgen beruhen, auch in anderen Schriften angedeutet finden, so erscheint es wirklich an der Zeit, das deutsche Volk über Wert und Wesen seiner heimatlichen Burgenbauten aufzuklären. —

Ueber die Geschichte, sowie über die frühere Gestaltung der Burg Hohenstein sind uns aus älterer und neuerer Zeit mancherlei Nachrichten überkommen; die wichtigste Kunde gibt uns aber die wohlerhaltene Ruine selbst, und es darf wohl behauptet werden, daß wir über wenige Burgen des Landes so gut unterrichtet sind, wie über diese. Ein besonderes bau- und kulturgeschichtliches Interesse bieten die im Auftrage des Landgrafen Moritz I. von Hessen-Kassel (des Gelehrten, wie ihn einige Geschichtsschreiber bezeichnen) durch Wilhelm Dillich oder Dilich angefertigten Zeichnungen, welche die vom genannten Fürsten um 1600 renovierte Burg darstellen und als Grundlage für die hier beigefügten Abbildungen gedient haben. Für die Beurteilung und Würdigung der Burg als mittelalterlicher Wehrbau, für die Erkenntnis der Gesichtspunkte, welche für ihre ursprüngliche Anlage und Ausgestaltung maßgebend waren, sind diese Zeichnungen allerdings nur von sehr untergeordneter Bedeutung, zumal die eigentlichen Verteidigungswerke der Burg bis auf wenige leicht zu ergänzende Teile in ihrem ganzen Umfange erhalten geblieben sind, und deren Betrachtung im Zusammenhange mit dem Gelände für den obigen Zweck unerläßlich ist; sie bestätigen aber die übrigens nahe liegende Annahme, daß der Bestand des mittelalterlichen Wehrbaus, welcher sich also im wesentlichen bis auf unsere Zeit erhalten hat, bei der Renovation durch Moritz I. unangetastet geblieben und auch nicht durch Anlage neuerer Befestigungswerke verändert und verschoben worden ist.

Für den Geschichtsfreund dürften diese Zeichnungen einen hohen Wert besitzen, weil sie — wenigstens im Bilde — die Schöpfung eines Herrschers verewigen, dessen Geistesgaben und Fürstentugenden die Bewunderung der Nachwelt im höchsten Maße verdienen, und von dem Christoph von Rommel mit Recht sagen konnte, daß der Beiname „des Gelehrten" nur ein einseitiges Licht auf seinen Charakter zu werfen vermöge; daß er unter glücklicheren Umständen auch von der Nachwelt den ihm so oft bei Lebzeiten beigelegten Titel des Großen erhalten haben würde. —

Von den umfassenden Fähigkeiten und Leistungen dieses genialen Fürsten darf hier nur kurz als zur Sache gehörig erwähnt werden, daß er auch das Gebiet der Baukunst in hervorragender Weise beherrschte, daß er eine eigene Baubehörde einsetzte, welche die „Baustube des Landgrafen" hieß, und nicht nur seine Residenz mit fürstlichen Bauwerken beschenkte, sondern auch die verfallenen Schlösser und Amtshöfe des Landes (darunter auch Katzenelnbogen) wiederherstellte.

Die erste urkundliche Erwähnung der Burg Hohenstein datiert aus dem Jahre 1190. Um diese Zeit etwa war es, als das Geschlecht der Herren von Katzenelnbogen, welches mittlerweile aus kleinen Anfängen zu einem der mächtigsten und reichsten des Landes geworden war, den Grafentitel erworben hatte, und da zwei Brüder, Berthold I. und Diether I., sich in die Regentschaft teilten, so scheint die Erbauung der Burg Hohenstein nicht lediglich aus strategischen Gründen, sondern in der Absicht erfolgt zu sein, dem zweiten dieser Brüder einen eigenen Herrensitz zu schaffen. Hierfür spricht der augenscheinlich von vornherein geplante bedeutende Umfang der Burganlage, sowie der Umstand, daß die Grafen Diether und sein Sohn Heinrich sich nicht nach dem Stammhause Katzenelnbogen allein, sondern auch nach ihrer Burg Hohenstein benennen. Wenn es sich dagegen etwa nur um die Befestigung eines wichtigen Punktes der Umgegend gehandelt hätte, so würde ein einfacher Turmbau oder ein festes Burgmannenhaus kleineren Umfangs für diesen Zweck genügt haben.

Daß ein so gewaltiges Bauwerk, wie es die Burg Hohenstein darstellt, nicht in allen seinen Teilen gleichzeitig begonnen und zu Ende geführt werden konnte, liegt auf der Hand; doch darf bei dem Reichtum der Grafen von Katzenelnbogen wohl angenommen werden, daß die Fertigstellung der Burg in dem Umfange, welchen sie noch jetzt zeigt, in rascher Aufeinanderfolge vorgenommen worden ist, und jedenfalls vor Ausgang des 12. Jahrhunderts stattgefunden hat.

Da Graf Heinrich IV. von Hohenstein bei seinem Tode (1245) keine Leibeserben hinterließ, so war dem Fortbestande der Linie Katzenelnbogen-Hohenstein ein frühes Ende bereitet. Immerhin behielt die Burg auch noch später eine gewisse Neutralität, indem sie bei der Teilung des Hauses in die beiden Linien Alt- und Neukatzenelnbogen (um 1250) gemeinsames Eigentum derselben blieb. Nach der späteren Wiedervereinigung jener Linien und dem im Jahre 1479 erfolgten Tode des letzten männlichen Sprossen dieses edeln Geschlechts, des Grafen Philipp, welcher zur Unterscheidung von seinem ihm schon 1454 vor-

entgegangenen Sohne Philipp dem Jüngern mit dem Beinamen „der Aeltere" bezeichnet wird, kam die Burg mit den übrigen Besitzungen an den Landgrafen Heinrich von Hessen. Daß sich die Burg um diese Zeit in gutem Zustande befunden habe, darf bei dem Reichtum des älteren Grafen Philipp von Katzenelnbogen wohl zuversichtlich angenommen werden. Denn wenn ihm auch große Sparsamkeit nachgesagt wird, so hielt er doch am richtigen Platze auf würdige Repräsentation, und die musterhafte Ordnung, in welcher sich seine finanziellen Angelegenheiten befanden, wird auch bei der Instandhaltung seiner Bergschlösser innegehalten worden sein. Hessen scheint aber im Laufe des folgenden Jahrhunderts wenig oder nichts für die Erhaltung und Verbesserung der Burg getan, oder gar neuzeitliche Umbauten an derselben vorgenommen zu haben.

Wir finden sie um das Jahr 1567 im Besitze des Landgrafen Philipp II. von Hessen-Rheinfels, dem die Grafschaft Katzenelnbogen bei der Erbteilung zugefallen war. Als Residenz dieser Herrschaft galt begreiflicherweise die schönste und größte Burg der Grafschaft, das prächtige Rheinfels, ebenfalls eine Schöpfung der Katzenelnbogener; Philipp aber weilte zumeist auf der Philippsburg in Braubach, einem anmutigen Lustschloß im Stile jener Zeit, welches er dicht am Rhein als Witwensitz für seine Gemahlin erbaut hatte, und mochte auf diesem herrlichen Fürstensitze, im geselligen Verkehr mit der zahlreichen Ritterschaft der Umgegend und den weltlichen und geistlichen Fürsten, deren prunkvolle Reiseschiffe die majestätische Wasserstraße belebten, wohl kaum Neigung empfunden haben, der abgelegenen Ardetalburg ein besonderes Interesse zu schenken.

Als daher an ihn im Jahre 1583 seitens des Landgrafen Wilhelm IV. von Hessen-Kassel, welcher die damals in Aufnahme kommende Schwalbacher Sauerquelle gebrauchen sollte, Anfrage wegen einer Wohngelegenheit in der Nähe des Ortes erging, konnte er diesem zwar seine Burg Hohenstein anbieten, mußte aber zugleich bekennen, daß es in derselben sowohl an Raum wie auch an der nötigen Bequemlichkeit fehlen möchte. Die Burg war also damals offenbar noch derselbe mittelalterliche Verteidigungsbau, wie ihn vor nahezu 400 Jahren die Katzenelnbogener errichtet und der Einfachheit ihrer Zeit entsprechend ausgestattet hatten, dessen beschränkte Räume für den Kuraufenthalt einer fürstlichen Person des 16. Jahrhunderts auch bei bescheidenen Ansprüchen ganz ungeeignet sein mußten.

Es brach aber nun eine neue Zeit für die altehrwürdige Bergfeste an, durch die wahrhaft künstlerische Instandsetzung, welche ihr etwa 25 Jahre später Moritz I., ein Neffe Philipps, angedeihen ließ.

Bevor wir von diesem Wendepunkte an die weiteren Schicksale der Burg, die Geschichte ihrer teilweisen Zerstörung und ihres allmählichen Verfalls weiter verfolgen, wollen wir uns an ihrer Lichtgestalt, an dem reizvollen Bilde erbauen, welches sie den Zeitgenossen ihres edlen Schirmherrn, des Landgrafen Moritz I., gewährte, und damit zugleich die Betrachtung der Burg als mittelalterlicher Wehrbau verbinden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ergebnisse der Volkszählung vom 1. Dezember 1900

für den Regierungsbezirk Wiesbaden.

1) Von Valentin Wollweber.

Die letzte Volkszählung an der Jahrhundertwende veranlaßt uns mehr als die vorherigen Zählungen, einen Rückblick zu werfen auf die Bevölkerungsbewegungen des vergangenen Jahrhunderts. Beim Vergleiche der Zählungsergebnisse von 1900 mit früheren ersehen wir einerseits, daß in längeren Zeiträumen alle größeren Ländergebiete eine Zunahme der Bevölkerung zu verzeichnen haben, daß aber anderseits viele kleinere, vom großen Verkehre abseits gelegene Gebiete (Kreise) sowie eine große Anzahl Städte und Landgemeinden bei den früheren Bevölkerungsziffern stehen geblieben oder unter diese herabgesunken sind. Dieser Stillstand oder Rückgang in der Bevölkerungsbewegung hat seine Ursache in dem Rückgange des Industriezweiges einer Gegend, in der Auswanderung und dem Streben der Landbevölkerung, nach den Städten und industriereichen Gebieten. In kleineren Zeiträumen, innerhalb der Zählungsperioden von 5 Jahren kommt es dagegen vor, daß nicht nur viele Orte und Kreise, sondern sogar Regierungsbezirke und Provinzen in der Einwohnerzahl gesunken sind.

Die Bevölkerung des Deutschen Reiches betrug am 1. Dezember 1900: 56 367 178 (also über 56 Millionen) und 1895 52 279 901 Seelen. Mithin hat die Reichsbevölkerung in 5 Jahren eine Zunahme von 4 087 277 (über 4 Millionen), oder von 7,8 Prozent, oder von über $^1/_{13}$ ihres Bestandes zu verzeichnen. Um die Jahreswende 1850 war die Einwohnerzahl auf dem Gebiete des heutigen Deutschen Reiches rund 35 Millionen. Demnach hat sie in den letzten 50 Jahren um mehr als 21 Millonen oder 38 Prozent, oder um fast $^2/_5$ ihres Bestandes zugenommen. Dasselbe Gebiet zählte 1816 (bei der Neuordnung der deutschen Staaten nach den Befreiungskriegen) etwa 25 Millionen, Ende 1890 fast 50 Millionen; seine Bevölkerung hat sich also von 1816—1890, in einem Zeitraum von etwa 75 Jahren, verdoppelt.

Der preußische Staat hatte am 3. Dezember 1867, zu welcher Zeit er etwa seinen jetzigen Umfang erreichte, über 24 Millionen Bewohner. Die Zählung von 1900 ergab eine Einwohnerzahl von 34 472 509. Die Zunahme innerhalb des Königreichs in 33 Jahren beträgt also fast 10½ Millionen oder 43 Prozent, oder über $^2/_5$ der Bevölkerung. Von 1895 bis 1900 ist Preußens Einwohnerzahl von 31 855 123 um mehr als 2½ Millionen oder um

8,2 Prozent, oder um fast $^1/_{12}$ gestiegen. Diese Zunahme im letzten Jahrfünft ist gleich der durchschnittlichen Bevölkerung einer preußischen Provinz. Auf dem Gebiete des heutigen preußischen Staates waren im Jahre 1816 gegen 14 Millionen, im Jahre 1850 ungefähr 20 Millionen Einwohner vorhanden.

In der Zeit von 1816 bis 1880, in 64 Jahren, hat sich Preußens Bevölkerung verdoppelt. Wenn aber die Einwohnerzahl des Königreiches in den letzten 50 Jahren um 15 Millionen oder um ¾ zugenommen hat, so ist diese große Zunahme teilweise eine Folge der Eroberungen des Jahres 1866.

Unsere Provinz Hessen-Nassau zählte 1900 1 897 981 Bewohner. In dem Jahrfünft 1895/1900 ist die Zahl ihrer Bewohner um 141 179 oder um 8 Prozent, oder um fast $^1/_{12}$ gewachsen. Hinsichtlich einer höheren Prozentualziffer stehen von den 13 übrigen Provinzen (einschließlich Stadt Berlin und Hohenzollersche Lande) nur 4 da, nämlich Brandenburg, Berlin, Rheinland und Westfalen. In letzterer Provinz ist die Bevölkerungszunahme mit 18 Prozent besonders stark, infolge des großen Zuzuges aus den östlichen Provinzen. In letzteren zeigt sich gegen den Staatsdurchschnitt unverkennbar eine verhältnismäßig sehr schwache Bevölkerungszunahme, für Ostpreußen in den Zählungsperioden 1885/90 und 1895/1900 sogar eine Abnahme. Dies ist bemerkenswert, da die östlichen Provinzen (Ostpreußen, Westpreußen, Posen und Schlesien) mit geburtenreichen polnischen Bevölkerungselementen stark durchsetzt sind. Es ist um so auffallender, da für Westpreußen und Posen die erfolgreichen staatlichen Ansiedelungsversuche und für Westpreußen und Schlesien die Anziehungskraft industrieller Gegenden in Betracht kommen. Seit 1867, nach der Einverleibung in Preußen, hat die Volkszahl unserer Provinz um mehr als ½ Million oder um fast 38 Prozent, oder um fast $^2/_5$ zugenommen. Die Zunahme der preußischen Provinzen seit 1867 war am bedeutendsten in Berlin mit 190 Prozent, in Westfalen mit 87 Prozent und in der Rheinprovinz mit 67 Prozent, am niedrigsten jedoch in Westpreußen mit 22 Prozent, Pommern mit 13 Prozent und Ostpreußen mit nur 10 Prozent. Unsere Provinz Hessen-Nassau nimmt mit ihrer Ziffer 37,5 unter den 14 preußischen Provinzen die 6. Stelle ein und steht also etwas über der Mitte. In den letzten Zählungsperioden ist die Zunahmeziffer unserer Provinz im Steigen, so daß sie in dem letzten Jahrfünft fast das Doppelte von 1895/90 betrug.

Wir kommen nun zu unserem eigentlichen Thema, dem Ergebnis der letzten Volkszählung für unsern Regierungsbezirk. Der Regierungsbezirk Wiesbaden hat jetzt auf 5617 Qkm. Flächeninhalt 1 007 839 Einwohner. Seine Bevölkerung ist etwa $^1/_{35}$ von derjenigen des preußischen Staates und $^1/_{56}$ von der des Deutschen Reiches, während seine Größe nur $^1/_{62}$ von der Größe Preußens und nur $^1/_{96}$ von derjenigen des Deutschen Reiches ausmacht. Mithin hat unser Regierungsbezirk eine dichte Bevölkerung, nämlich 180 Bewohner auf 1 Qkm. Dies kommt bei Berechnung der Bevölkerungsdichte der ganzen Provinz zugute, so daß Hessen-Nassau mit 121 Einwohnern auf den Qkm. in Bezug auf Bevölkerungsdichte an 4. Stelle der preußischen Provinzen steht, also nach Berlin, Rheinland und Westfalen kommt. Selbst abgesehen von Frankfurt hat der Regierungsbezirk Wiesbaden im Durchschnitt immer noch eine dichte Bevölkerung, 130 auf 1 Qkm., während der benachbarte Regierungsbezirk Kassel ihm weit nachsteht und mit 87 Bewohnern auf 1 Qkm. noch weit unter die Bevölkerungsdichte des Reiches mit 104 und Preußens mit 99 Bewohnern auf 1 Qkm. zu stehen kommt. Daß Nassau dichter bevölkert ist als Kurhessen, hat seinen Grund darin, daß ersteres ein Teil des verkehrsreichen Rheingebietes ist, letzteres hingegen mit seiner Hauptmasse dem im Verkehr mehr zurückstehenden Wesergebiete angehört. Auch in Bezug auf die Bevölkerungszunahme zeigt unser Bezirk weit günstigere Verhältnisse als der Bezirk Kassel. Der Hauptbestandteil des Regierungsbezirks Wiesbaden, das ehemalige Herzogtum Nassau, war 1816, wo es seine größte räumliche Ausdehnung erreichte, von ungefähr 300 000 Menschen bevölkert (das sind nur wenig mehr, als heute die Stadt Frankfurt allein hat), 1840 von fast 400 000, 1865 (vor der Annexion) von 466 000. Am Ende des Jahrhunderts leben auf demselben Gebiete mehr als das Doppelte von 1816, nämlich gegen 650 000 Nassauer. Der Regierungsbezirk Wiesbaden hatte 1867 (nach seiner Zusammensetzung aus Nassau, Frankfurt, Hessen-Homburg, Kreis Biedenkopf und anderen Gebieten 609 102 Einwohner. Im Jahre 1900 aber zählte er beinahe 400 000 Bewohner mehr. Dies macht in 33 Jahren eine Zunahme von fast 66 Prozent oder fast $^2/_3$, wovon allerdings ziemlich die Hälfte auf die Stadt Frankfurt fällt. Bei deren starker Zunahme spricht freilich auch der Umstand mit, daß die Stadt Bockenheim und 7 Dörfer des Regierungsbezirks Kassel zum Regierungsbezirke Wiesbaden geschlagen wurden. In den letzten Volkszählungsperioden ergaben sich bei unserm Bezirke immer günstigere Zunahmeziffern als bei Kassel. Da die Bevölkerung des ersteren in der Zählungsperiode 1895/1900 eine Zunahme von 101 544 erfuhr, so betrug die Zunahmeziffer 11,2 Prozent oder $^1/_9$ der Bevölkerung, bei Kassel aber nur 4,6 Prozent. In derselben Volkszählungsperiode hat aber nur ein halbes Dutzend der übrigen 35 Regierungsbezirke des preußischen Staates eine höhere Zunahmeziffer aufzuweisen als der unsere mit seinen 11,2 Prozent, und zwar die größte der stark industrielle Regierungsbezirk Arnsberg mit 21,7 Prozent.

Was das Geschlecht anbelangt, so überwiegt ähnlich wie in der Provinz, im Staate und im Reiche auch in unserm Bezirke das weibliche und zwar hier mit 21 229 oder um $^1/_{13}$ das männliche Geschlecht.

Der Religion nach sind in unserm Bezirke ungefähr 585 000 Seelen evangelisch und 385 000 katholisch oder etwa $^3/_5$ ev. und $^2/_5$ kath. In der Provinz zeigt sich folgendes Verhältnis: $^5/_7$ ev. $^2/_7$ kath. Im preußischen Staate: fast $^2/_3$ ev., über $^1/_3$ kath. Im Deutschen Reiche ist das Verhältnis ähnlich wie in Preußen. Die Zahl der Juden ist in unserm Regierungsbezirke verhältnismäßig sehr groß; denn es lebt darin fast der 12. Teil aller Juden in Preußen, nämlich 30 622, wovon auf die

Stadt Frankfurt allein 21 974 kommen. Frankfurt ist die geldreichste, daneben aber auch die judenreichste der großen Städte der preußischen Monarchie. Von den 36 Regierungsbezirken Preußens hat nur Berlin mehr Israeliten als der Regierungsbezirk Wiesbaden.

An aktiven Militärpersonen finden sich in unserm Regierungsbezirk 6260 oder ungefähr $^1/_{58}$ der aktiven Militärpersonen in Preußen. Dies ist verhältnismäßig wenig, wenn man bedenkt, daß die Einwohnerzahl unseres Bezirks doch $^1/_{34}$ von der des preußischen Staates ausmacht. Es liegen nämlich die beiden stärksten aus dem Bezirke sich rekrutierenden nassauischen Regimenter, die Infanterieregimenter Nr. 87 und 88 außerhalb der Grenzen des Nassauer Landes, in Mainz. Ueberlegt man, daß in Friedenszeiten die Zahl der Militärpersonen über $^1/_{100}$ der Bevölkerung beträgt, so müßte das Militär in unserm Bezirke mehr als 10 000 Mann zählen. Die Garnisonstädte unseres Heimatsbezirks haben nach der letzten Volkszählung an aktiven Militärpersonen: Frankfurt a. M. 2573, Wiesbaden 1699, Biebrich 627, Diez 615 und Homburg v. d. H. 564.

Der Regierungsbezirk besteht aus 932 Gemeindeverbänden, 3 weniger als 1895, da Oberrad, Niederrad und Seckbach in der Stadt Frankfurt a. M. aufgegangen sind. In den 40 Städten wohnen ca. 529 000, in den Landgemeinden nur ca. 479 000 Menschen. Demnach lebt heute mehr als die Hälfte in Städten: 53 Prozent in Städten, 47 Prozent auf dem Lande. Während jetzt fast 32 000 Menschen mehr in den Städten als auf dem Lande wohnen, waren noch 1895 die Landbewohner mit 20 000 in der Mehrheit; 1871 aber waren 156 000 Bewohner mehr auf dem Lande als in den Städten, oder $^3/_8$ lebten in den Städten und $^5/_8$ auf dem Lande. Der Zuzug zu den Städten wurde also immer stärker.

(Fortsetzung folgt.)

Nassauer landläufige Redensarten I.

Von Dr. C. Spielmann.

Den Redensarten, die in Nassau in aller Munde sind, geht es häufig wie jenen in anderen Gebieten unseres großen Vaterlandes: niemand weiß, woher sie stammen. Daß es aber interessant ist, dem Ursprunge nachzugehen, möchte ich dem verehrten Leser im nachfolgenden beweisen und ihm gleich mit einem halben Dutzend in Nassau gäng und gäbe gewordener Redensarten und ihrer Erklärung aufwarten.

1. Ehe König Adolf von Nassau zum deutschen Throne berufen wurde, war er bekanntlich wie sein Vorgänger, Rudolf von Habsburg, ein kleiner Mann im Vergleich zu den Wahlfürsten, die ihn erhoben hatten. Damit er seine Krone behaupten und seinen Willen durchsetzen konnte, mußte er sich eine Hausmacht zu gründen suchen. Das ist ihm vielfach verübelt worden, aber mit Unrecht; Rudolf von Habsburg hat es doch auch getan. Er erwarb seine Hausmacht, Oesterreich und Zubehör, mit dem Schwerte von dem Tschechenkönige Ottokar; Adolf wollte die seine von dem Thüringer Landgrafen Albrecht kaufen. Nur wollten sich die Thüringer nicht verkaufen lassen, und deshalb empörten sie sich für ihres Landgrafen enterbte Söhne. Der König mußte anno 1294 und 1295/96 zwei Feldzüge nach Thüringen unternehmen; seine Soldtruppen hausten dabei gegen seinen Willen abscheulich, und das entfemdete ihm, ohne daß er schuld war, die Herzen seiner neuen Untertanen. Sobald er daher dem Lande zum zweiten Male den Rücken gewandt hatte und anderweitig im Reiche in Anspruch genommen wurde, brachen die Thüringer wieder los, und nun ging es den nassauischen Besatzungen schlecht. Alle Drangsale, die sie dem Lande angetan hatten, ließ man sie wieder verkosten, und die wenigen, die entkamen, trugen meist die Merkmale des in Thüringen — Düringen schrieb man damals und zwar richtiger — erfahrenen Unheils an sich.

Daher die Redensart: Er ist schwer gedüringelt worden.

2. Im Jahre 1318 war auf der Burg Stein bei Nassau große Festlichkeit. Das jüngste Ritterfräulein vom Stein hielt Hochzeit. Die beiden Brüder und drei Schwestern der jungen Dame waren bereits glücklich verheiratet, und so vereinigte das Hochzeitsmahl sechs stattliche Paare bei Becherklang und Saitenspiel. Alle waren hochbeglückt über den Segen Gottes, der sichtbar auf dem Geschlechte der vom Stein ruhte. Eine nur, die Mutter des Hauses, dachte anders. Mitten in all der Fröhlichkeit beschlich sie ein heimliches Grauen. „Alles hat sein Ziel," sagte sie bei sich, „auch das Glück. Das meine aber scheint kein Ziel zu haben, und das ist nicht gut. Darum will ich ihm selbst ein Ziel setzen, damit das Maß nicht überlaufe und dies dann meinen geliebten Kindern vielleicht zum Schaden gereiche." Am andern Morgen war die Frau vom Stein verschwunden, und man hat nie wieder etwas von ihr gehört. Ob sie freiwillig in den Tod gegangen ist, ob sie sich in ein Kloster begeben hat, man erfuhr es nicht. Das Volk aber ahnte und begriff was die gute Mutter beabsichtigt hatte und verehrte sie einer Heiligen gleich. Wenn seitdem an der Lahn ein Kind gar zu übermütig und fröhlich sich erwies, dann sagte wohl die Mutter — und zwar noch bis auf den heutigen Tag — im Gedenken an das freiwillige Opfer der edeln Frau vom Stein: Es ist einmal eine alte Frau fortgegangen und nicht wiedergekommen; sei nicht so ausgelassen und mach' nicht, daß es dir auch widerfährt.

3. Der Graf von Nassau-Dillenburg und der Landgraf Ludwig von Hessen waren beide streitbare Fürsten, leider nicht mit-, sondern widereinander. Anno 1413 u. ff. fochten sie eine heftige Fehde aus. Nun gelang es dem Grafen, dem Landgrafen einen Mann abzugewinnen, der ihm heimlich alle Pläne

Ludwigs verriet und diesen undankbar benachteiligte, wo er konnte. Zuletzt ging Fritz Galgenholz, so hieß der Verräter, ganz zum Grafen über. Aber sein Lohn ereilte ihn. In dem Treffen an der Stippach bei Sinn, 1414, fiel er dem Landgrafen in die Hände, und dieser ließ ihm den Prozeß machen und ihn hinrichten. Der Vorfall wird in der alten Hessischen Reimchronik also berichtet:

Den Hessen auch das bracht' ein' Freud',
Daß sie fingen im selben Streit
Fritz Galgenholz, ein' reisig' Knecht,
Der ein geborner Hesse recht
Und des Grafen Kundschafter war,
Von dem das Land leidt groß' Gefahr,
Weil er verschmitzt und kundig fast
Und dem Land tät groß' Ueberlast.

Das öffentliche Schauspiel der Hinrichtung des Verräters hat sich dem Volke tief eingeprägt, nicht weniger als der Verruf seiner Taten. Daher geht seit jener Zeit die Redensart: Er ist so falsch wie Galgenholz.

4. Das sechzehnte Jahrhundert fing für die pfälzischen Lande bös an. Da war nämlich anno 1503 der Herzog Georg von Baiern-Landshut gestorben und hatte dem Prinzen Ruprecht von der Pfalz sein Land und sein nicht unbedeutendes Barvermögen vermacht. Dawider erhob der Herzog Albrecht von Baiern-München sehr gegründeten Einspruch; denn er war dem Landshuter von den Ahnen her näher verwandt als der Pfälzer, und es gelang ihm auch, den Kaiser Max persönlich zu interessieren und engagieren. Ruprecht von der Pfalz widersetzte sich; da traf ihn die Acht, und nun trotzte er erst recht. Er hatte Geld vollauf und sein Vater, der Kurfürst Philipp, und seine Brüder unterstützten ihn. Eine ganze Koalition tat sich hinwiederum gegen den Geächteten zusammen; denn „wo ein Aas ist, sammeln sich die Geier." Aber der Prinz wehrte sich heldenhaft. Dafür mußten die armen kurpfälzer Untertanen, welche die ganze bairische Sache eigentlich herzlich wenig anging, die heiße Suppe ausessen. Die bundesgenössischen Söldner hausten wie Türken und Heiden, und namentlich tat sich der Landgraf Wilhelm von Hessen als böser Feind hervor. Im Spätsommer von 1504 legte er sich vor die kurpfälzische Stadt und Burg Kaub und belagerte sie fünf Wochen lang. Aber die Kauber verteidigten sich so männlich, daß der Landgraf nichts erreichte. Er hob, da unterdes auch der Prinz Ruprecht gestorben war, die Belagerung auf und zog ab. Endlich ward Friede. Die beiden bairischen Länder kamen zusammen; nur einzelne Teile blieben bei Pfalz, wofür diese wieder andere Stücke verlor, welche die Achtvollstrecker an sich gerissen hatten. Der Kurfürst ehrte die wackeren Kauber dadurch, daß er ihre Burg den „Guten Fels" nannte, und die Bürger ließen die Mär von ihrer Waffentat an ihrem Zollhause in Stein meißeln, wo wir sie heute noch lesen.

Noch danach musten die frembde gest
Cub by der paltz lassen bliben
Daß wir gottes gnaden zu schriben
vnd auch der werhafften handt
die beselt all vatterlandt,

so schließt die Inschrift schön und würdig.

Der Landgraf von Hessen aber, der besonders finstern Angesichts gewesen sein soll — er war der Vater Philipps des Großmütigen —, blieb bei den Kaubern und in der Umgegend in bösem Gedenken. Daher die Redensart: Er macht ein Gesicht wie ein Pfalzvergifter.

5. Als der Kaiser Ferdinand **II.** mit dem Könige Friedrich von Böhmen, der bekanntlich auch Kurfürst von der Pfalz war, im Kriege lag, da rief er gegen des letzteren Stammlande die Spanier als sogenannte „burgundische Kreistruppen" zu Hilfe. Es war dies das erste Mal in dem beginnenden Dreißigjährigen Kriege, daß fremde Völker in unser Land gezogen wurden. Der große spanische Feldherr Ambrosius Spinola brach im Sommer von 1620 aus den Niederlanden mit einem Heere auf und kam rasch in die pfälzischen Lande. Der Bund der evangelischen Fürsten, die „Union", konzentrierte seine Macht rückwärts und sammelte sie bei Worms, bat auch die Niederländer um Unterstützung. Eilfertig machte sich Prinz Friedrich Heinrich von Nassau-Oranien, jüngster Sohn des großen „Schweigers", mit einem Hilfskorps zu Fuß und zu Pferde auf, folgte Spinolas Spuren, überschritt bei Koblenz den Rhein, ging über Limburg, Usingen, Hanau nach Worms und vereinigte sich mit den Unionisten. Aber diese Leute hatten die Courage zum Schlagen verloren; sie ließen den Winter herankommen, ohne etwas zu unternehmen. Da verlor der Prinz die Geduld. Er überließ sein Fußvolk den Verbündeten; er selbst aber machte sich mit den Reitern schleunigst über Bergstraße, Wetterau und Westerwald auf den Heimweg. Man konnte ihn in den Niederlanden notwendiger brauchen. Die Union ist bekanntlich in nichts zerronnen, Prinz Friedrich Heinrich aber bald einer der größten Feldherren aller Zeiten geworden. Es ist eine historische Ironie, daß von dem Fehlzug gerade dieses hervorragenden Mannes die Redensart herstammt: Er geht durch wie ein Holländer.

6. Als im Jahre 1792 der französische Revolutionsgeneral Custine mit seiner „Heilsarmee" vor Mainz rückte, die Devise „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!" auf seinen Fahnen, da ergriff die Anhänger des **ancien régime** ein panischer Schrecken. Ein unmotiviertes, heilloses Durcheinander und allgemeines Flüchten begann. Die Kopflosigkeit und Angst der Oberen steckte die Niederen an und ergriff auch die Soldaten der verschiedenen Reichskontingente, welche die Besatzung von Mainz bildeten. Es waren dies meist junge, ungeübte Truppen, die dazu noch unter mangelhafter Verpflegung und sonstigen Unbilden litten. Eine Anzahl davon desertierte heimlich, und darunter befanden sich auch Nassau-Weilburger. Der Verfasser hat in der „Nassovia" von 1900 Nr. 11 die Ehrenrettung der Weilburger versucht. Ganz ungerechter Weise ist die ganze Sache auf ihnen hängen geblieben, so daß sich seitdem die Redensart bildete: Er macht's wie ein Weilburger, d. h. er drückt sich. Die Weilburger haben in Spanien und bei Waterloo das Wort hinreichend Lügen gestraft.

Das ist also eine Probe landläufiger Redensarten samt Erklärung. Mit Absicht wurde aus jedem Jahrhundert eine ausgewählt. Vielleicht können wir später mit weiteren dienen.

Karl Frickhöffer.

Ein Lebensbild nach Aufzeichnungen einiger seiner Schüler.

Mitgeteilt von C. Trog.

Die jetzige Generation der nassauischen Lehrer ist mit dem ehemaligen Seminarlehrer Karl Frickhöffer, welcher Nassau einige hundert strebsamer Lehrer vorbilden half, nicht mehr in persönliche Berührung gekommen; aber doch steht er bei ihnen in einem guten Andenken, wozu seine Persönlichkeit, sein Lehrgeschick und sein bekanntes Rechenwerk, wie seine weitere schriftstellerische Tätigkeit, wodurch er sich weit über die Grenzen Nassaus hinaus einen Namen machte, das Ihrige beitrugen.

Ueber den äußeren Lebensgang Frickhöffers hat sein ehemaliger Schüler und späterer Freund Johannes Becker aus Kronberg, aus den hinterlassenen Papieren Frickhöffers, die folgenden Daten mitgeteilt.

„Ich wurde den 5. Mai 1791 zu Mensfelden, Amt Limburg, geboren. Mein Vater, ein kaum mittelständiger Bauer, war Karl Frickhöffer. Unter fünf Geschwistern bin ich der jüngste. Nach meiner Konfirmation entschloß sich mein Vater, mein kleines Erbe ganz zu meiner Ausbildung als Lehrer zu verwenden.

Ich bezog im Frühjahr 1807 in meinem 16. Lebensjahr das Seminar zu Idstein unter der Leitung der Inspektoren Sommer und Bender (Konrektor Schellenberg, später Pfarrer in Wörsdorf, Schreiblehrer Thiel, Kantor Hermann). Nach meinem bestandenen Examen verließ ich dasselbe im Frühling 1809 und zog zu Ostern 1809 als Hauslehrer bei dem Pfarrer Kolb in Dausenau ein. Hier lebte ich 2½ Jahre als Lehrer zweier hoffnungsvoller Knaben. Diese schöne, für meine Bildung nicht unbenutzte Zeit verfloß, und ich erhielt danach ein herzogliches Dekret mit der Bestimmung als Lehrer nach Frücht.

Hier suchte ich nach dem Maße meiner Kraft zu wirken und fand in der Liebe meiner Schüler meinen Lohn. So lebte ich hier 1½ Jahre. Ich las und hörte von Pestalozzi, von den Vorzügen und Wirkungen seiner Methode, und mein Drang, die Sache näher kennen zu lernen, fühlend meine eigene Unbehilflichkeit, bestimmten mich, sein Institut zu besuchen.

Auf meine desfallsige Bitte an hohe Landesregierung wurde mir die Gnade zuteil, einen Urlaub und 150 Gulden Unterstützung zu erhalten. Mit dankbaren Empfindungen und frohem Vorgefühl einer vollendeten Bildung zum Wirken in meinem Vaterlande verließ ich dasselbe im Mai 1813. Im ehrwürdigen und liebenden Menschenbildner Pestalozzi suchte und fand ich Gewinn für mein künftiges Leben. Ich studierte die Grundsätze seiner Methode und arbeitete daneben praktisch im Zeichnen, Gesang, Rechnen und Geometrie. In Ifferten hatte ich ein Jahr gelebt, beständig kämpfend um meine Existenz; darum hatte ich bei allem guten Willen den Grad der Bildung nicht erreicht, wozu ich gekommen wäre, wenn ich ökonomisch gedeckt und keine Privatstunden mir hinderlich gewesen wären. Ich mußte den 1. April 1814 meine Rückreise antreten. Ich meldete mich nun zu einem Landesdienste, wo ich Anwendung von der pestalozzischen Lehrart machen und Ersatz hoffen konnte in meiner jetzigen Armut. Durch Dekret vom 28. September 1814 erhielt ich Weisung als Lehrer nach Bechtheim (Dorf im Amte Wehen).[1] Ich sah aber voraus, daß ich keinen der in meiner untertänigen Bitte angegebenen Punkte hier genügen könnte.

Mit schwerem Herzen und mit Schulden beladen, kam ich im Herbste 1814 in das Engelmannsche Institut zu Frankfurt a. M. Ich habe hier mit bedeutendem Gewinn gearbeitet. Meine Gegenstände waren Zeichnen, Singen, Größenlehre und Rechnen. Nach einem halben Jahr verließ ich Frankfurt im Mai 1815, um in den preußischen Rheinlanden eine eigene Lehranstalt zu errichten. Meine schönen und gegründeten Hoffnungen realisierten sich nicht. Ich gab Privatstunden in Koblenz, und während des hiesigen einjährigen Aufenthaltes wurde mein Charakter durch Erfahrungen geläutert."

Soweit die Mitteilungen Frickhöffers selbst. Weitere Mitteilungen aus seinem äußeren Leben gibt ein Pädagogischer Kalender fürs Jahr 1873, herausgegeben von Ph. Dönges und W. Stähler. In diesem heißt es: „Bei Ablehnung der Schulstelle zu Bechtheim hatte Frickhöffer keineswegs auf eine Anstellung im Herzogtum Nassau verzichtet, vielmehr der Behörde seinen lebhaften Wunsch ausgedrückt, in seinem engeren Vaterlande leben und wirken zu können". Die Gelegenheit dazu sollte sich bald bieten.

Als unter dem Herzog Wilhelm, nach Beendigung der Freiheitskriege, als erster Schritt zur Hebung des Volkswohles die Reorganisation des Schulwesens in Angriff genommen wurde, kam auch Frickhöffer auf die Liste der dazu tauglichen Männer. Er wurde mit vielen anderen Lehrern zunächst zu dem methodischen Lehrkursus eingeladen, welchen der aus dem Württembergischen berufene Seminarinspektor Denzel in Idstein für nassauische Lehrer hielt. Nach Absolvierung dieses Kursus erhielt Frickhöffer gleichzeitig mit seinem späteren langjährigen Kollegen Diehl und dem nachmaligen Reallehrer Petri in Usingen die höhere Weisung, während des Wintersemesters 1816/17 die Studien unter Denzel am Seminar zu Eßlingen fortzusetzen. Ein weiterer Auftrag führte die drei Nassauer im Frühlinge 1817 von Eßlingen in die Anstalt des Herrn Fellenberg zu Hofwyl und danach nach Ifferten.

Frickhöffer trat also zum zweiten Male beim ehrwürdigen Vater Pestalozzi ein. Frickhöffer und Diehl erzählten später gern das damalige Zusammen-

[1]) Diese Anstellung erfolgte wohl auf Fürsprache des Amtmanns Justizrat Ibell zu Wehen, der Frickhöffer auch das Stipendium für Ifferten von der Landesregierung (deren Leiter sein Sohn, der spätere Präsident von Ibell, war) verschafft hatte. Den im v. Ibellschen Archiv befindlichen Brief Frickhöffers, worin er den Justizrat um Verwendung für ihn bittet (d. d. Mensfelden, 7. 7. 1814) haben wir in dem Aufsatze „Nassauische Zöglinge zu Ifferten" im nassauischen „Allgemeinen Schulblatt" 1895, Nr. 19 veröffentlicht. (D. H.)

treffen mit dem pädagogischen Altmeister. Sie wollten sich nämlich zu einem würdigen Erscheinen vor Pestalozzi vorbereiten. Ihre Anwesenheit war jedoch schon bekannt geworden, und mitten in ihren Zurüstungen überraschte sie Pestalozzi — in niedergetretenen Schuhen, herabhängenden Strümpfen, struppigen Haaren erscheinend —, mit stürmischem Wohlwollen sie umarmend und ihnen zurufend: „Die Nussier (Nassauer) sind da!" Ueber Pestalozzis Eigentümlichkeit und namentlich die Vernachlässigung seiner äußeren Erscheinung erzählte Frickhöffer mancherlei Anekdoten, von denen wir hier zwei wiedergeben. Einmal ging er in diesem Négligé (altem grauem Ueberrock, ohne Weste, offenem Hals und dito Brust, herabhängenden Strümpfen, niedergetretenen Schuhen) ganz bestäubt nach Solothurn. Beim Eintritt in die Stadt arretierte ihn ein Büttel als Landstreicher. „Führt mich zum Lüthi!" bat Pestalozzi. Der Büttel gab endlich nach. Aber wie erschrak er, als Lüthi, ein Regierungsrat, seinem Freund entgegeneilte und ihn herzlich umarmte. Pestalozzi beruhigte dann den Büttel, schenkte ihm alles Geld, das er bei sich hatte und sprach: „Ihr habt Eure Pflicht getan!" — Zu Verwandten wurde Pestalozzi auf eine Hochzeit geladen. Es war eine feine Gesellschaft anwesend. Zum Entsetzen der geschmückten Braut erschien der berühmte Vetter in einem ungeordneten, verstaubten Anzuge. Im geheimen faßte man den Plan, ihn rasieren und umkleiden zu lassen, führte ihn freundlich in ein Zimmer, wo Kleider und Wäsche bereit lagen und lud ihn ein, davon Gebrauch zu machen. Pestalozzi nickte beifällig. Als kurz darauf der gerufene Barbier eintrat, war Pestalozzi — über alle Berge.

Mit Pestalozzi und dessen bedeutendsten Mitarbeiter Niederer stand Frickhöffer auch später noch in brieflichem Verkehr. Bei der neuen Organisation des Lehrerseminars zu Idstein in 1817 wurde Frickhöffer als ordentlicher Lehrer an diesem angestellt. Die Direktion kam in die Hände Gruners, der ebenfalls Pestalozzi in Burgdorf besucht hatte, die erste Lehrerstelle in die Hände Diehls. Frickhöffer wirkte von da ab beinahe dreißig Jahre, vorwiegend als Lehrer der mathematischen Fächer, im größten Segen. Im Jahre 1820 trat er in die Ehe mit Henriette Pilgram, Tochter des Hofrats Dr. Pilgram in Butzbach. Darüber berichtet Oberlehrer Wortmann, ein vieljähriger Freund Frickhöffers: „Durch diese Heirat wurde Frickhöffers häusliches Glück begründet, und er führte mit seiner liebevollen Gattin, einem gebildeten Frauenzimmer von sanftem, reichem Gemüte, eine glückliche Ehe. Der Allgütige schenkte ihnen drei Söhne und eine Tochter, welche die Freude der Eltern waren." —

Nach des Vaters Tod haben die Söhne ihre Ausbildung vollendet, der eine als Mediziner, der zweite als Architekt, und der dritte als Theolog.

„Frickhöffers häusliches Glück," sagt der oben erwähnte Kalender, „wurde oft durch sein ernsteres Unwohlsein getrübt. Die Kunst des Arztes, zeitweise Beurlaubung äußerten übrigens in den früheren Lebensjahren wieder günstigen Einfluß. Allein im Jahre 1843 war seine Gesundheit so schwankend geworden, daß ihm von der herzoglichen Landesregierung ein längerer Urlaub zur Erholung bewilligt wurde, und als diese nicht zustande kommen wollte, wurde er mit dem 1. Oktober 1844 in den Quieszentenstand versetzt. Seine Körperschwäche nahm in dem strengen Winter 1844/45 sehr zu und führte am 6. Februar 1845 seinen Tod herbei. Die Nachricht von seinem Ableben rief tiefe Trauer unter seinen jüngsten, wie den schon lange im Amte wirkenden Schülern hervor. Auf dem Friedhofe zu Idstein ziert ein einfacher Grabstein die Stätte, wo die Hülle des edeln Mannes eingesenkt wurde."

Ueber den Einfluß von Frickhöffers Persönlichkeit u. s. w. hören wir Johannes Becker von Kronberg, der von 1817 an sein Schüler, später eine Zeit lang sein Substitut und dann sein dauernder Freund war. Er schreibt: „Es war wohl Plato, der göttliche Weise, welcher da meinte, daß in einem schönen Körper eine schöne Seele wohne. Diese Wahrheit zeigte sich auch bei Frickhöffer. Als ich ihn 1817 zu Idstein zum ersten Male sah, machte seine Erscheinung den Eindruck auf mich, den ich in die Worte fassen kann: auf seinem Antlitz thronte Würde, Ruhm in der Brust. Es ist mir Bedürfnis des Herzens, von einem Manne zu reden, der mir und manchem entschlafenen und andern noch lebenden Lehrer Vorbild war, sowohl in humaner, als in didaktischer Beziehung."

Und der bereits oben angeführte Oberlehrer Wortmann, gestorben in Wiesbaden, seit 1811 mit Frickhöffer innig befreundet, schrieb 1851: „Das Benehmen, Beispiel, kurz die ganze Persönlichkeit Frickhöffers, übte auf die Seminaristen den gewaltigsten Einfluß aus. Mancher von ihnen hat sich den geliebten Lehrer zum Muster und Vorbild gewählt, und noch jetzt steht der Dahingeschiedene vor seinem geistigen Auge, ihn mahnend, warnend, anregend, begeisternd. Hierzu trug seine glückliche, edle Persönlichkeit viel bei. In seinen Zügen sprach sich herzliches, kindliches Wesen, Seelenruhe, Heiterkeit und Wohlwollen aus, so daß man sich zu ihm als einen biedern, edlen Menschen hingezogen fühlte. Er war ein gerader, offener, aufrichtiger Mensch, Feind aller Falschheit, Lüge, Heuchelei und Verstellung. Er war mit einem Worte ein edler Charakter, welchen ein frommer, religiöser Sinn zierte. Aus seinem ganzen Wesen leuchtete eine liebenswürdige Bescheidenheit hervor."

Ein ungenannter Schüler Frickhöffers schrieb im Jahre 1854: „Wenn Adspiranten zur Konkursprüfung nach Idstein kamen, wenn sie am Prüfungstage die Lehrer versammelt sahen, so war gewiß eine der ersten leisen Fragen: „Welcher ist der Herr Konrektor Frickhöffer?" Woher das? Einfach daher, weil Frickhöffer von jeher der Liebling aller Seminarzöglinge war und dieses auch schon dem Adspiranten bekannt wurde. Wenn ich nach den an mir selbst, an allen meinen Kameraden während meiner Seminarzeit und an meinen Freunden und Kollegen im späteren Leben gemachten Erfahrungen urteilen soll, so besaß Frickhöffer die schwere Kunst, sich die Liebe aller seiner Schüler in so hohem Grade zu erwerben, wie ich kein zweites Beispiel kenne. Wie fing er das an? Frickhöffer war eine milde, unbedingt Vertrauen erweckende Persönlichkeit und Er-

scheinung; er hatte ein engelmildes und doch männlich schönes Angesicht; seine Haltung zeugte von einer gewissen Würde und Feinheit, und sowie sich der Unverdorbene vom Guten instinktmäßig angezogen fühlt, so zog uns junge Leute auch die milde, freundliche und feine Weise des seligen Frickhöffer an. Sein innig wohlwollender Blick elektrisierte. Ja, ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß es jedem, den Frickhöffer mit seinen wohlwollenden Augen ansah, ebenso ging, wie jenem Husaren, der da sang: „Mein Kaiser hat mich angeschaut.“ Frickhöffer war ein musterhafter Familienvater; wie er ein sehr nobler Charakter überhaupt war, so ging in seinem Hause alles auf das Feinste zu.“

Ueber seine Wirksamkeit als Lehrer sagt Wortmann: „Frickhöffer nimmt unter Nassaus Schulmännern eine bedeutende Stelle ein. Ueber das vorzügliche Lehrtalent und die ausgezeichnete einflußreiche Wirksamkeit Frickhöffers am Seminar herrschte unter Nassaus Lehrern und Schulmännern nur eine Stimme der Anerkennung.“

Und über sein äußeres Auftreten, seinen Lehr- und disziplinarischen Takt berichtet jener ungenannte Schüler: „Frickhöffer war ein vollendeter Erzieher durch sein bloßes Auftreten; er brauchte gar nichts zu sagen. Kam er in die Klasse, so war es in der Regel das erste, daß er seine Kappe und sein Konduitenbüchlein auf den Katheder legte, die Arme verschränkte und, vor sich hinsehend, einigemal mit ganz gleichbleibenden, festen Schritten im Zimmer auf- und abging. Keiner der Seminaristen sprach dann ein Wort, und versuchte es dennoch manchmal einer, etwas zu sagen, zu flüstern, gleich hob Frickhöffer den Kopf und sah freundlich ernst über die Klasse, und mäuschenstill waren alle. Nun ging er an den Katheder zurück, öffnete sein Konduitenbuch, rief einen Schüler auf, das zu lesen, was er aus der letzten Unterrichtsstunde zu Hause ausgearbeitet hatte. War das von mehreren Schülern geschehen, so schritt der Unterricht seinen ruhigen und klaren Gang weiter. Frickhöffer sprach schön; er hatte ein schönes, wohlklingendes Organ und einen einfachen, klaren und darum auch sehr verständlichen Satzbau. Seine Methode war die den vorliegenden Verhältnissen mit Glück angepaßte seines Musters Pestalozzi. Frickhöffer hielt seine Schüler immer in einer gewissen Ferne, ohne daß man sagen kann, er sei geringschätzend gegen dieselben gewesen; er hatte einmal in seinem ganzen Wesen für junge Leute etwas Ernstes und Respekt-Einflößendes. Sein Benehmen war jedenfalls das Resultat einer auf Tatsachen gestützten Lebenserfahrung. Wenn er auch seinen Schülern äußerlich fern zu stehen schien und diese ihm, so standen sie nichtsdestoweniger seinem Herzen näher und er mit all seiner Liebe ihnen. Einmal hat er uns in Anwandlung übler Laune, oder weil er glaubte, es hätten sich einige Schüler Anzüglichkeiten rücksichtlich des Unterrichts erlaubt, „Jungens!“ zugerufen. Statt daß uns das verdrossen hätte, hat alle der Gedanke, den guten Mann vielleicht durch irgend etwas beleidigt zu haben, so beunruhigt und geschmerzt, daß wir nach geendigtem Unterrichte ihn baten, uns in diesem Falle zu verzeihen, was er denn auch in seiner holdseligen Weise getan hat.“

Dasselbe bestätigt Johannes Becker mit den Worten: „Wie heiter strahlte sein Auge, wie thronte die Anmut seiner ruhigen, sanften Seele in allen Zügen seines Angesichts, wenn er lehrend, die Hände auf dem Rücken oder vor der Brust gekreuzt, einherging. Wenn Würde Geistesstärke ist in Herrschaft über die niedere Triebe und Affekte, so war diese ihm im höchsten Grade eigen geworden durch die Führung seines bewegten Lebens.“

Ueber seine Tätigkeit als Schriftsteller wird berichtet: „Eine Reihe von Jahren wandte Frickhöffer seine Mußestunden, größtenteils zu schriftstellerischen Leistungen an. Namentlich ging sein Streben dahin, für die ihm am Seminare zugeteilten Lehrfächer zweckmäßige Lehrbücher auszuarbeiten. Es war ihm jedoch leider nur vergönnt, diesen Plan für den ihm obliegenden arithmetischen Unterricht auszuführen. In den Jahren 1837, 1839 und 1843 ist von ihm erschienen: Leitfaden zum Unterrichte im Rechnen, 3 Teile,“ Wiesbaden bei Ritter. Dieses Werk ist von bleibendem Wert, in anregender, zum Selbststudium führender Form abgefaßt. Die vielen eingestreuten Fragen zeigen den fach- und sachkundigen Lehrer und den denkenden praktischen Schulmann. Bei Herausgabe der Uebungshefte zu diesem Leitfaden war Frickhöffer schon kränklich; sie mußten mit Beihilfe anderer Lehrer und Seminaristen beendigt werden, was ihrer Brauchbarkeit geschadet hat. Frickhöffers Kränklichkeit und sein Tod hinderten denn auch die Herausgabe des von ihm begonnenen Leitfadens für den Unterricht in der Raumlehre.“

Sein Freund Johannes Becker, welcher dem Entschlafenen einen Nachruf widmete, sagt darin:

„Frickhöffers Kampf mit der Not in früher Jugend und im Jünglingsalter, das öftere Alleinstehen in fremden Kreisen ohne Freunde und Berater —, dies alles, was einen schwachen Geist niederbeugt oder bei Verkennung leidenschaftlich gestimmt haben würde, gab ihm Ruhe und Erhabenheit der Gesinnung, die ihn in schweren Krankheiten und im Tode nicht verließ. Möge des Vollendeten freundlich würdige Erscheinung noch lange im Andenken seiner Schüler leben!“

Zwei Streifer.

Von J. Wilhelmi.

1. Eine Friedensstätte an der Lahn.

„An den Rhein, an den Rhein, zieh' nicht an den Rhein,
Mein Sohn, ich rate dir gut:
Da geht dir das Leben zu lieblich ein,
Da blüht dir zu freudig der Mut.
Siehst die Mädchen so frank und die Männer so frei,
Als wär' es ein adlig' Geschlecht:
Gleich bist du mit glühender Seele dabei,
So dünkt es dich billig und recht.“

So rühmt der Dichter den deutschen Rhein. Und der, der den Rheinstrom kennt, besonders von Mainz ab bis Köln, den Mittelrhein, oder auch nur den



Rheingau von Walluf bis Lorch, wer stimmte nicht in dieses Lob des Dichters ein. Da hat er sich seine Straße gesucht zwischen gewaltigen Gebirgszügen, die hier und da enger und enger zusammentreten, und am Fuße der Berge lagern sich freundliche Städte und Dörfer, auf ihren Gipfel aber thronen sichere Burgen, gewaltige Burgfesten, die lebendigen Zeugen einer großen Vergangenheit, gleichsam die Schirmer des deutschen Stromes. In malerischer Abwechselung, wie ein liebliches Panorama, breiten sich die grünen Rebengelände am Rheinufer aus, nur durchbrochen hier und da durch Städte und Dörfer mit altertümlichen Befestigungen, Burgen und Kirchen. Und während das rechte Ufer die frischen Rebenhügel zeigt, ist das linke Ufer geschmückt mit mächtigen Wäldern. Zwischendurch aber wälzt majestätisch der Rheinstrom seine Wogen, nur hier und da unterbrochen und behindert an seinem Laufe durch grüne Inseln, die aus seiner Mitte hervortreten. Vom Rhein mit seinen rebenbekränzten Höhen mag es wohl gelten: „Da geht dir das Leben zu lieblich ein, da blüht dir zu freudig der Mut."

Und auch das andere Wort des Dichters von den „Mädchen so frank und den Männern so frei" ist kein leerer Schall. Im Mittelalter waren alle Mannen des Rheingaues freie Männer, nicht Leibeigene, nicht Hörige, frei von Fronen und Kriegsdiensten, und schon von alters her erklingt uns ein frohes Wort: „Im Rheingau weht eine freie Luft." Ist's doch, als ob den Bewohnern am Rhein der majestätische Strom, der freie deutsche Rhein, etwas von seiner Natur, von seinem Wesen mitgeteilt hätte. Ein Bild der Freiheit wälzt er seine Wogen durch liebliche Auen und grünende Fluren, wie durch schroffe Felsgebirge hindurch, der vielbesungene, vielumstrittene Vater Rhein. Biegt man aber in eins der Seitentäler ein, wie sie uns durch die in den Rhein strömenden Nebenflüsse geöffnet werden, am Mittelrhein die Nahe, die Mosel, die Lahn, dann sehen wir Bilder des Friedens. Die Täler sind enger, und an den Ufern der kleinen Flüsse lagern sich grünende Wiesen und liebliche Fruchtfelder.

Zu der Zeit jedoch, von der unsere Geschichte erzählen soll, im Anfang des vorigen Jahrhunderts, waren Freiheit und Frieden den Bewohnern jener Gegenden entschwundene, aber ersehnte Güter. Es war das Jahr 1812. Eisern lastete die Zwingherrschaft des fremden Usurpators auf dem unglücklichen Deutschland. Oesterreich, in harten Kämpfen besiegt, hatte die Lust an weiteren Kämpfen verloren. Preußens Macht schien völlig gebrochen. Die Hälfte seines Gebietes war ihm genommen; sein Heer durfte 42 000 Mann nicht überschreiten. Jede freiere Regung ward unterdrückt, mit den heiligsten Gefühlen des Volkes, der Liebe zu seinen angestammten Fürsten, zu seinen Stammesgenossen ward gespielt; neue Reiche, neue Staaten wurden gebildet und den Verwandten oder Günstlingen Napoleons geschenkt; die deutschen Länder und Gaue waren nur dazu da, für den fremden Gewalthaber das Blut der Söhne, die Habe der Besitzenden hinzugeben, damit dieser seine ferneren Pläne des Ehrgeizes ausführen könne. Der Rheinstrom floß seine alte Straße, die Sonne strahlte auf die Rheinberge und auf die Seitentäler herab; aber die alte Freiheit und der alte Friede waren geschwunden. Das linke Rheinufer war unter französischer Herrschaft, und die Staaten am rechten Rheinufer, sie hatten wohl noch deutsche Namen, ihre eigenen Regenten; aber dennoch gebot, wie in den übrigen deutschen Landen bis an die Grenzen Preußens und Oesterreichs, auch hier Napoleon. Er hatte den Rheinbund gegründet, eine Vereinigung deutscher Fürsten, kraft welcher dieselben sich dem Willen und den Befehlen des französischen Herrschers als ihres Protektors unterwarfen. Die kriegsfähige Mannschaft der Rheinbundfürsten mußte, den Plänen des fränkischen Eroberers sich fügend, in fremde Länder ziehen, um die Kriege, zu denen ihn sein unglücklicher Ehrgeiz trieb, auszufechten. Wohl war vieles, was die Franzosen in den eroberten Ländern vernichtet, der Erhaltung nicht wert gewesen. Abgestorbene Verhältnisse waren geschont worden; gerade am Rhein zeigte sich die Ohnmacht Deutschlands vor allem, da hier die verschiedensten kleinen Herrschaften mit ihren besonderen Rechten und Ordnungen zusammenliefen. Aber es ist etwas anderes, ob man sich selbst vom unnütz Gewordenen befreit, oder ob ein Fremdling es mit tückischer Gewalt von uns reißt. So aber hatten es die Franzosen gemacht. Sie waren eingedrungen in die deutschen Lande, hatten das deutsche Regiment dort gestürzt, vieles Unhaltbare, vieles, das sich überlebt hatte, beseitigt, aber damit zugleich auch vieles Liebgewordene, daran das Herz des Volkes hing. Und damit gingen harte Bedrückungen Hand in Hand. Die schweren Steuern, die harten Kriegslasten, die Aushebung der jungen, waffenfähigen Mannschaft zu nie enden wollenden Kriegen, die Quälereien der Polizei und anderes erbitterten die Herzen vieler Deutschen auf das tiefste. Wir sagen v i e l e r Deutschen; denn tieftraurig war es, daß auch wieder viele Hohe und Niedere der damaligen Zeit sich willig unter die Fesseln beugten, die ihnen angelegt waren. Ein Teil derselben hatte die Hoffnung auf eine bessere Zeit überhaupt aufgegeben; andere wiederum blendete das glänzende Genie Napoleons, welcher der Mann des Jahrhunderts genannt wurde. Mancherlei wohltätige Einrichtungen hatte Napoleon in den unterworfenen Landen geschaffen, mancher Willkürherrschaft, den Fronen, der Rechtsungleichheit ein Ende gemacht; so vergaß man darüber der Willkürherrschaft, welche der Fremde auf den deutschen Nacken gelegt. Die französische Herrschaft hatte unter den Deutschen immer noch ihre Freunde. Selbst der edle Johannes von Müller rühmte Napoleon als den, „vor dem die Welt schweigt, weil Gott die Welt in seine Hände gegeben," und Goethe sprach es aus gegenüber den freiheitlichen Bestrebungen wahrer Deutschen: „Ja, schüttelt nur an euren Ketten! Der Mann ist euch zu groß; ihr werdet sie nicht zerbrechen, sondern sie nur noch tiefer ins Fleisch ziehen."

Kaum irgendwo zeigte sich aber die Erniedrigung Deutschlands greller, als am Rhein, auf dessen linker Seite die Franzosen offen herrschten, während auf der rechten Seite den alten Fürsten noch ein Scheinregiment, dem Volke ein Schatten der alten Freiheit geblieben war, an dem Rhein, dem vielbesungenen Strom der Freiheit.

In jener Zeit deutscher Schmach lag im Lahntal, unweit des Einflusses der Lahn in den Rhein, ein kleines Landgut. Das schöne, zweistöckige Wohnhaus war dem Flusse zugewandt, und um es lag, mehrere Morgen groß, der Hauptteil des zu dem Hofe gehörenden Gutes. Wir können auch sagen, der beste Teil. Der Boden in der Niederung war an und für sich gut, und die zeitweisen Ueberschwemmungen der Lahn konnten seine natürliche Fruchtbarkeit nur erhöhen. Da wogten reiche Fruchtfelder, und edle Obstbäume boten ihre erquickenden Früchte dar. War das ein friedlicher Anblick, so ruhte das Auge vor allem mit Wohlgefallen auf den Gebäulichkeiten. Nicht daß sie groß und sehr umfangreich gewesen wären; aber sie boten einen gar freundlichen, traulichen Anblick. Die Vorderseite des langen Wohnhauses umschlang, ein Bild des Friedens, der Weinstock, und nebenan breitete sich, erquickenden Schatten bietend, eine alte weitästige Linde aus. Seitwärts schlossen sich die Oekonomiegebäude an, weite Scheunen mit Fruchtspeichern und Stallungen für das Vieh.

An dem Tage, an dem unsere Erzählung beginnt, schien vor allem der ganze Zauber landschaftlicher Schönheit auf diesem kleinen Fleckchen Land ausgegossen zu sein. Hell strahlte die Lenzessonne auf das friedliche Heim hin. Die Vöglein sangen ihre Morgenlieder in den Zweigen der zumteil mit reichen Blüten geschmückten Bäume, und dazwischen flüsterte der Wind, der durch die gelben Rapsfelder strich und liebliche Düfte von ihnen davontrug.

Auf der Bank unter der Linde am Hause saß ein Greis in militärischer Haltung mit weißem Schnurrbart, einen Krückstock neben sich; vor der Türe des Hauses aber stand eine liebliche Jungfrau von etwa 22 Jahren, blonden Haares, auf dem Angesichte gepaart sinnenden Ernst mit fröhlicher Heiterkeit, das echte Bild einer deutschen Jungfrau. Eine Schar von Hühnern war um sie gesammelt und las emsig den goldenen Weizen auf, den sie mit offener Hand ausstreute. „Sieh, Großvater," so sprach sie zu dem Greise, „wie zutraulich die Hühner schon gegen mich sind; vor 4 Wochen, als ich kam, flohen sie vor mir, jetzt aber kennen sie mich und fressen mir zum Teil schon aus der Hand." Sie beugte sich bei diesen Worten nieder, um den Hühnern, die das Dargereichte verzehrt hatten, noch einige Körner aus ihrer Schürze zu reichen und den Hahn zu streicheln.

Wohlgefällig schaute der Alte auf das schlanke Mädchen hin, das sich jetzt neben ihn auf die Ruhebank niederließ. „Es wird einsamer bei mir werden, wenn du wieder weggehst," sprach er. „Hätte wohl gewünscht, daß du noch länger hier hättest weilen können; es ist doch ein anderes Leben hier auf dem Lande, als bei euch in der Stadt. Ich habe auch früher lange in der Stadt gelebt, in Berlin und Potsdam habe ich das städtische Tun und Treiben kennen gelernt; aber die Neigung zum ländlichen Leben, die mir vom Elternhause her noch anklebt, konnte in mir nicht erlöschen. Als ich zum Dienst meines Königs nicht mehr taugte und hier dieses Anwesen sich mir öffnete, da meine liebe, nun auch entschlafene Tochter Witwe ward und meines Beistandes bedurfte, da habe ich mich nicht lange besonnen und mich auf dem Lande angesiedelt, und nie habe ich es zu bereuen gehabt. Freilich," so fuhr er grollend fort, „hätte ich nie gedacht, daß die Freuden des Alters dem greisen Rittmeister Peter durch diese Malefiz-Franzosen noch so gestört würden, wie es jetzt geschehen."

Das Mädchen seufzte bei diesen Worten leise auf. „Ja, die Franzosen! Welches Elend und welche Not bringen sie überallhin!"

Der Alte sah sie von der Seite scharf an und fuhr fort: „Es ist auch wohl nicht nur die Not des Vaterlandes, die dir auf dem Herzen liegt und dich bekümmert. Weiß schon, daß du an die Pläne der Deinen denkst, dich mit dem schuftigen Geffroy, dem Zollbeamten, oder, wie sie ihn jetzt heißen, dem Douaneninspektor zu vermählen. Wollte früher nicht davon sprechen, um dir nicht die Tage hier zu trüben; aber jetzt, da du bald von hier weggehst, will ich doch nicht schweigen. Siehe, mein Kind, ich habe es immer festgehalten, daß des Kindes erste Tugend der Gehorsam ist; meine Kinder haben sich nicht in den Brautstand begeben, ohne vorher mit den Eltern gesprochen zu haben. Aber wenn dein Vater und dein Bruder sich verblenden lassen von dem fremdländischen Tand und von dem herbeigestohlenen Reichtum dieser schurkischen Franzosen, wenn sie den Hexentanz um das goldene Kalb in Paris, das jetzt von so vielen irregeleiteten Deutschen umschwärmt wird, mitmachen und dich an den von jedem wahren Deutschen verfluchten Welschen geben wollen — Gott verzeihe mir meine Sünde, daß ich so rede von diesen fremden Blutsaugern —, dann halte stand und wehre dich mit allen Mitteln und sage, du wolltest lieber dem ärmsten und geringsten deutschen Handwerker die Hand reichen, als einem dieser hergelaufenen Buben. Herrgott, es wird die Zeit noch kommen, wo wir sie aus dem Lande treiben, wo auch deinen verblendeten Angehörigen die Augen aufgehen werden." Er stieß bei diesen Worten mit seinem Stock heftig auf den Boden. Das Mädchen weinte still vor sich hin: „Großvater," so sprach sie, „Gott weiß es, was ich schon getan habe, um die Meinen von ihren Plänen abzubringen. Ich habe meinen Vater angefleht, es ist umsonst geblieben. Er ist mir zwar nicht mit Strenge entgegengetreten, aber er erlaubt es dem Franzosen immer und immer wieder, in das Haus zu kommen und mich mit seinen Schmeicheleien zu belästigen. Ich bin dem Geffroy auf all seine Annäherungsversuche fast ungezogen begegnet, in einer Weise, die jeden ehrlichen Bewerber abgeschreckt haben würde, er hat mit süßlichem Lächeln nur erwidert, mein gerades Wesen mache mich ihm nur um so begehrenswerter und lieber. Welche Kämpfe werden mir noch bevorstehen! O, wäre ich tot, mit meiner lieben Mutter gestorben. Seit sie heimgegangen, weiß ich niemand, der mir beistehen kann den Plänen der Meinen gegenüber. Dich, Großvater, achten sie nicht genug; es wäre wohl anders, wenn du mein wirklicher Großvater und nicht meines Vaters Oheim wärest. Sie sagen, du begriffest die neue Zeit nicht, die angebrochen sei, könnest den großen Geist Napoleons und die Wohltaten, der **grande nation** anzugehören, nicht fassen, du meinest, es müsse immer noch alles wie unter dem Krückstock des Alten Fritz gehen." (Forts. f.)

Miszellen.

K. W. **Alte kurtrierische Verordnungen.** Der katholischen Pfarrchronik zu Wehrheim i. Taunus sind folgende Verordnungen des Trierer Erzbischofs Clemens Wenzeslaus entnommen, die er am 13. Dezember 1784 zur gewissenhaften Nachachtung im ganzen Niedererzstifte (das Erzbistum Trier war wegen seiner langgestreckten Lage in ein Ober- und Nieder-Stift geteilt) von Ehrenbreitstein aus bekannt gab.

Betrifft: Mißbräuchliches Verkleiden vor Nikolaus und Weihnachten.

Der fabelhafte und einer vernünftigen Erziehung der Kinder entgegen laufende Gebrauch, welcher an den Vorabenden des hl. Christtag und des Festes des hl. Nikolai durch Verkleidung verschiedener Personen eingerissen ist, wird nach und nach um so unleidlicher, als nebst der Ungereimtheit desselben, manche Schwärmerei und Unsicherheit auf den Straßen daraus entstanden ist. Es ergeht dahero der Gnädigste Befehl seiner Churfürstl. Dhlt in dem ganzen Nieder-Erzstifte dahin bekannt zu machen, daß niemand unter Strafe dergleichen Verkleidung unternehmen oder zugeben, viel weniger die Geistlichkeit von ihren Kirchenparamenten für diesen Mißbrauch etwas leisten sollen. Die Seelsorger haben hierauf besonders zu wachen und die Uebertretter bei der Behörde anzugeben, in der Christenlehre aber sowohl dem bejahrten Volke als der Jugend über diesen Gegenstand und dessen Unzuläßigkeit nach den Begriffen der wahren Religionskenntnis das dienliche zu erkleren.

Ehrenbreitstein, den 13. Dezember 1784.

Betrifft: Abstellung der Schwelgereien bei Hochzeiten und Kindtaufen sowie sonstige ärgerliche Gebräuche.

Ob zwar unterm 31. Mai 1765 den in Unsern Churlanden damals schon eingerissenen verschiedenen Schwelgereien einige Schranken gesetzet werden sollten, so haben wir jedennoch zu Unserem größten Mißfallen wahrnehmen müssen, daß dieser heilsamen Verordnung keineswegs nachgelebet worden, sondern, daß zumal bei Hochzeiten und bei Kindtaufen die Schwelgereien dermaßen Ueberhand genommen, daß daraus nicht nur ein ganz übermäßiger Aufwand öfter zur größten Bedrückung der Neuvermählten selbst sowohl, als auch vieler andern entstanden, sondern auch solche unvernünftigen Gebräuche eingeführet worden, die wider alle guten Sitten anstoßen, welchem Unwesen dann wir zu zusehen länger nicht gewillt sind, sondern wollen und befehlen:

1. daß vor und bei Hochzeiten und Hillig aller Aufzug über die Straßen und zur Kirche mit Musikanten, sowie alles Lärmen und Tumultuiren, besonders aber das Schießen bei diesen Gelegenheiten unter Strafe eines Goldgulden von jedem dawider Handelnden ein für alle mal, weniger nicht unter nähmlicher Strafe alles Zechen und Schwelchen bei dem Handreiche versprechen, Bargel oder Hillig angestellet.

2. Daß ohne Ausnahme der Würde oder Standes die ganze Hochzeit in einem Tage sich endigen solle und dieses zwar unter Strafe von sechs Goldgulden, welche halb dem Anbringer mit Verschweigung seines Namens und halb der Kasse anheimfallen.

3. Werden die höchst verderblichen sogenannten Geschenk-Hochzeiten sowie alle Geschenke bei Heirath und Hillig gänzlich und unter arbitrarischer Strafe untersagt.

4. Wird der unleidliche Mißbrauch, daß in gewissen Gegenden Unserer Churländer die Taufpathen sogar genöthigt sind, die Nachbarsweiber in den Wirthshäusern zu bewirthen, wodurch dann geschehen, daß oft die Neugebohrenen Kinder halb Tage lang in den Wirthshäusern liegen geblieben, als eine ungebührliche und in allem Betracht ärgerliche Gewohnheit unter 4 Goldgulden Strafe, sowie aller Dankwein, Geschenke und dergl. andurch abgestellet, hinführo aber soll die, allein auf den Tag der auf Kosten der Kindbetterin nach der Kindtaufe in derlichkeit nur mit Beiziehung höchstens 4 Nachbarsweiber auf Kosten der Kindbetterin nach der Kindtaufe in derselben Behausung und nirgendwo anderst gehalten werden.

Wir befehlen sowohl sämtlich Unsern Amtleuten und Stadträthen auf diese Unsere Verordnung festzuhalten, auch die Uebertretter von Amtswegen zu inquiriren und die verwirkte Strafe alsobald einzukassiren, auch alle andere Mißbräuche, als das sogenannte Einlösen der Braut, Fang mit Bändern, Rechtfordern, jene ärgerlichen Sprüche vor und nach der Verbindung, nebst andern dahier nicht bemerkten und Uns unbekannt gebliebenen Mißbräuche vonselbsten abzustellen.

Ehrenbreitstein, den 13. Dezember 1784.

A. L. **Rechnung des Stadtgerichtsschöffen Reinhard Falk(en)s zu Königstein vom Jahre 1638.** (Aus dem Königsteiner Gerichtsbuch.)

Ausgabe-Geld.

1 fl. vor Bier als die Burgerschaft die Osterfladen verzehrt.
1 fl. 2 Albus dem Schultheißen von Ruppertshain vor 4 Maas Wein und ein Laib Brot wegen ihrer genossenen Weid.
1 fl. 15 Albus dem Oberpförtner zuschuß.
1 fl. 15 Albus desgleichen dem Unterpförtner zuschuß.
3 fl. kostet die Auver (Uhr) auszubutzen.
26 Albus ist mit dem Auvermacher verzehrt worden und vor eine Meß Kohlen.
4 Albus vor Baumöl und Licht als die Auver ausgebutzt worden.
2 fl. dem Maurer vor die beiten Antauchen am Brunnen zu machen.
1 fl. 13 Albus zur unterschiedlichen mahlen mit dem Schultheißen von Born (Schloßborn), verzehrt als derselbe zu unschcidene Zeiten in gemeine Beschwerungs- und Freiheitssachen zu schreiben und zu ordnen erfordert worden.
10 fl. ermelten Schultheißen vor sein Lohn und daß er auch in andern Bürgerlichen Sachen dieses Jahr bei Gericht geschrieben.
10 Albus dem Schulmeister vor etliche Marksachen abzuschreiben.
4 Heller vor Nägel zum Auverschrank.
1 fl. 24 Albus dem Schmidt vor die Kellerthür am Rathhaus zu beschlagen sammt andere Arbeit.
8 Albus dem Zimmermann vor Arbeit an gemelter Thür.
24 Albus vor 2 Sechter Salz vor die Gemeindeochsen.
2 fl. hat Christophel Wiedenkind wegen erkaufftem Obst, ferner an Abschlag des ihm verbliebenen Rest einbehalten.
2 fl. Nikolaus Hiberthie geben so ihm der Herr Forstmeister wegen des Stauffens Etwas zur Verehrung vorstellet.
6 fl. vor Licht und Oehl von Katharina biß uff St. Petry uff das Schloß zu liefern.
1 fl. 15 Albus Michael Flicken wegen der Auver so ihm dieses Jahr addirt worden.
7 Albus 4 Heller ihm mehr vom Rathhaus zu säubern.
2 fl. Friedrich Rühl vom Brunnen.
2 fl. 5 Albus Hans Peter Spengler so addirt 1635 zu gemeine Auslage bei ihm entlohnt worden.
3 fl. 7½ Albus Michael Brombach uff sein alte Regreß so ihm in seine Bürgermeister-Rechnung geblieben laut Quittung.
5 fl. 26 Albus 2 Heller vor Licht und Oehl uff das Schloß von Petry 1638 bis uff St. Urban laut Zettels Kaspar Kreiner und Hans Reiffenberg.
2 fl. vor Fuhrleut, welche 4 Tag gemeine Dienst geleistet, jeden Tag 15 Albus alter Brauch.
20 Albus vor Holz so durchs Jahr uff dem Rathhaus verbraucht werden.
14 Albus vor Papier so ebenmäßig durchs Jahr zum Schreiben verbraucht.
12½ Albus haben am gesetzten Wächtergeld uff Petry nitt erhoben werden können, derentwegen selbige zugelegt und hiermit zur Ausgabe gebracht werden.
9 fl. 29 Albus 4 Heller bei befürderen(?) Bürgerlichen Freiheiten und Abnehmung eingetrungenen Beschwerden unterschiedlich ausgelegt.
1 fl. kostet diese Rechnung zu stellen und doppelt abzuschreiben.
7 Albus 4 Heller kostet diese Rechnung bei hohem Oberamt zu justificiren.

Summa der Ausgaben 104 fl. 6 Heller.

Actum am 15. August 1638.

Abgehört und eingetragen im Gerichtsbuch am 25. August 1640.

Königliches Theater zu Wiesbaden.

Die letzten Wochen des alten Jahres brachten keine Neuheiten oder Neueinstudierungen. Auffällig war die Erscheinung, daß die Aufführungen in letzter Zeit meist Opern waren. Mitunter gab es in einer Woche 5 Opern und 2 Schauspiele. Wir verkennen nicht den überaus erhabenen Genuß, den die Musik bereitet, und den immensen Einfluß auf das Gemütsleben. Aber wir meinen doch, in Wiesbaden würde hierin des Guten zuviel getan. Wir haben 20 Gesangvereine; dazu kommen Künstler- und Dilettantenkonzerte, ferner Kirchenkonzerte, Volkskonzerte, Wohltätigkeitskonzerte, musikalische Veranstaltungen im Kurhause; manchmal sind der verschiedenen Vorführungen vier bis fünf an einem Abend oder Tage! Und nun will das Theater auch fast nur Musik bieten! Das Theater soll erziehen, nicht nur durch die Musik, sondern auch durch das Schauspiel. Unser größter Dramatiker hat die Schaubühne eine moralische Bildungsanstalt genannte; auf seine Stimme sollen wir hören.

Der Neujahrswunsch, der hier öffentlich an die hochgeehrte Königliche Intendantur gerichtet wird, ist: sie möge die übertriebene Musikschwärmerei zu Wiesbaden nicht noch fördern. Es hat sich bei „Wallenstein" und „Tell" kurz hintereinander gezeigt, daß das Publikum doch noch Interesse für klassische Stücke hat. Wir machen den Vorschlag: Man gebe das ganze Jahr hindurch außer den Volksvorstellungen jede Woche ein klassisches oder nachklassisches Stück zu kleinen Preisen, aber jede Woche ein anderes; — die Intendantur hat ihrer ja eine Menge in jeder Beziehung fix und fertig auf Lager, und es werden also weder an die Kasse, noch an die Regie, noch an die Künstler Ansprüche gestellt. Wir sind überzeugt, das Publikum gewöhnt sich dann, wenn Veränderung geboten wird, wieder allmählich in die klassischen Stücke hinein; ja es wird sogar mehr nach ihnen verlangen, und man wird ihm mehr bieten können. Zum andern wäre vielleicht abzuwechseln: eine Woche 4 Opern, 3 Schauspiele, die andere: 4 Schauspiele, 3 Opern u. s. w. Dies ist nicht nur der Wunsch des Herausgebers, sondern einer ganzen Menge ihm Gleichgesinnter, denen die Bildung des Geschmackes am Herzen liegt. Ueber dem modernen Genre, das meist auf Unterhaltung und Erheiterung abzielt, sollte man, wie gesagt, die erziehenden, Geist und Gemüt bildenden, ewig jungen Dramen unserer großen Dichter: Shakespeare, Lessing, Goethe, Schiller, Kleist, Grillparzer, Gutzkow, Hebbel, Ludwig u. a. nicht vergessen.

Der Bassist, Herr Schwegler, eine der festesten Stützen unseres Opernensembles, ist auf eine weitere Reihe von Jahren engagiert worden.

Literatur.

* **Karl Stelter.** Erlebnisse eines Achtzigjährigen. 259 S. Pr. 4 Mk. Elberfeld, Baedekersche Buchhandlung. — Das in unserem Artikel über den Dichter in Nr. 24 v. J. angekündigte Buch Stelters liegt uns nun vor. Wenn man sagt, daß nur Memoiren von „allerersten Größen" Interesse für die Allgemeinheit besitzen, so ist das nicht richtig. Es kommt auf die Persönlichkeit an. Stelter hat nie einen Anspruch darauf gemacht, unter jene allerersten Größen gerechnet zu werden; aber er hat mit berechtigtem Stolze verlangt, unter die Hervorragenden gezählt zu werden, weil er dazu gehört. Und wenn er bescheiden sagt, daß er nur im Nebenberufe Dichter war, die Literaturgeschichte und die Lexika haben ihn verzeichnet. Ein Mann, der den Goetheschen Ausspruch, „Mensch sein, heißt Kämpfer sein," an sich bewahrheitet hat, der auf merkwürdigen Bahnen kreuz und quer durchs Leben wandelte, der aus geringen Verhältnissen sich also aufschwang: ein Autodidakt, der die „Zünftigen" zur Anerkennung seiner Leistungen zwang, er darf Memoiren schreiben und erwarten, daß sie gelesen werden. In leichtem Plauderton unter Abstreifung der Fesseln gezierter Redeweise, erzählend wie er's gewohnt, humorvoll und an ernsten Stellen ohne herbe Schicksalsanklage, aufrichtig bis zum Exzeß, läßt er sein bewegtes Leben vor uns vorübergleiten. Hochinteressante kulturgeschichtliche Ausschnitte der Vergangenheit bieten sich uns dar, manche im öffentlichen Leben hervorgetretene Person wird in kurzen Strichen treffend charakterisiert, manch geläutertes Urteil abgegeben. Möchten sich recht viele an diesem trefflichen Buche des greisen Poeten, des letzten noch lebenden der eigentlichen „Wuppertaler Dichtergruppe" (Rittershaus, Roeber, Schults, Siebel und Stelter) erbauen.

* **Erlebt, — erwandert.** III. Blicke auf die Entstehung der Ostmark und Karl der Große als Neubegründer des deutschen Volkstums. Von Dr. A. von Peez. 172 S. Wien, K. Konegen. — Der Verfasser (Sohn des Begründers der Trinkkur zu Wiesbaden) hat sich mit Vorliebe ethnologischen Studien hingegeben; er hat namentlich der Erforschung der deutschen Vorzeit die größte Aufmerksamkeit gewidmet. Seine nicht durch die Philologenbrille blickenden Augen, denen aber die kritische Schärfe dennoch nicht fehlt, haben manches Neue entdeckt, um das die moderne Forschung sich wohl kümmern darf. Die vorliegende Schrift ist eine geradezu klassische Darstellung der inneren kolonisatorischen Tätigkeit Karls des Großen, zugleich eine gerechte Würdigung von dessen Bestrebungen, die deutschen Stämme zu einem Volke zu verschmelzen, mithin das Deutschtum innerlich stark und dem Ansturm fremder Völker widerstandsfähig zu machen. Leider mißlang das Vorhaben, da die nachfolgenden Kärlinger des großen Kaisers Politik nicht fortsetzten. Durch Dahn u. a. beeinflußt, war auch Schreiber ds. geneigt, Karls Tätigkeit zu unterschätzen. Peez ringt aber durch seine Gegenbeweise hohe Achtung vor Karl als deutschem Manne ab. Jedem, der sich für die Schicksale und den Werdegang unseres Volkes interessiert, sei die gründliche Schrift empfohlen.

Neues aus Nassau.

Emil Dapprich †. Am 25. November v. J. starb zu Milwaukee, der größten Stadt des Staates Wisconsin der nordamerikanischen Union, der Direktor des Nationalen deutsch-amerikanischen Lehrerseminars, Emil Dapprich. Geboren 1842 zu Emmerichenhain und 1860—63 zu Usingen vorgebildet, ging er nach dreijähriger Lehrtätigkeit in Nassau, im Jahre 1866 nach Amerika, wo er alsbald zu Georgetown bei Washington eine deutsche Schule gründete und 1868 an die Zionsschule zu Baltimore berufen wurde. Er bildete sich nebenbei weiter aus, wählte namentlich Naturwissenschaften zu seinem Fachstudium und ging dann 1875 als Hochschullehrer nach Belleville (Illinois), wo er neben seinem Freunde H. Raab, ebenfalls einem Nassauer, wirkte. Nacheinander wurde er Prinzipal der Hochschule zu Belleville, Staatssuperintendent (Schulrat) der öffentlichen Schulen in St. Clair-County, Superintendent in Belleville und 1888 Direktor der Deutsch-englischen Akademie und des Nationalen deutsch-amerikanischen Lehrerseminars zu Milwaukee. Dapprich hat sich in der gesamten amerikanischen Pädagogenwelt einen berühmten Namen gemacht; der Einfluß seiner Methodik wird noch lange nachhaltig sein. Ehre dem Andenken unseres braven Landsmannes.

Der Verein für nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung hat Herrn Friedrich Hottenroth aus Johannisberg beauftragt, ein nassauisches Trachtenbuch zusammenzustellen. Herr Hottenroth bereist das Land, um Stoff zu sammeln, Erkundigungen einzuziehen, Notizen zu machen u. s. w. Wir bitten alle Leser dringend, diesem Herrn, falls er sich ihnen vorstellen sollte, nach Möglichkeit Auskunft zu geben und sein Bemühen zu unterstützen. Ferner ist das Sekretariat des Vereins bereit, Mitteilungen jeder Art, auch Zusendungen von Abbildungen, Bekleidungsstücken u. a. aus alter Zeit, entgegenzunehmen. (Adresse: An das Sekretariat des Altertums-Vereins, Wiesbaden, Friedrichstraße 1.) Die Nachbarn zur Rechten, die Hessen, besitzen schon ein ähnliches Werk; warum sollen wir in Nassau ein solches nicht fertig bringen! Also bitte, mithelfen; die Arbeit muß ein möglichst vollständiges Kunst- und Gedenkwerk werden.

Nunmehr ist auch bei Erbenheim, am Ostausgange des Dorfes, zwischen der Frankfurter und Hochheimer Straße ein Terrain von 229 Morgen für eine Rennbahn von dem Sport-Konsortium

zu Wiesbaden erworben worden. Wo wird nun zuerst gerannt, — bei Bleidenstadt oder Erbenheim?

Ein sogenanntes Gordon-Bennett-Rennen von Automobilen soll in kommendem Frühjahre im Nassauischen stattfinden. Ausgangs- und Endpunkt ist die Saalburg. Von da geht's über Usingen, Weilburg, Heckholzhausen, Limburg, Kirberg, Neuhof, Idstein, Esch, Königstein, Oberursel, Homburg, nach der Saalburg zurück. Damit wird unsern nassauischen Chausseen das höchste Lob ausgestellt. Freilich mögen die Anwohner all der Landstraßen beizeiten Kinder, Hunde und Hinkel dressieren, bezw. salvieren. An 5000 Töff-Töffs und etwa 100 000 Gäste werden erwartet.

Die Eisenbahnstrecke Niederlahnstein-Wiesbaden-Kastel (Nassauische Rheinbahn) soll nun trotzdem und alledem der Direktion Mainz unterstellt, die Einheit der Verwaltung der nassauischen Eisenbahnen also zerstört werden. — Die Bahnstrecke Wiesbaden-Mainz (über die neue Rheinbrücke) wird am **1. April** 1904 eröffnet. Wiesbaden erhält damit eine neue Eisenbahn-Inspektion, gibt aber gleichzeitig eine andere an Limburg ab.

Die Schwanheimer Mainbrücke kommt zustande. Sie soll 400 000 Mark kosten, und die Schwanheimer sagen, sie hätten's dazu.

Der Ruf nach einer Eisenbahnbrücke Rüdesheim-Bingen wird immer lauter und kommt namentlich an nebligen Wintertagen einem Notschrei gleich. Das Trajektboot fährt nicht; die Reisenden müssen mit der Bahn stromab über Koblenz oder stromauf über Mainz ans andere Ufer zu gelangen suchen. So etwas im Zeitalter des Verkehrs!

Durch die Zeitungen ging ein Gerücht, daß bei Hinauslegung der Befestigungen von Mainz auch in der Nähe von Wiesbaden ein Fort errichtet werden solle. Diesem Gerücht wurde offiziell noch nicht widersprochen. Wohin soll dies Fort kommen? Das Terrain bis nach Biebrich hin wird doch einmal städtisches Bauterrain werden.

Das Hofgut Nothgottes bei Rüdesheim, die einstige fromme Klosterstiftung der alten Brömser, zuletzt lange im Besitze der von Zwierleinschen Familie, ist von einer Elberfelder Rentnerin erworben worden, die es zu einem Landsitze umschaffen und möglichst in der alten Architektonik wiederherstellen lassen will.

Am 22. Dezember fand bei Aßmannshausen ein Zusammenstoß zweier Güterzüge statt; 15 Wagen wurden beschädigt, und eine Anzahl Personen kam zu Schaden.

Die Weilburger Kettenbrücke über die Lahn soll zum Fußgängerbetrieb hergerichtet werden.

Nassauische Personalien.

IV. Quartal 1903.

Ernennungen u. a. Polizeiwachtmeister Launspach, Biebrich, z. Polizeikommissar in Griesheim. Reg.-Assessor Dr. Neumeister, Wiesbaden, z. Regierungsrat. Ger.-Aktuar F. Dienstbach, Frankfurt, a. Landgericht Wiesbaden. Schulkandidaten Bernhammer, Zorn; Dieterich, Nauroth; Krimmel, Friedensdorf; Schmidt, Kratzenbach; Spornhauer, Mudenbach; Thome, Weidenhausen; Völker, Niedertiefenbach; Wissenbach, Nister-Möhrendorf; Zimmermann, Madenmühlen; Eschhofen, Roth vorübergehend z. Lehrern. Hilfsförster Betzel, Wiesbaden, z. königl. Förster, Altweilnau. Forstassessor Wachendorff z. Oberförster i. Hahn i. T. Eisenbahnsekretär Schönbach, Wiesbaden, z. Rechnungsrat. Ger.-Assessor Donath, Wiesbaden, a. Hilfsrichter b. Landgericht Limburg. Gymn.-Oberlehrer Dr. Mues, Höchst a. s. n. Unna. Gymn.-Hilfslehrer R. Winderlich, Oldenburg, a. Oberlehrer n. Höchst. Schöffe A. Rau, Wehen, z. Beigeordneten. Schulkandidat Dr. Bieber, Wiesbaden, a. Hilfslehrer a. Gymnasium Limburg. Polizeikanzlisten Imbach und Petermann, Wiesbaden, z. Kanzleisekretären. Oberleutnant Frech, Biebrich, i. d. 37. Inf.-Regt. z. Rawitsch. Regierungsrat Dr. v. Grimm, Wiesbaden, f. Oberpräsidium z. Breslau. Steueraufseher E. Theidel, Delitzsch, n. Biebrich. Postpraktikant Hilf, Aachen, n. Wiesbaden. Ob.-Post-Assistent Hofmann, Limburg, z. Postsekretär. Postmeister Habicht, Königsee, a. s. n. Wiesbaden. Ob.-Tel.-Assistent Hild, Frankfurt a. s. n. Wiesbaden. Postassistent Burhorn, Frankfurt a. s. n. Oberlahnstein. Postassistenten Meimeth u. Stephen, Oberlahnstein, a. s. n. Frankfurt. Tel.-Assistent R. Schneider, Frankfurt, a. Postassistent n. Elfeld. Reg.-Rat Dr. Mackensen, Arnsberg, a. s. n. Wiesbaden. Ger.-Assessoren Schaffner, Wiesbaden, z. Amtsrichter i. Dierdorf u. Schleicher, Wiesbaden a. Amtsgericht das. Ger.-Referendar Spengler, Wiesbaden, z. Assessor. Ger.-Assessor Dr. Ricker, Wiesbaden, z. Hilfsrichter das. Major Hilmar, Kommandeur d. Kadettenhauses Oranienstein, z. Bez.-Kommandeur i. Saargemünd. Major Stenger, z. Kommandeur n. Oranienstein. Justizanwärter Wackermann, Wiesbaden; Hahn, Langenschwalbach; Allendorf, Winkel, z. Aktuaren. Direktor d. höh. Mädchenschule Hofmann, Görlitz, a. s. n. Wiesbaden. Oberstabsarzt Dr. Ferber v. Inf.-Regt. 87, Mainz, a. Kadettenhaus i. Plön. Assistenzarzt Freytag, Wiesbaden, u. Dr. Thywissen, Limburg, z. Oberärzten. G. Plöcker z. Zeichenlehrer d. Gewerbeschule Eppstein. Baugewerkschullehrer Vedder, Höxter, a. s. n. Idstein. Schulvikarin Schreiner, Sossenheim, z. Lehrerin das., Schulkandidatin Urban, Frauenstein, z. Lehrerin i. Villmar. Ger.-Referendar Frhr. v. Manteuffel, Köslin, a. Landgericht Wiesbaden. G.-V.-A. Anwärter Galonske, Wiesbaden, z. Gerichtsvollzieher das. Schulkandidaten E. Cuntz, z. Lehrer i. Merenberg; W. Grün, i. Dreisberg; K. Knauf, i. Heimborn; A. Schauß, i. Waigandshain; Ch. Schneider, i. Günterod; G. Schalk i. Stahlhofen; H. Schumacher i. Pissighofen. Reichsbank-Buchh.-Assistent Schieferdecker, Wiesbaden, z. Bankkassierer. Eis.-Stat.-Aspirant Höhler, Rüdesheim, z. Assistent. Bürgermeister Tyedde, Treptow, a. s. n. Rödelheim. Stadtsekretär Schwinn, Mayen, z. Bürgermeister i. Hachenburg, Lehrer W. Klees, Langenberg, a. s. n. Hohenstein. Reg.-Assessor v. Wittich, Schleswig, a. s. n. Wiesbaden. Dr. med. Oehlemann, Wiesbaden, Dr. med. Brömser, Rüdesheim, Dr. med. Weyher, Hadamar z. Sanitätsräten. Missionar O. Bode, Marburg, z. Pfarrer i. Nordhofen. Ger.-Vollz. Meyer, Barmen, n. Wiesbaden. Oberleutnant a. D. Sames z. Bürgermeister i. Eppstein. Ob.-Tel.-Assistent Engelmann, Rüdesheim, z. Tel.-Revisor i. Wiesbaden. Ger.-Assessor Dr. Fulda, Frankfurt, a. Hilfsrichter n. Elfeld. Ger.-Assessor Dr. v. Roeßler, Wiesbaden, a. Hilfsrichter n. Katzenelnbogen. Beigeordneter Dr. E. Schubert, Mühlheim a. Rh., z. Bürgermeister i. Ems. Major u. Kommandeur d. Unteroffizier-Vorschule Westphal, Weilburg, z. Bat.-Kommandeur d. Inf.-Regt. 50. Hauptmann v. Fumetti, Treptow, z. Kommandeur d. Unteroffizier-Vorschule, Weilburg. Oberleutnant d. R. Siebert, Wiesbaden, z. Hauptmann. Leutnants d. R. v. Brüning, Höchst; Dyckerhoff, Wiesbaden; Dreisbach, Limburg, z. Oberleutnants. Ass.-Arzt d. R. Dr. Freund, Wiesbaden, z. Oberarzt. Stat.-Aspiranten Krämer, Schierstein, u. Köhler, Rüdesheim, z. Eis.-Assistenten. Stat.-Verwalter Schulze, Hitzacker, z. Stat.-Vorsteher i. Biebrich. Stat.-Diätar Lohse, z. Stat.-Assistent. Reg.-Assessor Dr. Krichelsdorff, Kalbe, z. Adlatus d. Landrats i. Homburg. Oberförster Voigt, Hadamar, u. Hünten, Driedorf, z. Forstmeistern. Rechtsanwälte Justizrat Dr. Alberti u. Lotz, Wiesbaden, z. Notaren. Ger.-Assessor Dr. Devin, Homburg, z. Amtsrichter i. Königstein. Pfarrvikar Schneider, Klingelbach, z. 2. Pfarrer i. Usingen. Reg.-Assessor Dr. Stumpff, Wiesbaden, z. Adlatus d. Landrats i. Stallupönen. Reg.-Rat Dr. Lewald, Wiesbaden, z. Oberregierungsrat u. Dirigent i. Polizeipräsidium z. Berlin. Ger.-Assessor Dr. Tho-

mas, Königstein, a. Amtsgericht Wiesbaden. Reg.-Assessor Dr. Quassowski, Rüdesheim, a. d. Oberpräsidium Hannover. K. Grimm, Wiesbaden, z. Dr. phil. (Heidelberg). Reichsbankassessor Behrend, Wiesbaden n. Braunschweig. Eisenb.-Kass.-Kontrolleur Rock Wiesbaden, z. Rechnungsrat. Ger.-Aktuar Vitalowitz, Neuwied, z. Gerichtsschreiber i. Nastätten. Reg.-Bauführer Paehler, Wiesbaden, z. Reg.-Baumeister. Ger.-Assessor Dr. Bertram, Wiesbaden, z. Hilfsrichter i. Wehen. Ger.-Assessor Dr. Spiegel, Wiesbaden, z. Amtsrichter i. Herborn. Mil.-Anwärter Huhn, Wiesbaden, z. Ger.-Vollzieher das. Rektor ter Harden, Schwerte, a. s. n. Ems. Privatdozent Dr. med. Bickel, Göttingen z. Abt.-Vorsteher d. pathol. Instituts, Berlin. Oberleutnant Frhr. von Tautphoeus, Wiesbaden, z. Hauptmann. Unterarzt d. R. Dr. Cahn, Wiesbaden, z. Ass.-Arzt.

Jubiläen u. a. September: 30. Gräfl. eltzscher Verwalter Semler, Elfeld, 80 J., zugl. 65 J. i. D. — Oktober: 1. Postagent K. Geitz, Oranienstein, 25 J. i. A. — (?) Arbeiter M. Dries, Eibingen, 50 J. b. J. B. Sturm, Rüdesheim. — (?) Polizeidiener K. H. Schmidt, Eschbach, 50 J. i. D. — 27. Pfarrer Hummerich, Alsbach, 25 J. a. O. — November: 2. Polizeiinspektor Gehr, Wiesbaden, 25 J. a. O. — 5. Lehrer u. Kirchenrechner P. Kaiser u. Frau, Weiskirchen, diam. Hochzeit. — 11. Postverwalter Bay, Marienberg, 25 J. i. D. — 16. Kurmusiker W. Sadony, Wiesbaden, 25 J. i. A. — 19. Präsident d. großh. luxemb. Finanzkammer, Geh.-Rat. F. Goetz, Biebrich, 25 J. i. lux. D. — Dezember: 1. Küster d. Bonif.-Kirche Wiesbaden, K. Heidecker, 25 J. i. A. — Polizeisergant Ulrich, Ems, 25 J. i. D. — Lehrer Menges, Alsbach, 25 J. a. O. — 2. Musikdirektor J. Beul, des 27. Art.-Regts, Mainz, 25 J. i. A. u. 40 J. i. D. — 7. Bürgermeister a. D. Schlitt, Limburg, 70 J. alt. — 11. Pfarrer Brunn, Rod. a. d. W., 50 J. i. D. — 25. Dichter u. Schriftsteller K. Stelter, Wiesbaden, 80 J. a. — 31. Lehrer Schardt, Eppenrod, 30 J. a. O.

Pensionierungen u. s. w.: Lehrer A. Bach, Fachbach. Bürgermeister Spangenberg, Ems (30 J. i. A. u. 24 a. O.). Stadtverordn.-Vorsteher Direktor Brand, Limburg, niedergel. Rechnungsrat Schönbach, Wiesbaden. Kanzleirat Schmidt, Weilburg. Realgymn.-Oberlehrer Prof. Dr. K. Kühn, Wiesbaden. Notar Justizrat Dr. Brück, Wiesbaden, ausgesch. Amtsanwalt A. Schneider, Wehen, Amt a. Beigeordneter niedergel. Lehrer Oswald, Weinbach, (42 J. i. D., 35 a. O.). Steuereinnehmer Kraut, Hadamar. Steueraufseher W. Runge, Wiesbaden. Gerichtsdiener J. Jung, Idstein. Zeichenlehrer d. Gewerbeschule Plöcker, Eppstein, niedergel. Bergassessor Brand, Limburg (50 J. i. D.). Pfarrer Anthes, Diedenbergen (53 J. i. D. 41 a. O.). Lehrer B. Wehrheim, Niedertiefenbach. Eisenbahnportier Dillmann, Wiesbaden (50 J. i. D.). Hausinspektor Hosseus, Sanatorium Falkenstein, niedergel. Beigeordneter Dr. Thewalt, Königstein, niedergel. Hauptmann d. R. Schlieben, Wiesbaden, Abschied bewilligt.

Todesfälle: September: 18. Oberstleutnant z. D. E. Frhr. v. Normann, Ulm (geb. 1826.) — 30. Musikdirektor F. W. Münch, Wiesbaden (geb. 1837). — Oktober: 2. Sanitätsrat Dr. F. Greiß, Wiesbaden (geb. 1845). — (?) Jüd. Lehrer Blum, Holzhausen ü. d. Aar. — (?) Hauptlehrer Litzinger, Niederhadamar. — 18. Pfarrer E. Anthes, Diedenbergen (geb. 1823, 50 J. i. A., 41 a. O.). — 23. Landstallmeister v. Nathusius, Dillenburg. — 31. Reg.-Sekretär a. D. H. Wilhelmi, Wiesbaden (geb. 1814). — November: 10. Stadtrat a. D. F. Knauer, Wiesbaden (geb. 1832). — 11. Bahnmeister d'Avis, Oberursel. — 15. Rittmeister a. D. O. Freudenberg, Wiesbaden (geb. 1860). — 24. Oberstleutnant A. Musset, Köln, (geb. Wiesbaden 1841). — 25. Seminardirektor E. Dapprich, Milwaukee (geb. 1842 z. Emmerichenhain. — Dezember: 1. Kreisrichter a. D. W. Conrady, Miltenberg (geb. 1829). — 3. Amtsgerichtsrat a. D. J. Faßbender, Wiesbaden (geb. 1824). — 12. Kommerzienrat M. v. Guaita, Kronberg (geb. 1843).

Nassauischer Geschichtskalender.

5. Januar.

1632. Dr. Johannes Goeddaeus stirbt in Marburg. Er hatte vom 10. August 1588 bis 3. Juli 1594 als ordentlicher Professor des Rechts an der Hohen Schule in Herborn gestanden. Er war ebenso ausgezeichnet als Jurist, wie er bescheiden und anspruchslos als Mensch war. Er war am 7. Dezember 1555 zu Schwerte in der Grafschaft Mark geboren.

1816. Das sogenannte Staatsverwaltungsedikt, das die Verwaltung des Gesamtherzogtums regelt, erscheint.

10. Januar.

1538. Graf Ludwig von Nassau, der dritte Sohn Wilhelms des Reichen, wird auf dem Schlosse zu Dillenburg geboren. Zu hoher Geisteskraft gesellte sich bei ihm ein kühner Heldenmut. Er weihte sein Leben dem Kampfe für die Freiheit der Niederlande und fiel für sie am 14. April 1574 auf der Mokerheide. Seine kurze Lebensbahn war mit vielen und großen Taten bezeichnet. Wenn er länger gelebt hätte, wäre ihm Diez, Altweilnau, Wehrheim, Kamberg, Kirberg, Hadamar und Ellar als Erbteil zugefallen.

1837. Der Publizist Johannes Weitzel stirbt. Am 24. Oktober 1771 zu Johannisberg geboren, studierte er in Mainz und Jena, wurde 1799 französischer Kreiskommissar in Germersheim, 1805 Professor am Lyceum zu Mainz, redigierte nebenher nacheinander mehrere Zeitungen und Zeitschriften, trat 1816 als Hofrat in nassauische Dienste und begründete die „Rheinischen Blätter". In der Demagogenzeit, 1819, kalt gestellt, erhielt er bald darauf den Posten eines Landesbibliothekars. Er war ein vielseitiger fruchtbarer Schriftsteller.

15. Januar.

1632. Eine Menge aufrührischer Bauern aus dem Trierischen und Hadamarischen überfällt das Schloß Molsberg. Sie ermordeten großenteils die schwedischen Offiziere von dem Regimente des Grafen Philipp Reinhard von Hohensolms, das darin lag. Unter den Ermordeten befand sich auch Graf Otto Wilhelm von Solms-Lich. Die mit dem Leben Davongekommenen zogen sich nach Hadamar zurück. Schwer hat das hadamarische Land für diese Tat büßen müssen.

1723. Der Kircheninspektor E. G. Hellmund zu Wiesbaden legt daselbst in Gegenwart der Fürstin-Witwe Henriette Dorothea von Nassau-Idstein den Grundstein zum Waisenhause, das nach dem Muster des berühmten pietistischen Waisenhauses zu Halle eingerichtet war. (Das Gebäude hat bis zum Jahre 1899 an der Stelle des h. Akziseamtes gestanden.)

Briefkasten.

Prof. H. in H. Besten Dank. Wird kommen.

R. D. in W. Die beiden Gedichte sind leider nicht verwendbar. Artikel kommt. Wählen Sie, bitte, nächstens eine andere Spitzmarke. Freundlichen Gruß.

K. W. in G. Von beider Art wird einiges kommen. Auch der eine Aufsatz erscheint in Kürze. Die Miszellen sind leider meist als solche etwas zu lang und als Aufsatz zu kurz; deshalb müssen sie auf eine Gelegenheit passen.

R. B. in W. Wir sind mit Ihren Ausführungen einverstanden.

C. D. in D. Dankend erhalten.

Dr. **A. v. P. in W.** Herzlichen Dank für die Widmung des neuen interessanten Elaborats. Das vorige Werk ist, wie Sie sehen, besprochen.

Redaktionsschluß: 24. Dezember.



№ 2. Wiesbaden, den 16. Januar 1904. 5. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20, beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Prinz Wilhelm und die Blumenverkäuferin.

Zum 27. Januar.

I.

In dem Garten blüht der Flieder,
In dem Wald das Maienglöckchen.
Bienen naschen an den Blüten,
Falter auch im bunten Röckchen.

In den maiengrünen Zweigen
Treiben auf und ab die Finken;
Aus den bunten Blumenkelchen
Tausend durst'ge Zecher trinken.

Trinken honigsüßen Nektar
Aus kristallenen Pokalen,
Schlürfen Lebensluft und Labsal
Aus den duftgefüllten Schalen.

Tausend Vögel konzertieren,
Amsel, Star und Fink und Meise
Und die andern, die zurücke
Von der weiten Südlandsreise.

Maienbluft auf Busch und Matten,
Maienbluft und blauer Himmel. —
Auf den Wiesen und im Walde
Froher Menschen bunt' Getümmel.

II.

In den Park von Wilhelmshöhe
Nieder aus dem Habichtswalde
Treten ein zwei rüst'ge Wandrer
Ueber blum'ge Bergeshalde.

Querfeldein sind sie gewandert,
Treffen hier die Straße wieder.
Fern im Westen sinkt die Sonne
Hinter Bergeswipfeln nieder.

Schüchtern spricht sie an ein Mägdlein,
Arm, in abgetrag'nem Röckchen,
Blumen bietet's zum Verkaufe;
Veilchen sind's und Maienglöckchen.

„Nur zehn Pfennig für das Sträußchen!
Bitte schön, doch eins zu kaufen!
Ach, wie bin ich nach den Blumen
Lang im Wald umhergelaufen!

Hab' mit meiner kranken Mutter
Hier den ganzen Tag gesessen;
Ach, und keiner wollt' mich hören!
Ach, und haben nichts zu essen!

Nur ein Sträußchen!" fleht die Kleine,
Fleht mit tränenfeuchtem Blicke.
Auf dem Meilenstein am Wege
Sitzt die Mutter mit der Krücke.

Aus den maiengrünen Wipfeln
Tönen leise Klagelieder,
Und es rötet sich der Himmel,
Und es sinkt die Sonne nieder.

III.

Diese treuen Kinderaugen —
Sollten diese Augen lügen? —
Nimmermehr! Ihr Blick ist Wahrheit.
Herbes Leid spricht aus den Zügen. —

Aus dem duft'gen Blumenkorbe
Nimmt ein Sträußchen sich der eine.
Eine Doppelkrone drückt er
In die zage Hand, die kleine. — —

Tausend Dank sagt ihm das Mägdlein;
Tausend Dank die Mutter stammelt. — —
Und es jubeln, die es sehen,
Groß und klein, die dort versammelt.

Durch die Reihen geht ein Raunen:
„Wilhelm ist's, der Prinz von Preußen
Hurra, hoch!" — Und alles drängt sich
Zu den duft'gen Blumensträußen.

Alle Blumen in dem Körbchen,
Alle, bis zum letzten Stücke,
Veilchen und auch Maienglöckchen,
Sind verkauft im Augenblicke.

Und mit blinkem Gold und Silber
Füllen sich des Mägdleins Hände,
Mögen kaum den Segen fassen. —
Alle Not hat nun ein Ende.

Tausend frohe Vogelstimmen
Schmettern aus den Zweigen nieder.
Maienglöckchen blüh'n im Walde,
Und im Garten blüht der Flieder.

Theodor Krausbauer.

Nassaus Burgen,

ihr Wesen und ihre Bedeutung im Mittelalter.

2) Von R. Bonte. (1. Fortsetzung.)

II. Burg Hohenstein.

Der Ort Hohenstein, nach der neuen Kreisordnung vom 7. Juni 1885 dem Untertaunuskreise des Regierungsbezirks Wiesbaden angehörend, war zu hessischen Zeiten Amtssitz, verlor aber diese Würde später an das aufblühende Langenschwalbach. Seine frühere Bedeutung und vermutlich auch seine Entstehung ist lediglich seiner Burg zuzuschreiben, welche ihn noch jetzt vor anderen ähnlichen Orten des Landes auszeichnet, indem sie ihm alljährlich eine große Anzahl von Touristen und Sommerfrischlern zuführt und ihn im Verein mit seiner anmutigen Lage als einen der schönsten Punkte des lieblichen Aartales erscheinen läßt.

Die Aar, eigentlich Arde nach ihren frühmittelalterlichen Bezeichnungen Ardaha und Arda, entspringt in dem Walddistrikt Galgenküppel, etwa in der Mitte der Luftlinie zwischen den Ortschaften Orlen und Eschenhahn, läuft anfänglich parallel mit der Straße von Neuhof, dem altnassauischen Hofgute nova curia, nach dem Zugmantel und folgt dann in südwestlicher Richtung dem Talzuge, in welchem die Straße von Neuhof über Wehen nach Bleidenstadt und weiter als Aarstraße bis nach Diez führt.

In ihrem oberen Laufe durchquerte sie vor alters die nordwestliche Spitze des Königssondergaues, bildete dann nach Norden abbiegend die Grenze zwischen letzterem und dem linksseitig liegenden Rheingau und trat etwa bei der Michelbacher Hütte in den Niederlahngau ein.

Ungefähr in der Mitte ihres Laufes liegt auf dem linken Ufer, also im ehemaligen Rheingau, der Burgberg von Hohenstein, dessen weit ausragenden Fuß sie im Bogen umfließt. Das Tal wird hier zu einem förmlichen Engpaß, so daß bei dem Bau der Eisenbahn im Jahre 1893 kein Raum für den Bahnkörper zu gewinnen war, sondern die Durchquerung des Burgberges mit einem Tunnel erforderlich wurde.

Jedenfalls war diese Stelle wie geschaffen zur Anlage einer das Tal nach beiden Seiten hin beherrschenden Burg. Die höchste Kuppe des Berges konnte an der Südostseite, wo sie mit dem ansteigenden Gelände zusammenhing, durch einem Halsgraben von mäßiger Länge abgeschnitten werden.

Mächtige Felsbänke, welche die Kuppe krönten, lieferten die erhöhte Basis für das Kernwerk der Burg und das Steinmaterial für die gewaltige Mauermasse des Bauwerks. Die steil abhängenden übrigen Seiten des Burgberges boten sichern Schutz gegen einen Sturmangriff und konnten mit leichter Mühe gegen einzelne verwegene Bergsteiger verteidigt werden, welche etwa hier hinaufzudringen versuchten. Ein im Norden vorliegendes Plateau des Bergausläufers, welches dem Angreifer Logements bieten konnte, wurde durch die Vasallenburg Greifenstein als Vorwerk genügend beherrscht.

Auf der höchsten Felsstufe des Burgterrains lag die Wohnburg, durch starke Mauern und natürliche Felsen auf allen Seiten verteidigt und gegen die Wurfgeschosse der Angreifer gedeckt. Ein tiefer liegender weiter Torzwinger unterstützte Abwehr und Angriff der Besatzung, und die gewaltigen Wehrmauern und Türme der Vorburg, welche die tiefste Stelle der Burg einnahm, setzten dem Angreifer ein weiteres, mit Waffengewalt allein kaum einzunehmendes Bollwerk entgegen. —

Für das bessere Verständnis der nun eingehend zu beschreibenden sehr komplizierten Burganlage wird der beigefügte Grundriß der letztern unsern Lesern eine willkommene Erleichterung gewähren. Die in demselben enthaltenen Pfeile deuten den Weg an, welcher bei einer Besichtigung der Ruine zweckmäßig genommen wird; für die vorliegende Darstellung erscheint es aber vorteilhafter und gewissermaßen logischer, die Teile des Bauwerks nicht nach Art eines Führers in der Reihenfolge zu beschreiben, wie sie bei einem Besuche der Burg in Erscheinung treten, sondern mit dem wichtigsten Kernwerk der Verteidigungsanlage zu beginnen.

Als solches stellt sich der große Hauptturm H mit der nordwestlich anschließenden starken Mauer G und dem diese begrenzenden Treppenturm J im Grundrisse dar.

Dieses ganz eigenartige Verteidigungswerk zeugt von der Geschicklichkeit der Burgenbaumeister, die Formation des Bauterrains in zweckentsprechender und ökonomischer Weise für ihre Anlagen auszunutzen. Ein die höchste Kuppe des Bauterrains bildendes breiteres Felsmassiv bot wie gewöhnlich (vergl. w. v.) das natürliche Fundament für den großen Wartturm (den letzten Rückzugsbau einer Burganlage), und eine schmale hohe Fortsetzung dieses Felsens wurde zur Herstellung der Mauer G benutzt, welche zum größeren Teile aus gewachsenem Felsen besteht.

Mit dieser gewaltigen Schild- und Wehrmauer war nicht nur eine vorzügliche Deckung für die auf dem nordöstlich von ihr sich ausbreitenden Plateau vorgesehenen Wohngebäude, sondern auch ein erhöhter und verteidigungsfähiger Uebergang geschaffen, welcher den als Rückzugsbau dienenden Hauptturm H mit dem Treppenturm J und den

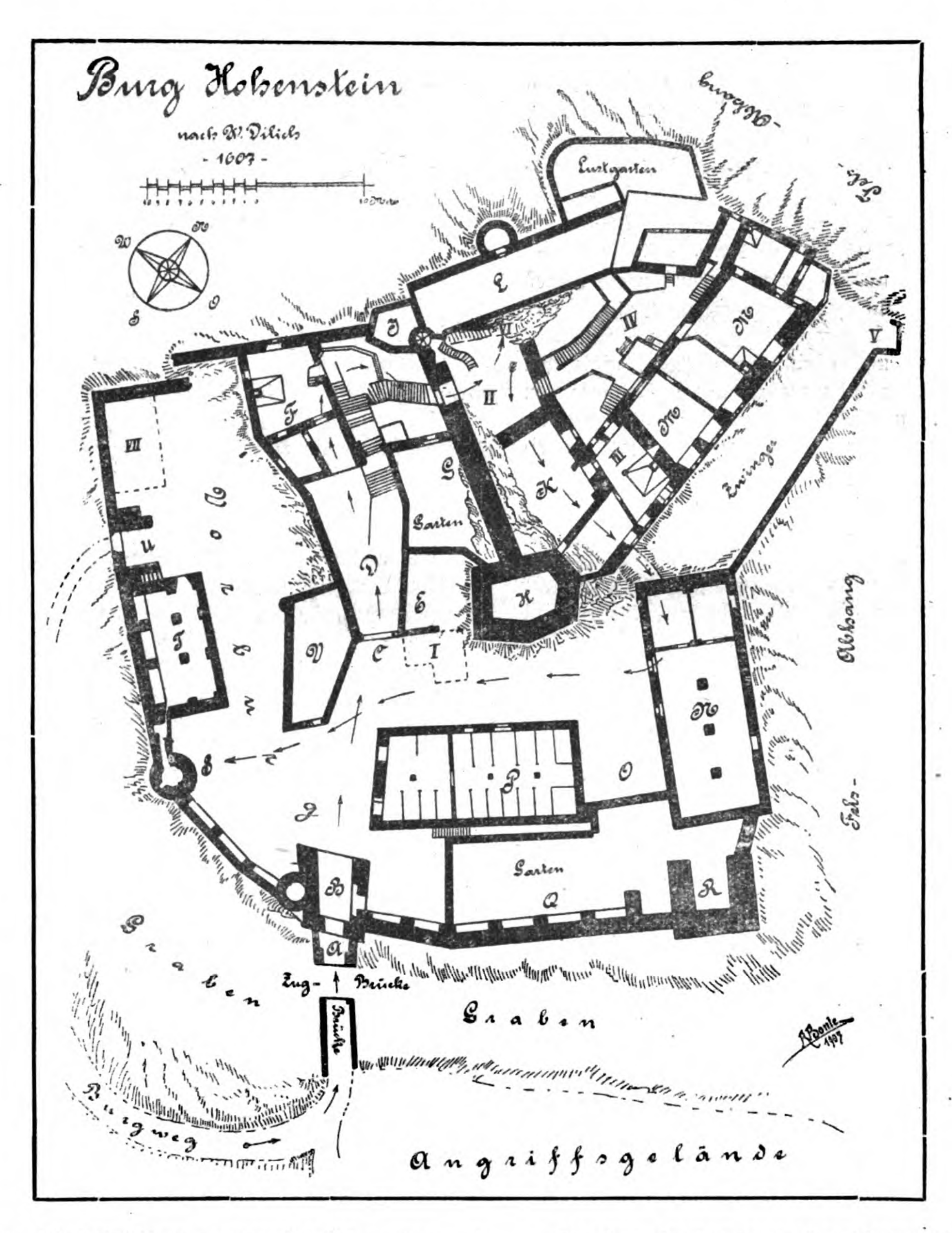
diesem anliegenden Wohngebäuden L in unmittelbare Verbindung brachte.

Der Hauptturm H besteht nur aus einem unteren und einem oberen Geschoß. Seine Grundrißform bildet an der Basis ein Sechseck, welches aber nach oben zu in ein Fünfeck übergeht.

Der untere 16 m hohe Teil enthält, wie üblich, das sogenannte Verlies, welches jetzt größtenteils verschüttet und durch Anbringung eines Fahnenmastes in der Einsteigöffnung unzugänglich geworden ist.

Der obere Teil bildet das Eingangs- und Wohngeschoß des Turmes. Die Tür zu demselben liegt 3,60 m über dem Wehrgange der erwähnten Schildmauer und wurde von letzterem aus mittelst einer Leiter erreicht, die jetzt durch eine Seitentreppe ersetzt worden ist, auf welcher der Besucher bequem in das Turmgeschoß gelangt. Dasselbe ist in seinen Umfassungswänden mit Fenstern, Schießscharten und einer Gußöffnung versehen.

Der das Nordwestende der Mauer G flankierende fünfeckige Turm J enthielt drei übereinanderliegende



(Erklärungen zum Grundriß.)

A Vorbau (Vortor), welcher durch die aufgezogene Zugbrücke geschlossen wurde, B Torturm mit dem 1. Eingangstor, C 2. Eingangstor (rechts daneben das jetzige Restaurationshäuschen I.), D Torzwinger, E Portenhaus, F Dienstwohnung des Amtskellers, G Innere Schild- und Wehrmauer, H Hauptturm, J Treppenturm, K Küchenräume (daneben der Herdraum III), L Felsenplateau, auf welchem die „Fürstengemächer" lagen (rechts daneben Kellerräume, über welchem sich der Eßsaal und die Frauengemächer befanden), M Wohnzimmer; darüber lag der Große Saal, N Kuhstall, O Dungstätte, P Marstall, Q Aeußere Schildmauer, R Turm, S Mägdeturm, T Kornspeicher, U Torbau, V Kuhstall, II und IV Höfe der Wohnburg, V Bastei am Zwinger, VII Neueres Stallgebäude.

Geschosse, von denen das mittlere eine Balkendecke, die übrigen Kreuzgewölbe trugen.

In der Ostecke des Turmes nach dem Burghofe zu lag die Wendeltreppe, deren Eingangstür aus unsern Lesern bekannten Gründen 5 m hoch über dem Hofpflaster angeordnet war. Sie führte bis in das Dachgeschoß, bezw. auf die frühere Wehrplatte des Turmes, und bildete den Aufgang zu dem Felsen L, sowie zu der großen Verbindungsmauer G und dem Hauptturme H. Die erwähnte Verbindungsmauer begrenzt, wie aus dem Plane ersichtlich, im Südwesten den Teil des Burgterrains, welcher die eigentliche Wohnburg, also auch die sogenannten Palasräume enthielt, und eine dreieckige Form besitzt. Die östliche Seite dieses Dreiecks war durch sehr steile, stellenweise fast senkrechte Abhänge gegen den feindlichen Angriff gesichert und außerdem noch durch einen tiefer liegenden Verteidigungszwinger verstärkt, welcher etwa 8 m vor der östlichen Palaswand hinzog. Wir haben uns diesen Zwingerraum übrigens nicht als eine mehr oder minder ebene Fläche, sondern als schräg ansteigenden Felsen vorzustellen, von welchem nur ein schmaler Gang hinter der Wehrmauer abgearbeitet war. Von dieser nach Süden hin, an der Berglehne hinauf- und an der Nordecke des Kuhstalles N anlaufenden Mauer ist nur noch der basteiartige Vorsprung erhalten, welcher im Plane mit V bezeichnet ist.

Die nordwestliche, etwas ausgebogene Seite des Dreiecks der Wohnburg war ebenfalls durch steile Abhänge gesichert. Aber auch hier war ein Zwinger angeordnet, welcher bei den Erneuerungs- und Verschönerungsarbeiten im 16. Jahrhundert in einen Lustgarten umgewandelt wurde, wie solches auch öfters bei andern Burgen geschehen ist.

Von diesem Zwinger ist jetzt keine Spur mehr vorhanden; auch das Felsplateau desselben ist abgestürzt und zerklüftet, so daß man ohne Dilichs Zeichnungen nur im Hinblick auf die hier vorliegende Vasallenburg Greifenstein die Existenz eines solchen Zwingers als wahrscheinlich vermuten würde. Demselben fiel offenbar die Aufgabe zu, von einem niedrigeren Standpunkte die von der Greifensteiner Besatzung ausgehenden Operationen zu unterstützen.

Es ist nun interessant, zu beobachten, in welcher Weise diese Baulichkeiten für die Bedürfnisse späterer Zeiten ausgenutzt und verändert worden sind. Das erste, was in dieser Beziehung auffällt, ist die große Freitreppe, welche mitten im inneren Burghofe (IV) zu den Gebäuden auf dem Felsplateau L hinaufführt, ganz offenbar eine Bequemlichkeitseinrichtung aus der Zeit der Renovation durch den Landgrafen Moritz. Diese imposante Treppe von 30 Stufen, welche auf einem hohem Bogen ruhten, war in früherer Zeit keinesfalls vorhanden. Die auf dem Felsplateau etwa befindlichen Gebäude waren auf der Treppe des Turmes J und vielleicht auch noch durch eine bewegliche Holztreppe vom Burghofe zugänglich. Aber Moritz hatte mit Recht erkannt, daß auf dem hohen, die beiden Burghöfe beherrschenden Felsen wohl am lustigsten zu hausen sei, und damit war eine bequeme und repräsentative Treppe zum Hauptefordernis geworden, welche dem Burgherrn einen direkten Aufgang in seine Privatgemächer ermöglichte. Daß durch diese Freitreppe der an sich schon nicht große innere Burghof erheblich verkleinert wurde, scheint nicht zu Bedenken Veranlassung gegeben zu haben. Man gelangte über diese Treppe durch eine Spitzbogentüre zunächst in einen Vorplatz und von diesem in den „Eßsaal", unter dem sich ein in den Felsen gehauener Keller befand, der durch ein Fenster in der massiven hofseitigen Wand genügend erhellt wurde und jedenfalls die Wein- und Küchenvorräte für die fürstliche Tafel barg. In den Felseinschnitt, dessen Wände diesen Keller an zwei Seiten begrenzten, ist jetzt eine offene Halle eingebaut.

Der Eßsaal war nach dem Burghofe zu durch eine massive Wand abgeschlossen, welche einen Kamin, aber keine Fenster enthielt, dagegen waren an der gegenüberliegenden aus Fachwerk bestehenden Längswand nicht weniger als 7 dicht nebeneinanderliegende Fenster, sowie eine in den Lustgarten führende Tür angebracht und damit für die Erhellung des auch sonst mit fürstlicher Pracht ausgestatteten Raumes mehr wie ausreichend gesorgt.

Es mochte sich hier wohl recht behaglich tafeln und bechern lassen, wenn das Rot der sinkenden Sonne — durch die runden Butzenscheiben vielfach gebrochen — den Saal mit magischem Schimmer erfüllte und funkelnde Reflexe auf dem silbernen Tafelgeschirr aufblitzen ließ, oder wenn milde Abendkühle und Blumenduft vom Lustgarten her in die geöffneten Fenster hineinquollen, und wie ein Märchen aus schöner Zeit mag oft die Erinnerung an solche auf der Burg Hohenstein verlebte Sommerabende den Landgrafen Moritz in späteren schweren Jahren seiner Regierung angemutet haben. —

Der Eßsaal war nicht groß, bot aber bei einer Länge und Breite von etwa 8 und 5,5 m hinlänglichen Raum für die fürstliche Familie und einige höhere Hofchargen.

Uebrigens war man ja hier nicht in der Residenz, sondern auf dem Lande, in der Sommerfrische und fand sich gern in kleine Beschränkungen dieser Art, welche durch den genußreichen Aufenthalt in der schönen Natur reichlich aufgewogen wurden.

Die Speisen für diese engere Hoftafel wurden in einem besonderen Küchenraume zubereitet, welcher neben dem Eßsaal und von diesem nur durch einen schmalen Vorraum getrennt für diesen Zweck eingerichtet war.

Für das zahlreiche Gefolge stand der „Große Saal" des ursprünglichen Palasgebäudes zur Verfügung.

Ueber dem Eßsaal lagen die „Frauenzimmer", zwei mäßig große Räume, und neben diesen, direkt auf dem höheren Teile des Felsens L die „Fürstenzimmer; zwischen beiden befand sich ein Vorplatz mit angebautem Belvedere oder Lusthäuschen, wie man es damals nannte, von dem eine Treppe in den Garten führte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ergebnisse der Volkszählung vom 1. Dezember 1900

für den Regierungsbezirk Wiesbaden.

2) Von Valentin Wollweber. (1. Fortsetzung.)

Für die 18 Kreise unseres Regierungsbezirks ist die Bevölkerungsbewegung in folgender Uebersicht zusammengestellt:

Kreis	Einwohner		Zu- oder Abgänge	in Prozent.
Biedenkopf	43 674	=	+ 1536	+ 3,6
Dill	44 075	=	+ 3023	+ 7,4
Oberwesterwald	24 380	=	+ 538	+ 2,3
Westerburg	28 119	=	— 261	— 0,9
Unterwesterwald	45 377	=	+ 4638	+ 11,4
Oberlahn	39 550	=	+ 640	+ 1,6
Limburg	49 997	=	+ 1449	+ 3
Unterlahn	44 359	=	+ 668	+ 1,5
Sankt Goarshausen	42 282	=	+ 2463	+ 6,2
Rheingau	36 691	=	+ 1607	+ 4,5
Wiesbaden (Land)	53 108	=	+ 7754	+ 17,1
Untertaunus	34 587	=	+ 365	+ 1,1
Usingen	21 661	=	— 343	— 1,6
Obertaunus	44 349	=	+ 4025	+ 10
Höchst	55 493	=	+ 13376	+ 31,8
Frankfurt a M. (Land)	25 037	=	+ 4283	+ 20,7
Wiesbaden (Stadt)	86 111	=	+ 11978	+ 16,2
Frankfurt a. M. (Stadt)	288 989	=	+ 43 795	+ 17,9

Am günstigsten steht hiernach der Kreis Höchst mit 31,8 Prozent Zunahme, welche selbst die der Stadtkreise Frankfurt und Wiesbaden (17,9 und 16,2 Prozent) um beinahe das Doppelte übertrifft. Zweifellos liegt die Ursache dieser starken Steigerung der Einwohnerzahl in der Entwickelung der Industrie, speziell in Höchst und Griesheim. Der Reihe nach stehen die Kreise Höchst, Frankfurt-Land, Frankfurt-Stadt, Wiesbaden-Land, Wiesbaden-Stadt, Unterwesterwald und Obertaunus über der Zunahmeziffer 8,2 des preußischen Staates, die übrigen Kreise unter dieser Ziffer. Die Zunahme der beiden Landkreise Frankfurt und Wiesbaden (20,7 und 17,1) mit ihren rasch anwachsenden Vororten übersteigt selbst die der beiden gleichnamigen Stadtkreise. Die bedeutende Zunahme des Unterwesterwaldes beruht auf der anwachsenden Industrie des Kannenbäckerlandes und besonders auf der außerordentlich raschen Vergrößerung des Dorfes Wirges bei Montabaur. Auffallend gering ist die Zunahme der drei Lahnkreise: Oberlahn (1,6), Limburg (3) und Unterlahn (1,5), welche doch von einer wichtigen Verkehrsader, der Lahnbahn, durchzogen sind. Die geringe Zunahme des Oberlahnkreises erklärt sich aus dem Niedergange der Eisenindustrie, welch letztere im Kreise von jeher eine wichtige Rolle gespielt hat. Befremdend dagegen erscheint die geringe Bevölkerungssteigerung des doch dicht bevölkerten Kreises Limburg mit 144 Bewohnern auf den Qkm. Die geringste Bevölkerungszunahme finden wir im Untertaunuskreise. Einen Rückgang in der Bevölkerungsziffer aber weisen die beiden Kreise Westerburg und Usingen auf und zwar um 0,9 und 1,6 Prozent. Von den 489 preußischen Landkreisen zeigen 367 eine Zunahme, 122 aber eine Abnahme der Bevölkerungsziffer. Die höchste prozentuale Abnahmeziffer, und damit die ungünstigsten Bevölkerungszunahmeverhältnisse im ganzen Staate hat der Kreis Landsberg a. W., Reg.-Bez. Frankfurt a. O., nämlich 8,2 Prozent. Mit dieser Ziffer verglichen, sind die Abnahmeziffern unserer beiden Kreise Westerburg und Usingen immer noch lange nicht die schlimmsten. Beide Kreise enthalten nur je eine Stadt, die Kreisstadt, und im übrigen lauter ländliche Orte.

Was nun die Zunahme unserer Kreise seit 1871, also seit der Errichtung des Deutschen Reiches anbelangt (von den Stadtkreisen Frankfurt und Wiesbaden ist später bei den Städten die Rede), so ist der Kreis Höchst von 20 000 auf 55 000 Einwohner gestiegen, hat also um das 1¾fache zugenommen, was kein anderer Landkreis der ganzen Provinz aufweisen kann. Die Einwohnerzahlen der Kreise Frankfurt Land und Wiesbaden Land haben sich fast verdoppelt, die der Kreise Obertaunus und Rheingau um $^1/_4$ vermehrt. Auffällig ist wieder, daß der dichtbevölkerte Kreis Limburg nur um $^1/_9$ zugenommen hat. Eine recht geringe Zunahme von nur 1043 Personen zeigt auch der Kreis Oberlahn. Endlich hat der Kreis Usingen nur um 26 Personen zugenommen. Der Kreis Westerburg aber hat infolge von Auswanderung um 976 Einwohner abgenommen. Der Kreis Usingen zeigt schwankende Verhältnisse; denn er weist zweimal eine Abnahme im übrigen Zunahme auf. Der Kreis Westerburg hingegen hat seit 1880, also in 5 Zählungen, fortgesetzt eine Abnahme zu verzeichnen.

Die größte Bevölkerungsdichte besitzen folgende Kreise: Frankfurt a. M. Stadt mit 3075, Wiesbaden Stadt mit 2390, Frankfurt a. M. Land mit 610, Höchst mit 392, Wiesbaden Land mit 251, Limburg mit 144, Rheingaukreis mit 135 und Unterwesterwald mit 123 Bewohnern auf 1 Qkm. Die geringste Bevölkerungsdichte hingegen haben der Kreis Usingen mit 61, der Kreis Biedenkopf mit 65 und der Untertaunuskreis mit 67 Einwohnern auf 1 Qkm.

Wir betrachten nun die Bevölkerungsverhältnisse der Orte. Von den 33 Großstädten des Reiches und den 22 Preußens hat unsere Provinz 2 aufzuweisen; das sind im Verhältnis genug, und wenn demnächst Wiesbaden in die Reihe der Großstädte eintritt, so sind es für die kleinste preußische Provinz sogar verhältnismäßig viele.

Frankfurt a. M., früher eine Freie Stadt, und der Sitz des deutschen Bundestages, sank 1866 bei der Einverleibung in den preußischen Staat zu einer Kreisstadt herab. Es fielen aber damit auch die Schranken, welche die Gesetze der Freien Stadt dem Zuzuge von außen zogen, und das neue Gesetz der Freizügigkeit öffnete überdies weit die Tore. Da heute das wachsende Streben der Landbewohner nach der Stadt geht, so hatte Frankfurt 1900 die respektable Einwohnerzahl von 288 989. Hiervon sind etwa $^2/_3$ evangelisch, $^1/_3$ katholisch und $^1/_{13}$ (!) jüdisch. Das Mehr gegen 1895 beträgt 59 710 oder ungefähr $^1/_4$. An der Mehrung sind freilich die neu eingemeindeten Vororte Niederrad, Oberrad und Seckbach

mit über 20 000 Seelen beteiligt. Unter den ca. 289 000 Einwohnern von Frankfurt befinden sich auf dem Gebiete der 5 seither eingemeindeten Orte (hierzu gehören außer den oben genannten Bornheim und Bockenheim) ca. 58 000 Einwohner. Mithin ist die Bevölkerung der eigentlichen Stadt (inkl. Sachsenhausen) jetzt 231 000.

Im Vergleich zu den übrigen Städten unseres Regierungsbezirks hat Frankfurt noch fast 50 000 Einwohner mehr als alle andern 39 Städte (inkl. Wiesbaden) und zählt über 1/4 aller Bewohner des Bezirks. Die Einwohnerzahl Frankfurts betrug 1440, gegen Ende des Mittelalters, vor fast 460 Jahren 9000, 1709: 30 000, 1811: 40 000, 1840: 56 000, 1850: 60 000, 1864 und 1867: 78 000, 1873: 91 000, 1875: 103 000. Mit letzterem Jahre trat Frankfurt somit in die Reihe der Großstädte ein. In 1890 war die Seelenzahl 180 000. Seit 1811 hat sich die Bevölkerung der eigentlichen Stadt fast versechsfacht, seit 50 Jahren fast vervierfacht, seit der Annexion beinahe verdreifacht. In wirtschaftlicher Beziehung ist Frankfurt nicht nur die Hauptstadt der Provinz Hessen-Nassau und des Großherzogtums Hessen sondern auch der angrenzenden baierischen und badischen Gebiete. Wenn man behauptet, Frankfurt sei erst infolge der Annexion, also durch Preußen groß geworden, so möchte ich dazu nachstehendes bemerken. Der Zeit nach stimmt dies; auch hat Preußen Frankfurts Wachstum gefördert, so z. B. durch Verleihung von mancherlei Behörden. Im übrigen hat Preußen von den 11 Eisenbahnen, welche Frankfurt mit der Welt in Verkehr setzen, nur eine und zwar die Bebraer Bahn gebaut. Seit den sechziger Jahren hat sich der Eisenbahnverkehr Deutschlands außerordentlich entwickelt. Eine so sehr günstig gelegene Stadt wie Frankfurt, im Mittelpunkte des verkehrsreichen Rheingebietes und in der Mitte zwischen Nord- und Süddeutschland, mußte zu einer großen Stadt heranwachsen. Aber auch andere, nicht preußische Städte, abgesehen von den Landeshauptstädten, sind ebenso und noch mehr als Frankfurt gewachsen, z. B. Leipzig, Nürnberg und Mannheim. Ganz abgesehen von der Weltstadt Berlin, von dessen Einwohnerzahl Frankfurt nur 1/7 ausmacht, sind auch andere preußische Städte rasch groß geworden, z. B. Köln, Düsseldorf, Dortmund, Elberfeld, Barmen, Hannover. Die benachbarte hessische Stadt Mainz hingegen ist in der Entwickelung hinter Frankfurt weit zurückgeblieben.[1])

Mit dem Wachstum der größten Stadt des Regierungsbezirkes hat die Vergrößerung der Regierungshauptstadt **Wiesbaden**, der nassauischen Metropole, in der letzten Zeit verhältnismäßig gleichen Schritt gehalten. Wiesbaden hatte 1629, also zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges nur 915, vor 100 Jahren ca. 2500, vor 50 Jahren 14 000, 1867 (nach der Annexion) 30 000, 1895: 74 133, 1900: 86 111 Bewohner. Von letzteren sind zur Zeit 2/3 evangelisch und 1/3 katholisch. Die Zunahme der Bevölkerung seit den letzten 5 Jahren ist 11 978 oder 16,2 Prozent. Seit 1867 hat sich die Einwohnerzahl Wiesbadens fast verdreifacht, seit 50 Jahren mehr als versechsfacht, seit 100 Jahren ist die Bevölkerung sogar fast auf das 35fache gestiegen. Fürwahr eine außerordentliche Zunahme! Wiesbaden hat bereits die nahegelegene alte Handels- und Industriestadt Mainz in der Einwohnerzahl überflügelt; es würde in einer der nächsten Volkszählungen voraussichtlich auch die von Preußen gegen es so bevorzugte Provinzialhauptstadt, Industrie- und Handelsstadt Kassel, überholt haben, wenn diese nicht das große Wehlheiden und einige andere Dörfer eingemeindet hätte. Wiesbaden aber hat bis jetzt keine Eingemeindung vorgenommen. Es ist kein Industrie- und Handelsplatz wie Frankfurt, Kassel und das nahe Mainz, sondern auf seine Kur angewiesen. Dank seinen warmen Quellen und seiner herrlichen Lage in der Nähe des Rheinstromes hat es sich zu einem Weltbade, dem bedeutendsten Kurorte Deutschlands emporgeschwungen. Wiesbaden ist bei der Einverleibung in Preußen von diesem durchaus nicht bevorzugt worden. Wenn man bedenkt, daß in der Rheinprovinz Koblenz die Provinzialbehörden, Köln das Oberlandesgericht, Düsseldorf den Provinziallandtag hat, so muß man sich wundern, daß die Stadt Wiesbaden von Preußen nichts erhielt als den Sitz der Regierung, welchen es doch schon besaß. Dazu gehört Wiesbaden einer Provinz an, die ausnahmsweise zwei Oberlandesgerichte, zwei Eisenbahndirektionen, zwei Oberpostdirektionen und zwei Armeekorpssitze hat. Mit allen diesen Behörden wurden Kassel und Frankfurt bedacht. Es fehlte nur noch, daß man den Sitz der Regierung von Wiesbaden nach Frankfurt verlegte.[2]) Was Wiesbaden Preußen verdankt, ist die Anziehungskraft, welche es als königliche Residenz ausübt, die viele norddeutsche Beamte, Offiziere und reiche Privatiers (die Kurstadt besitzt etwa 150 Millionäre) bewegt, sich hier dauernd niederzulassen. Die Residenzstadt wird sich aber zweifellos so weiter und noch stärker entwickeln, wenn der neue Hauptbahnhof vollendet, die Stadt direkt mit Mainz und Darmstadt verbunden ist und die Züge von Frankfurt nach Köln über Wiesbaden geleitet werden. Letztere Einrichtung wird Wiesbaden noch viele Reisende und Besucher zuführen, die seither auf dem Wege Köln—Frankfurt Biebrich berührten und die schöne Kurstadt achtlos liegen ließen, weil sie nicht ahnten, wie nahe sie ihr waren.

Die andern 38 nassauischen Städte haben, um mit Wiesbaden einen Vergleich anzustellen, zusammen 154 000 Einwohner. Die drittgrößte Stadt Nassaus ist zur Zeit **Biebrich** a. Rh., Vorort und Hafen von Wiesbaden, sowie Industriestadt mit 15 048 Seelen. Seine Zunahme seit 5 Jahren besteht in 2756 Seelen oder 22 Prozent oder mehr als 1/5. Als nassauische Residenz hatte Biebrich, welches damals noch Flecken war, in der letzten Zeit des Herzogtums die Stadt Limburg in der Einwohnerzahl überholt und war damit in der Größe an die 2. Stelle der nassauischen Orte getreten. Seit dieser Zeit hat sich die Bewohnerzahl verdreifacht, seit 60 Jahren verfünffacht. (Schluß folgt.)

---

[1]) Wie sehr viele Festungsstädte. D. H.

[2]) Gibt's nicht. D. H.

Der Wehrheimer Waldstreit.

1) Von K. Wolff.

Im Jahre 1800, am 10. Mai gab Karl Wilhelm, Fürst zu Nassau, Graf zu Saarbrücken ꝛc. ꝛc. von Biebrich aus eine wichtige und zugleich interessante Verordnung bezüglich der Erhaltung unserer Waldungen heraus. Sie beginnt: „Nachdeme die Forst- und Waldfrevel aller Art, seit kurzem in der Maaße Ueberhand genommen, und die unverantwortlichsten Waldverwüstungen einen so hohen Grad erreicht haben, daß der Untergang Unserer Höheforsten sowohl, als der Gemeindewaldungen im Land unvermeidlich ist, wenn diesem Unwesen nicht noch in Zeiten und auf eine durchaus zweckmäßige Art gesteuert und auf die Erhaltung und den Anbau des Holzes die größte und ausgebreiteste Sorgfalt verwendet wird," u. s. w. Im weiteren wird dann gesagt, daß der täglich mehr einreißende Holzmangel und die wachsenden einheimischen Bedürfnisse, sowie der sichtbare Rückgang der Waldungen es zur Notwendigkeit machen, daß das im Land gewachsene Holz auch in demselben verbraucht und fernerhin „keinerley Holz ins Ausland, es seye an Salzsoden oder anderwärts, unter welchem Vorwand es auch immer geschehe, verkauft, vertauscht oder verschenkt werden solle." Der dagegen Handelnde sollte mit Konfiskation des Holzes sowie mit 4 Gulden für den Karren und 8 Gulden für den Wagen bestraft werden. Widersetzlichkeiten oder andere „gravierliche Umstände", sollen auch noch eine „körperliche Ahndung" zur Folge haben. Forstjäger, Spießförster, Waldmeister, sowie besonders verpflichtete Aufsichtspersonen mußten auf die „nicht wohl verborgen bleibende Ausfuhr des Holzes aus den Städten und Dorfschaften ein genaues Augenmerk richten." Als Anbringegeld sollten sie von jedem Karren 2 Gulden und jedem Wagen 3 Gulden aus der Forstkasse, „bar und auf der Stelle ausbezahlt erhalten." Der Holzhandel im Innern des Landes, soweit er dem Gewerbe ꝛc. förderlich war, blieb gestattet, doch wurde eine namhafte Strafe dem Handel angedroht, durch welchen das Holzfreveln erleichtert und befördert wurde. Gemeint war besonders die Art und Weise, die damals auf dem Lande oft geschah, daß Leute ihr Leseholz verkauften und dann den eigenen Bedarf frevelten, ja gar mit gefreveltem Holze einen „blühenden" Handel trieben. Auch die, welche gefreveltes Holz wissentlich kauften, wurden bestraft. Da allerorts, heißt es weiter, besonders aber in den Waldungen die Höhe genannt „die wöchentlichen oder monatlichen Waldtäge, so zur unschädlichen Beholzigung verwilligt worden waren, nicht mehr eingehalten und die Waldungen an allen Tagen willkürlich heimgesucht und durch die größten Frevel ohne Unterlaß mißhandelt wurden, so darf auch diesem Unfuge nicht länger mehr zugesehen werden, wenn anderst nicht die Waldungen in kurzer Zeit in Einöden und Wüsteneyen verwandelt werden sollen." Es wurden daher die Leseholz- und Laubtage eingeschränkt und von den Forstbehörden auf Zuwiderhandlungen ein scharfes Augenmerk gerichtet. Auch die Gemeindebehörden hatten auf die Frevler aufzupassen und mußten diesen das gestohlene Holz, eventuell aus den Wohnungen wegnehmen. Ging man so dem sehr tief eingerissenen, den Wald verwüstenden Holzfrevel zu Leibe, so suchte man von der anderen Seite die Gemeinden anzuspornen, den Wald zu pflegen. Gemeinden, welche sich durch treue Aufsicht im Walde und durch Pflege der Kulturen besonders auszeichneten, erhielten Prämien von 20, 10 und 5 Gulden aus der Forstkasse ausbezahlt. An zwei Tagen im Jahre, im Juni und gegen Ende des Jahres, sollten alle Waldungen „getheidiget" werden, wobei die neue Forstordnung und das Strafreglement zugrunde gelegt wurden. Die auf den Freveltagen angesetzten Geldstrafen, wurden zugleich mit dem Betrage des Holzersatzes „dem Forstrechner" unverzüglich zur Einziehung übertragen, was innerhalb dreier Monate geschehen sein mußte. Es sollten demnach von nun an die Rügegelder u. s. w. nicht mehr in die Gemeindekassen, sondern in die staatlichen Forstkassen fließen. Weiter wurde angeordnet, daß in allen Gemeinden Holzmagazine errichtet werden sollten, damit im Notfalle jedermann das nötige Werk- und Brennholz verabreicht werden könne und niemand Ursache zu Beschwerden habe. „Wenn aus jedem Gemeindewald, wo Lesholz gefällt und ausgeteilet wird, ein kleiner und mit der Menge der Einwohner jeden Orts in Verhältnis stehender Vorrat von Klafter- und Wellenholz gesteuert und in diese Gemeindeholzmagazine eingeliefert, auch das konfiszierte Holz allenfalls dahin abgegeben wird, so kann durch diese Einrichtung manchem Holzbedürftigen, welcher dadurch vom Freveln abgehalten wird, mit trockenem Holz ausgeholfen und vielen Unserer Gemeinheiten, neben der unschätzbaren Wohltat, daß ihre Waldungen mehr geschont und für Frevel bewahrt werden, eine kleine jährliche Einnahme zur Gemeindekasse verschafft werden."

Mit einzelnen Punkten dieser neuen Forstordnung Karl Wilhelms waren manche „Gemeinheiten" nicht einverstanden und opponierten kräftiglich gegen sie, da sie glaubten, sie sollten ihrer Eigentumsrechte am Walde, „so sie ohne Konkurrenz der Landesherrschaften von jeher und undenklichen Zeiten gehabt, sowie auch der Strafgelder, die nach alten Märkerurkunden und Rügebüchern stets in das Gemeinde-Aerarium flossen, nunmehr ledig werden." Unter den Gemeinden, die sich von der Forstordnung beschwert fühlten, und darum gegen dieselbe appellierten war auch der mit den Rechten der freien Stadt Friedberg begnadete nassauisch-oranische Flecken Wehrheim.[1]) Man suchte daher „von Amtswegen" den Gemeindevorstand zur freiwilligen Annahme zu bewegen, und der Amtsverwalter Pagenstecher gab sich alle Mühe den Wehrheimern die Wohltat des neuen Gesetzes begreiflich zu machen. Allein er predigte tauben Ohren; denn gerade der, den für am meisten „herrschaftlich ge-

---

[1]) Das Amt Wehrheim war bis 1803 zwischen Nassau-Oranien und Kurtrier gemeinsam; 1803 kam der trierische Teil an Nassau-Weilburg und 1806 das Ganze an Gesamtnassau. Die nassau-usingische Forstordnung wurde schon zu weilburgisch-oranischer Zeit angenommen.

finnt“ gehalten hatte, der Schultheiß-Adjunkt Leicker eiferte am allermeisten gegen die Neuerung und zwar solchermaßen, daß der etwas ängstliche Herr Amtsverwalter die kaum erst entschwundene Revolution wieder im Anzug glaubte. Leicker, der nach den Gemeindeakten sowie nach den Urteile der Alten ein tüchtiger Kommunalbeamter war, mochte in der Tat ernstlich geglaubt haben, daß die neue Ordnung die Gemeinde um ihren Wald bringen wollte. Beispiele älteren Datums aus nächster Nachbarschaft[2]) mögen ihm wohl dabei vor Augen geschwebt haben. In einer Beschwerdeschrift über Leicker sagt Pagenstecher: „Er erklärte nicht nur ‚daß der Dienst von ihm verflucht seyn solle, wo man sich alles müsse gefallen lassen und derjenige glücklich sey, der keinen Dienst habe; mit Schlagen auf die Gallerie und ungezogenem hin- und herlaufen in der Stube verginge sich derselbe zugleich. Außerdem erklärte derselbe, der Gemeindevorstand werde nur unterdrückt, es gelte derselbe nichts mehr, und werde in nichts unterstützt. Er wolle den Fluch der Nachkommenschaft nichts auf sich nehmen, daß er die Einführung der Forstordnung zugebe“. Des Weiteren meldet Pagenstecher, daß Leicker gegen das Forstkollegium unanständig „losgezogen“ sei und gesagt habe „Forstrat Herdig rede aus zweyerley Maule, wenn er in seinem Gutachten sage, daß der hiesige Gemeindswald durch Mißwirthschaft in schlechtem Zustand sey.“ Leickers Reden seien mit Lärmen und Toben verknüpft gewesen, „daß hierbei aller Respekt gegen das Amt von ihm aus den Augen gesetzt wurde. Und obgleich ihm bedeutet worden seye, daß er vor die Thüre solle, habe er sich doch nicht allerley gröblicher Ausdrücke enthalten“.

Drei Tage später hatte sich Leicker näher zu verantworten „wegen seiner bei Ambt ausgestoßenen ungebührlichen Reden gegen die höchste herrschaftliche Verfügungen und seines respektwidrigen Betragens gegen das Amt.“ Leicker gestand einen Teil seiner Auslassungen offen ein; einen Teil aber stellte er in Abrede. Als aber Pagenstecher „auf Pflichten“ versicherte, „daß alles gesprochen worden“, erklärte Leicker, „falls etwas zu viel gesprochen worden, er das Ambt um Verzeihung bitten wolle.“

(Schluß folgt.)

[2]) Kransberg.

Zwei Streiter.

Von J. Wilhelmi. (1. Fortsetzung.)

„Ich wollte,“ so erwiderte der Greis heftig, „der Alte Fritz stände auf und fuchtelte mit seinem Krückstock einmal ordentlich auf dem Rücken dieser Halbfranzosen herum, ihnen wieder deutsche Art beizubringen. Doch, ich hätte nicht so sprechen sollen“, so fuhr er in milderem Ton fort, als das Mädchen erschreckt zusammenfuhr, „es ist doch dein Vater. Aber der Zorn übermannt mich, wenn ich Deutsche von der grande nation sprechen höre, der der Alte Fritz einst so heimgeleuchtet hat. Wie hat er die windigen Franzosen gehauen! Bleibe du nur ruhig, mein Kind,“ sprach Peter zu dem bekümmerten Mädchen; „wenn ich auch deines Vaters Vater nicht bin, ich will heute, wenn er kommt, mit ihm reden und sehen, ob er zur Raison zu bringen ist. Hilft es nicht, so halte du nur aus; der alte Gott lebt noch, und ich meine, dieses Franzosenregiment kann nicht lange mehr dauern, und vielleicht eher, als wir denken, ist dieser französische Windhund, der sich Geffroy nennt, über alle Berge. Doch sieh', dort kommt Friedrich vom Felde her. Das ist ein Sonnenblick, einen echt deutschen Jüngling zu sehen.“

Das Mädchen errötete leicht, als auch es aufblickte und die schlanke Gestalt des jungen Mannes sah, der neben zwei Ochsen kräftigen Schrittes einherging und sie stärker antrieb, als er in die Nähe des väterlichen Hauses kam.

„Grüß Gott, Großvater, grüß Gott, Marie!“ so rief er den ihn Erwartenden freundlich entgegen. „Ihr seid ja frühe vor der Türe. Es ist aber auch ein herrlicher Morgen, und droben auf dem Bergfelde war's wunderbar schön, als die Sonne durch die Nebel, die vom Flusse aufstiegen, durchdrang und sich in ihrer ganzen Pracht erhob. Es ist doch schön im deutschen Lande, und man vergißt manches Weh, wenn man so in die helle Gottespracht hineinschauen kann.“

„Ja,“ sprach der Alte, „manches Weh! Wenn ich dich sehe, mit den Ochsen fahren und daran denke, wie unser schönes Gespann Pferde uns genommen worden ist, dann drückt es mir fast das Herz ab. Wäre es für unsern rechtmäßigen König, er möchte nicht bloß meine Pferde, nein, Haus und Hof, meinen alten, grauen Kopf hinnehmen. Aber daß ich diesem Franzosengeschmeiß die Tiere ausliefern mußte, die wir selbst gezogen, das vergesse ich nie. Die armen Gäule! Wie wieherte die Schecke noch so wehmütig, als sie fortgetrieben ward, und der Rappe, der so oft dort aus meiner Hand gefressen, wandte den Kopf nach uns um. Ich hätte weinen mögen, wenn ich vor dem Volk nicht hätte die Tränen verbergen wollen. Nun reiten die Welschen auf unsern Tieren nach Rußland.“

„Laß sie reiten, Großvater, vielleicht reiten sie in ihren Tod, und wenn das wäre, dann wollen wir auch unsere Lieblingstiere gern verschmerzen. Droben, als die Sonne den Nebel besiegte, da kam mir beim Pflügen das Lied meines Lieblingsdichters Gleim in Erinnerung, wie der auf den Alten Fritz sang:

> Gott donnerte, da floh der Feind,
> Singt Brüder, singet Gott!
> Denn Friederich, der Menschenfreund,
> Hat obgesiegt mit Gott.

Kann nicht Gott der Herr einen neuen Friedrich den Großen erwecken, neue Generale, wie den Fürsten von Dessau, den alten Zieten, den Seydlitz, die den Feind zum Fliehen bringen und Deutschland frei machen! Uebrigens,“ so führte er bestätigend fort, „habe ich das Bergfeld in vier Stunden umgeackert,

und wenn unser Balthasar da wäre, er würde mir zugestehen müssen ,daß ich ihm rasch seine Kunst abgelernt. Der zieht nun auch mit nach Rußland, und wer weiß, ob wir ihn wiedersehen!"

„Es ist schön von dir, Friedrich," so sprach die Jungfrau, wohl um von den trauervollen Gesprächen abzulenken, „daß du dich der geringen Arbeit nicht schämst, dich nicht schämst, mit den Ochsen zu pflügen."

„Warum sollte ich mich schämen, Marie? Höherstehende als ich haben ein schwereres Joch zu tragen. Unser König — ich nenne ihn immer noch unser König, wenn wir schon im nassauischen Lande sind — hat sich beugen müssen vor der furchtbaren Unbill; ein Stein, ein Arndt, dessen Lieder ich neben denen des alten Gleim so gern lese, sind verbannt: was ist das, was ich zu tragen habe, gegen ihr Leid, gegen das Leid, das auf dem Vaterlande ruht? Doch lasset uns in das Haus gehen; ich habe einen ordentlichen Hunger mitgebracht, und wenn ich die Tiere ausgespannt, will ich in ein Frühstück tüchtig hineinhauen."

So schritten sie zusammen in das Haus zum einfachen Mahle.

Still floß unter mancherlei Arbeit in Haus und Garten der Morgen dahin. Sie saßen noch bei dem Mittagsmahle zusammen, da verkündete das Rollen eines Wagens die Ankunft von Mariens Vater. Das Fuhrwerk hielt still, und heraus stieg ein hochgewachsener Mann in mittleren Lebensjahren, die modische Kleidung der Franzosen tragend und in seinem ganzen äußeren Benehmen zeigend, daß er im ständigen Umgang mit ihnen welschen Schliff angenommen habe. Er grüßte den alten Fernau und Friedrich freundlich, aber doch mit einer gewissen Verlegenheit, die es zeigte, daß er sich nicht ganz wohl in dem Verkehr mit ihnen fühle. Die Einladung, länger hier zu verweilen, schlug er ruhig, aber bestimmt ab, und als der Großvater wiederholt in ihn drang, doch noch einen einzigen Tag zuzusetzen und bei ihm zu bleiben, bei dem er als Knabe und Jüngling so manche frohe Stunde erlebt, erklärte er, es sei zu seinem Bedauern ein längeres Verweilen unmöglich, weil am folgenden Tage in der Hauptstadt des Departements, in der er wohnte, ein großes Ballfest im Stadthause sei, bei dem er mit Marie erscheinen müsse; für seine Tochter sei schon ein prächtiges Ballkleid aus Paris gekommen, das sie morgen schmücken solle. Marie sah mit verhaltenen Tränen vor sich; der Großvater aber gab ihr und Friedrich zu verstehen, daß sie sich entfernen möchten, und als er nun mit seinem Neffen allein war, bat er ihn noch einmal mit herzlichen Worten, sich von den Fremden nicht ködern zu lassen. „Mache dein Kind nicht unglücklich," so sprach er zu ihm. „Ich weiß, daß sie keine Neigung zu dem Fremden hat, der um sie wirbt, und es ist nicht wohlgetan, das väterliche Recht zu mißbrauchen und ein Kind zu einer ihm verhaßten Verbindung zu zwingen, zumal mit einem Feinde des Vaterlandes."

Der Kaufmann erwiderte ziemlich kühl, daß seine Pläne ernst überlegt seien; er zwinge Marie nicht zu einer Verbindung, die ihr widerstrebe; wolle sie den jungen Geffroy, der übrigens eine glänzende Zukunft vor sich habe, nicht, so sei auch der reiche Großhändler Willmann da, der um sie werbe; allerdings einen von beiden werde sie nehmen müssen, wenn nicht kindischer Trotz gegenüber den Plänen des Vaters sie beherrsche, zumal auch der ganze Fortgang seines Geschäfts bei einer Verheiratung Mariens in Frage komme.

Der Greis drehte unwillig an seinem Schnurrbart. „Ich weiß freilich nicht," sprach er, „welcher von dem edlen Brüderpaar, das du meinst, der schlechteste ist, der windbeutelige Franzose oder der Halbfranzose Willmann, der sein Vaterland verriet, mit den Fremden unter einer Decke spielt und sein Handelsgeschäft nicht auf rechtliche Weise machen soll."

Seine Worte fielen auf harten Boden. „Das sind die alten Vorurteile," erwiderte ihm sein Neffe, „die du hast. Jeden, der sich in die neuen Verhältnisse fügt, schiltst du einen Halbfranzosen und Vaterlandsverräter, und zu diesen rechnest du auch mich. Nun, wir wollen sehen, wie man am besten fährt. Du wirst es nicht erleben, daß den Franzosen, den Vertretern der Neuzeit, die Herrschaft aus den Händen genommen wird. Meine Pläne sind ernst überlegte, und dabei muß es bleiben."

Traurig sah der Alte, daß er nichts ausrichte, und nach wenigen Stunden schieden Vater und Tochter von dem gastfreien Hause, der Vater kühl, zum raschen Abschied drängend, Marie mit heißem Angesicht und geröteten Augen, welche die Tränen verrieten, die das Scheiden gekostet.

2. Das Ballfest.

Am Abend des folgenden Tages herrschte in der Hauptstraße von Koblenz besonders lebendiger Verkehr. Die unteren Schichten des Volkes wogten hin und her, darunter Soldaten, und alles schaute zu dem Stadthause auf, in dem heute eine zahlreiche Menge von Festgästen versammelt war, vor dem hier und da noch stattliche Karossen anfuhren, durch dessen Portal reichgeschmückte Herren und Damen eintraten. Die Fassade des Hauses war hell erleuchtet, und man sah von der Straße, wie an den Fenstern die Gäste hin- und herwogten. Eben erst war der reiche Kaufmann Fernau angefahren, und als nun der Vater mit Sohn und Tochter dem Wagen entstieg, hatte die beobachtende Bevölkerung sehen können, wie der Präsident ihnen bis an die Treppe entgegenkam, sie zu begrüßen. Stolz und aufgerichteten Hauptes schritten die beiden Kaufleute einher, die Ehre, die ihnen durch die Auszeichnung des Präfekten ward, wohl erkennend, während Marie, bleich wie eine Lilie, an dem Arm des Präfekten die Treppe hinanstieg. Der Präfekt Doazan hatte das Fest nicht beginnen lassen, bis die Fernaus erschienen seien; jetzt bei ihrem Eintritt in den Saal stimmte die Regimentsmusik an, und unter den Klängen eines französischen Siegesmarsches schritten deutsche Söhne und deutsche Jungfrauen zum Tanze. Nach der Straße zu drangen die verführerischen Töne der Musik; ein Soldat riß ein Mädchen aus dem Volke an sich, mit ihm zu tanzen, andere ahmten ihm nach, und wie oben im Tanzsaale, so tanzte drunten auf dem Platz nach den Tönen der Musik die jubelnde Menge. Das waren die Zeiten der Schmach, da man mit den Fremden liebäugelte, während Deutschlands Söhne für die Fremden zur Schlachtbank in Rußland geführt wurden.

Der Präfekt hatte sich mit Fernau und etlichen hohen französischen Beamten und Offizieren in ein Seitenzimmer zurückgezogen, von dem aus man die Tanzenden beobachten konnte. Eben war der Douaneninspektor Geffroy von neuem mit Marie zum Tanze angetreten.

„Ein stattliches Paar," meinte schmunzelnd der Präfekt. „Diable, Monsieur Fernau, es gibt in Deutschland reizende Frauen. Schön, daß wir die deutschen Lande so ziemlich in Besitz genommen haben. Die deutschen Frauen haben nicht das Feurige, das Graziöse unserer französischen Damen, aber es ist auch etwas Schönes um das klare Auge und den ruhigen, reinen Blick Eurer Mademoiselle Tochter. Sie und mein Neffe", so sprach er leiser, sich zu Fernau wendend, „das gäbe ein schönes Paar."

Fernau sah bei diesen Worten des Franzosen nach dem Saal hinüber und der ernste, trübe Blick Mariens, die eben vorübertanzte, traf ihn so tief, daß er nicht zu antworten wußte.

„Ihr schweigt, mon cher," so fuhr der Präfekt fort. „Gefällt er Euch nicht, mein Neffe? Nehmt es nicht übel. Ich habe lange geschwiegen, nun möchte ich doch einmal reden. Mein Neffe hat offenbar eine faiblesse für Eure Tochter, und ich denke, Ihr gebt sie ihm ja. Im Vertrauen gesagt, wenn ich nach Frankreich zurückkehre, was wohl im nächsten Jahre der Fall sein wird, denn ich sehne mich nach der Weltstadt Paris zurück, wird wohl mein Neffe mein Nachfolger werden; denn der Kaiser will ihm wohl, er hat auch," und dabei lächelte er hämisch, „durch seine Tätigkeit den französischen Staatsschatz genügend gefüllt und die Deutschen gehörig gepreßt. Der Kaiser wird das Vertrauen, das er mir bewiesen, auch auf meinen Neffen übertragen; er hält ihn für geeignet, die deutschen Bären zu zivilisieren."

Fernau achtete nicht auf die Schmähung seiner Landsleute, die in diesen Worten des Präfekten lag; er hörte nur auf die glänzenden Aussichten, die sich für seine Tochter boten. Aber ganz waren doch die warnenden Worte, die er am Tage vorher vernommen, bei ihm nicht verklungen; wider ihren Willen wollte er die Tochter nicht verhandeln. So antwortete er denn, daß es an ihm nicht liegen solle; wenn des jungen Geffroy Neigung von seiner Tochter erwidert werde, so wolle er ihn mit Freuden als Schwiegersohn annehmen.

Drüben im Ballsaal aber blieb der Douaneninspektor der ständige Begleiter Mariens. Aus Rücksicht für ihren Vater hatte sie ihn nicht kurzweg zurückweisen wollen, aber sie verhehlte ihm doch wenig ihr Unbehagen an seiner Gesellschaft. Sie hatte überhaupt wenig Freude an den lärmenden Lustbarkeiten dieser Welt; ihr Blick ging zurück in die letztverflossenen Wochen, die sie auf dem Lande verlebt. So war sie eine ziemlich schweigsame Genossin des geschwätzigen Franzosen. Scherzhaft zog er sie mehrmals wegen ihres gedrückten Wesens und ihrer Einsilbigkeit auf, meinend, das Landleben habe sie aller städtischen Fröhlichkeit entkleidet.

(Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

G. L. in S. **Ein Gesellen- und Rezeptionsbrief.** Beim Durchstöbern von alten Kisten und Kasten fand ich jüngst einen Wanderschein aus dem Jahre 1807. Einem Landsmann und zwar einem biederen Sattlergesellen, welchen die Wanderlust weit weg von der Heimat trieb, wurde derselbe ausgestellt. Vielleicht dürfte für manchen Nassauer jenes alte Schriftstück von Interesse sein, das ich im Wortlaut anbei folgen lasse. Leider sind die Unterschriften der Zunftmeister auf dem vergilbten Blatte nicht mehr leserlich.

„Wir zech und andere Meister des ehrsamen Handwerks deren Burgerlichen SatlerMeistern in der K. K. Frey Stadt Warasdin in Crovatien, bekennen hiermit das Gegenwärtiger Satler Gesell mit Namen Christoph L.... von Kirberg in Nassau gebürtig, so 22 Jahr alt und von großer Statur, auch blonde Haaren, ist bey unß alhier 10 Wochen in arbeit gestanden, und sich solcher Zeit trey Fleisig stil Fridsam und ehrlich wie eß einem jeglichen Handwerks Gesellen gebühret verhalten Hat welches wir also affesticiren (!); und derohalben unsere samentliche Mit Meister disen Gesellen nach Handwerks gebrauch überall zu förderu gezimet ersuchen wollen; gegeben in Warasdin, den 22. Juni 1807."

Unser Sattlergeselle war bald des Wanderns müde, fand ich doch ein weiteres Schriftstück — Decretum — aus dem Jahre 1812, nach welchem er in seinem Heimatorte seßhaft wurde. Dasselbe lautet:

„Johann Christoph L.... zu Kirberg wird gegen sieben und dreißig Gulden 30 Kreuzer von der Conscriptionspflichtigkeit dispensirt praestitis praestandis als Bürger und Sattlermeister nach Kirberg aufgenommen und ihm die vorhabende Heirath mit Susanne Catharina Fr... zu Hahnstädten in Gnaden gestattet. Wiesbaden, den 25. April 1812.

Herzogliche Landes Regierung, Kayser.

W. Z. **Wie vor 30 Jahren der alte Johann Philipp Weinbrenner zu K. photographiert wurde.** Es schreitet die Kultur doch mächtig fort! Wenn heute in der Stadt zwei sich endlich haben, fahren sie direkt vom Pfarrer zum Photographen, damit sie in runzlichen Tagen noch sehen können, wie schön sie vordem in glatten waren. Und selbst auf dem entlegensten Dorfe braucht der Peter seinen Busenfreund Jakob, wenn er ein Bild von ihm haben will, nicht mehr gegen die weiße Hauswand zu stellen und mit dem Rötel zu umreißen; heute hängt der Jakob in den Hauptstadien seiner Lebensgeschichte an der Stubenwand des elterlichen Hauses: als Soldat, als Bräutigam, als kindergesegneter Hausvater. Vor dreißig Jahren aber war es anders; da erschien den Landleuten der „Portegraffierer" als ein richtiger Schwarzkünstler, wie nachstehender Vorfall beweist.

Trat da eines Tages ein Stadtschelm in die Stube des alten Johann Philipp Weinbrenner. Nach mancherlei Hin- und Herreden äußerte der Hausvater: „Mein Frau will hawwe, ich soll auch emol nach Frankfurt mache und mich uffnehme lasse, wie mein Nachbar Siegmund, daß semich noch sehe könnt, wenn ich emol gestorwe wär. Ist doch hübsch von meiner Alte! Awwer die Reis is mir zu umständlich." Entgegnete der Schelm: „Die Reis' könnt Ihr auch sparen, Vetter Weinbrenner. So was kann ich auch." „Ei! ei! nit möglich", verwunderte sich der Alte, aber die Frau fügte hinzu: „Glaub's gern, der Herr H. ist doch als Tausendkünstler stadt- und landbekannt!" „Dann wollen wir gleich anfangen! Wer weiß, wenn ich wieder herkomme", sagte der Schelm. „Mir schon recht," entgegnete die Frau, „aber mein, was soll denn die Geschicht koste? Vorn ausgemacht, brennt hinten nicht." „Euch gar nichts, weil Ihr's seid, sagt's aber nicht weiter," war die Antwort. Vetter Weinbrenner, laßt Euch von Eurer Frau recht schön herausputzen, mittlerweile stelle ich meinen Apparat zusammen." — So geschah's, der alte Weinbrenner zog seinen Sonntagsstaat an, die Haus-

frau strählte ihm hübsch die Haare, band kunstgerecht den Knoten in das schwarze Halstuch, zupfte die Spitzen des schneeweißen Hemdkragens hervor und bekannte dann glückstrahlend: „Hannphilipp, du kannst dich noch mit eim junge Kerl von 20 Jahr messe, Bäckelcher, so rot wie die Heckerose.“ Unterdessen baute der angebliche Photograph auf der Plattform des hochgeschichteten Misthaufens seinen angeblichen Apparat auf (der bestand in einem hochbeinigen Stuhle, einem Ofenrohr und einem Stubenspiegel), deckte denselben mit einer Küchenschürze zu, stellte den alten Weinbrenner vor die Stalltüre und ermahnte ihn: „Nur hübsch freundlich, Vetter Weinbrenner! Denkt an die vielen Brabanter Taler, die Ihr auf dem letzten Mark für Eure Ochsen gelöst habt!“ Dann kroch er unter die Küchenschürze, schob und richtete das Ofenrohr, und dann rief er befriedigt: „So, damit wären wir fertig!“ „Kann mer das Bild nit emol besehe?“ fragte der Bauer. „Gewiß,“ sagte der Künstler, „aber nicht zu lange! Es darf kein Licht daraufkommen.“ Damit hob er die Schürze und ließ den Bauer einen kurzen Blick in den Spiegel tun. „Wie ich leib' und lebe! Lisbeth, guck auch emol! E Wunnerwerk!“ „Nein, das geht nicht!“ wehrte der Künstler ab, „die Sonne verwischt mir sonst das Bild.“ „Wann könne wir dann das Bild hawwe?“ fragte noch der Bauer. „Jeden Tag,“ entgegnete der Schelm, „wenn's eilt.“ „Es eilt nit grad,“ sagte der vorsichtige Landmann, „ich halt's mit dem Sprichwort: Gut Ding will Weil haben.“ „Ihr wollt ja auch noch nicht sterben“, meinte der Künstler. „Das hebt mer sich bis zuletzt auf,“ scherzte der Bauer. „Hoffentlich geschieht's später, als das Bild fertig wird“. —

Lange wartete der alte Weinbrenner auf sein Bild; als er endlich des Wartens müde war, legte er sich zur ewigen Ruhe nieder. Er hinterließ Aecker, Vieh und Silbertaler, nur keine „Portegraffie“ von sich an der Wand, dafür aber ein gesegnetes Andenken bei Kindern und Kindeskindern, so daß es denen nicht schwer fiel, sein Bild in ihr Herz einzuzeichnen. Und darin hat es die Sonne bis heute noch nicht verwischt.

Königliches Theater zu Wiesbaden.

* **Die Pariser Reise,** Schwank in 3 Aufzügen von G. Stoskopf, zum ersten Male am 28. Dezember. — Wenn heutzutage ein Schriftsteller das Erzeugnis seiner dramatischen Einfälle selbst mit dem Namen Schwank belegt, dann darf man sicher sein, daß es harmlos ist. Die Bühnenleitung wollte dem Publikum vor Jahresschluß keine schwere Kost mehr auftischen. Das Stück fand aber wenig Anklang, und wir möchten deshalb auf eine Besprechung hier nicht eingehen, nur das bemerken, daß die Darsteller sich nach Kräften bemühten, das Opus über Wasser zu halten und daraus zu machen, was zu machen war. Auch die Regie hat ihr Lob verdient.

* **Wenn wir altern,** dramatische Plauderei in 1 Akt von Oskar Blumenthal, zum ersten Male am 6. Januar. — Das Stückchen ist in Rokokomanier gehalten, leicht und gefällig. Ein älterer Chevalier ci-devant ist der innige Freund einer lebenslustigen Witwe, der er sich durch seine geistreichen Plaudereien interessant zu machen versteht. Leider faßt er sich kein Herz, praktisch zu werden, da er — eine ihm untreu gewordene Frau hat. Als er endlich sich offenbaren will, ist ihm ein Jüngerer zuvorgekommen, und er muß sich mit der Ehre eines Hausfreundes begnügen. Den Marquis gab Herr Leffler, die Gräfin Frau Renier, den jungen Eroberer Herr Malcher; kein Wunder, daß mit solchen Kräften aus dem Stück etwas Tüchtiges wurde. Die Ausstattung war zeitcharakteristisch und stimmungsvoll.

Am 5. feierte der Heldentenor, Herr Kalisch, sein fünfundzwanzigjähriges Künstlerjubiläum und wurde von allen Seiten hoch geehrt.

Literatur.

* **Geschichte des 2. nassauischen Infanterie-Regiments Nr. 88.** Von Isenbart. 556 S. Mit Abbildungen, Karten und Textskizzen. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. — Das Werk führt uns die Geschichte des Regiments von seiner Bildung bis auf die Gegenwart vor. Die Taten der altnassauischen Tapferen in Spanien und bei Waterloo sind bereits durch frühere Arbeiten bekannter; im vorliegenden Werke sind sie übersichtlich gegliedert und die Hauptaktionen gut hervorgehoben. Die Namenschreibung, besonders die spanische, hätten wir mitunter genauer gewünscht. Die Ereignisse von 1815 bis 1866 sind kürzer abgetan, was am Ende auch nicht ungerechtfertigt erscheint. Das Hauptgewicht hat Oberst Isenbart auf den Feldzug von 1870/71 gelegt. Mit großer Liebe und mit gründlichem Fleiße ist hier ein zusammenhängendes Bild der Leistungen der tapferen Achtundachtziger innerhalb des Rahmens des Gesamtfeldzugs gegeben. Es ist ungemein schwierig, eine solche Darstellung in knapper Weise aus dem Ganzen herauszuheben, ohne sich zuviel sowohl in Einzelheiten, als auch ins Allgemeine zu verlieren. Diese Klippen sind hier glücklich umschifft worden; wir brauchen die Leser nur auf die beiden Schilderungen von Wörth und Sedan zu verweisen. Recht löblich ist es, daß der Verfasser alles ihm zugängliche Material kritisch gegeneinander abgewogen hat, und daß er weder polemisch wird, noch schönredend. Den Beschluß macht ein chronikalischer Ueberblick über die Friedenstätigkeit seit dem französischen Kriege und der Anhang der Personalien und Listen, die sehr sorgfältig geführt sind. Als vortreffliche Anschauungs- und Hilfsmittel sind die Bilder (Regimentskommandeure und -denkmäler), Karten, Pläne und Plänchen zu bezeichnen, alles erstklassiges Material. Daß die Plänchen gleich an Ort und Stelle in den Text eingefügt sind, erscheint sehr vorteilhaft. Möge das Buch manchem alten Soldaten ein liebes Andenken werden an die Truppe, in der er gekämpft oder gedient hat.

* **Die Donat- und Kalendertype.** Nachtrag und Uebersicht. Von Dr. Paul Schwenke. (Veröffentlichungen der Gutenberg-Gesellschaft II.) 49 S. Mainz, Verlag der Gesellschaft. — Nach Zedlers gründlichen Forschungen (vergl. „Nassovia“ Nr. 20 von 1902) ist wohl nicht mehr viel Neues über den genannten Gegenstand für die Wissenschaft zu erwarten. Der Verfasser hat sich deshalb auch darauf beschränkt, das vorhandene urkundliche Material zusammenzustellen und zu kommentieren, so daß das vorliegende Heft das I. ergänzt und nunmehr sämtliche Gutenbergdrucke der Kalender- und Donattype in übersichtlicher Weise dargeboten sind. Sechs Beilagen der verschiedenen Druckwerke in trefflicher Reproduktion illustrieren das Heft. Der Gutenberg-Gesellschaft sind wir für die neue Veröffentlichung, die nun einen gewissen Abschluß bildet, zu Dank verpflichtet.

* **Die Ruhestätten und Denkmäler unserer deutschen Dichter.** Von Dr. O. Weddigen, 208 S. Halle a. d. S., H. Gesenius. — Der Verfasser, als Schriftsteller und Dichter bekannt (lange Zeit in Wiesbaden im Lehramte tätig), bietet in vorliegendem Buche die aphoristisch gehaltenen Biographien von 134 deutschen Dichtern (einschließlich des auch deutsches Heimatrecht besitzenden Shakespeare). Dazu ist angegeben, wo jeder Dichter zur Ruhe bestattet ist und wo ihm Denkmäler errichtet wurden. Die biographischen Notizen sind treffend charakteristisch; man sieht den Dichter in seiner ganzen Persönlichkeit und in seiner Bedeutung sofort vor sich und nimmt zugleich das von ihm Wissenswerte auf oder erneuert es bei sich. Vorzüglich wird die textliche Anschauung unterstützt durch die bildliche; 4 prächtige Photogravüren und 69 Abbildungen der schönsten und hervorragendsten Denkmäler zieren das Buch, das auch im übrigen fein ausgestattet ist und ein würdiges Geschenkwerk, namentlich für die heranwachsende Jugend bildet. Eine Bemerkung hätten wir zur Güte: der Verfasser möge bei einer 2. Auflage davon absehen, die Zahl der den einzelnen Dichtern gewidmeten Denkmäler feststellen zu wollen. Es wird das nie genau gelingen; einige Nachträge im Buche selbst bestätigen es ja schon. Noch eins: das Schillerdenkmal zu Wiesbaden (Büste nach Dannecker) besteht seit 1897 nicht mehr; es wird demnächst durch ein Marmorstandbild von Uphues ersetzt.

* **Das Loreley-Denkmal.** Von J. Ch. Glücklich. 44 S. Pr. 50 Pf. Wiesbaden, Verlag des Verfassers. — Glücklich hat bereits im Jahre 1875 den Gedanken an die Errichtung eines Loreleydenkmals gehegt und da-

für Propaganda gemacht; es wurde ihm aber damals von Berlin aus bedeutet, er möge dem Niederwalddenkmal keine Konkurrenz machen. Nunmehr hat er sich dem neugebildeten Loreleydenkmalkomitee wieder zur Verfügung gestellt und sucht durch das vorliegende Büchlein seine Lieblingsidee zu verbreiten. Man mag zu der Denkmalsfrage stehen wie man will, anerkennen muß man auf alle Fälle, daß ein idealer Zug durch das Ganze geht. Auf keinen Fall aber sollte man, ohne zu untersuchen und zu erwägen, die Schale des ätzenden Spottes und des giftigen Hohnes über die Angelegenheit ausgießen, wie es schon vielfach geschehen ist. Wir haben es doch nicht etwa mit einem Narrenstreiche zu tun, sondern mit einem Projekt, das diskutabel ist. Deshalb empfehlen wir unsern Lesern, die in ihrer Meinung noch schwanken, das Büchelchen erst durchzugehen und dann sachlich zu entscheiden.

Neues aus Nassau.

Der deutsche Kronprinz hat seinen früheren Nebenmann im Glied, den Flügelmann der 2. Kompagnie des I. Garderegiments zu Fuß, O. Henrich, Sohn des Bürgermeisters Henrich von Steinbrücken, in Oel malen lassen und ihm das Porträt zu Weihnachten geschenkt.

Die nassauische Hauptstadt zählte um die Jahreswende 96 304 Einwohner, ca. 5000 mehr gegen das Vorjahr.

Das Regierungsgebäude zu Wiesbaden soll entweder einen Um- und Erneuerungsbau erfahren, oder es soll ein neues Gebäude an der Biebricher Chaussee errichtet werden. Ein bestimmter Entschluß ist höheren Ortes noch nicht gefaßt.

Kostheim, neben Kastel der einzige hessische Ort auf dem nassauischen Rheinufer, soll Mainz eingemeindet werden.

Zu Homburg wird ein Kaiser Wilhelm-Denkmal in den Kuranlagen errichtet, dessen Schaffung dem Bildhauer F. Gerth (Nassauer) übertragen wurde. Kostenaufwand: 50 000 Mark.

Die Bleidenstadter Rennbahn ist aufgegeben; die zu Erbenheim soll in Betrieb genommen werden.

Künftig sollen zwei Motor-Omnibusse den Verkehr vom Bahnhof nach der Stadt Langenschwalbach vermitteln. Ein längst gefühltes dringendes Bedürfnis.

Das Gordon-Bennett-Rennen ist nunmehr auf den 17. Juni festgesetzt.

Nassauischer Geschichtskalender.

20. Januar.

1531. Wilhelm Knüttel, aus Lauden in Franken gebürtig, wird Sekretär bei Graf Wilhelm dem Reichen von Nassau-Dillenburg. Später war er Rat. Ausgezeichnet durch Treue und Tüchtigkeit blieb er dieses auch unter Graf Johann dem Aelteren und Wilhelm I., Prinz von Oranien, bis er am 6. Januar 1566 in Siegen starb. Er liegt in der Martinikirche daselbst begraben.

1770. Die nassau-usingische Kanzleiordnung des Fürsten Karl erscheint.

25. Januar.

1343. Graf Adolf von Nassau, walramischer Linie, und Graf Johann von Nassau, ottoischer Linie, schließen einen Burgfrieden zu Laurenburg, ihrer gemeinschaftlichen Feste. Die Burg soll immer unter ihnen und ungeteilt bleiben. Die Grenzen des Burgfriedens lagen nur auf der rechten Seite der Lahn und wurden zum Teil von dem Hurbach, Eschebach und Estenbach gebildet. Von einem Mitbesitz der Grafen von Diez zeigt sich hier noch keine Spur.

1536. Landgraf Philipp der Großmütige von Hessen und Graf Philipp III. von Nassau-Weilburg schließen einen Tauschvertrag ab. Hessen erhielt die Nassau verpfändete Reichssteuer zu Wetzlar, die nassauischen Rechte am Schlosse Kalsmunt und der Wetzlarer Vogtei, den Schutz des Klosters Altenberg und 4000 Pfund Geldes. Nassau-Weilburg bekam dafür das Amt Burgschwalbach mit der Burg, ein Viertel von Löhnberg und das Recht, den hessischen Anteil an Hadamar von Königstein einzulösen und den Pfandschilling um 2000 Gulden zu erhöhen.

30. Januar.

1218. Burggraf Heinrich von Isenburg schenkt seinen Hof Markenberc (Merkelbach bei Breitenau) an die Abtei Rommersdorf. Er war im Begriff, einen Kreuzzug in das Heilige Land mitzumachen.

1859. Prinz Franz von Nassau, dritter Sohn Herzog Adolfs, wird geboren. Ein vielversprechender Jüngling, starb er leider bereits am 19. April 1875, als Zögling der Königl. Sächsischen Kadettenschule.

Briefkasten.

Bestimmungen von allgemeiner Geltung. Bitte: 1) Leserlich schreiben, wenn kein Gebrechen hindert. 2) Manuskripte nur auf einer Seite beschreiben. 3) Sich im allgemeinen an dem erbetenen Umfange halten. 4) Von Gedichten sich Abschriften aufbewahren, da solche nicht zurückgesandt werden. 5) Textmanuskripte an den Herausgeber: Dr. Spielmann, Wiesbaden, Bismarckring 30, senden. 6) Beachten, daß bei dem beschränkten Raume Garantie für Aufnahme eines Beitrages in eine bestimmte Nummer nicht erfolgen kann.

P.-R. B. in E. Besten Dank und frdl. Gruß. Die Notiz wird in nächster Personalien-Nummer gebracht. Das Buch haben wir zur Besprechung eingefordert.

Dr. S. in W. Rein wissenschaftliche Nassoica des Herausgebers in Buchform sind: General Marceaus letzter Feldzug u. d. Frage Marceaus Asche (93), Der Unterricht am Gymnasium Augusteum zu Idstein 1569 bis 1817 (94), Geschichte der Stadt und Herrschaft Weilburg (96), Karl von Ibell, Lebensbild e. deutschen Staatsmannes (97), Die Stadt Wiesbaden u. ihre Bewohner zu Anfang des 19. Jahrhunderts (97), Das Kurhaus zu Wiesbaden 1808—1904 (04). Die Achtundvierziger Nassauer Chronik (99), ist populär-wissenschaftliche Darstellung, ebenso eine Reihe anderer Schriften.

Allen freundlichen Neujahrsgratulanten aus dem Leserkreise der „Nassovia" herzlichen Dank.

Redaktionsschluß: 9. Januar.



№ 3. Wiesbaden, den 1. Februar 1904. 5. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20, beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.



Hellas.

Wie nahmst du mir doch einst gefangen
O Hellas, meiner Jugend leichten Sinn!
Selbst meiner Träume still' Verlangen,
Wie zog's, halb unbewußt, zu dir mich hin!

Wie hab' für deine Göttersagen
Aus tiefstem Herzen einstmals ich geschwärmt,
Und um den Helden, der erschlagen,
Mich bis zu bitt'ren Tränen abgehärmt.

Die alte klassisch reine Sprache,
Die schönen Werke deiner hohen Kunst,
Nie weckt sie mehr der Nachwelt Klage,
Zerstäubt sind sie wie Wasserfalles Dunst.

Der wilde Oelbaum schüttelt leise
Im Winde dort sein halbvermodert' Haupt.
Wie sang man doch so and're Weise,
Als seine Ahnen jung und grün belaubt!

Als noch ein Reis aus seinen Zweigen
Das Höchste war, was jeder Held erstrebt;
Wer diesen Ruhm einst konnt' erreichen,
Der hatte wahrlich nicht umsonst gelebt!

Geborst'ne Säulen jetzt nur ragen,
Die stolz emporgestrebt in alter Zeit,
Und moosbewachs'ne Trümmer klagen
Um die gewaltige Vergangenheit!

Josephine, Gräfin zu Leiningen-Westerburg.



Nassaus Burgen,

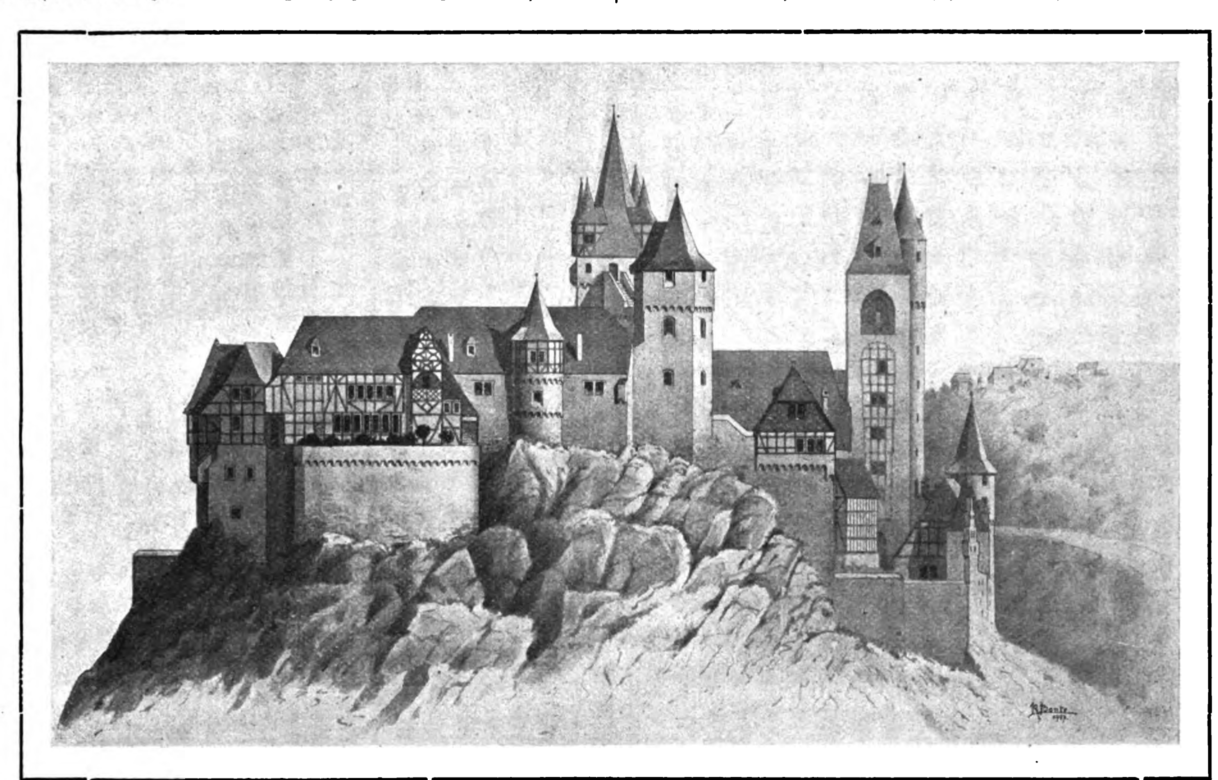
ihr Wesen und ihre Bedeutung im Mittelalter.

3) Von R. Bonte. (2. Fortsetzung.)

II. Burg Hohenstein.

Die beiden Fürstenzimmer entschädigten durch ihre bevorzugte Lage für die geringe Ausdehnung; sie waren etwa 4,5 m breit und zusammen 12 m lang. Das größere derselben enthielt einen Kamin, einen Abortanbau und einen runden Turm, welcher früher jedenfalls nur zu Verteidigungszwecken gedient hatte, jetzt aber ein gemütliches Plätzchen für Arbeit oder Muße und eine willkommene Vergrößerung der beschränkten Räume bildete.

Von diesem Zimmer aus gelangte man in ein südwestlich anliegendes Kabinett, welches durch eine Tür direkt mit der Wendeltreppe des Turmes J in Verbindung stand. Dem Bewohner dieser Räume war Gelegenheit gegeben, auf dem breiten Wehrgange der großen Verbindungsmauer sich zu ergehen und von hier aus das Leben und Treiben in den beiden Höfen der Wohnburg, im Zwinger und in der Vorburg, sowie im Orte zu beobachten, ein Umstand, welcher gewiß mit in Betracht gekommen war, als die Lage der Fürstenzimmer bestimmt wurde.



Burg Hohenstein um das Jahr 1600, nach W. Dilich. Ansicht von Nordwesten.
(Nach einer Zeichnung von R. Bonte.)

Ueber den Räumen M M des Planes lag der „Große Saal", ein Rechteck von 6 m Breite und ca. 15 m mittlerer Länge. Er hatte drei Fenster in der talseitigen Längswand und eins in der gegenüberliegenden Hofwand; in letzterer befand sich auch eine Tür, welche in einen schmalen sölleratigen Anbau und von diesem mittels einer Treppe auf den Burghof führte. Der Saal besaß auffallenderweise keinen Kamin; er konnte aber durch Oefen heizbar gemacht werden, da in den beiderseitigen kurzen Wänden Rauchröhren lagen. Gußeiserne Oefen waren zu damaliger Zeit schon vielfach in Gebrauch, allerdings mehr in Fürsten- und reichen Patrizierhäusern als im Bürger- und Bauernstande. Sie wurden im Siegener Lande gegossen, wo man schon im Jahre 1444 nicht weniger als 36 Eisenhütten- und Hammerwerke zählte. Graf Johann V. von Nassau-Dillenburg machte 1508 einem Grafen von Waldeck zwei solcher Oefen zum Hochzeitsgeschenk, und sein Nachfolger, Graf Wilhelm der Reiche, ließ 1521 auf

Bestellung des Pfalzgrafen für das Heidelberger Schloß zwei Prachtöfen auf seinen Siegener Hütten gießen, welche zusammen 52 Zentner und 12 Pfund gewogen haben sollen, gewiß ein Beweis für den hohen Stand dieser Industrie im Nassauer Lande.

Die Balkendecke des Großen Saales ruhte auf 3 Säulen; die erwähnten Fenster in den Längswänden waren, wie üblich, in den Nischen mit steinernen Sitzbänken versehen. An der kurzen nördlichen Giebelwand des Saales lagen zwei Nebenräume. Der größere enthielt einen Kamin; der kleinere, welchem ein Abort angebaut war, vertrat die Stelle eines Garderoben- oder Toilettenzimmers.

An die türlose südliche Giebelwand über dem Herdraum III der Burgküche stieß ein Zimmer, das nur von der Kapelle aus zugänglich war, welches vielleicht nach Art einer Sakristei zum Aufenthalte des Burggeistlichen dienen mochte.

Die über dem Küchenraum K des Erdgeschosses liegende Burgkapelle hatte Türen nach dem „hinteren Schloßplatz" und dem erwähnten sölleratigen Anbau und zwei mit Sitzbänken versehene Fenster an der rückseitigen (östlichen) Giebelwand, von der noch ein kurzes Mauerstück erhalten geblieben ist. Die hohen Dächer über dem Saalbau und der Kapelle waren mit zwei Reihen Dachgaupen versehen und enthielten vermutlich Schlafräume für die Dienerschaft.

In dem „hinteren Schloßplatz", dicht neben der großen Verbindungsmauer G und dem Eingangstor befindet sich der Brunnen, welcher von Dilich nicht angegeben worden ist, aber im Jahre 1628 als reparaturbedürftig erwähnt wird. — —

Südwestlich vor der Verbindungsmauer G liegt, etwas niedriger als das Terrain der Wohnburg, eine Felsenstufe, welche nach der wiederum bedeutend tiefer liegenden Vorburg allmählich abfällt. Es war also in der Natur des Bauterrains begründet, hier den Zugang von letzterer zur Wohnburg anzuordnen und die Felsenstufe mit Wehrmauern abzuschließen. So entstand der Torzwinger, welcher als ein weiterer Verteidigungsabschnitt die Sicherheit der Wohnburg wesentlich erhöhte, insofern er von den Türmen H und J und der dazwischen liegenden Wehrmauer G aus so vollständig bestrichen werden konnte, daß es dem Gegner kaum möglich war, diesen Zwinger, wenn er etwa in denselben eingedrungen, dauernd zu behaupten. Hierfür kam zu Gunsten der Verteidigung auch noch der Umstand in Betracht, daß der in den Zwinger eindringende Angreifer an seiner rechten — „nicht vom Schilde gedeckten" — Seite den Schüssen der Verteidiger ausgesetzt war. (Vergleiche Seite 31 von 1902.) Der Torzwinger stellt sich somit als ein wesentliches Annäherungshindernis und als eine ebenso zweckmäßig angeordnete, wie auch wehrtechnisch notwendige Ergänzung der Burganlage dar, und es konnte letztere schon in diesem Umfange, also ohne die Vorburg, von welcher weiterhin die Rede sein wird, als ein vollkommen selbständiges Verteidigungswerk angesehen werden. Die Anlage steht bei einer Ausdehnung von 35 und 55 Metern weder in Bezug auf Größe, noch auf Widerstandsfähigkeit hinter anderen Felsenburgen zurück, und mancher minder begüterte Edelherr jener Zeit würde sich glücklich geschätzt haben, eine solche stattliche Burg sein eigen nennen zu dürfen; denn es hätte, um allen Ansprüchen an die Wehrhaftigkeit der Anlage zu genügen, nur noch der Herstellung eines Grabens bedurft, welcher vom Tore C aus in nordöstlicher Richtung geführt, beiderseits in die rechts und links ansetzenden Felsabhänge auslief.

Wie aus dem Plan ersichtlich, enthielt der Torzwinger zu des Landgrafen Moritz Zeiten ein Portenhaus E und die Dienstwohnung des Amtskellers, ein gut ausgestattetes Gebäude von zwei Stockwerken, zu welchem auch das neben der Mauer G liegende Gärtlein gehörte. Das letztgenannte Gebäude diente seinem Zwecke bis zum Jahre 1729; etwa 100 Jahre später, 1822, wurde es abgebrochen. Auf Bildern der Burg Hohenstein aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts zeigt das Amtskellerhaus noch fast dieselbe Gestaltung wie sie uns von Dilich überliefert und in unserer Abbildung wiedergegeben ist. Gegenwärtig ist von demselben nichts mehr erhalten, auch das Portenhaus ist bis auf den bereits früher vorhandenen Keller, welcher jetzt dem Wirtschaftsbetriebe auf der Burgruine dient, verschwunden.

Es erübrigt nun noch eine Betrachtung der Vorburg, welche den bereits besprochenen, aus Wohnburg und Torzwinger bestehenden Komplex an seiner südöstlichen und südwestlichen Seite umgibt und zur Aufnahme der Wirtschaftsgebäude des ausgedehnten Herrensitzes bestimmt war.

An dem nordöstlichen, steil abfallenden Rande des Terrains der Vorburg befand sind zunächst ein großer Kuhstall N, südwestlich daneben der Marstall P, in welchen etwa 20 Pferde eingestellt werden konnten. Zwischen beiden lag die Dungstätte O.

Die oberen Räume des Marstalls dienten als Kornspeicher, diejenigen des Kuhstalles zur Lagerung von Heu und Grünfutter, welche durch eine große Dachgaupe neben der letzterwähnten Giebelwand eingebracht wurden. Die Umfassungswände beider Gebäude bestanden zum Teil aus dem glatt behauenen Felsen, an welchen sie sich anlehnten.

Hinter dem Marstall führte eine Steintreppe auf ein etwa 4 Meter höher liegendes Felsplateau, auf dem sich im 16. Jahrhundert ein Garten befand. Der südwestliche Teil der Vorburg enthielt einen an die Ringmauer angebauten Kornspeicher T, einen Torbau U und einen weiteren Kuhstall V, dessen Rückwand von der Futtermauer des Torzwingers und des rampenartigen Aufganges zu demselben gebildet wurde.

Es darf mit Sicherheit angenommen werden, daß diese Gebäude schon vor der Renovation der Burg durch den Landgrafen Moritz I. vorhanden waren, wenn auch vielleicht das eine oder andere nicht den vorbezeichneten Zwecken gedient haben mag. So könnte z. B. der weitere Kuhstall V als die frühere Schmiede, welche in einer größeren mittelalterlichen Burg nicht fehlen durfte, angesehen werden. Ueberhaupt dürfte die Vorburg in den frühesten Zeiten noch mehr Gebäude enthalten haben, welche aber bei der Wiederherstellung als überflüssig beseitigt wurden, wie etwa die Holzarbeiterwerkstätte, das sogenannte Schnitzhaus, in welchem u. a. die Holzteile

der Waffen und Verteidigungsmaschinen hergestellt wurden.

Von den Gebäuden der Vorburg ist jetzt nichts Nennenswertes mehr vorhanden. Am längsten ist der Kornspeicher T erhalten geblieben, welcher als solcher noch bis zu seiner Ablegung im Jahre 1822 gedient hat. Auch das Torgebäude U und der Kuhstall V sind gänzlich beseitigt. Von dem Marstall P und dem Kuhstall N sind noch einige Mauerreste sichtbar. Die noch stehende nordwestliche Giebelwand des letzteren Gebäudes enthält einen Kamin, welcher zur Heizung zweier von dem Stallraum abgetrennter Gelasse diente. Das eine derselben wird als die Futterküche, das andere als die Milchkammer anzusprechen sein; auch mögen die mit der Wartung der Kühe betrauten Mägde in dem einen oder andern Unterkunft gefunden haben. — —

Eine bei weitem größere Bedeutung als diese Gebäulichkeiten der Vorburg beanspruchen ihre gewaltigen Ring- und Wehrmauern, welche bei der Beschießung der Burg durch Rabenhaupt im Jahre 1647 weislich verschont worden sind; denn dieser wackere Heerführer brauchte keinen Schuß Pulver an sie zu vergeuden, da es ja in seiner Macht stand, von den umliegenden Höhen aus mit Voll- und Brandkugeln die ganze Wohnburg in Trümmer und Asche zu legen, ohne durch die starken Schild- und Wehrmauern, welche mit ihren mächtigen Verteidigungstürmen die Burg einst fast unüberwindlich machten, hieran behindert zu werden.

An der Hand des Planes und der Ansicht Nr. 1 wird es dem Leser, der durch die Hinweise im Jahrgang 1902 d. Zeitschrift bereits mit der allgemeinen Einrichtung burglicher Anlagen vertraut geworden ist, nicht schwer fallen, die Bedeutung der Vorburg für die Verteidigung zu beurteilen, ohne daß hier noch weitläufig darauf eingegangen wird. Die sie begrenzenden Mauern sind ringsum dicht an die Steilabhänge des Burgfelsens herangerückt und daher sturmfrei. An der südöstlichen Front, wo dieser Felsen mit dem höher ansteigenden Angriffsgelände zusammenhängt, ist ein breiter und tiefer Graben (Halsgraben) hergestellt.

(Schluß folgt.)

Die Ergebnisse der Volkszählung vom 1. Dezember 1900

für den Regierungsbezirk Wiesbaden.

3) **Von Valentin Wollweber.** (Schluß.)

Höchst a. Main, die bedeutendste Fabrikstadt des Nassauer Landes und wichtiger Eisenbahnknotenpunkt, zählt 14 121 Seelen, seit 1895 mehr 3340 oder 31 Prozent oder fast $^1/_3$. Es wird sicher in nächster Zeit Biebrich in der Einwohnerzahl schlagen und sich statt dessen an die 3. Stelle der Städte des Regierungsbezirkes setzen. Seit 40 Jahren hat sich Höchsts Einwohnerzahl mehr als verfünffacht.

Homburg v. d. H. (9635 Einwohner), der berühmte, feine Kurort und früher Hauptstadt der Landgrafschaft Hessen-Homburg, nimmt nur wenig in der Einwohnerzahl zu; diese hat sich aber doch seit seiner Einverleibung in Preußen fast verdoppelt.

Limburg a. d. Lahn (8465 Einwohner), ein sehr wichtiger Eisenbahnknotenpunkt in der Mitte des Nassauer Landes, dem aus allen Richtungen der Verkehr zuströmt, zugleich als Bischofssitz der geistliche Mittelpunkt des katholischen Nassau, nimmt verhältnismäßig wenig an Einwohnerzahl zu; solche ist aber immerhin seit der preußischen Zeit auf mehr als das Doppelte gestiegen. Zu nassauischen Zeiten der Größe nach an 2. Stelle stehend, mußte es in der letzten Zeit des Herzogtums diesen seinen Rang an die Residenz Biebrich abtreten. Verhältnismäßig viel bedeutender als heute war die Stadt im Mittelalter. Da soll sie 12 000 Einwohner gezählt haben, und sogar volkreicher als Frankfurt gewesen sein. Zu dieser Einwohnerzahl hat sich Limburg bis jetzt noch nicht wieder aufschwingen können.

Oberlahnstein a. Rh. (7969 Einwohner), Dampfschiffstation und wichtiger Eisenbahngüterverkehrspunkt, ist 1895/1900 um 934 Seelen oder um 13 Prozent gewachsen. Die Seelenzahl beträgt das Dreifache der vor 40 Jahren. Mit der dicht dabei liegenden, aufstrebenden Schwesterstadt Niederlahnstein bildet Oberlahnstein an der Lahnmündung einen der bevölkertsten Plätze unserer Heimat.

Ems, der berühmte Kurort, hat seit 1895 nur die geringe Zunahme von 270 Seelen zu verzeichnen; es ist seit 40 Jahren auf fast das Doppelte der Einwohnerzahl gestiegen.

Rödelheim weist als Vorort von Frankfurt, die starke Zunahme von 1604 Seelen oder 33 Prozent oder $^1/_3$ auf. Es ist in dem letzten Jahrfünft von 4888 auf 6492 Einwohner gekommen.

Das gewerbtätige Oberursel hatte 1895 4545, 1900 dagegen 5452 Bewohner. Letzteres ist ein Mehr von 907 Bewohner = 20 Prozent = $^1/_5$.

Es haben also 5000—10 000 Einwohner 6 nassauische Städte. Als 7. Ort dieser Größe kommt nur ein Dorf hinzu, der Industrieort und Vorort von Frankfurt Griesheim a. M. Nachdem nun Nieder- und Oberrad in Frankfurt aufgegangen sind, bildet Griesheim mit 8546 Einwohnern die größte Landgemeinde unseres Regierungsbezirks. Aber was sind Griesheim und unsere größten Dörfer gegen die Riesendörfer anderer Provinzen! Seit 1895 hat Griesheim 2676 Seelen oder 45 Prozent oder um fast die Hälfte zugenommen. Heute zählt es beinahe 13 mal so viele Bewohner als vor 60 Jahren, wo es (1842) nur 677 Bewohner hatte. In den letzten 40 Jahren hat es sich mehr als versiebenfacht.

Landgemeinden über 10 000 Bewohner hat unsere Provinz keine. Das Deutsche Reich aber zählt deren 85. Als wahre Riesendörfer sind Schöneberg, Rixdorf und andere Vororte von Berlin mit 96 000, 90 000 u. s. w. Einwohnern hervorzuheben.

Städte mit über 10 000 Einwohnern gibt es im deutschen Reiche 392. Von den 245 Städten Preußens mit über 10 000 Einwohnern hat Hessen-Nassau

nur 9 und der Regierungsbezirk Wiesbaden allein nur 4: Frankfurt, Wiesbaden, Biebrich und Höchst. Das ist eine geringe Zahl. Unsere Provinz hat mit Ost- und Westpreußen die wenigsten von den 331 preußischen Gemeinden über 10 000 Einwohner. Wenn sie auch die kleinste Provinz ist, so steht sie doch vielen Provinzen an großen Gemeinden nach. Da sich in ihr aber die Bevölkerung weniger in große Orte zusammendrängt, so ist sie desto gleichmäßiger über das Land verteilt. Rheinland hat 81, Westfalen 53, Schlesien 47, Brandenburg 33, Sachsen 31 Gemeinden mit mehr als 10 000 Einwohnern.

Zwischen 4—5000 Einwohner zählen in unserm Regierungsbezirke 7 Orte (4 Städte und 3 Landgemeinden): Rüdesheim, Heddernheim, Dillenburg, Diez, Dotzheim, Niederlahnstein und Nied, hier der Größe nach einander folgend. Zwischen 3—4000 Einwohner haben 15 Orte (7 Städte und 8 ländliche Orte), welche hier der Größe nach aufgezählt sind: Wirges, Geisenheim, Schwanheim, Weilburg, Flörsheim, Eltville, Schierstein, Montabaur, Hochheim, Herborn, Höhr, Bierstadt, Sossenheim, Unterliederbach und Idstein. Ueber 2000 Einwohner zählen im ganzen 56 Orte, (darunter 31 Städte und 25 Landgemeinden), über 1000 im ganzen gegen 150 Orte. Von den nassauischen Städten unter 5000 Einwohnern haben seit 1895 eine größere Zunahme erfahren: Dillenburg, Niederlahnstein (23 Prozent oder über $^1/_5$), Geisenheim, Hochheim, Herborn, Idstein, Hofheim, Braubach (23 Prozent oder über $^1/_5$), Haiger. Die meisten Städte haben nur eine geringe Zunahme zu verzeichnen oder sind auf ihrer Einwohnerzahl fast stehen geblieben. Eine Abnahme dagegen haben zu verzeichnen: Diez (— 265 = 5,7 Prozent), Langenschwalbach (— 25), Usingen (— 10), Hadamar (— 3). Eine starke Vermehrung seit 60 Jahren finden wir bei folgenden Städten: Rüdesheim, Dillenburg, Diez, Niederlahnstein, Eltville, Hochheim, Hofheim, Braubach, Königstein, Haiger, Nassau und Sankt Goarshausen. Die meisten Städte haben auch in diesem langen Zeitraume eine geringe Zunahme erfahren oder sind beinahe auf ihrer Einwohnerzahl stehen geblieben. Letzteres ist der Fall bei Hadamar (+ 57), Kaub (+ 3), Hachenburg (+ 122), Runkel (+ 25). Eine Abnahme der Bevölkerung seit 60 Jahren ist zu konstatieren bei nachfolgenden Städten: Biedenkopf (war von 4000 Bewohnern bedeutend herabgesunken, hob sich aber langsam wieder, so daß es 1900: 2853 Bewohner aufwies), Westerburg (— 307), Nastätten (— 126), Usingen (— 63). Das kleinste nassauische Städtchen ist Runkel mit 1077 Einwohnern. Dagegen weist der Regierungsbezirk Kassel eine ganze Anzahl Städtchen auf, die kleiner sind; manche haben nur 500 Einwohner, und können eigentlich auf den Rang einer Stadt keinen Anspruch erheben. Ein Zufall ist es, daß dreimal zwei nassauische Städte ganz gleiche Einwohnerzahl haben, nämlich Ems und Rödelheim, Sankt Goarshausen und Nastätten, Friedrichsdorf und Westerburg. Von Landgemeinden haben außer Griesheim seit 1895 diejenigen die größte Zunahme, welche Vororte der größten Städte Frankfurt und Wiesbaden und der Industriestadt Höchst oder im Industriegebiete des Kannenbäckerlandes gelegen sind. Als besonders rasch emporwachsende Vororte von Frankfurt und Höchst sind die meisten Orte des Landkreises Frankfurt und viele Orte des Kreises Höchst zu nennen. Namentlich stark ist die Zunahme von folgenden Orten: Nied ist von 2179 auf 4028 Einwohner (um 1849 oder 85 Prozent oder $^{17}/_{20}$) gestiegen, Unterliederbach von 1961 auf 3113 (um 1152 oder 59 Prozent oder fast $^3/_5$), Zeilsheim von 572 auf 1081 (um 509 oder 89 Prozent oder beinahe $^9/_{10}$). Außerdem zeigen im Kreise Höchst noch eine starke Zunahme Sossenheim, Sindlingen und Schwanheim. Im Landkreise Wiesbaden aber sind es als Vororte von Wiesbaden: Sonnenberg, Schierstein, Bierstadt, Erbenheim, Flörsheim und besonders Dotzheim, welche eine große Steigerung der Bevölkerung zu verzeichnen haben. Letzteres ist von 3376 auf 4337 gekommen (Zunahme: 961 = 28 Prozent oder über $^1/_4$). Im Kannenbäckerlande ist Höhr um 32 Prozent oder etwa $^1/_3$ gestiegen. Kein Ort Nassaus aber, sei es Stadt oder Landgemeinde, ist seit 1895 so stark in der Einwohnerzahl gewachsen als das Industriedorf Wirges bei Montabaur. Dieses beschäftigte aber auch 1900 in seiner Fabrik für Glaswaren und feuer- und säurefeste Produkte 1825 Personen. Die Bevölkerung wuchs 1895/1900 von 1548 auf 3778 Seelen. Dies ist das ganz außerordentliche Mehr von 2230 oder 144 Prozent oder beinahe das 1½fache. Hierdurch hat sich Wirges nicht nur zum größten Dorfe des Westerwaldes emporgeschwungen, sondern es hat auch Montabaur, die bedeutendste Stadt des ganzen Gebirges in der Bevölkerungszahl um mehr als 200 Seelen geschlagen. Zu den Dörfern, welche seit 1842 (ca. 60 Jahren) eine besonders große Zunahme erfahren haben, gehören dann noch folgende: Nied, das von 517 auf 4028 Seelen gekommen, ist fast 8 mal so groß geworden. Unterliederbach ist von 546 auf 3113 Seelen angewachsen, hat also beinahe eine sechsfache Zunahme erfahren. Sossenheims Bevölkerung stieg ums vierfache, die vieler anderen Landgemeinden ums dreifache. Von den ländlichen Ortschaften mit mehr als 2000 Einwohnern nahmen Villmar 1895/1900 um 33 Köpfe, und Winkel um 16 Köpfe ab; dabei sind sie aber doch seit 60 Jahren größer geworden.

Die Religionsverhältnisse vieler Orte haben sich gegen früher sehr verändert. Bei Wiesbaden ist so ziemlich das alte Verhältnis geblieben. Hier wie in Frankfurt sind jetzt fast genau $^2/_3$ der Bevölkerung evangelisch, $^1/_3$ katholisch. Bei Frankfurt war vor 50 Jahren noch nicht $^1/_6$ katholisch. Durch den steigenden Verkehr, der jetzt sämtliche nassauische Städte durch Eisenbahnen miteinander in Verbindung setzt, sowie durch die Ansiedelung fremder Elemente aus aller Herren Länder in den Städten, deren Vororten und den Industriegegenden wird die Bevölkerung inbezug auf Konfession immer mehr gemischt. In Biebrich war 1842 nur $^1/_5$ der Bewohner katholisch, heute beträgt die Zahl der Katholiken über $^1/_3$. In Höchst war vor 60 Jahren nur über $^1/_7$ evangelisch; heute ist es die kleinere Hälfte. In Oberlahnstein waren damals nicht $^1/_{40}$ evangelisch, jetzt beträgt die evangelische Bevölkerung beinahe $^1/_4$. Selbst in der katholischen Bischofsstadt Limburg ist die Zahl der Evangelischen im Vergleiche zu der der Katholiken

sehr gestiegen, nämlich von $^1/_{10}$ auf mehr als $^1/_4$. Es könnten noch viele solcher Beispiele angeführt werden. Was die Juden anbelangt, so scheint es, daß der Vieh- und Getreidehandel und überhaupt das Landleben für diese nicht mehr die Anziehungskraft wie früher hat, und daß sie lieber Geschäftsleute in den großen Städten werden.

Unser Heimatland hat sich gegen frühere Zeiten also sehr verändert. Seine Einwohnerzahl hat im ganzen bedeutend zugenommen; manche Städte sind gewaltig gewachsen; in Industriegegenden hat sich eine dichte Bewohnerschaft angesiedelt. Die Industrie bietet dem Lande viele Vorteile: der Wohlstand nimmt zu, da die Bevölkerung lohnende Erwerbstätigkeit findet, und infolgedessen eine bessere Lebensweise in Nahrung, Wohnung und Kleidung führen kann; die Arbeitszeit ist kürzer; Vergnügen und Bequemlichkeit sind größer; hereinbrechender Notstand infolge von Krankheiten, Unglück, Alter u. s. w., wird durch Krankenkassen, Invaliden- und Altersrenten möglichst gelindert. Die Industrie hat aber auch für einzelne Orte ihre Nachteile. Das Zusammenströmen großer Menschenmassen aus den verschiedendsten Gegenden, der sogenannten „Hergelaufenen" oder „Wilden", hat Genuß- und Vergnügungssucht, Unsittlichkeit und Roheit sowie Unsicherheit im Gefolge. Auf die Quantität kommt es wie überall auch bei der Bevölkerung nicht allein an, sondern zugleich auf die Qualität. Und da sind wir noch verhältnismäßig gut daran. Der Westfale des Industriegebietes, welcher in seiner übervölkerten Heimat an Riesendörfer, viele Neubauten, umfangreiche Geschäfte, große und fein ausgestattete Gasthäuser und lebhaften Verkehr gewöhnt, sieht, wenn er auf Reisen oder beim Besuche der nassauischen Bäder unser Land oberflächlich betrachtet, oft mit Geringschätzung auf unsere alten Städtchen mit ihren kleinen Läden und einfachen Wirtschaften herab. Er bedenkt nicht, daß bei uns in kleineren Verhältnissen doch noch gesundere Zustände herrschen, und daß hier statt einiger Wohlhabenden und einer großen Maße des tiefstehenden Arbeiterstandes noch ein solider Mittelstand vertreten ist.

Als Schreiber dieses im Herbste 1902 nach 10 Jahren wieder einmal die Gegend von Montabaur aufsuchte, trat er, auf einsamen Wege von der Lahn herwandernd, gegen Abend bei Holler aus dem Walde. Da lag ganz unerwartet die alte Kreisstadt in der frischen Natur des Westerwaldes vor ihm. Noch mehr aber überraschte ihn ein Wald von Schornsteinen, der, weiter entfernt, bei Wirges emporragte. An die qualmenden Schornsteine von Höchst, Griesheim und Biebrich sind wir Südnassauer ja bereits gewöhnt; aber für den Westerwald ist ein solcher Anblick doch sehr überraschend. Wir wünschen unserm lieben Nassauerlande günstige Fortschritte in der Entwickelung seiner Industrie, aber nicht die Atmosphäre der Industriegegenden Rheinlands und Westfalens mit ihrem schädigenden Einfluß auf Natur und Menschen, wo schlechte Luft einem den Atem benimmt, ein weißer Kragen und ein weißes Kleid in einem Tage schmutzig, die Sonne durch Rauchwolken verfinstert, das Wasser der Flüsse und Bäche so dunkel wie Tinte, die Hand durch einen angegriffenen Zweig im Walde schwarz gefärbt und die schönste Gegend mit einer Schicht von Ruß bedeckt wird. Doch dafür, daß die Natur in unserer Heimat, die in landschaftlicher Schönheit an allererster Stelle steht, niemals durch die Industrie so leide, wie in der rheinisch-westfälischen Industriegeend, hat ja der liebe Gott gesorgt, indem er erstere mit gar vielen Bodenschätzen, aber nicht mit Steinkohlen ausstattete.

Der Wehrheimer Waldstreit.

2) **Von K. Wolff.** (Schluß.)

Mit dieser Unterwerfung unter das Amt war aber die Opposition gegen die Forstordnung noch nicht gebrochen. Jetzt, nachdem sich die erhitzten Gemüter etwas beruhigt hatten, lenkte man die Angelegenheit auf den geordneten Weg des Rechtes, und Leicker, der die Sache der Gemeinde Wehrheim mit Eifer vertrat, nahm sich in „Herrn W. Pilger, der Rechte Doktor und Fürstlich Hessen-Homburgischer Regierungsrat", einen juristischen Beirat. Die erste Antwort, die den Wehrheimern auf ihre Beschwerde ward, war allerdings nicht sehr ermutigend; denn „von beyderseitigen Landes-Regierungen (Nassau und Oranien) ward eine Resolution dahin erteilet, daß die von dem Gemeindevorstand zu Wehrheim unbefugt erhobene Appellation gegen die neue Forstordnung gänzlich zu verwerfen, dem gedachten Vorstand auch sein pflichtwidriges Benehmen aufs schärffste und unter Drohung zu verweisen sey, daß bey dem nächsten ähnlichen Vergehen mit nachdrücklichster Strafe gegen ihn verfahren werden solle". Dieser Schreckschuß wirkte jedoch nicht; denn nun arbeitete Dr. Pilger im Auftrage der Gemeinde Wehrheim ein „Rechtliches Gutachten" aus, das beim Reichskammergerichte zum Entscheid eingereicht wurde und in dem die Wehrheimer Waldangelegenheit klipp und klar auseinander gesetzt wurde. Die Schrift umfaßt 48 Seiten mit 17 Paragraphen. Sie führte aus, daß der Wehrheimer Wald privates Eigentum der Gemeinde sei „ohne Konkurrenz der Landesherrschaften", daß die Gemeinde von jeher und undenklichen Zeiten alle förstliche Fürsorge mit der alleinigen eigenen Waldarte der Gemeinde" getan, daß das ganze diesbezügliche Rechnungswesen von ihr geführt und auch alle Waldfrevel „nach einer alten Rügen-Ordnung bestraft, und die Strafgelder sowohl. als auch der Werth des gefrevelten Gehöltzes für das Gemeinde-Aerarium verrechnet, wie solches die bey dem gemeinschaftlichen Amte seit undenklichen Zeiten bis hierher abgehörten Bürgermeister-Rechnungen ausweisen." Ferner hat die Gemeinde sich die Pflege des Waldes „von jeher so angelegen sein lassen, daß ihr durch eine öffentliche Bekanntmachung von Seiten der hochfürst-

lich Nassau-Weilburgischen Regierung am 14. November 1803 für ihren bezeigten guten Willen zur besseren Waldwirtschaft lautes Lob bezeugt und bey Vorkommenheiten vorzügliche Berücksichtigung zugesichert worden" sei. Durch die neue Waldordnung werde nun die Bewirtschaftung und Verwaltung der Gemeindewaldungen der Gemeinde abgenommen und den Forstbeamten übertragen, so daß die Gemeinde ohne Anweisung der Forstbeamten kein einziges Forstgeschäft mehr errichten könne. Auch solle bei Strafen nur der zu ersetzende Holzwert in die Gemeindekasse, die Strafe aber in die Landeskasse fließen. Mit dieser Verordnung sei zugleich die herrschaftliche Waldart eingeführt und dem Ortsvorstand bei 50 Reichstlr. Strafe am 5. Dezember 1804 anbefohlen worden, keinen Stamm in der Gemeinde-Waldung fällen zu lassen, ohne daß der Revierjäger entweder die herrschaftliche Waldart zugleich darauf geschlagen oder von ihm die Gemeinds-Waldart an dieselben abgeliefert und darauf geschlagen worden". „Es entsteht nun die Frage", sagt Dr. Pilger in seinem Gutachten weiter, „ob sich die Gemeinde solches in allen Teilen gefallen lassen muß." Es habe zwar das Ansehen als ob

1. der Gemeinde Wehrheim in der Kultivierung und Benutzung ihrer Waldungen keine Schranken gesetzt werden könnten, weil sie vermöge ihres Eigentumsrechts ein ausschließliches Recht darauf habe und sie sich auch „im unfürdenklichen ganz ruhigen Besitze" befinde;

2. dieselbe mit dem in den eigenen Waldungen gefällten Holze nach Wallkür schalten und walten und ohne zu erwirkende Erlaubnis verkaufen könne;

3. die Ansetzung und Erhebung der Waldstrafen als Ausfluß der Landeshoheit nicht der Gemeinde, sondern der Landesherrschaft zustünden;

4. „dieselbe auch berechtigt seye, die Strafen willkürlich zu erhöhen, welches durch Einführung des vorhin nicht gebräuchlich gewesenen Pfandgeldes geschiehet und

5. die Bestellung neuer Aufseher nicht geschehen, weniger

6. die Anschlagung der herrschaftlichen Waldart statt haben könne und dürfe."

Allein es stehe, sagt Dr. Pilger ferner:

Ad. 1. dem Landesherrn, vermöge der Landeshoheitsrechte, ganz unstreitig über das ganze Vermögen seiner Untertanen das dominium eminens oder die Oberaufsicht zu, und deswegen auch die Oberaufsicht über die Waldungen der Untertanen. Der Landesherr könne daher auch seinen Untertanen verbieten, in ihren eigentümlichen Waldungen ohne Anweisung der Forstbedienten Holz zu fällen. Dieses landesherrliche Recht leide dadurch keine Einschränkungen, daß die Untertanen ihre Waldungen bis hierher gut behandelt hätten und sich keinen Mißbrauch hätten zu Schulden kommen lassen, indem der Landesherr auch einem allenfalls in Zukunft zu befürchtendem Mißbrauch durch heilsame Verordnungen vorbeugen könne. Es sei daher nicht dem geringsten Zweifel unterworfen, daß der Landesherr Forst- und Waldordnungen machen könne, denen die betreffenden Untertanen nachleben müßten. Als die Untertanen des Fleckens Westerburg sich einer landesherrlichen Waldordnung widersetzen wollten, führte Dr. Pilger aus, „erkannte der Reichshofrath wider dieselben am 27. July 1747 literas patentes dahin, daß sie der bekannt gemachten herrschaftlichen Verordnung gehörig nachleben und sich derselben in keiner Weise widersetzen sollten, widrigenfalls ein jeder der widerspenstigen Unterthanen eine Strafe von 1 Mark löthigen Geldes zu relegen schuldig sey." Im weiteren beweist dann der Rechtsgelehrte aus 6 kammergerichtlichen Entscheidungen, daß alle Versuche der Gemeinden, von der landesherrlichen Oberaufsicht in Forstangelegenheiten los zu kommen, fehlgeschlagen seien. „Aus diesen und anderen Erkenntnissen, deren Zahl unendlich ist," fährt Dr. Pilger fort, „kann sich die Gemeinde Wehrheim hinlänglich überzeugen, daß alle ihre Versuche und reichsgerichtliche Klagen über die Waldordnung, soviel dieselbe die Bewirtschaftung und Kultur des Waldes und somit auch die Holzanweisungen durch die herrschaftlichen Forstbedienten betrifft, durchaus vergeblich seyn und ohne allen gewünschten Erfolg um so gewisser bleiben würden, als

a) der Ortsvorstand bey den Holzanweisungen nicht verdrängt wird, sondern solche, wenn sie von den Forstbedienten geschehen, auch von ihm vollzogen werden sollen, und

b) die Furcht vor Mißbräuchen und gänzlicher Ruinirung der Waldungen in den jetzigen Zeiten hinzukommt, weil sie und der Holzbestand als die einzige Hilfsquelle der seit dem letzten Kriege bestehenden schweren Gemeindsschulden angesehen und behandelt werden, welches der Hauptbeweggrund ist, daß die Landesherrschaften von ihrer Forsteylichen Gewalt Gebrauch machen. Ich kann daher nicht anders rathen, als daß sich hierin jener Forstordnung ohne alle Weiterungen gefügt werde."

Ad. 2. Den willkürlichen Verkauf des Holzes betreffend, meinte Dr. Pilger, daß der Landesherrschaft das Recht zustehe, solches zu verbieten, damit kein Mangel daran entstehe; ja sie sei sogar schuldig, dafür zu sorgen, daß der Holzpreis im Lande nicht zu sehr steige. „Es ist daher in seiner vollkommenen Ordnung und läßt sich im Prozeßwege keine Aenderung in der Verordnung erwarten, daß kein Holz ohne landesherrliche Erlaubniß außer Landes verkauft werden soll."

Ad. 3. „Geht man von der Regel aus, so gebührt das Recht, Waldstrafe anzusetzen, dem Landesherren, und dessen Ausübung gehört vor die ordentliche Obrigkeit. Andere sagen, sie seye eine Folge des Eigenthumsrechts, und daß sich der Wildbannsherr die Bestrafung der Holzdiebstähle, des unerlaubten Vieheintriebs in den Wald, des verbotenen Grasens in demselben u. s. w. nicht anmaßen könne. Ohne mich auf die Abweichung dieser Grundsätze als zweckwidrig einzulassen, glaube ich, daß hier alles auf die Landes- oder Lokal-Rechte ankommt. Diese nun entscheiden ganz für die Gemeinde Wehrheim. Sie hat seit undenklichen Zeiten, wahrscheinlich seit ihrer Entstehung, das Recht, durch ihren Ortsvorstand die Waldfrevel nach einer festgesetzten Rügen-Ordnung zu bestrafen und die Strafgelder in das Gemeinde-Aerarium zu ziehen und zu verrechnen, und noch niemals ist der Gemeindeherrschaft eingefallen, sie in diesem

Recht und dessen Ausübung jemals zu stören, sondern hat es im Gegentheil ohne alle Widerrede zugegeben; mithin findet sich die Gemeinde ebenfalls in einem Wahrhaft unfürdenklichen Besitze. Unter diesen Umständen bestehet die Gemeinde Wehrheim mit vollem Recht darauf, daß ihr das wohlhergebrachte und kraft unfürdenklichen Besitzstandes zustehende Recht, die Waldfrevel zu bestrafen und die Strafgelder in das Gemeinde-Aerarium zu ziehen, fernerhin belassen und die demselben widerstrebende Forstordnung in Hinsicht dieses Punktes zurückgenommen werde. Von der Gerechtigkeitsliebe der beiden Landesherrschaften läßt sich erwarten, daß sie es nach vorgängiger an sie gemachter geziemenden Vorstellung zu prozessualischen Weiterungen darüber nicht werde kommen lassen."

Ad. 4. Weiter erläutert **Dr. Pilger**, daß „da wo eine Rügen-Ordnung wie zu Wehrheim seit undenklichen Zeiten eingeführt sei, dieselbe bei Bestimmung der Strafgröße als Maaßstab diene und man darüber unter keinerley Vorwand hinausgehen könne, ausgenommen, es träten außerordentliche Fälle ein, die eine Strafverschärfung nötig erachteten." Da aber, wo eine Pfändung der Frevler nicht eingeführt sei, könne diese nicht ohne weiteres neu eingeführt werden, „so wenig die neuen Forsteylichen Verordnungen den Unterthanen neue unbekannnte Lasten aufbürden können, woran es ebenfalls nicht an reichsgerichtlichen zum Vorteil der Unterthanen gereichender Erkenntnissen fehlt. Inzwischen wird eine zweckmäßige Vorstellung die Gemeinherrschaften bewegen, von der Verordnung abzustehen, daß den Amtsjägern und angestellten Waldschützen, Pfandgeld gegeben werden solle."

Ad. 5. Hat die Landesherrschaft die Oberaufsicht über das Vermögen und also auch über die Waldungen der Untertanen, so hat sie auch das Recht, meint Dr. Pilger, außer den bisher üblich gewesenen Waldaufsehern neue zu bestellen. Dies habe ebenfalls ein im Januar 1803 in Sachen des Bannes Marsahn wider den Fürsten zu Neuwied abgegebenes kammergerichtliches Erkenntnis bewiesen, wonach die Beschwerde der Untertanen des Bannes Marsahn, daß der Fürst mehrere Forstbedienstete außer den eigenen verordneten zur Aufsicht über die Waldungen eingestellt hätte, abgewiesen worden sei.

Ad. 6 führt Dr. Pilger aus, könne sich die Gemeinde Wehrheim, „der Anschlagung des herrschaftlichen Waldhammers" nicht entziehen. Derselbe könne statt finden zum Zeichen der forsteilichen Gerichtsbarkeit; neben ihn bezeichne alsdann der Gemeindewaldhammer das ausschließliche Eigentumsrecht der Gemeinde. Damit aber durch diese Neuerung ein Nachteil für die Gemeinde nicht eintrete, so könne sie allerdings darauf bestehen, daß ihr das unzweifelhaft zukommende ausschließliche Eigentumsrecht der Waldungen zugesichert und festgestellt werde, daß, wer vorher zur Ausübung des Beholzigungsrechtes nicht befugt gewesen sei, auch jetzt und in Zukunft dazu nicht zugelassen werden solle. Auch stehe es keinem Landesherrn zu, unter dem Recht, Polizei-Ordnungen aufzustellen, den Untertanen ihr Eigentum zu schmälern, oder gar zu entziehen. „Daß die beyden Landesherrschaften zur Sicherstellung der Gemeinde Wehrheim, wenn sie darum angegangen werden, einen Revers ertheilen, ist wohl keinen Augenblick zu bezweifeln; widrigenfalls sind dagegen die zweckmäßigen Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen."

Dies Gutachten des **Dr. Pilger** — hier nur auszugsweise angeführt — ward am 10. Dezember 1804 abgefaßt; allein bis zum 1. April 1808 zogen sich die Verhandlungen hin, also bis in die Zeit hinein da Wehrheim (seit 1806) ganz in nassau-walramischen Besitz übergegangen war. Sie fanden aber dann einen für die Gemeinde Wehrheim günstigen Abschluß. Zwar mußten sich Schultheiß Leicker und seine Gemeinde der aus dem Hoheitsrechte entspringenden Oberaufsicht der Landesherrschaft und den damit verbundenen Maßnahmen fügen; doch sie erkannten in der Folge, daß ein Attentat auf ihren „eigentümlichen" Gemeindewald von 4500 Morgen nicht geplant war; auch erreichten sie, daß unterm 1. April 1808 in einer Verfügung „**ex resolutione regiminali**" von Wiesbaden aus der Bezug der Forststrafen aus den Gemeindewaldungen des Fleckens Wehrheim der Gemeindekasse dortselbst fortan verbleibe. Und das war ja gerade der hauptsächlichste Punkt, den Dr. Pilger in seinem Gutachten mit aller Energie verfochten hatte.

Schultheiß Leicker, der in jenen ernsten Jahren, der bedrohten deutschen Freiheit, als unser Vaterland um seine Existenz rang, in seiner Angst um Wehrheims schönste Zierde, den herrlichen Gemeindewald, zum Kampfe mit den Behörden schritt, hatte nicht vergeblich die Waffen zur Wehr erhoben. Als das Frührot des Rechts und der Freiheit ob dem Vaterlande dämmerte, ward auch Wehrheim sein Recht. Herrn Leicker war das Glück beschieden, sich noch manches Jahr dieses Rechts zu freuen, das er zum Wohle seiner Gemeinde zu wahren den Mut hatte. Längst ist er tot; aber heute noch spricht man in Wehrheim vom „alten Schulz Leicker", als von einem rechtlichen und energischen Beamten mit Achtung. Den „Fluch der Nachkommenschaft" hat er also nicht auf sich geladen! — —

Zwei Streiter.

3) **Von J. Wilhelmi.** **(2. Fortsetzung.)**

Ein Tanz war eben beendet. Die Musik schwieg. Die Herren hatten sich in ein Nebenzimmer zurückgezogen, und nur der Douaneninspektor war im Saale bei Marie geblieben. Da trat der Präfekt Doazan in den Saal und hinter ihm die französischen Offiziere, eine Reihe von Beamten, alle die gefüllten Champagnerkelche in der Hand. Der Präfekt hielt eine Rede in französischer Sprache. Im Stadthause, so begann er, sei heute ein Festball veranstaltet worden, weil es gelte, die ruhmreichen Taten des

Kaisers zu verherrlichen und ihm ein fröhliches Gelingen seiner weiteren Kriegsunternehmungen zu wünschen. Nachdem er all seine Feinde zu Boden geschlagen, den Glanz seiner Waffen bis über die Grenzen Europas getragen und in Deutschland Zivilisation und Freiheit begründet, gelte es jetzt, auch den letzten Feind, Rußland, zu demütigen. Dann sei das Werk vollendet und unter dem Szepter Napoleons könne alle Welt sich den Segnungen des Friedens erfreuen. Der Kaiser sei in Dresden, um dort Heerschau zu halten über das gewaltige Heer, das er zusammengezogen, die deutschen Fürsten seien um ihn versammelt, in den nächsten Tagen breche er auf. Nun gelte es, ihm die besten Glückwünsche mit auf den Siegeszug zu geben, und er wolle alle Wünsche zusammenfassen in dem Rufe: „**Vive l'Empereur!**"

Hell klangen die Gläser an einander, und jubelnd stimmten alle Festgäste in den Ruf ein, die anwesenden Deutschen in Verirrung ihrer Gefühle oder aus Furcht; die Damen erhoben sich, ihre Taschentücher schwenkend. Nur Marie blieb ruhig sitzen. Doch war dies unter all dem Wogen und Treiben fast unbemerkt geblieben. Geffroy aber hatte es gesehen, und er fragte sie fast vorwurfsvoll, warum sie allein nicht einstimme in den allgemeinen Jubel, ob sie sein Volk so hasse, daß sie ihm nicht alles Gute wünsche. Darauf aber erhielt er eine so deutsche Antwort, daß er erkennen konnte, wie doch noch nicht patriotisches Gefühl in allen deutschen Herzen geschwunden sei. Sie hasse, so anwortete sie, niemand, aber sie schäme sich, dem Gelingen eines Planes entgegenzujubeln, der nur dazu dienen könne, Deutschland in noch schwerere Ketten zu schmieden und die ehrgeizigen Entwürfe eines Mannes hinauszuführen, der so unsägliches Unglück über ihr Vaterland gebracht. Der Franzose schwieg. Hätte ein Mann so zu ihm gesprochen, er hätte ihn verhaften lassen; das deutsche Mädchen mit der Röte der Entrüstung auf den Wangen erschien ihm nur umso begehrenswerter. Habe ich dich nur einmal zum Weibe, so dachte er, dann werde ich dir schon die Krallen beschneiden und dir Liebe zum französischen Lande einflößen!

Auch von einem zweiten Nebenzimmer des großen Saales im Stadthause blieb das junge Paar nicht unbeobachtet. An einem Tische in der Nähe der Türe saß Bernhard, Mariens Bruder, mit dem reichen Großhändler Willmann. Sie waren in lebhaftem Gespräche begriffen, ohne daß letzterer vergaß, glühende Blicke nach dem Saale zu richten, in dem der Douaneninspektor mit Marie tändelte und sich vertrauter mit ihr stellte, als er wirklich war. Willmann galt als ein reicher Mann mit selbstgegründetem Geschäft, das in der damaligen Zeit, da Handel und Wandel so sehr stockten, und durch eine furchtbare Steuerlast die Länder ausgesogen waren, doppelt viel galt. Ob sein Reichtum immer aus den rechten Quellen floß, darüber munkelte man freilich mancherlei. Es war ja damals eine Zeit, da der Betrug im Schwange ging. Napoleon hatte, um Englands Handel zu vernichten und so einen Notstand über das Inselland zu verhängen, der es zwinge, sich besiegt zu des Feindes Füßen zu legen, die sogenannte Kontinentalsperre eingeführt. Durch ein Dekret vom Jahre 1806 war aller Handel zwischen den Ländern des europäischen Festlandes und dem Insellande Großbritannien untersagt worden. Schwere Strafen waren über den verhängt worden, der englische Waren, sowohl Gegenstände, die England erzeugte, als auch die es aus seinen Kolonien ausführte, nach dem Festlande überführte. Damit aber hatte sich großer Notstand über alle Länder gelagert. War doch das europäische Festland mit seinen Lebensbedürfnissen an Baumwolle, Kaffee, Zucker, Gewürzen auf den Handel mit England angewiesen. Da warfen sich denn viele auf den Schmuggel, und als der französische Kaiser sah, daß er des Schleichhandels, der von England aus mit allen Kräften organisiert ward, nicht Herr werden konnte, daß die völlige Ausschließung englischer Waren nicht möglich sei, dachte er sich neue Geldwerte zu schaffen, indem er sogenannte Lizenz- oder Freibriefe ausstellte, die zum Teil nur für schweres Geld zu erlangen waren, die er aber auch an seine Günstlinge verschenkte, wonach die Inhaber derselben französische Güter nach England ausführen und englische Gelder in beschränktem Maße zurückbringen durften. Aber den Schleichhandel konnte er damit nicht unterdrücken. Die Lizenzbriefe wurden gemißbraucht. Es wurden außer den erlaubten, auch verbotene Güter aus England eingeführt. Unter dem ungeheuren Heere von Douanenbeamten, die an den Grenzen des weiten französischen Reiches angestellt waren, fanden sich viele bestechliche, und der Schleichhandel blühte nach wie vor. Als dann eine neue Verfügung kam, wonach englische Waren nur gegen einen ungeheuren Zoll zugelassen wurden, ward die Teuerung immer größer. Das war aber Napoleon gerade recht. Unter seinem System sollten sich die deutschen Länder verbluten. Als ihm einst die Not des Volkes, die zunehmende Zahl der Bankerotte in Deutschland geschildert ward, äußerte er mit Behagen: „Je mehr Not und Zahlungsunfähigkeit in Deutschland, desto mehr auch in England."

So hatte auch Willmann Lizenzbriefe und führte mit Erlaubnis der französischen Obrigkeit bedeutende überseeische Warenvorräte ein; aber man sagte, daß er nebenbei einen ausgebreiteten Schleichhandel treibe. Beweisen konnte man ihm nichts. Seine Warenvorräte setzte er dann an die Großhändler ab. Auch Fernau stand mit ihm in Geschäftsverbindung. Er bezog von Willmann seine Waren, die er dann wieder im Kleinverkauf in der Stadt oder im Großverkauf an die Händler der umliegenden Städte und Dörfer vertrieb. Auch unter den Lustbarkeiten des Abends hatten Willmann und der jüngere Fernau von Geschäften gesprochen. Ein größeres Quantum Kolonialwaren hatte Willmann zu außergewöhnlich niedrigen Preisen Fernau angeboten, „und das geschieht," so sagte er, „nur aus Rücksicht auf die Freundschaft und die alte Geschäftsverbindung, in der ich mit dem Hause Fernau stehe. Lasse uns anstoßen," so fuhr er fort, „daß eine dauernde, ewige, verwandtschaftliche Verbindung zwischen den beiden Häusern entstehe!"

Fernau wußte, wohin Willmann mit seinen Worten ziele, und etwas verlegen antwortete er, daß sich der Douaneninspektor um Mariens Hand bewerbe,

sein Vater sei demselben nicht ganz abgeneigt, wage auch nicht, unter den jetzigen Zuständen ihm entgegenzutreten; Willmann möge sich um Mariens Hand bewerben, schlage sie Geffroy aus, so werde sein Vater keinen Zwang ausüben; er glaube fest, daß Marie dem Franzosen ihr Herz nicht zuneigen werde, weil sie in ihm einen Unterdrücker Deutschlands sehe. „Den Douaneninspektor fürchte ich auch weniger," antwortete Willmann nach einer längeren Pause, „aber es ist etwas anderes, was mir Bedenken macht."

„Was sollte das sein?"

„Hast du noch nie daran gedacht, daß dein Vetter an der Lahn Absichten auf deine Schwester hat? Jüngst führte mich eine Geschäftsangelegenheit an dem Hause vorüber, da sah ich die beiden so zutraulich beieinander stehen, daß ich meine Gedanken darüber hatte."

„Was!" fuhr Fernau auf. „Das paßte auch noch, den Deutschtümler mit seinen altfränkischen Ideen zum Schwager zu bekommen und seinen Großvater, den alten Faselhans, der von nichts zu sprechen weiß, als von dem Alten Fritz und dem Siebenjährigen Krieg, zum Schwiegervater meiner Schwester! Diable, wenn diese Wahrnehmungen begründet wären, dann wüßte ich nicht, was ich täte. Morgen schon will ich Gewißheit darüber haben. Mein Vater wird schön wütend werden, daß dieser Bauer seine Augen zu seiner Tochter erhebt."

„Sei vorsichtig, Bernhard," so mahnte Willmann. „Mit Poltern und Schelten kommt man gegenüber einem Mädchen, dessen Gefühlsrichtungen auf falschem Wege sind, nicht weit; Klugheit und Schlauheit helfen besser zum Ziel, und vielleicht läßt es sich erreichen, daß, wenn meine Befürchtungen begründet sind, ruhige, vernünftige Worte deine Schwester von ihrer törichten Neigung ablenken. Aber nun genug; unser langes Wegbleiben von der Gesellschaft könnte auffallend erscheinen; wir wollen hinüber gehen in das Spielzimmer und uns dort an einem Kartenspiel beteiligen."

(Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

Aus dem Volksaberglauben meiner Heimat.
Von W. Zimmermann.

Die Genossen meiner engeren Heimat werden mich angesichts vorstehender Ueberschrift hoffentlich nicht verleumderischer Absicht bezichtigen. Ich unterschreibe ihre mutmaßliche Selbstverteidigung, daß in ihrem aufgeklärten Tale kein kulturrückständiger Aberglaube mehr existiere, insoweit gern, als ich mir jene so auslege: In Zeiten und Gegenden, in denen das Dampfroß schnaubend und pustend über die Erde und die elektrische Welle unsichtbar und unhörbar durch den oberirdischen Draht läuft, flüchten Gespenster und Dämonen vor der erderobernden Naturwissenschaft in die geheimsten Gebirgswinkel. Aber ich maße mir an, hinzuzusetzen: vielleicht auch in die geheimsten Falten des menschlichen Herzens. Wenigstens von den feineren und feinsten Formen des Aberglaubens darf man dies vermuten; ja, wenn man weniger vorsichtig sich ausdrücken will, wird man sagen: es ist sicher, daß, wenn einer mit der Diogeneslaterne in die Hinterplätzchen, Ecken, Zwickel und Winkel des weiträumigen menschlichen Herzens leuchten könnte, er dort noch den Aberglauben, wenn auch in sich zusammengekauert, so doch noch lebenswarm in vielerlei Spezies finden würde. Und nicht bloß in den Herzenswinkeln selbst fortgeschrittenerer Bauern, sondern auch bei den noch viel aufgeklärteren Städtern, nicht bloß im Volk, nein auch in der Aristokratie, bei Herren und Damen, bei Gelehrten und Laien? Läßt doch schon der große Goethe im „Faust" den Aufklärer Nikolai die Walpurgisgeister also anfahren und damit sich selbst verspotten:

„Ihr seid noch immer da? Nein, das ist unerhört!
Verschwindet doch! Wir haben ja aufgeklärt!
Das Teufelspack, es fragt nach keiner Regel;
Wir sind so klug, — und dennoch spukt's in Tegel." *)

Man braucht nur die erste beste Tageszeitung zur Hand zu nehmen, um zu lesen, welch' einträgliches Geschäft beispielsweise die Kartenschlägerin in der großen Stadt und bei feineren Herrschaften betreibt. Und ich selbst kenne Personen und Kreise, die sich auf den guten und feinen Ton sehr wohl verstehen und doch nicht wagen, zu 13 zur Tafel zu gehen; wieder andere, recht gescheite Leute, die auf ihrem Geschäftswege umkehren, wenn ihnen, statt der sanft blökenden Schafherde eine Gesellschaft behaglich grunzender Ringelschwänze begegnet. Und wieder habe ich sehr gottesfürchtige Herrschaften gekannt, die nicht duldeten, daß ein Dienstmädchen Freitags seinen Dienst antrat. Und was mich selbst anlangt — — — so würde ich mich bitter beschweren, wollte mich einer „abergläubisch" schelten, und würde mich darauf berufen, daß ich niemals mir „brauchen", niemals mir einen Gichtzettel — trotz freundlichen Angebots — schreiben ließ, und doch und doch! Den schönen Fall gesetzt, ich wäre noch ein junger Ehemann und hätte einen prächtigen Buben, und eine liebe Nachbarin lobte mir diesen über den Zaun herüber, ich stehe nicht dafür ein, daß ich nicht ängstlich vorbeugend sagen würde: „Unberufen, Frau Nachbarin, unberufen!" Ja, ja, so stark ist die Macht der Volkstradition, so widerspruchsvoll das Menschenherz, bekanntlich ein trotzig' und verzagt' Ding. —

Ich weiß wohl, daß gelehrte Professoren, z. B. Wuttke, in seinem vortrefflichen Werk über den deutschen Volksaberglauben scharf unterscheiden zwischen Glauben und Aberglauben, meine aber, die strenge Sonderung ist eher in der Theorie als in der Praxis möglich, allwo sich vielfach Glauben und Aberglauben untereinander mischt. Ja, wenn der Glaube immer der rechte und der rechte so leicht wäre! Die bekannte neuere Romanschriftstellerin Ossip Schubin beschreibt in einer ergreifenden Erzählung von der Liebe Lust und Leid den Gottesglauben einer liebenswürdigen alten Dame ungefähr so: Gott war ihr kein alttestamentlicher, strafender Jehovah, sondern ein guter Vater, der seinen Erdenkindern immer gern helfen möchte; schade nur, daß seine wohlwollenden Absichten so oft durch böse überirdische Mächte gekreuzt werden!

Wenn ich die Eiferer rufen höre: Man soll den Volksaberglauben mit Stumpf und Stiel ausrotten! Dann fällt mir immer das schöne Gleichnis vom Unkraut unter dem Weizen ein: „Die Knechte aber sprachen: „Willst du denn, daß wir hingehen und es ausjäten?" „Nein, auf daß ihr nicht den Weizen zugleich mit ausraufet! Lasset beides mit einander wachsen bis zu der Ernte!" Gewiß ist der Volksaberglaube schädlich, in manchen Fällen wenigstens, wie ich selbst in meiner Jugend noch erlebt habe; aber unter seiner oft fratzenhaften Maske steckt auch hin und wieder die Anmut einer praktischen Naturauffassung, welche unsere Dichter und Maler gar wohl zu würdigen verstehen, ganz abgesehen davon, daß sich darin dem historischen Sinn die frischgebliebenen Triebe urgermanischer Religions- und Lebensauffassung, beispielsweise des Rechts offenbaren. Sie, diese lebendig gebliebenen Triebe, beweisen, wie zäh das Volk am alten Glauben hängt, also auch den Ernst und die Tiefe des deutschen Volksgemüts, und darum haben

*) „Tegel": Stammschloß der Gebrüder Humboldt.

einsichts- und liebevolle Missionare unseren heidnischen Vorfahren den neuen christlichen Glauben mit der Pietät gegen der Väter Art zu versöhnen gewußt. Die Zeit mit ihrer langsam zwar, aber stetig und darum um so wirksamer umgestaltenden Macht hat ihnen Recht gegeben. So werden denn auch heute, mehr als leidenschaftlicher Bekehrungseifer dies vermag, die Kulturmächte der modernen Industrie, des modernen Verkehrs und des modernen Bildungswesens gemeingefährliche Auswüchse des Volksaberglaubens beseitigen, daß nichts von ihnen übrig bleibt als belustigende Erinnerungen an eine verschwundene kinderhafte Zeit. So habe ich's selbst in meiner Jugend schon erlebt, und davon will ich jetzt erzählen.

Vor vierzig Jahren saßen in unserer Wohnstube eines Abends drei Generationen zusammen: der Großvater, die Eltern, neben altersgleichen Nachbarn und wir Schulbuben. Nach mancherlei Hin- und Herreden erzählte der alte Hannwillem folgendes: Ich gebe euch, Großvater, ganz recht, die jung' Welt will nix mehr glauwe, wenn man ihr was verzählt, was man mit leibhaftige Auge in der Nacht selbst erlebt un gesehe hat! Zum Exempel: vor zwanzig Jahrn war ich eines Herbsts drüwe in Netzbach beim Kesselaufsetze beschäftigt; es war zwischen 12 un 1, als ich heimging; stockfinster war's, wie in der Kuh. Wie ich in die Gegend kam, wo der groß Hartbirnbaum steht, da sah ich ein blau Flämmche auf der Erd. Aha, dacht ich, heut Abend hast du Glück. Das ist das Geldbrenne, von dem die Leut immer verzähle; den unterirdische Schatz hebste da un fürchtst dich nit vor allem, was drauf sitzt, bist ja 'n baumstarker Kerl. Also maschier ich mit 'm fromme Sprüchelche stracks auf das Lichtche los, maschier und maschier, stolpere üwer Stock un Stein un kann mein Lichtche nit erreiche. Auf einmal is es verschwunde, un nachdem ich ein Stund im Kreis herumgelaufe war, stand ich richtig wieder in Netzbach vor dem Haus, wo ich um 12 Uhr „gute Nacht mit enanner" gesagt hatt, un hab des Haus nimmer erkannt. Das war doch en richtig Trugfackel, ein Irrwisch, der mich an der Nas im Kreis herum geführt hat." Und alle alten Weißbärte nickten zustimmend. Aber die mittlere Generation meinte spöttisch: Hannwillem, nix vor ungut! Ihr werdet e bißche im Ohr gehabt hawe, un da habt Ihr e Stallatern mit der jemand, der auf Besuch war, sich heimgeleucht hat, für e Irrlicht angesehe." „Trugfackeln," rief darnach jemand aus der jüngsten Generation in überlegenem Tone: „Trugfackeln, richtiger Irrlichter oder Irrwische genannt, sind kleine Flämmchen, welche fast zu allen Jahreszeiten in sumpfigen Gegenden, auf Kirchhöfen und an ähnlichen Orten nahe an der Erde sich unstät hin- und herbewegen. Sie bestehen aus brennbarer Luft. Der Aberglaube hält sie für böse Geister, welche die Reisenden irre führen. So leicht sind die Menschen geneigt die einfachsten Dinge für etwas Uebernatürliches zu halten. So steht's in unserem Lesebuch!" „Es ist ein Schand," ereiferte sich der alte Großvater, „was die Vorwitz einem üwer de Mund fahre! Ja, ja, heut zu Tag will des Ei klüger sein als die Henn. Gelbschnawwel, wenn du dem Hannwillem nit glaube willst, so wirst du doch deinem eigene Großvater nit ableugne wolle, was der der selbst erlebt hat. Lauftert, ihr Leut! Ich war noch e kleiner Schulbub, da ist der Hirtekasper wie ein Leich herum gegange, konnt nit lewe un nit sterwe, hat nit mehr gelacht und kaum e Wort geschwätzt. Un war doch vordem der lustigst Bursch im ganze Ort, dem alle Mädcher nachguckte." „Der hat sich als Bergmann die Auszehrung im Grubewasser geholt," meinte jemand von der mittleren Generation. „Bleiwe gelasse! Der war gebannt worde beim nächtliche Aepfelstrenze, weit weg vom Dorf, da drauße am Hinterwald auf der Hofgemarkung. Da hat er mit seinem Sack Aepfel uff dem Buckel steh'n müsse, bis die Sonn uffgegange is; dann is der Hofherr gekomme, der Banner, und hat ihn losgesproche. Aber weil die Sonn über ihm uffgegange, war er dem langsame Sterwe verfalle. Un e annermal hawe drei Bursche in der Oktobernacht die Welschnüß geschüttelt bei Mudershausen, un wie sie mit ihre Nüß heimmarschiern wollte, konnte sie sich nit von der Stell rühren. Aber einer von ihne hat gute Rat gewußt. Da hawe sie die Säck heruntergeworfe, die Kleider ausgezoge un sin auf ihre eigene Kleider rückwärts üwer den Bannkreis gekroche. Dann konnten sie wieder laufe. So hawe die sich damals gerett." „Großvater," sagte jemand von der mittleren Generation, „es schadt garnix, wenn Ihr de Buwe e bische Angst macht, dann hat der Flurschütz leichtern Dienst." Aber der allerkleinste Vorwitz erhob sein kreischendes Stimmchen: „Großvater, banne kann auch der Schusterheinrich. Der stellt einen strack hin un sich hinter ein'n, streicht mit der flache Hand an einem herunter, wie wenn er brauche wollt, un dann schlägt er uff einmal einem in die Kniekehl, daß mer zusammeknickt, wie e Messer ohne Fedder. Ich kann's auch schon." „Gu'n Nacht," sagte der Großvater verschnupft, „es ist Zeit, daß ich mich schlafe leg oder noch besser, ganz aus der Welt geh! Man is ja doch überflüssig; die Junge verstehn ja alles besser als die Alte." (Schluß f.)

Königliches Theater zu Wiesbaden.

* **Frühlingszauber,** Ballett-Idylle von Joachim Albrecht, Prinz von Preußen, zum ersten Male am 16. Januar. — Es war ein anmutiges Bild, das die Regie unserer hochverdienten Ballettmeisterin Annetta Balbo im Verein mit der Dekorations- und Gewandungskunst, mit Blumen-, Feen- und Beleuchtungszauber auf die Bühne stellte. Die Szene war dem Elfenreiche der Titania entnommen: Der Frühling hat seine Blüten entfaltet; von einer zur anderen gaukelt der Schmetterling, vergebens von der Blumenelfe zu haschen versucht, bis zuletzt das Recht des leichtbeschwingten Falters als unbestreitbar hingenommen wird. Es war außerordentlich viel Grazie und Lieblichkeit, Abtönung in Form und Rhythmus der Tänze und Bewegungen, und die drei Hauptaktricen Frau Quaironi als Schmetterling, Frl. Ratajczak als Titania und Frl. Salzmann als Blumenelfe, namentlich erstere, entfalteten eine Virtuosität, die nicht leicht ihresgleichen findet. Die Musik des königlichen Prinzen (Sohn des Prinzregenten von Braunschweig) erinnerte freilich mehr an das Marschmäßige und die Orchesterbegleitung erzeigte sich etwas zu stark. Immerhin gab die Darbietung von nicht gewöhnlicher Begabung des Komponisten Kunde.

Kammersänger Kalisch hat gelegentlich seiner Fünfundzwanzigjahrfeier 5000 Mark zum Grundstock einer Stiftung zur Unterstützung unbemittelter Theatermitglieder gespendet.

Literatur.

* **Das Kirchen- und Pfarrvermögen der Gemeinde Nordenstadt.** Von W. Heyne. 32 S. Verlag des Verfassers (Pfarrer in Nordenstadt). — Das Schriftchen ist aus einem im Leseverein Nordenstadt gehaltenen Vortrage entstanden und soll namentlich die Unabhängigkeit des Nordenstadter Kirchen- und Pfarrvermögens von dem der benachbarten Orte des „Ländchens" nachweisen. Dieser Versuch erscheint uns gelungen. Der Verfasser hat seine Sache gründlich angefangen und, naturgemäß entwickelnd, drei Zeitabschnitte: bis zur Reformation, bis etwa zum Großen Kriege und bis zur Gegenwart angenommen. Aus den Ausführungen geht hervor, daß Nordenstadt schon vor der Reformation einen eigenen Vermögensgrundstock besaß, daß dann eine andere Ordnung eintrat, keineswegs aber eine Zusammentragung von Leistungen der umliegenden Orte jemals stattfand, so daß diese kein Anrecht an Kasse und Gut von Nordenstadt haben. Nebenbei lernen wir manche kulturgeschichtlichen Einzelheiten kennen, wie denn das Schriftchen sich lebendig, flott und interessant liest.

* **Das Kurhaus zu Wiesbaden** 1808—1904. Aktenmäßige Geschichte seiner Entwickelung. Von Dr. C. Spielmann. 167 S. Mit 10 Abbildungen und 3 Plänen. Pr. in Prachtband geb. Mk. 4,50. Wiesbaden, P. Plaum. (Selbstanzeige.) Das alte Kurhaus, das demnächst einem modernen Prachtbau Platz machen soll, hat innerhalb und außerhalb Nassaus viele Freunde. All diesen dürfte die oben angeführte Schrift des Verfassers, welche die Schicksale des alten Hauses von dessen Erbauung über die Zeit der Spielgesellschaften hinaus bis auf die Gegenwart in Wort und Bild vorführt und mit inter-

essanten Aktenstücken belegt, eine freundliche Erinnerung bilden. Der Nassovia-Verlag hat das Buch hochelegant ausgestattet.

Neues aus Nassau.

S. M. König Oskar II. von Schweden und Norwegen, Gemahl der Schwester S. K. H. des Großherzogs Adolf, Königin Sophie, feierte am 21. Januar seinen 75. Geburtstag. Möge dem von seinen Landeskindern hochverehrten Herren ein fernerer froher Lebensabend beschert sein.

Kapitän Ludwig Eisenbraun, unser Landsmann (seine Angehörigen leben in Bierstadt bei Wiesbaden), der berühmte Ozeandurchquerer auf dem Segelboot, ist, um Spanien herumfahrend, am 15. Januar in Tarragona eingetroffen.

Am 12. Januar starb zu Kronberg Geheimer Sanitätsrat Dr. Peter Dettweiler, der 28 Jahre lang die berühmte nassauische Kuranstalt Falkenstein geleitet hat. Er war 1836 als Sohn eines wohlhabenden mennonitischen Landwirts zu Wintersheim in Rheinhessen geboren und war neben seiner ärztlichen Geschicklichkeit als humaner Mann allbekannt und daher ungemein beliebt.

Homburg strebt der Großstadt entgegen. Oberbürgermeister Dr. von Marx hat einen Grundstückskomplex im Westen der Stadt nach Dornholzhausen zu im Werte von mehreren 100 000 Mark privatim angekauft und ihn zum Selbstkostenpreise der Stadt angeboten, um etwaige Spekulation bei der Ausdehnung des Weichbilds im voraus abzuschneiden. Um das neue Gelände mit der Luisenstraße in Verbindung zu setzen, soll diese nach der Altstadt zu durchgebrochen werden, zu welchem Zwecke sie eine Strecke weit über eine Brücke (Viadukt) zu führen wäre. Die Brücke, deren Herstellung ca. 35 000 Mark kosten wird, will Herr von Marx der Stadt schenken. Andere Grundstücke, die er in der Nähe des Güterbahnhofes und des Höllensteins ebenfalls erworben hat, will der Oberbürgermeister wiederum für den Kostenpreis der Stadt überlassen. Die Stadtverordneten haben das Angebot des unzweifelhaft uneigennützigen und auf Homburgs Entwickelung redlich bedachten Herrn „prinzipiell“ angenommen. Hoffen wir, daß sich auf keiner Seite ein Verrechnen einstellt und die Ausführung des in der Tat großartigen Unternehmens im einzelnen sorgfältig erwogen wird.

Das Landtor in Weilburg soll abgebrochen werden, weil die Automobile des Gordon-Bennett-Rennens beim Durchpassieren Schaden nehmen könnten. So lasen wir unlängst in den Blättern, halten die Notiz aber für einen Spaß um Fastnacht. Wir sind der Meinung, die Autler würden gerade dadurch zu größerer Vorsicht bei der Ein- und Durchfahrt in, bezw. durch Weilburgs enge Straßen genötigt, wie das Landtor als trefflicher Regulator in dieser Beziehung überhaupt sich erwiesen hat. Uebrigens hat der Kultusminister in der Frage der Erhaltung historischer Denkmäler mitzusprechen. Das Landtor ist ein solches, und Weilburg wird diesen Rest seiner Vergangenheit erhalten und ausgestalten, aber nicht zerstören wollen.

Dotzheim, nach Griesheim Nassaus größtes Dorf (über 5000 Einwohner), stellt mit Ostern drei neue Lehrer und wahrscheinlich einen Rektor an. Dann wirken alda 18 Lehrkräfte.

Aus Weyer bei Runkel, der nassauischen Lehrerwiege, sind gegenwärtig 48 Lehrer im Regierungsbezirke angestellt.

Der Wiesbadener Lehrerverein und der Lehrerinnenverein für Nassau haben für die wissenschaftliche Weiterbildung ihrer Mitglieder durch akademische Vorlesungen gesorgt. Diese halten die Herren Universitätsprofessor Dr. Collin (Gießen) und Prof. Dr. Pohle (Frankfurt) in zwei Zyklen (Literatur und Volkswirtschaft) zu Wiesbaden ab.

Mit dem 1. April soll die elektrische Bahnverbindung Wiesbaden-Mainz, zunächst über Biebrich, eröffnet werden, bis die Straße im Salzbachtale ausgebaut ist.

Nassauischer Geschichtskalender.

5. Februar.

1531. Elisabeth, Gräfin von Nassau-Weilburg, Gemahlin Graf Philipps III., geboren als Gräfin von Sayn, stirbt. Sie hatte ihrem Manne vier Kinder geschenkt, die sämtlich in der Jugend starben.

1814. Die u. a. Truppen auch das II. nassauische Regiment führende englische Transportflotte wird nach ihrer Abfahrt aus den Dünen von Deal nach der holländischen Küste vom Sturme zerstreut. Einige Tage später ereignete sich die bekannte Katastrophe zweier Schiffe auf der Haaksbank.

10. Februar.

909. Konrad Kurzpold, Eberhards Sohn, Graf im Niederlahngau, ist damit beschäftigt, eine Kirche auf dem Berge bei der Lintburc (Limburg) an der Lahn, zu erbauen. König Ludwig schenkte ihm dazu auf besondere Verwendung und Fürbitte des Erzbischofs Hatto von Mainz und des fränkischen Herzogs Konrad den königlichen Salhof Brechen mit seinen Huben, Zehnten, Leibeigenen, der Kirche und dem salischen Lande. So entstand die älteste Stifts- oder Domkirche zu Limburg.

1809. Das nassauische Steuerreform-Edikt erscheint. Es ordnete die allgemeine direkte Grund- und Gewerbesteuer für das gesamte Herzogtum an, an Stelle der bisherigen hunderterlei verschiedenen, meist indirekten territorialen Abgaben.

15. Februar.

1774. Prinz Wilhelm Georg Friedrich von Oranien-Nassau, zweiter Sohn Prinz Wilhelms V., wird geboren. Er schloß sich würdig der Reihe großer nassauischer Helden an. Er entwickelte zuerst sein Feldherrntalent in dem Kriege der Niederländer gegen die Franzosen (1793), trat 1796 in österreichische Dienste und erhielt 1798 den Oberbefehl über das ganze österreichische Heer in Italien unter der Ernennung zum Feldzeugmeister. Er starb aber schon am 6. Januar 1799 zu Padua, wahrscheinlich an den Folgen einer in der Schlacht von Werwick (1795) erhaltenen und unvollkommen geheilten Schußwunde. Mit ihm gingen große Hoffnungen des Vaterlandes zu Grabe.

1642. (Reichsgraf) Peter Melander (von Holzappel) wird zum kaiserlichen Feldmarschall ernannt. Er trat aber erst später aktiv in kaiserliche Dienste. (Geboren 1585, gestorben 1648. S. „Nassovia“ Nr. 4 u. ff. 1900.)

Briefkasten.

D. W. in F. B. Besten Dank für die Mitteilung. Wir werden Nachforschung halten und Ihren Vorschlag auszuführen suchen.

K. L. in W. Ihre Vermutung ist richtig.

Redaktionsschluß: 22. Januar.



№ 4. Wiesbaden, den 16. Februar 1904. 5. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20, beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Rafn Widförle.

Froh grüß' ich euch, ihr Felsenhorte,
Hier leb' ich frei, hier bin ich reich,
Wie käm' der schönste aller Orte
Der Welt, die ich geschaut, euch gleich!

Die Reise ist mir wohl geraten,
Mir lachte hold des Wikings Glück.
Mit Gut bis an den Rand beladen
Kehrt unser Schifflein froh zurück.

Wild kracht' an seine Föhrenrippen
Mit Macht des Nordens treibend' Eis.
Kühn schwamm es durch Sudreyjars Klippen
Auf Maelstroms Wogenkämmen weiß.

„Wähl', Limreks Fürst – hier Gold, dort Eisen!" –
Da bracht' er mit der Fröner Schar,
Sich als mein Lehnsmann zu erweisen,
Auf Speeresend' Geschenke dar.

Von meiner Schulter schwebt' der Rabe;
Gen Süden nahm er seinen Flug.
Der feuchten Ran ward ihre Gabe;
Hei, wie sie leicht den Drachen trug!

Dann ging's zum Kampf mit schwarzen Leuten;
Krummsäbel kreuzte sich mit Geer;
Viel Sklaven galt es zu erbeuten,
Sie zu verkaufen überm Meer.

In blum'gen Sonnenauen fanden
Wir Feuerwein von Sikilö,
Wo Riesenberge rauchend standen
Dem Hekla gleich auf Islands Höh'.

Wir sah'n die Prunkpaläste ragen
Von Miklagard, allwo um Lohn
Die Brüder Silberäxte tragen
An Griklandkönigs goldnem Thron.

Da kehrt' die Sehnsucht plötzlich wieder;
Uns Freie faßte heimlich' Weh
Beim Klang der süßen Heimatlieder;
Fort trieb's uns aus des Südens See

Heim nach dem Haus auf grünen Fjällen,
Heim nach dem blauen, sonnigen Fjord.
Froh ließen wir die Segel schwellen: —
Die Freiheit wohnt allein im Nord.

Gott Aegir wahrte uns vor Stranden,
Frejr leuchtet' lächelnd unsrer Fahrt,
Weil wir in fernen Christenlanden
Der Väter Glauben treu bewahrt. — —

Drum Gruß euch, heimische Felsenhorte!
Hier leb' ich froh, hier bin ich reich,
Nie kommt der schönste aller Orte
Der Welt, die ich geschaut, euch gleich!

C. Spielmann.

Rafn Widförle = Raben (Vorname) der Weitgereiste. Sudreyjar = Orkneys- und Shetlandsinseln bei Schottland; Maelstrom, der weiße Strudel in ihrer Nähe. Limrek = Limerick in Irland. Der Lehnspflichtige reichte dem Herrn auf der Spitze des Speers den Tribut. Der Rabe diente oft als Wegbezeichner. Ran = die Meeresgöttin, Aegirs Gattin. Geer = Speer. Sikilö = Sizilien. Miklagard = Konstantinopel. Griklandkönig = Kaiser der Griechen. Fjällen = Hochfelder Norwegens. Fjord = Meerbusen. Aegir = der Meergott. Frejr = der Sonnengott.

Nassaus Burgen,

ihr Wesen und ihre Bedeutung im Mittelalter.

4) Von R. Bonte. (Schluß.)

II. Burg Hohenstein.

Längs des Grabens ist eine besonders hohe, von zwei mächtigen Türmen flankierte Schild- und Wehrmauer errichtet, welche die Gebäude der Vorburg sowie auch die talseitige (nordöstliche) Palaswand vollkommen gegen einen von dieser Seite aus zu erwartenden Angriff deckte und das jenseits des Grabens liegene Gelände beherrschte.

Der nördlich anschließende Turm R, den uns Dilichs Ansichten bereits dachlos zeigen, diente vorzugsweise zum Aufenthalt der Besatzungsmannschaft und zur Herrichtung der Verteidigungsbedürfnisse, und war zu diesem Behufe in sämtlichen Geschossen mit Kaminen versehen.

Wir betrachten nun noch die beigefügten Abbildungen der Burg und werden hierbei Gelegenheit zur Vervollständigung der vorstehenden Beschreibung finden.

Die Abbildung in Nr. 1 stellt die Burg von Süden gesehen dar.

Die Burgstraße, auf welcher der Besucher noch jetzt über den Graben an das äußere Burgtor gelangt, war früher durch eine Bogenbrücke und eine Zugbrücke mit dem Vortor A verbunden, an deren Stelle im Jahre 1784 ein gemauerter Damm getreten ist. Hinter dem Vortor ragt der mächtige Torturm auf, welchem ein runder Treppenturm angebaut ist, an diesen schließt sich rechts die Schildmauer Q mit dem vorhin erwähnten Turm R und links die Wehrmauer, welche den südwestlichen Teil der Vorburg umgibt. Die stumpfe südliche Ecke, dieser letzteren Mauer ist durch einen runden Turm S betont, der bei Dilich „Mägdeturm" heißt. Er enthält in seinem unteren Teile einen verliesartigen gewölbten Raum, welcher augenscheinlich als Gefängnis gedient hat, da er nicht durch das übliche Mannloch vom darüberliegenden Geschoß, sondern von unten durch eine Tür zugänglich ist. Zu dieser führt ein zwei Meter unter dem Terrain in der Wehrmauer liegender, sehr enger, dunkler Gang, dessen Einrichtung die Absicht verrät, durch weitere Türen und Anbringung von Sperrhölzern ein besonders sicheres Gewahrsam schaffen zu können.

Links vom Turm S zeigt sich das hohe Dach des Kornspeichers T, daneben ein kleiner Torturm, mit welchen das noch jetzt sichtbare, aber zugemauerte Nebentor U überbaut war.

Am Ende des Mauerzuges ragt die nackte Giebelwand eines anscheinend durch Brand zerstörten Gebäudes auf, über dessen einstmalige Bestimmung von Dilich nichts berichtet wird.

Von den übrigen Bauten des Vorburg zeigt uns die Abbildung noch links neben dem Torturm B den stattlichen Giebel des Marstalls P, hinter welchem ein Teil des Kuhstalls N hervorlugt, und zwischen dem Mägdeturm S und dem Kornspeicher T ein Stück des weiteren Kuhstalles V.

Hinter den drei letztgenannten Gebäuden erhebt sich die hohe Futtermauer des Torzwingers mit dem Tore C, dem Portenhause E und dem Amtsgebäude T, welche wiederum von den Türmen H u. J und der langen Verbindungsmauer G überragt werden.

Die Abbildung in Nr. 3 zeigt die nordwestliche Seite der Burg.

Wir bemerken links am Felsenabhang den basteiartigen Vorsprung V des erwähnten Zwingers, sodann nach rechts fortschreitend die Giebelwand der Palasgebäude neben M M, daran anschließend die Futtermauer des Lustgartens, dahinter das den Eßsaal und die Frauenzimmer enthaltende Gebäude mit dem zierlichen Fachwerkanbau und der Treppe nach dem Garten; daneben auf dem höheren Felsen erkennen wir die Fürstengemächer mit dem Rundturm und dem Abortanbau.

Hieran schließt sich der Turm J, hinter welchem der Hauptturm H und die von der Verbindungsmauer G aufwärts führende Treppe sichtbar wird, und weiter unten das Wohnhaus des Amtskellers F, sowie die bereits in der Abbildung 1 betrachteten Gebäude der Vorburg mit dem südwestlichen Zuge der Ringmauer der letzteren, welcher sich hier in starker Verkürzung darstellt. Im Hintergrunde liegt die Burgstraße und ein Teil des Angriffsgeländes mit den Gebäuden des oberen Ortes.

Unsere beiden Bilder zeigen, wie gut es der Architekt, als den wir ohne Frage dem gelehrten und vielseitigen Fürsten selbst ansehen dürfen, verstanden hat, aus dem mittelalterlich düsteren Wehrbau ein heiteres Renaissanceschloß zu schaffen, dessen zeitgemäß ausgestattete Gebäude und Räumlichkeiten nunmehr auch dem Landesherrn und seinem Reisegefolge behagliche Unterkunft zu bieten vermochten.

Die Triebfeder zu diesen Aufwendungen haben wir aber nicht in der Baufreudigkeit des Fürsten sondern ganz augenscheinlich in dem Aufschwunge des benachbarten Kurortes Langenschwalbach zu suchen, dessen Sauerbrunnen durch die Schriften des Wormser Arztes Tabernämontanus in weiteren Kreisen bekannt geworden war, und der schon Ausgangs des 16. Jahrhunderts von den höchsten Ständen aufgesucht wurde. Es mochte dem Landgrafen nicht behagen, daß die vornehmen Kurgäste auf ihren Ausflügen eine hessische Burg — ein Stück der reichen Katzenelnbogener Erbschaft — in verwahrlostem Zustande antreffen könnten, oder daß seinerseits etwa

wiederholte Ansuchen von kurbedürftigen Fürstlichkeiten an seine Gastfreundschaft mit dem Hinweise auf die gänzliche Unzulänglichkeit der Burg Hohenstein abgewiesen werden müßten.

Jedenfalls hat Landgraf Moritz die Vernachlässigung, welche sich seine Vorfahren an der herrlich gelegenen Burg zuschulden kommen ließen, vollauf wieder gut gemacht. Er hat oft auf derselben gewohnt, obwohl er in Langenschwalbach selbst ein Schlößchen besaß, und manches Gute für die Grafschaft Katzenelnbogen gewirkt. In seine Zeit, genauer in das erste Viertel des 17. Jahrhunderts fällt eine Glanzperiode der Burg, ähnlich vielleicht derjenigen, da vierhundert Jahre vordem ein Katzenelnbogener als Erbherr von der stolzen Feste Besitz genommen, die sein Vater und sein Oheim in der frohen Hoffnung erbaut hatten, daß aus ihr ein kräftig fortblühender Zweig des alten Geschlechts hervorgehen werde. Aber was bedeuten die Hoffnungen der Menschen! Heinrich von Hohenstein ging dahin ohne seinen Stamm fortgesetzt zu haben, und auch der neue Glanz, mit dem Landgraf Moritz die alten Mauern umwoben, erlosch schneller als nach menschlichem Ermessen gedacht werden konnte. Schon im Jahre 1647 fiel die reizvolle Schöpfung des kunstsinnigen Fürsten, der am 15. März 1632 dahingeschieden war, nicht den Kugeln eines fremden Gegners, sondern denen der eigenen Schwiegertochter zum Opfer.

Moritz stand im Dreißigjährigen Kriege auf der Seite des neuen Religionsbekenntnisses, für das er mit der zähen Energie seines Charakters kämpfte und duldete. Im Jahre 1623 wurde ihm als Sühne der größte Teil der Niedergrafschaft Katzenelnbogen durch kaiserlichen Spruch entzogen und an das Haus Hessen-Darmstadt ausgeliefert. Als er, gedrängt durch die Ungunst der Verhältnisse, 1627 der Regierung entsagt, und auch sein Sohn und Nachfolger Wilhelm V. 1637 im Tode geendet hatte, da ergriff dessen Gemahlin, die geistvolle Amalie Elisabeth von Hanau, mit fester Hand die Zügel der Regierung.

Der Tatkraft dieser Frau gelang es, die Grafschaft Katzenelnbogen ihrem minderjährigen Sohne Wilhelm VI. wieder zurückzugewinnen. Bei dem Feldzuge, den die von Amalie Elisabeth beauftragten Kriegsobersten Mortaigne und Rabenhaupt zu diesem Zwecke im Jahre 1647 unternahmen, wurde Hohenstein von letzterem belagert und jedenfalls schon nach kurzem Bombardement eingenommen, da die Burg einem Angriffe mit F e u e r g e s c h ü t z nicht im entferntesten Widerstand zu leisten vermochte.

Es kann unmöglich angenommen werden, daß letztere Tatsache von den hessen-darmstädtischen „Strategen" verkannt worden sei, oder daß etwa mit dem aussichtslosen Versuche, die unbefestigte Burg zu halten, ein Bravourstück in Szene gesetzt werden sollte, und es liegt daher die Vermutung nicht ganz fern, daß dieser Versuch die bestimmte Absicht verbarg, das bereits aufgegebene Streitobjekt dem Gegner nur als R u i n e auszuliefern. —

Nach Moritz' Rücktritt, bezw. nach der Wiedervereinigung der Niedergrafschaft Katzenelnbogen mit Hessen-Kassel war erstere laut Familienvertrag an die aus des Landgrafen zweiter Ehe mit Juliane von Nassau-Siegen entsprossenen Söhne übergegangen, von welchen Ernst zu Rheinfels seine Brüder überlebte und der Stifter der abgeteilten Linie Hessen-Rheinfels-Rothenburg wurde. Bei dieser Erbteilung hatte sich das regierende Haus außer der Landeshoheit über das abgeteilte Gebiet noch eine Menge anderer Gerechtsame, darunter auch das Besatzungsrecht, vorbehalten, so daß die Rheinfelser Herren eigentlich mehr als Nutznießer, denn als Regenten anzusehen waren.

Letzteren lag es nun ob, das durch die Belagerung zerstörte Schloß wieder unter Dach und Fach zu bringen und in benutzbaren Zustand zu versetzen. Es darf nicht daran gezweifelt werden, daß diese Absicht bestand, doch mögen wohl die Mittel zu ihrer Verwirklichung gefehlt haben; denn der lange Krieg hatte zu viele Wunden geschlagen, welche der Heilung bedurften; es waren zu viele nötigere Bauten vorzunehmen, so daß an eine Herstellung der Burg Hohenstein in den früheren Zustand wohl nicht gedacht werden konnte, und man sich daher mit der notwendigsten Instandsetzung der weniger beschädigten Gebäude begnügte. Zu diesen gehörte auch das Wohnhaus des Amtskellers, welches hinter der starken Verbindungsmauer von den Kugeln Rabenhaupts verschont geblieben war, und seinem früheren Zwecke noch bis zum Jahre 1729 gedient hat, in welchem der damalige Amtmann nach Langenschwalbach übersiedelte.

In der Folgezeit wurde das ehemalige Herrenschloß ausschließlich als Invalidenheim benutzt.

Es war eine recht menschenfreundliche Maßnahme, die zu ferneren Diensten untauglichen Soldaten, mit einem Gnadengehalt versehen, in das Invalidenhaus zu Karlshafen, oder sofern es hier an Raum fehlte, nach einem der zu anderen Zwecken nicht mehr verwendbaren Bergschlösser abzuschieben.

Sie waren damit den Strapazen des Kriegs- und Garnisondienstes enthoben und genossen in frischer Bergluft einen wohlverdienten Ruheaufenthalt; ihre tägliche Arbeit war, abgesehen von dem leichten Wachtdienst, auf die Verrichtung der häuslichen Geschäfte beschränkt.

Es läßt sich denken, daß die Rheinfelser Herren wenig geneigt waren, für ein halbverfallenes Schloß, welches das regierende Haus zur Unterbringung seiner Invaliden benutzte, große Aufwendungen zu machen, obwohl sich beide Teile den Anschein gaben, daß ihnen sehr an seiner Erhaltung gelegen wäre, und so sehen wir denn am Schlusse des 18. Jahrhunderts den Untergang des Bauwerks besiegelt. Die Invaliden ziehen ab, und das Schloß steht fortan als „eingegangen" in den Akten, welche in langen Berichten von der Baufälligkeit und Reparaturbedürftigkeit, aber nirgends davon erzählen, daß zur Abhilfe dieser Umstände ernstlich etwas geschehen sei.

Im Jahre 1816 kam die Burg an das Herzogtum Nassau. Schon in der vorhergehenden Zeit, während die Niedergrafschaft unter französischer Verwaltung stand, waren hie und da kleine Reparaturen in der Burg, welche gern von Kurfremden besucht wurde, vorgenommen worden. Zu nassauischen Zeiten ist dann für die Erhaltung der Burgruine nach Möglichkeit Sorge getragen worden, womit

schon im Februar des Jahres 1817, also kurz nach Beendigung der Befreiungskriege der Anfang gemacht wurde. Die Angelegenheit duldete allerdings keinen Aufschub, indem die talseitige Mauer des Amtshauses einzustürzen und sieben im Tale liegende Gebäude, darunter die alte Schule, zu verschütten drohte. Aber auch in der Folgezeit wird die Ruine nicht außer Acht gelassen, und die Unterhaltungsarbeiten betr. Schloß Hohenstein bilden eine stehende Rubrik in den Akten der Generaldomänendirektion.

Unverkennbar ist auch hierbei wieder der Einfluß des nahegelegenen Kurortes Langenschwalbach, dessen Besucher die romantische Ruine ebenso wie jetzt häufig zum Ziele ihrer Ausflüge machten. Ein gleiches Verhältnis bestand damals auch zwischen Wiesbaden und „König Adolfs Burg" auf dem Sonnenberge; hier wie dort sah man es als im Interesse der Kur liegend an, die Frequenz der nahegelegenen Burgruinen zu steigern und sie darum in gutem Zustande zu erhalten. Im Jahre 1851 wird von dem Baumeister Götz in Wiesbaden vorgeschlagen, die 400 Gulden, welche aus Staatsmitteln für die Erhaltung der nassauischen Burgen zur Verfügung standen, zunächst nur für Hohenstein und Sonnenberg zu verwenden, und bereits im Jahre 1839 wird ein Gesuch des Burgwirts Philipp Ziemer um Erlaubnis zum Aufbau eines Stalles „als im Interesse der Kurfremden liegend" befürwortet. Die Stelle dieses Gebäudes, welches zum Einstellen der Wagenpferde und Reitesel diente, ist in dem Plane mit der Ziffer VII bezeichnet.

Philipp Ziemer wurde, nachdem ihm später offiziell der Schutz der Burg übertragen war, ein treuer, fürsorglicher Hüter derselben. Auch die nach ihm folgenden Pächter der Burgwirtschaft und der preußische Domänenfiskus, haben ihren Teil zur Erhaltung der schönen Ruine redlich beigetragen, und so ragt sie, in ihrem gegenwärtigen Bestande gesichert, noch stolz und gewaltig wie vor Zeiten in die anmutige Landschaft hinein zum Nachruhme ihrer Erbauer und zur Ehre ihrer Schützer und Schirmer von einst und jetzt.

Elz und die Elzer.

Ein Blatt aus Westdeutschlands Kulturgeschichte.

1) Von Erwin Engert.

Alle Schriftsteller, die seither den Westerwald behandelten — und zum Westerwald im weiteren Sinne des Wortes müssen wir auch Elz rechnen —, haben sich auffallend viel mit seinen kulturellen und wirtschaftlichen Verhältnissen beschäftigt. Während in den Werken über den Rheingau, die Taunusgegend und andere Teile Nassaus die geschichtlichen Vorgänge und historisch-topographischen Denkwürdigkeiten die kulturgeschichtlichen Darstellungen in den Hintergrund drängen, spielt in den das Westerwaldgebiet behandelnden Schriften durchweg das Kulturhistorische und Soziologische die Hauptrolle gegenüber dem rein Geschichtlichen. Und daß dabei die einzelnen Schriftsteller, je nachdem sie die Dinge von einem günstigen oder ungünstigen Standpunkte aus mit mehr oder weniger Verständnis betrachten, zu ganz verschiedenen Resultaten und oft zu einem ganz einseitigen Urteil über die westerwälder Verhältnisse gelangen, und daß wegen dieser verschiedenartigen Ansichten der einzelnen Autoren es fast keine Schrift über den Westerwald gibt, worin nicht gegen eine früher erschienene polemisiert wird, das muß man immer beachten, wenn man etwas über den Westerwald liest. Wer diese Gegend und ihre Bewohner nicht aus eigener Anschauung kennt, dem wird es ungemein erschwert, sich darüber nach der einschlägigen Literatur ein objektives Urteil zu bilden.

Ein Lieblingsthema unserer Kulturhistoriker und Sozialpolitiker war von je das Westerwälder Hausierer- und Landgängerwesen. Wilhelm Heinrich Riehl, Karl Braun, K. Frankenstein, Pfarrer E. Heyn und schließlich Johann Plenge haben sich damit mehr oder weniger eingehend beschäftigt, und es ist interessant, ihre einander vielfach widersprechenden Meinungen nebeneinander zu betrachten. [1]) Doch wurde seither eine eigentümliche Form der Landgängerei, die zu den interessantesten kulturgeschichtlichen Erscheinungen unseres weiteren Heimatbezirkes gehört, nämlich das Elzer Musikanten- und Gauklertum, wenig beachtet; nur Plenge bringt als Ergebnisse seiner fleißigen und wertvollen Forschungen auch über Elz und seine fahrenden Künstler manches Wissenswerte, und Braun erzählt auch verschiedenes davon. Da muß es denn die Aufgabe einer Zeitschrift von der Art der „Nassovia" sein, alles, was sich aus den mangelhaften schriftlichen Schilderungen und der mündlichen Ueberlieferung über eine solche im Verschwinden begriffene Erscheinung ermitteln läßt, zusammenzufassen, ehe vielleicht schon in einigen Jahren die in solchen Fällen wertvolle Quelle der mündlichen Ueberlieferung versagt und dann alsbald ganz falsche Vorstellungen entstehen.

* * *

Im unteren Teile der breiten, fruchtbaren Talmulde des Elbbaches, wo sich die Vorhöhen des Westerwaldes nach der Lahn hin mehr und mehr abflachen, liegt, rings von wohlbestellten Feldern und Gärten umgeben, das alte Kirchdorf Elz, ein Ort von etwa 2700, zum größeren Teil katholischen Einwohnern. Die „Hohe Straße", welche, in gerader Linie die beiden westdeutschen Handelszentren Frankfurt und Köln verbindend, seit Jahrhunderten über

[1]) Riehl, Land und Leute. — Braun, Der Menschenhandel des deutschen Volkes im 19. Jahrhundert. — Frankenstein, Verhältnisse der Landarbeiter im Bezirk Wiesbaden (in den „Schriften des Vereins für Sozialpolitik"). — Heyn, Der Westerwald und seine Bewohner. — Plenge, Westerwälder Hausierer und Landgänger (in den „Schriften d. Ver. f. Sozialpolitik").

den Taunus und den Westerwald führt, läuft auch durch Elz und hat bereits frühe Leben und Verkehr in diesen Ort gebracht. Und die neben den alten Balkenwerkhäuschen von Westerwälder Bauart in immer größerer Zahl entstehenden einfachen Backsteinhäuser und die rauchenden Fabrikschornsteine beweisen, daß in unsern Tagen der alte, rege Verkehr und Gewerbefleiß nicht nachläßt, sondern immer lebhafteren Aufschwung in den Ort bringt.

Im Mittelalter, bis gegen Ende des 13. Jahrhunderts, waren die Herren von Molsberg im Besitze des Dorfes Elz. Von ihnen ging es bald darauf an die Herren von Limburg über, die es anscheinend den Erzbischöfen von Trier als Lehen auftrugen und von diesen als solches zurückempfingen, was in den Jahren 1314 und 1332 erwähnt wird. Im Jahre 1420 fiel es mit der Herrschaft Limburg ganz an Trier.

Als äußerster kurtrierischer Ort hier an der Grenze der Grafschaften Hadamar und Diez hatte Elz bei Streitigkeiten zwischen diesen Territorien und dem trierischen Erzstift oft die Drangsale schwerer Fehden durchzukosten. So fielen im Jahre 1456, als Erzbischof Johann IV. das „freie Dorf" wieder befestigen wollte, wie es unter molsbergischer Herrschaft gewesen, die Diezer in Elz ein, rissen die neu errichteten Türme nieder, zerstörten die Mauern und Gräben und sogar einen Teil des Dorfes. Auch im Dreißigjährigen Kriege hatten die Bewohner von Elz manch harten Schicksalsschlag zu erdulden; nur wenige Häuser des Dorfes mit einigen völlig verarmten Bewohnern überstanden diesen traurigen Völkerkrieg.

Als im Jahre 1803 der Geistlichenherrschaft ein Ende gemacht wurde, fiel Elz mit den übrigen kurtrierischen Gebieten in der Lahngegend an Nassau und wurde mit diesem im Jahre 1866 preußisch.

Schon 1234 hatte der Ort seine eigene Pfarrkirche, die, von geringen baulichen Erneuerungen abgesehen, die langen Jahrhunderte überdauerte, bis auf die neueste Zeit. Im Jahre 1848 war sie so baufällig, daß sie bei einem starken Unwetter zusammenstürzte, worauf in den 50er Jahren ein neues Gotteshaus erbaut wurde. Von den Elzer Pfarrern ist Johannes Mechtel zu erwähnen, der Verfasser der bekannten „Limburger Chronik". Ums Jahr 1562 zu Pfalzel an der Mosel geboren, kam er 1587 als Pfarrer nach Elz, wurde 1592 Kanonikus am St. Georgenstift in Limburg, kehrte im Alter wieder in seine Heimat zurück und starb hier um 1620. —

Was nun das Dorf Elz weit über Nassaus Grenzen hinaus bekannt gemacht hat, ist der Umstand, daß ein Teil seiner Einwohner für lange Jahrzehnte die altgewohnte heimatliche Beschäftigung in der Landwirtschaft oder dem ländlichen Gewerbe mit dem bewegten Beruf „fahrender Künstler" vertauschte und so die ganze Welt durchzog. So sind die Elzer und ihr Heimatdorf zu einem gewissen Ruf gekommen, und volkstümlich übertreibende Erzählungen haben dafür gesorgt, daß dieser Ruf der Elzer sich weithin verbreitet hat. In Nassau weiß heute jedes Kind von den Elzern zu erzählen, und daß diese dabei nicht immer am besten wegkommen, ist klar. Allbekannt ist ja das Märchen, man sehe, wenn man nach Elz komme, über jeder Haustür ein Musikinstrument hängen, eine Trompete oder eine Flöte, eine Harmonika, eine Baßgeige, eine Guitarre oder eine Trommel, eine Violine oder einen Dudelsack; alt und jung, arm und reich, Bürgermeister und Pfarrer, Schulmeister und Nachtwächter, spiele dort den Leierkasten, und jedes Kind bringe irgend ein Musikinstrument mit zur Welt. . . .

Dieselbe Ursache, welche überhaupt die ganze westerwälder Landgängerei ins Leben gerufen hat, nämlich ungünstige wirtschaftliche Verhältnisse, Uebervölkerung und Ueberlastung des kleinbürgerlichen Grundbesitzes seit der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts, hat auch die Elzer dazu veranlaßt, die Heimat zu verlassen und entweder für einen Teil des Jahres oder auch dauernd in der Fremde Erwerb und Nahrung zu suchen. Aber während die Landgänger aus den andern Teilen des Westerwaldes, dem Kirchspiel Mengerskirchen, den Aemtern Rennerod und Marienberg, dem oberen Elbtalgebiet und dem Krug- und Kannenbäckerland, alle als Handel- oder Gewerbetreibende ihr Brot verdienten, waren die Elzer die ersten und für lange Zeit auch die einzigen, welche als Musikanten, Seiltänzer oder Gaukler in die Fremde zogen. Was sie gerade zu diesem Beruf hingeführt hat, ist schwer zu sagen. Durch Zufall war wohl einmal ein Elzer, vielleicht nachdem er durch einen Unglücksfall zum Krüppel geworden und deshalb zu anderer Beschäftigung untauglich geworden war, darauf gekommen, als Orgelmann ins Land zu ziehen, und da er wider Erwarten sehr gute Geschäfte machte, fand sein Beispiel bald Nachahmung. So erzählt man sich heute in Elz. Auch berichtet der als Schriftsteller und als bewährter Kenner mittelrheinischen Volkslebens bekannte Pfarrer Wilhelm Oertel (von Horn), den wir hier wie in vielen anderen Fällen, als Vermittler der alten Dorftradition betrachten dürfen, ähnliches in seiner Erzählung „Die Elzer". „Ein armer Bursche aus Elz, der Steffen genannt, war mit in den Krieg gegen die Türken gezogen," so etwa heißt es da, „und war seitdem verschollen. Fünf lange Jahre vergingen, doch der Steffen kam nicht. Da, eines Tages kam ein Mann über die Dorfstraße daher, der hatte eine Drehorgel umgehangen und einen Stelzfuß von Holz. Das war der Steffen, und den Stelzfuß hatte er sich im Türkenkriege geholt, wo sein rechter Fuß auf dem Schlachtfeld geblieben war. Nachdem er geheilt und hergestellt war, hatte sich der Steffen aus dem Rest seiner Kriegsbeute eine Orgel gekauft und sich durch ganz Oesterreich und Deutschland durchgeorgelt bis nach Elz. Da er nun nichts weiter mehr arbeiten konnte mit seinem Stelzfuß, so zog er mit dem Leierkasten im Land umher. Das war damals noch was Neues in unserer Gegend, und er verdiente grausam viel Geld damit und sammelte sich ein hübsches Vermögen. Das Beispiel reizte, und seitdem zogen viele Elzer als Musikanten ins Land."

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts begannen also die „Schnurranten", wie das Volk diese fahrenden Leute nennt, von Elz aus ihre Wanderungen, anfangs nur in die nähere und weitere Umgebung ihres Heimatdorfes, in die Badeorte und wohlhaben-

den Städtchen der Rhein-, Lahn- und Taunusgegend, dann weiter hinaus ins Land. Rheinabwärts nach Holland und Belgien zogen die Elzer, nach Frankreich, nach Norddeutschland, Dänemark und Norwegen, und gar bis nach Rußland drangen einige vor. Eine ältere Frau zog da aus mit ein paar Kindern, oder es schlossen sich einige Burschen und Mädchen zu einer Truppe zusammen, oder ein Mann mit mehreren halbwüchsigen Knaben. Anfangs waren diese Musikanten noch vereinzelt, und der ganze Betrieb war ungeregelt. Die Männer und Burschen spielten einige Instrumente, die Mädchen sangen dazu oder strichen wohl auch die Violine, und die Buben quälten sich mit der Ziehharmonika oder der Querpfeife ab. Es waren mehr Bettler als Künstler.

Allmählich aber wurde das anders. Nach den Befreiungskriegen, etwa seit den 20er Jahren des verflossenen Jahrhunderts, gingen die Elzer in größeren Scharen nach draußen, und je mehr sich ihre Zahl vergrößerte, umso mehr setzten die einzelnen Banden ihren Ehrgeiz darein, sich zu gut besetzten und geschulten Musikkapellen auszubilden und etwas wirklich Gutes zu leisten. Einige davon erhielten dann auch lohnende Engagements in holländischen und belgischen Städten; zwei bis drei Trupps gingen sogar regelmäßig den ganzen Sommer über nach England; andere ließen sich von einem Zirkus anwerben und reisten mit diesem von Stadt zu Stadt. Kleinere Banden von etwa vier bis sechs Mann zogen auf den Jahrmärkten, Messen, Kirchweih- und Schützenfesten umher oder auch in den Wirtshäusern und Vergnügungslokalen der rheinischen und süddeutschen Städte. Unter diesen kleineren Gesellschaften befanden sich viele Mädchen und Frauen, darunter oft recht alte; auch Knaben im Alter von 10 bis 16 Jahren, die es mitunter in ihrer „Kunst" schon recht weit gebracht hatten, waren dabei.

Es blieb nun nicht allein beim Musizieren. Das viele Umherziehen brachte unsere Landgänger mit „fahrenden Künstlern" aller Art zusammen, von denen sie manches lernten. So fanden sich denn alsbald einige Elzer, die in sich ein Talent als Clown, Seiltänzer, Schlangenmensch, Degenschlucker oder Akrobat entdeckten und sich nun auf diese Spezialgebiete der Jahrmarktskunst verlegten. Andere schafften sich Karussels oder Schießbuden an und besuchten damit die Märkte. Kurzum, in dieser Blütezeit des Schnurrantentums — das war vom Ausgang der 40er bis zum Anfang der 70er Jahre — entwickelte sich Elz zu einer Heimat wandernder Musikanten und Jahrmarktsgaukler. Ueber hundert Personen aller Altersstufen zogen alljährlich im Frühling aus ihrem schmucken Heimatdorfe am Elbbache hinaus in die Fremde, um erst zu Beginn des nächsten Winters, manchmal auch erst nach Jahren, heimzukehren. (Schluß folgt.)

Ein französisches Revolutionsfest an der Lahn.

Von F. H. Himmelreich.

Am 15. Juni 1796 hatte Erzherzog Karl von Oesterreich das französische Heer unter Jourdan auf dem Klosterfelde bei Wetzlar geschlagen. Oesterreicher und Sachsen hatten sich mit Ruhm bedeckt. Auch das Kürassierregiment Nassau-Usingen hatte seine Schuldigkeit getan. Erzherzog Karl verfolgte die Franzosen bis an die Sieg. Darauf wurde ihm das Oberkommando am Oberrhein übertragen. Unterdessen rückten die Franzosen, welche sich verstärkt hatten, von neuem vor und standen bereits am 5. Juli wieder im Kreise Wetzlar. Sie drangen bis zur Donau vor, wurden aber zurückgeschlagen und kamen auf ihrem Rückzug bereits am 9. September wieder in die Gegend von Wetzlar. Nach einer Reihe von hitzigen Gefechten bei Gießen, Weilburg, Limburg und Diez — zusammen die Schlacht an der Lahn genannt — zogen sich die fremden Bedränger gegen den 18. September nach dem Rhein zurück, wo sie den Winter über blieben. Im folgenden Frühjahre wurden die Feindseligkeiten wieder eröffnet. Nach der unglücklichen Schlacht bei Neuwied gingen die Kaiserlichen zurück, und um den 20. April erschienen die Franzosen wieder an der Lahn. Die Oesterreicher wurden bis nach Frankfurt zurückgedrängt, wo sie die Nachricht von dem am 18. April zu Leoben in Steiermark abgeschlossenen Präliminarfrieden erhielten. Die Nidda wurde zur Scheidelinie für beide Armeen bestimmt. Die französischen Truppen bezogen hierauf Quartier in der Wetterau und im Kreise Wetzlar. Auf Verwendung des Fürsten zu Solms-Braunfels erhielt dieses Fürstentum eine Art Neutralität zugestanden. Ein Teil der französischen Armee unter dem Obergeneral Hoche lag in Wetzlar und den benachbarten Ortschaften. Hoche ließ am 10. August 1797 auf dem Klosterfeld bei Wetzlar in höchst feierlicher Weise den Jahrestag der Gründung der Republik begehen. Die Beschreibung, die ich im folgenden von diesem Feste gebe, beruht auf den Aufzeichnungen eines Augenzeugen.

Die Franzosen hatten auf dem Klosterfeld eine Pyramide von Holz, welche 36 Fuß hoch war, errichtet. Das Fußgestell und die darauf ruhende Pyramide waren „mit verschiedenen Marmorarten bemalt", auf der Spitze sah man eine Freiheitsmütze in den drei Nationalfarben (blau, weiß, rot). Auf drei Staffeln stand das viereckige Fußgestell, und die auf acht Kugeln ruhende Pyramide hatte acht gleiche Seiten, deren jede einer Abteilung der Armee zugeeignet war.

Auf der einen Seite des Fußgestells las man folgende Inschriften:

1. **Gegen Norden:** A la République Triomphante (**Der triumphierenden Republik.**)

2. **Gegen Süden:** Aux manes des Héros morts en defendant la Patrie et la Liberté. (**Den Seelen der Helden, die bei Verteidigung des Vaterlandes und der Freiheit starben.**)

3. **Gegen Westen:** Au courage français, à la victoire, qui l'accompagne. (**Dem französischen Mute, dem Siege, welcher ihn begleitet.**)

4. Gegen Osten: A la fidélité Républicaine. **(Der republikanischen Treue.)**

Die Inschriften auf den acht Seiten der Pyramide lauteten:

1. Division Lefèvre.
Semblable aux légions de Fabius, elle a rempli le serment, qu'elle avait fait, de vaincre. **(Gleich den Legionen des Fabius hat sie den Eid erfüllt, den sie getan hatte, zu siegen.)**

2. Division Grénier.
Elle a du ses nombreux succès au courage, à sa prudence. **(Sie verdankte ihre zahlreichen Erfolge dem Mut, ihrer Klugheit.)**

3. Division Championnet.
Elle s'informe du lieu, où sont les ennemis, et jamais de leur nombre. **(Sie fragt nach dem Ort, wo die Feinde sind, und nie nach ihrer Zahl.)**

4 L'Artillerie.
Elle est, comme le maître des Dieux, dépositaire des foudres vengeresses. **(Sie ist, wie das Haupt der Götter, Aufbewahrerin der rächenden Donnerkeile.)**

5. Hussards.
On les trouve toujours dans le sentier de l'honneur. **(Man findet sie immer auf dem Pfade der Ehre.)**

6. Chasseurs à cheval.
Leur présence suffit pour le gain des batailles. **(Ihre Gegenwart genügt zur Gewinnung der Schlachten.)**

7, Dragons.
Qu'importe le danger, ils n'en connaissent pas. **(Was liegt an der Gefahr, sie kennen keine.)**

8. Cavallerie.
Elle ne s'ébranle que pour vaincre. **(Sie bewegt sich nur um zu siegen.)**

Oberhalb dieser acht Inschriften befanden sich 8 Köpfe mit den darüber geschriebenen Namen: 1. Franklin, 2. Guillaume Tell, 3. Rousseau, 4. Voltaire, 5. Sidney, 6. Brutus, 7. Helvétius, 8. Socrates.

Zu der Festfeier mußte jede Division der Sambre- und Maasarmee ein Bataillon Infanterie, eine Eskadron Kavallerie und vier Kanonen auf den Festplatz senden. Jeder Soldat hatte 12 Patronen und jede Kanone 4 Schüsse. Schon am frühen Morgen wurden die Kanonen gelöst, und um 10 Uhr erschien General Hoche mit vierzig Generalen und Adjutanten. Er ritt alle Linien entlang, und um 11 Uhr schritt er mit seinem Gefolge zur Pyramide und hielt von dort folgende Ansprache an die Truppen:

Soldaten, Bürger!

Dank den Arbeiten der Konstituierenden Versammlung und den Bemühungen, die von einigen kräftigen Freunden des französischen Volkes unterstützt wurden, fing die Morgenröte der Freiheit an hervorzubrechen. Wir hofften, in Frieden die Wohltaten der Revolution zu genießen, als ein unordentlicher, listiger und meuterischer Hof es unternahm, die ganze Nation wieder in die tiefste Sklaverei zu stürzen, ihr die Gesetze zu nehmen, die eine noch weit glücklichere Zukunft hoffen ließen.

Um seinen Zweck zu erreichen, wandte er alle Mittel der Verführung an, die in seiner Gewalt waren. In kurzem waren alle Stellen durch seine Anhänger besetzt. Die Finanzen, durch treulose Menschen verwaltet, wurden eine Beute der niederträchtigsten Wucherer. Die Inquisition der Meinungen wurde gegen die Freunde des Vaterlandes eingeführt, währenddem die ekelhaftesten Schmähschriften frei im Umlaufe waren. Das Volk, welches geschworen hatte, keinen Oberen zu haben, als die Gesetze, wurde in der Ausübung seiner geheiligten und nachher nicht mehr anerkannten Rechte gekränkt. Um, wie sie sagten, eine Stütze von außen zu haben, und ohne an die Folgen ihrer fehlerhaften Schritte zurückzudenken, flüsterten die Leute, welche den Hof lenkten, ihm ein, mit dem Ausland, mit den Flüchtlingen, die das Feuer des Kriegs über ihr Vaterland brachten, Briefwechsel zu unterhalten, währenddem im Inneren aufrührerische Priester und Handlanger der Gegenrevolution, den Schrecken, das Mißtrauen ausstreuten, öffentlich Empörung gegen die Gesetze predigten und inneren Bürgerkrieg in der Vendée anzettelten, der Frankreich so viele Köpfe kostete und zehn von seinen Departements in ungeheuere Gräber verwandelte. Soll ich es sagen? Einige Männer, die kräftig der Freiheit gedient hatten, verließen, sei es aus Geiz, sei es aus Schwäche, ihre Partei, um sich unter die abscheulichen Führer des Königtums zu stellen. Unsere ohne Schlacht verlassene Grenze wurde von dem auswärtigen Feinde angefallen; er war im Besitz zweier unserer festen Plätze. Aber das Volk war noch da, und ewiges Wehe jedem, der es wagt, gegen seine Macht zu kämpfen.

Um aus diesem greulichen Wirrwar zu kommen, vereinigten sich einige Freunde von Grundsätzen. Das Uebel hatte den höchsten Grad erreicht; man mußte ein schleuniges Mittel gebrauchen. Nicht gewillt, sich wieder unterjochen zu lassen, zeigte das Volk laut seine Unzufriedenheit und sein Verlangen, einen Kampf zu beendigen, der es einer unvermeidlichen Auflösung entgegen führte. Es erhob sich endlich. Feurige Republikaner leiteten es, und mit dem 10. August endigte das Reich der Könige.

Tapfere Freunde! Wir sind versammelt, um diesen in unseren Jahrbüchern unvergeßlichen Tag zu feiern. Nur erst fünf Jahre sind seit jenem Ereignisse verflossen; aber welche Bahn habt ihr durchlaufen! Ja, ohne Zweifel, ein anderes Volk würde sich berühmt machen, wenn es euere Taten in einem Jahrhundert vollführt hätte. Der Ort, wo wir uns befinden, bezeugt es. Französische Soldaten! Bloß durch euere Tapferkeit sah die Republik ihr Gebiet sich vergrößern, durch euch wurde der Schrecken bis in das Herz von Deutschland verbreitet, und unterdessen konnten benachbarte Völker das Joch abschütteln und unter dem Schatten eurer Lorbeeren sich eine freie Verfassung geben. Ihr habt eine mächtige Koalition besiegt und Europas Bewunderung errungen, indem ihr derselben den Frieden zugesteht! Den Frieden, o meine wackeren Freunde, o wie süß ist es, dieses Wort auszusprechen, wie glorreich wird es für euch sein, seine Wohltaten an dem Busen eines Vaterlandes zu genießen, das die Arme nach euch ausstreckt.

Indessen, Freunde, darf ich es euch nicht verhehlen, ihr dürft diese schrecklichen Waffen, wodurch ihr so oft den Sieg erranget, noch nicht weglegen. Ehe wir dieses tun, werden wir vielleicht erst die innere Ruhe zu befestigen haben, welche Fanatiker und Rebellen gegen die Gesetze der Republik zu erschüttern trachten. Wie sehr betrügen sie sich, diese treulosen Feinde! Ohne an das Volk zu denken, ohne an euch zu denken, sinnen sie nur darauf, Frankreich wieder in die Sklaverei zu bringen, wovon ihr es auf immer befreit habt. Gleich den Ratgebern Ludwigs XVI. vor dem 10. August, hoffen sie, uns Herren, den Fanatismus, die Intrigue, die Be-

stechung, die Zerrüttung der Finanzen, die Herabwürdigung unserer republikanischen Einrichtungen und der Männer, welche wichtige Dienste geleistet haben, wiederzugeben. Dies sind die Waffen, welche sie anwenden, um eine Auflösung des Staatsverbandes zu bewirken, die sie nachher für eine Wirkung der Umstände ausgeben werden. Wir wollen ihnen die Aufrichtigkeit, den Mut, die Uneigennützigkeit, die Liebe zu den Tugenden, die sie nur dem Namen nach kennen, entgegensetzen, und sie werden überwunden werden. Doch, ich bin gewiß, euere Gegenwart und die Unerschütterlichkeit der Regierung wird zur Aufrechterhaltung der Konstitution, die ich mit euch in ihrer ganzen Reinheit zu erhalten schwöre, hinreichend sein."

Als General Hoche seine Rede beendigt hatte, schwangen die Soldaten ihre Hüte, und die Luft erscholl von dem tausendstimmigen, oft wiederholten Rufe: **Vive la République, vive la Nation!**

Darauf wurde das Fest durch eine militärische Feier, ein Manöver, fortgesetzt und zwar auf demselben Felde, auf welchem am 15. Juni des vorhergehenden Jahres Erzherzog Karl gesiegt hatte. Die Truppen teilten sich unter dem Kommando verschiedener Generale in zwei Korps. Das eine blieb auf der Ebene, das andere besetzte eine benachbarte Reihe von Hügeln (die sogenannten Wasseräcker, die Weinbrenner- und Rimmenhecken). Jedes Korps hatte seine eigene Batterie reitender Artillerie. Kaum hatte der eine Teil die Anhöhen besetzt, so begann der Angriff seitens des in der Ebene aufgestellten Korps mit einer heftigen Kanonade, die von der anderen Seite ebenso lebhaft erwidert wurde. Darauf gerieten in dem Tale (im Grundfeld, von der Grundmühle bis in das sogenannte Seifen) die leichten Truppen aneinander. Das Korps, welches in der Ebene stand, ging dann vor. Mit seinem linken Flügel machte es auf den rechten Flügel des Feindes einen verstellten Angriff, während es durch eine Umgehung mit seinem rechten Flügel dem Feinde in die Flanke und in den Rücken zu fallen drohte. Doch der linke Flügel ward zurückgedrängt und sogar überflügelt, der rechte Flügel aber fiel in einen Hinterhalt und mußte, vom rechten Flügel des Feindes im Rücken bedroht, sich zurückziehen. Darauf verfolgte das feindliche Korps lebhaft. Das Manöver dauerte bis nachmittags 2 Uhr.

Sämtliche Truppen rückten dann wieder in ihre Lagerstätten und wurden daselbst mit Fleisch, Brot und Wein bewirtet. Die Generale und Offiziere begaben sich in das Kloster Altenberg, wo in der Allee des Weinbergs ein Festessen stattfand, an dem 460 Offiziere teilnahmen.

Bald nach diesem denkwürdigen Tage starb General Hoche im Hauptquartier zu Wetzlar, 29 Jahre alt. Solange sich seine Leiche in Wetzlar befand, wurde jede Viertelstunde ein Kanonenschuß abgegeben. Dann wurde sie unter großen Feierlichkeiten, und unter dem Donner der Kanonen forttransportiert und über Braunfels und Weilburg lahnabwärts auf den Petersberg bei Koblenz gebracht. Hier fand General Hoche neben dem im vorhergehenden Jahre bei Höchstenbach gefallenen General Marceau seine Ruhestätte. Auf beiden Gräbern wurden Pyramiden errichtet.

Zwei Streiter.

4) Von J. Wilhelmi. (3. Fortsetzung.)

3. Die Sorgen.

Ein schöner Sommermorgen war wieder angebrochen. In seinem Garten an der Lahn war der alte Peter Fernau. Bald saß er auf der einfach gezimmerten Bank unter dem Lindenbaum, bald wandelte er einher, die mit jungen Früchten beladenen Obstbäume betrachtend und der frohen Hoffnungen, die sie erweckten, sich freuend. In einem blühenden Rapsfelde summten die Bienen, die geschäftig den Honig eintrugen, der an dem warmen Morgen, nachdem erst in der Nacht sich ein Gewitter entladen, reichlich den Blütenkelchen entfloß. Hier und da las noch ein Vöglein die Halme von dem Boden auf, die Wiege für die zweite Brut herzustellen; dort piepten schon die Jungen, die von den Alten geätzt wurden; dort wiegten sich die Männchen auf den Zweigen, den brütenden Weibchen ihre süßen Weisen ertönen zu lassen. Der Alte hatte Auge und Ohr für alles. Ein warmer Freund der Natur, sah er ebensowohl seine Lust an den blühenden Bäumen, wie sein Ohr sich des munteren Gezwitschers der Vögel, des Summens der Bienen freute, wie er gern darauf merkte, wenn aus den hellen Fluten der Lahn ein Fischlein in die Höhe sprang. Allmählich ward er ungeduldiger. „Wenn nur Friedrich nichts widerfahren ist," sprach er leise für sich hin. Friedrich war mit dem Kahn lahnabwärts gefahren in die nahe Stadt, allerlei Einkäufe zu machen, und der Zeit nach hätte er wohl zurück sein können. Auch Munter, der weiße Spitz des Hauses, lief unruhig hin und her, seinen Herrn erwartend. Der Alte hatte vor der sengender strahlenden Sonne sich wieder auf die Bank unter der schattenbringenden Linde zurückgezogen, als Munter eilend mit freudigem Gebell dem Flusse zulief, ein Zeichen, daß sein Herr nahe.

„Endlich kommt er, die Zeit wird mir immer lang in der Einsamkeit, bis ich meinen Enkelsohn wieder habe. Grüß Gott, Friedrich," so rief er dem Jüngling zu, der mit starkem Ruder gegen den Strom am Ufer einherfuhr und nun fröhlich dem Großvater entgegenwinkte. Der Schweiß perlte auf seiner Stirne, als er an das Land stieß und den Kahn anlegte. „Der Rückweg war schwerer, als der Hinweg," so sprach er scherzend; „hab' zwar auch auf dem Hinweg eine tüchtige Ladung gehabt, für die ich allerlei Hausrat und Ware mitbringe — Gott weiß, sie ist teuer geworden —, aber zu Berg geht's doch schwerer, als wenn man den Kahn mit dem Fluß kann

treiben lassen und braucht bloß hie und da mit dem Steuer ein wenig nachzuhelfen, zumal wenn die Sonne so steht, wie jetzt."

Der Alte sah wohlgefällig auf den stattlichen Jüngling. Sie gingen, mit Vorräten beladen, dem Hause zu.

„Nichts Neues gehört in der Stadt, Friedrich?"

„Ja, es wird wohl manches gesprochen, aber die Nachrichten sind keine angenehmen. Ueberall hört man von dem Fest, das vor acht Tagen in Koblenz gefeiert ward; es soll an Pracht und Glanz alles Frühere übertroffen haben. Auch unsere Verwandten werden genannt, sie seien besonders von dem Präfekten ausgezeichnet worden, und man sagt, so setzte er leiser und mit etwas bebender Stimme hinzu, die Verheiratung des Douaneninspektors mit Marie sei eine ausgemachte Sache. Der Postmeister hat mir einen Brief mitgegeben; vielleicht wird er darüber Mitteilung bringen, er scheint von Marie zu sein."

Der alte Rittmeister nahm schweigend den Brief in Empfang. „Geh voraus einstweilen in das Haus," so sprach er, „ich will den Brief hier lesen." Still ging der Jüngling voran, der Alte aber schaute ihm wehmütig nach. „Das fehlt auch noch," so sprach er, „daß in den jungen Herzen eine Neigung keimt, die aussichtslos ist, denn nie wird Fernau seine Tochter in unsere einfachen Verhältnisse, in die alte deutsche Art geben. Und doch, der alte Gott lebt noch. Weg hat er allerwegen, an Mitteln fehlt es ihm nicht. Sollte er nicht auch zwei brave Menschenkinder mit einander vereinen können als Mann und Weib, die so für einander geschaffen zu sein scheinen, wie Friedrich und Marie! Gott halte seine schützende Hand über euerer jungen Liebe!" so sprach er andächtig. Dann entfaltete er den Brief.

Dieser enthielt zunächst die herzlichste Danksagung für die Liebe, die Marie während ihres Aufenthalts bei dem Großvater genossen, verbunden mit der Versicherung, daß die schönen Tage, die sie bei ihm erlebt, ihr stets in treuer Erinnerung bleiben würden. In Kürze erzählte dann Marie von dem Ballabend und verhehlte nicht ihre Gleichgültigkeit gegenüber all den Huldigungen, die ihr dort geworden. Daran fügte sie dann folgende Worte: „Was ist aber alles das, lieber Großvater, gegenüber dem Traurigen, das mir am Morgen nach dem Ballabend beschieden war? Wir saßen bei dem Frühstück. Ich weiß nicht, ob mein Vater oder ob Bernhard absichtlich die Rede immer wieder auf die Festlichkeit des vergangenen Abends brachte, um, als ich ihrer Verherrlichung des Festes nicht beistimmte, mich hart darüber anzulassen, daß ich gleichgültig sei gegen jeden, der mit ernster Absicht sich mir nahe, mein Glück mit Füßen trete und damit auch meine Angehörigen in eine unangenehme Lage und in üble Verwickelungen bringe. Ich schwieg, um nicht weiter zu erbittern. Endlich erklärte mein Vater, unterstützt von Bernhard, einen von den beiden Bewerbern, Geffroy oder Willmann, müsse ich wählen; er sei von Willmann mit seinem ganzen Handel abhängig; gebe ich ihm eine abschlägige Antwort und wähle irgend jemand anderen, der mir vielleicht im Sinne stecke, dann sei Willmann vermögend, sein ganzes Geschäft lahm zu legen; nur Geffroy sei ein Nebenbuhler, gegen den Willmann nicht aufzutreten wage, weil er selbst von ihm abhängig sei, und der auch meinen Vater für etwaige Feindseligkeiten Willmanns, die infolge meiner abschlägigen Antwort, eintreten könnten, durch Zuwendung anderer Handelsvorteile zu entschädigen vermöge. O Großvater, in welchem Irrtum ist jetzt die Welt befangen, daß man nur auf Glanz und Erwerb sieht! Wieviel schöner ist's in euren einfachen Verhältnissen! Ich sagte meinem Vater, daß ich gern unvermählt bleiben wolle; ich bat um Ausstand, zumal ich ja noch so jung sei; aber meine Bitten fanden leider keinen günstigen Boden. Ach, Großvater, es ist wohl nicht recht, daß ich so über meine nächsten Angehörigen spreche; aber ich habe niemanden, als dich, dem ich mein Herz ausschütten kann, und ich bedarf so sehr eines treuen Herzens, dem ich mein Leid klagen darf. Vorläufig scheint man mich ja etwas in Ruhe lassen zu wollen; aber schon bald wird das Drängen wieder entbrennen, und Unterwürfigkeit unter des Vaters Willen wird von mir gefordert werden. Wie eine Ware will man mich verschachern. Gott weiß es, wie gern ich Vater und Bruder alles zu Liebe tue; aber das Opfer meines Herzens zu bringen, Liebe zu heucheln, wo ich keine fühle, das vermag ich nicht. Möge Gott der Herr mir helfen und mir beistehen in meiner Not!"

„Amen, so sei es," sprach der Greis vor sich hin, „er wird dir beistehen und dir aushelfen aus allen Sorgen, die von den Deinen auf dich gelegt werden."

Friedrich kam wieder, und als er fragend seinen Blick auf den Großvater richtete, antwortete dieser: „Es ist so, wie du gesagt; doch ist nicht Geffroy allein ein Bewerber um Marie, auch Willmann bewirbt sich um sie und bei Vater und Bruder, wie es scheint, nicht ohne Erfolg."

Friedrich sah traurig vor sich hin. „Willmann," so sprach er, „sah ich heute in der Stadt. Er war schon vor etlichen Tagen hier in der Nähe herumgeschlichen und hatte offenbar mit mir reden wollen, aber ich hatte mich einer Unterredung mit ihm entzogen. Heute, als ich im Wirtshaus zum Löwen eine kurze Rast machte, konnte ich es nicht. Er setzte sich zu mir, fragte mich um Handel und Wandel, den Ertrag unserer Arbeit und sagte dann, wir, in einer so abgeschlossenen Gegend wohnend, vermöchten leicht, viel Geld zu verdienen, und wir seien Toren, wenn wir's nicht täten. Das Geld liege, so zu sagen, auf der Straße, man brauche bloß sich zu bücken, um es aufzuheben. Er rückte dann mit seinen Plänen heraus, daß in unseren geräumigen Nebengebäuden leicht eine Niederlage von Schleichwaren anzulegen sei. Er wußte dies alles gar plausibel zu machen. Wer gebe den Franzosen das Recht, die ausländischen Waren so furchtbar zu besteuern und so den Leuten den Genuß des Kaffees fast unmöglich zu machen? Ueber England und Holland kämen große Transporte von Kolonialwaren, und Leute genug fänden sich, die sie diesseits und jenseits des Rheins verkauften. Er wisse wohl Kaufleute, die uns reichen Gewinn gäben, wenn sie zuweilen Waren bei uns, in unsern Oekonomiegebäuden lagern könnten. Durch diesen Warenschmuggel führe England seinen Krieg gegen Napo-

leon; seien wir Napoleons Feinde, so sollten wir auf dieselbe Weise kämpfen."

„Und was hast du ihm geantwortet, Friedrich?"

„Ich sagte ihm, es sei allbekannt, daß wir nicht Freunde des französischen Regiments seien. Aber der einzelne habe kein Recht, sich gegen Gesetze aufzulehnen, welche die Obrigkeit gegeben; was ein Staat tue, dürfe der Privatmann nicht, er dürfe nicht den Krieg auf eigene Faust führen, denn so sei es geschrieben. Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Wollten wir kämpfen, so müßten wir kämpfen im geordneten Heere, nicht durch Schmuggel und Durchbrechung der Gesetze. Neulich erst sei mir erzählt worden, der alte Kammerpräsident Ludwig von Vincke, der bei dem Eindringen der Franzosen seinen Abschied nahm, weil er dem Fremdling nicht dienen wollte, der sitze auf seinem Gut in Westfalen und trinke sauren, selbstgekelterten Wein aus Johannisbeeren und rauche Huflattich statt Tabak, obwohl er ein wohlhabender Mann sei, nur um, wie er sage, dem Bonaparte nichts zu verdienen zu geben. So machten wir's auch seit langem; wir tränken keinen Kaffee, der Großvater habe sich das Rauchen abgewöhnt, aber zum Schmuggel würden wir uns nicht finden lassen."

„Du hast recht geantwortet," sagte der Großvater. „Im übrigen glaube ich, daß hinter den Worten Willmanns eine List steckt. Vielleicht, daß er dich in eine Falle locken will. Er treibt ja gewiß Schmuggel in großem Maßstabe, und auch in hiesiger Gegend, wo er so oft erscheint, mag er Niederlagen, Verstecke und Helfershelfer haben; aber es kann auch sein, daß es ihm dir gegenüber nur darauf ankommt, dich in das Verderben zu locken, dich den Feinden zu verraten. Doch das gelingt nicht. Wir gehen den geraden Weg. Und, Friedrich," so endete der Greis, den Jüngling liebevoll anschauend, „ich ahne, was dich drückt, lege die stillen Wünsche deines Herzens getrost in Gottes Hand; wenn es anders sein Wille ist, er weiß alles herrlich hinauszuführen." (F. f.)

Miszellen.

Aus dem Volksaberglauben meiner Heimat.

Von W. Zimmermann.

(Schluß.)

„Ich kann es gar nit leide," äußerte mißbilligend die Hausfrau, „wenn dene alte Leut so entgegengesproche wird. Ich kann mir's denke, wie weh ihne das tut. Uebrigens glauwe ich selbst noch, daß es übernatürliche Dinge gibt un beruf mich auf mein eigene Mutter, der man doch glaubt bis an sein Lebensend. Als sie noch in die Schul ging, da mußt sie an einem newelige Herbstmorge vor dem Schulgang das Fallobst draußen im Feld auflese. Sie hebt grad den volle Korb un will heimgeh, da sieht sie auf dem Gewannweg drei unbekannte Männer daher komme in einer uralten Tracht, wie sie niemand im Dorf mehr trug, un jeder hat en Meßstang auf der Achsel. So schreite sie ganz lautlos un mit geisterhafte Gesichter auf den Kirchhof los und verschwinde hinter der Mauer. Mein Mutter hat den Korb aus der Hand falle lasse, is über Hals und Kopf heimgelaufe un hat vor Schreck die Gichter (Krämpfe) kriegt. Wie sie es später daheim erzählt hat, hawe ihre Leut gesagt: „Das waren Grenzsteinverrücker, die kein Ruh im Grab finne könne. Gibt's kein Gerechtigkeit im Lewe, so gibt's doch solche nach dem Tod." Und ich mein doch, es is ein Sprüchwort un auch ein Wahrwort: Was meine Augen sehen, das glaubt mein Herz." „Bettchen," belehrte sie einer unter den Zuhörern, eine Art Bauernphilosoph, der in seiner Hausbibliothek das „Evangelium der Natur" und Schillers Gedichte stehen hatte, „das Umgekehrte ist richtiger. Was man glaubt, das sehe auch die Auge. Mit dem Hoffe und Fürchte geht's grad so. Die Alten glaubte an de lewendige Teufel un nannten ihn de „Deubinger", weil sie sich fürchtete, sein Name auszuspreche, un weil sie Angst hatte, daß er ihne emal begegne, hawe sie ihn als dreibeinige Has ümwer die Brück und als feurige Mann in die Schornstein hineinfahre sehe. So sieht mer bei nachtschlafender Zeit, wenn mer e Hasefuß is, in jedem Busch en Räuwer; ich hab des selbst emal erlebt, als ich noch Schäferknecht uff dem Hinterberger Hof war; da konnt ich in einer stürmische Nacht in meiner Schäferhütt gar nit fest einschlafe, so en Rumor war in der Luft. Wie ich durch des offene Türche emal enausgucke, da seh ich drei baumlange und klapperdürre Kerle; sie nicke beständig mit dem Kopf, bleibe aber wie angewachse an derselbe Stell etwa dausend Schritt von mir. „Alle guten Geister loben ihren Meister," bet' ich, un es is mir, als wenn mir e Eimer kalt Wasser ümwer mein Rücken geschütt wird. Als es Tag wird, bemerk ich, daß die drei Gespenster drei große Eselsdistel waren, die sich im Wind mit ihre dicke Köpp immer bücke. Deßhalb sag ich: was die Leut sich von üwernatürliche Erscheinunge erzähle, des sin nur Ideale. Der Philosoph verstand darunter Illusionen. — „Awer Hexe, leibhaftige Hexe, von Fleisch un Bein," warf ein Drescher „vom Walde" ein, „gibt's wirklich." Da lachten alle Bauern laut auf. „Nein, so dumm sin mir doch hier zu Land schon lang nit mehr, daß mir an Hexe glauwe. Da hat unser alter Pfarrer schon vor dreißig Jahren gepredigt, wenn die Kühe blau Milch gäwe, so läg des nit an böse Nachbarsweiber, sondern an bösem Grasfutter." „Und doch behaupt ich," ließ ein alter Fuhrknecht sich hören, „daß es Leut gibt, die mehr könne un mehr wisse als wir all mit enanner; ich denk z. B. an Zigeuner. Ich hab selbst gesehe, wie die in unserer Scheuer mit Stein und Stahl Feuer schlugen un den brennende Zunder an's Stroh legte, un doch ging das nit an. Sie wollte nur meim Vater zeige, daß sie unsere Scheuer feuerfest gemacht hätte, daß niemand sie anstecke könnt. Un dann verstehe sie sich auch auf die Sympathie, un die hat von ihne für Geld und gute Wort ein Kamerad von mir gelernt den ich aber nit verrate därf. Als mir neulich zusamme Eisenstein fuhre, da blieb sein Gaul auf einmal bockbeinig stehe un war nit mehr von der Stell zu bringe. Da zog mein Kammerad Kittel und Kamisol aus, machte en Wickel davon und schlug mit der Geißel druff los, wie wenn er sein Erzfeind vor sich liege hätt! Ich hab' gesehe, daß der Gaul wieder fromm wie e Lamm ging, un als ich heimkam auch, wer mit dem Bündel die Schläg gekriegt hat; das Bündel hat die Schläg nit gespürt, aber jemand von Fleisch un Blut, un das war mein Kamerad sein Feind, der ihm den Gaul verhext hat." Die Zuhörer stutzten. „So was is kein schlechte Kunst. Einen prügeln könne, ohne daß er es sieht, das is Geldswert. Wenn mer nu wüßt, wie das gemacht wird." „Glaubts doch nit, ihr Männer," tadelte der Bauernphilosoph die allzu Lernbegierigen, und erhob sich, um heim zu gehen. „Das is alles so e Verhältnis." (Das war eine Lieblingsredensart von ihm.) „Gestern hat meine Frau auch noch geglaubt, die Haare (Zigeuner) könnte ihr aus der Hand prophezeie un sie hat sich's auch gefalle lasse; heut is sie von dem Glauwe kuriert, weil sie durch Schaden klug geworde is. Ihr könnt's euch denke wie. Un nu gute Nacht all mit einander! Morge früh is Tag." Das sollte heißen: Morgen muß wieder gearbeitet werden, deshalb ist's Zeit, zu Bett zu gehen; man konnte ihm aber auch gleich dem Goetheschen Abschiedsworte: Mehr Licht! den Sinn unterschieben: Die Wahrheit siegt! —

In Nr. 3, Sp. 38, Z. 8 v. u. muß es statt praktischen: poetischen heißen.

Königliches Theater zu Wiesbaden.

* **Prinz Friedrich von Homburg,** Schauspiel in 5 Akten von Heinrich v. Kleist, neueinstudiert am 23. Januar. — Der unglückliche Dichter, durch eigene Schuld dem deutschen Volke zu früh entrissen, hat sich namentlich durch seinen Prinz von Homburg einen Ehrenplatz neben den großen Klassikern gesichert. Zwar hat er in dem Drama historische Personen und Verhältnisse mit dichterischer Freiheit behandelt, so beispielsweise aus dem schon älteren Helden Prinz Silberbein, wie ihn die Nassovialeser aus Nr. 1—3 von 1902 kennen, einen jungen Feuerkopf geschaffen. Aber eben in dieser freien Bearbeitung offenbart sich die Schöpferkraft des genialen Mannes. Das Stück ist das echteste und beste je geschriebene Hohenzollerndrama; denn in ihm treten die fürstlichen Gestalten nicht säbelklirrend und sporenrasselnd mit angenommenem Pathos, sondern als Menschen von Fleisch und Bein mit ihren Tugenden und Schwächen — erstere überwiegend —, mit edeln Leidenschaften und mit strengem Pflichtbewußtsein auf die Bühne. Keiner verstand den kategorischen Imperativ Kants in der regierenden Persönlichkeit (Großer Kurfürst) und den alle Schranken durchbrechenden Patriotismus im Untergebenen (Prinz von Homburg) so zu verkörpern wie Kleist. Eine Vorahnung von 1813 (das Drama entstand bekanntlich unter der napoleonischen Fremdherrschaft) durchstürmt das Ganze und macht das Stück zu einem auch heute noch verständlichen, echt nationalen.

Die Regie des Herrn Mebus hatte sich trefflich bewährt. Den Titelhelden schuf Herr Malcher innig, minnig, patriotisch und menschlich; die Rolle, in welcher der Liebhaber und der Held charakter- und stimmungsvoll gegeneinander abgewogen werden müssen, ist eine besonders schwierige. Herr Leffler war ein ganz vorzüglicher Kurfürst in Spiel und Maske, der sogar die gewaltige Habichtnase nicht fehlte. Der dritte im Bunde war Herr Ballentin, dieser in allen Sätteln gerechte Künstler, als biederer Oberst Kottwitz. Eine erste künstlerische Leistung bot auch Frl. Egenolf als Natalie (blau-orange heimelte einen ordentlich an) sowohl in den sentimentalen, wie in den heroisch-kraftvollen Partien. Der alte Derfflinger des Herrn Zollin, der Hohenzollern des Herrn Tauber, die Kurfürstin des Frl. Santen wären nächstdem besonders hervorzuheben. Aber auch von den übrigen war jeder an seinem Platze. Die militärischen und Hofkostüme, die historisch treuen Dekorationen machten die Illusion vollkommen. Die Begleitmusik trug gleichfalls das Ihre dazu bei. Das Theater war gut besetzt, und rauschender Beifall lohnte — Herrn Ballentin sogar bei offener Bühne — die aufgewendete Mühe.

* **Novella d'Andrea,** Schauspiel in 4 Aufzügen von Ludwig Fulda am 5. Februar zum ersten Male. — Das Stück spielt zurzeit der angehenden Renaissance zu Bologna, der weltberühmten Hochschule der Rechtsgelehrsamkeit. Die ältere Tochter des Universitätsprofessors Andrea liebt im stillen den jüngeren gelehrten Kollegen ihres Vaters, Sangiorgio, befleißigt sich, um seiner würdig zu werden, unter seiner eigenen Leitung des Rechtsstudiums und erringt sogar Hut und Ring des Doktors. Nun aber erfährt sie, die standhaft alle Bewerbungen, sogar die eines prinzlich cyprischen Scholaren ausgeschlagen hat, daß Sangiorgio sich nur deshalb so sehr mit ihr bemüht hat, weil es ihn freute, ihrer Begabung förderlich zu sein und — um durch ihre Fürsprache die Hand ihrer jüngeren Schwester Bettina zu erhalten; er will eine häusliche, keine gelehrte Frau haben. Novella ist aus allen Himmeln gestürzt, verhilft aber dem Manne ihres Herzens zur Erfüllung seines Wunsches. Dies der Inhalt der 3 ersten Akte. Im 4. finden sich nach zehn Jahren die Hauptakteure: Novella, Sangiorgio und der frühere Prinz, jetzt König von Cypern, wieder; keiner hat das Glück, das er erhoffte, gefunden, weder die angesehene Rechtslehrerin in ihrem Berufe, noch die beiden Männer in der Ehe. Alle drei aber sind stark genug, sich mit ihrem Geschick abzufinden.

Das Stück ist von einer hämischen Berliner Kritik, die ihr Gift seit langem bis in unsere nassauischen Tageszeitungen spritzt, verrissen worden. Warum? Weil es für ein Drama nicht genug Handlung besitzen soll. Nun, wie manches andere Stück mit wenig Handlung wirkt dennoch dramatisch und vor allem ethisch, wie es Altmeister Schiller verlangt. Es mag zugestanden werden, daß manche Ungereimtheiten unterlaufen, z. B. die eine große, daß Sangiorgio vorher rein gar nichts von Liebe zu Bettina verlautbaren oder doch merken läßt, sich überhaupt nicht direkt an sie wendet. Usw. Aber trotzdem steht das Drama turmhoch über der breiten seichten Schauspielware; denn es wird bewegt von tiefen psychologischen Motiven und birgt echt seelische Konflikte.

Unsere Salondame, Frau Renier, zeigte sich in der Titelrolle, die sie zur Trägerin der widerstrebendsten Seelenzustände machte, als meisterhafte Künstlerin; sie lebte ihre Rolle förmlich durch. An Herrn Leffler (Sangiorgio) hatte sie einen trefflichen Partner. Ein formgewandter, vornehmer Prinz und König war unser Salonherr, Herr Schwab. Das beschränkte Haustierchen Bettina verkörperte Frl. Taliansky angemessen. Die Herren Tauber (Andrea), Ballentin (Rektor), Rudolph (Seneschall) und Malcher (als deutscher Student, Wernher von Dettingen) wären nächstdem hervorzuheben. Aber auch die Nebenpersonen, vor allem die Schar der ungebärdigen Scholaren, mimten entsprechend. Meister Köchys geübte „regie"-rende Hand merkte man überall. Kostüme und Dekorationen ließen die schöne Zeit der Wiedergeburt im Lande Italia mit täuschender Aehnlichkeit vor uns aufleben.

Als hocherfreulich kann gemeldet werden, daß mit dem Herbste unsere frühere Naive Frau Olga Edelmann wieder in den Verband der Hofbühne tritt. Zum gleichen Zeitpunkte sind engagiert: Frl. Ch. Maren (an Frl. Egenolfs Stelle) als 1. sentimentale, Frl. K. Ratajczak als 2. Liebhaberin und Herr K. Weinig als Liebhaber.

Literatur.

* **Wanderbuch.** Von W. H. Riehl. 4. Aufl. 402 S. Pr. 5 Mark. Stuttgart, J. G. Cotta, Nachf. — Dies Riehlsche Werk wird vom Verfasser selbst als 4. Teil von „Land und Leute" bezeichnet, weil es letzteres Werk in mancher Beziehung ergänzt. Es erschien zuerst 1869 und ist, abgesehen von einigen Hinzufügungen Riehls in späteren Auflagen, im ursprünglichen Texte stehen geblieben. Man muß also heute beim Lesen manches modifizieren. Die „Handwerksgeheimnisse des Volksstudiums" werden indes mit ganz geringen Einschränkungen ihre Gültigkeit behalten; vollauf möchten wir die Ausführungen des großen Wanderers, der sich von der Eitelkeit wie von der Pedanterie vieler Philologen — und er war doch selber einer — gleich entfernt gehalten hat, über die Popularisierung der Wissenschaft und deren Ergänzung durch natürliche Beobachtung, S. 27 u. ff., voll unterschreiben. Als die bestgelungenen Kapitel können wir die bezeichnen, welche den Marsch nach Holland, den Rheingau, die Bischofstadt Freising, das Gerauer Gebiet und das Elsaß behandeln. Ganz meisterhaft schildert Riehl den Uebergang Niederdeutschlands ins Holländische, in Bevölkerung, Sprache, Lebensweise, Sitte, Kultur u. s. w. Minder klar hat er in der Nachbarschaft seiner eigenen Heimat gesehen; manche schiefe Auffassung über das Rheingauer Leben hätte er wenigstens später berichtigen dürfen. Geradezu typisch ist dagegen die Betrachtung der „geistlichen Stadt", und auch die Schilderung der Kaiserstätten im Gerauer Gebiet und des Straßen- und Verkehrslandes Elsaß ist trefflich. Somit wird Riehl noch für lange Zeit hinaus als Bahnbrecher der Beobachtung von Land und Leuten betrachtet werden, und am Wanderbuche werden sich viele auch nicht mit dem Verfasser bis ins einzelne Gehende herzlich erfreuen. Die Ausstattung in Druck und Papier ist vorzüglich.

* **Belagerung, Zerstörung und Schleifung von Schloß und Festung Dillenburg.** Von C. Dönges. 48 u. CVIII. Seiten. Dillenburg, M. Weidenbach. — Dies Werkchen bildet Nr. 3 der Veröffentlichung des rührigen Historischen Vereins zu Dillenburg. Wir haben in Nr. 23 der „Nassovia" von 1903 bereits einen Auszug aus dem Anhang mit Erläuterung gebracht. Dieser Anhang hat den doppelten Umfang der eigentlichen Ausführungen;

er enthält eine ganze Reihe aktenmäßiger Belege, die der Verfasser meist aus den Archiven zu Berlin, Paris und Wiesbaden zusammengetragen hat. Die Abhandlung selbst gliedert sich in acht Kapitel, von denen die ersten die Einleitung der Schloßgeschichte bis zum Kriegs-Unglücksjahre 1760 bilden. Dann folgt die Darstellung von des Schlosses Untergang. Hierbei hat der Verfasser sich auf die Untersuchung eingelassen, durch wessen Verschulden die Zerstörung der alten Oranierresidenz verursacht wurde. Er neigt, wie einige vor ihm, ganz zu der Ansicht, daß der Einfluß der „Weiblichkeit" der verderbliche gewesen sei; während andere die Schuld in dem militärischen Ehrgeize des Verteidigers suchen. Ganz klar wird die Sache wohl nie werden, obgleich Dönges einige neue Momente, die für seine Behauptung sprechen, hinzugefügt hat. Die Darstellung ist von Liebe zur Sache durchdrungen und zeugt von dem großen Fleiße des längst bestens bekannten Lokalforschers. Eine Anzahl störender Druckfehler hätte vermieden werden können; den historischen Wert des Büchleins, das wir gern in jedes Dillenburgers Hand und in allen Bibliotheken des Dillkreises sehen möchten, vermögen sie nicht zu beeinträchtigen.

Neues aus Nassau.

Gräfin Helene von Walderdorff, jüngste Tochter des Grafen Wilderich von Walderdorff auf Molsberg, hat sich am 23. Januar mit dem Freiherrn von Geyer zu Schweppenburg in Bonn vermählt. Das Stammschloß der Geyer, die Schweppenburg, liegt im Brohltale.

Der Amtliche Anzeiger für Deutsch-Ostafrika Nr. 27 vom 14. Nov. 1903 meldet u. a., daß unser nassauischer Landsmann, der bisherige Gouvernements-Bauleiter Alfred Lipowsky (geb. Balduinsteiner), zum Leiter der kaiserlichen Bauinspektion von Deutsch-Ostafrika und zum Vertreter des kaiserlichen Baudirektors ernannt wurde.

Am Dienstbach'schen Hause beim „Pförtchen" zu Usingen, dem Geburtshause des weltberühmten Geigers August Wilhelmj (geb. 1845), wird durch den Usinger Verschönerungsverein eine Gedenktafel angebracht.

Der Herborner Geschichtsverein will der „Herborner Zeitung" künftig monatlich eine historische Beilage: „Herborner Geschichtsblätter" beifügen. Sie soll Vereinsberichte, lokalhistorische Arbeiten u. s. w. bringen.

Das Kurhaus zu Wiesbaden kann noch nicht abgelegt werden, da der Minister seine Einsprache (kunst-historisches Gebäude von Bedeutung) aufrecht erhält. Der Magistrat hat die Abbruchszeit nun gleich bis zum Herbste verschoben.

Zu Hachenburg wurde bei Kanalarbeiten am Amtsgericht eine 1 Meter hohe eiserne Tafel aus 1638 mit einer trefflichen Darstellung der Hochzeit zu Kana nebst — noch unentzifferter — Inschrift ausgegraben.

Auf der Weltausstellung zu St. Louis, die in diesem Jahre stattfindet, wird auch ein Modell der Saalburg bei Homburg vertreten sein.

Fortwährend treten nassauische Volksschullehrer in den Dienst außernassauischer Städte über. „Der Mensch hofft immer Verbesserung"; aber schade ist's, daß diese tüchtigen Kräfte unserer Heimat verloren gehen.

Nassau soll eine neue (3.) Irrenanstalt erhalten, um die sich bereits viele Städte des Bezirks beworben haben. Auch das Strafgefängnis zu Eberbach soll in ein anderswo zu errichtendes Gebäude verlegt werden.

Der Bau der Lahnbrücke bei Obernhof ist begonnen worden, der der Mainbrücke bei Schwanheim beginnt im Frühjahre.

Von Oberursel nach Homburg soll eine Bezirksstraße angelegt werden.

Ein Konsortium zu Königstein will eine Automobil-Verbindung zwischen Königstein, Reifenberg, Schmitten und Anspach herstellen. Es wäre das der Anfang einer praktischen Verwendung der „Gewitteräser", wie ein biederer Nassauer die Selbstfahrer nannte. Für schwerhörige Wanderer unangenehm.

Nassauischer Geschichtskalender.

20. Februar.

1621. Die Spanier unter dem Grafen von Isenburg nehmen Braunfels und die gesamten solmsischen Lande, endlich auch die Wetterau in Besitz und behalten sie zehn Jahre lang. (Großer Krieg.)

1680. Fürst Friedrich Wilhelm I. von Nassau-Siegen wird geboren. Er war der Sohn des reformierten Fürsten Wilhelm Moritz, trat 1691 die Regierung unter Vormundschaft an und starb am 13. Februar 1722. Mit seinem Sohne Friedrich Wilhelm II. starb 1734 die reformierte Linie Nassau-Siegen aus.

25. Februar.

1305. Erzbischof Gerhard von Mainz aus dem Hause Eppstein stirbt plötzlich zu Elfeld. Er nahm seit 1289, nach dem Tode Heinrichs des Knoderers den Erzstuhl zu Mainz ein, half 1292 Adolf von Nassau zum König erheben, stürzte ihn 1298 und setzte Albrecht von Oesterreich an seine Statt. Als er sich auch mit diesem veruneinigte, wurde er im Rheinischen Zollkriege schwer gedemütigt.

1635. Graf Walrad, jüngster Sohn des Grafen Wilhelm Ludwig von Nassau-Saarbrücken, wird geboren. Er erhielt 1659 bei der Bruderteilung Usingen, erbaute sich dort ein Schloß und erhob die Stadt zur Residenz. Er war ein gewaltiger Kriegsheld gegen Türken und Franzosen, nahm 1688 den Fürstentitel an und starb am 17. Oktober 1702 als Generalfeldmarschall der Republik der Vereinigten Niederlande zu Roermonde. Zu Mörs ist er bestattet.

Briefkasten.

J. H. H. in H. Ihr Vorhaben, den lokalhistorischen Sinn zu wecken und zu fördern, wird jeder Geschichtsfreund mit Freuden begrüßen. Wir werden gelegentlich etwas senden.

H. M. in W. Ueber die Grafschaft Sayn-Hachenburg finden Sie näheres im Rheinischen Antiquarius III, 1, in Heyn, Der Westerwald, und Dahlhoff, Kirchengeschichte der Grafschaft Sayn, sämtlich auf der Landesbibliothek. Ueber die von Ihnen angeführte Volksredensart müssen wir uns erst erkundigen; sie war uns bisher unbekannt.

D. H. in M. Wie schon oft bemerkt, ist an Miszellen (bis zu ca. 60 Zeilen) immer Mangel.

L. Sch. in L. Etwas lang. Wir wollen sehen, ob wir's unterbringen.

G. H. in H. Leider nicht verwendbar. Sie finden vielleicht einmal Stimmung zu einem anderen Naturliede.

A. L. in D. Die Bestellung ist aufgegeben. Herzlichen landsmännischen Gruß über den Ozean.

Redaktionsschluß: 6. Februar.



№ 5. Wiesbaden, den 1. März 1904. 5. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20, beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Am Grenzwall.

(Die Priesterin spricht:)

Wach' auf, mein tapf'res Volk der Chatten!
Wach' auf, dem Lande droht Gefahr!
Es kreist ob deinen freien Matten
Frech Romas ländergier'ger Aar.
Dort beim Kastell am festen Damme
Steh'n Legionen kampfbereit.
Heil kündend loht die Opferflamme,
Drum auf mit Wotan, auf zum Streit!

Ihr Mütter drückt die blanke Wehre
Den Söhnen in die Manneshand,
Begeistert sie zum Kampf der Ehre,
Für Freiheit, Recht und Vaterland!
Ihr Väter, kühn und kampferfahren,
Wahrt eures Herdes höchstes Heil;
Seid Helden, wie die Ahnen waren,
Und Wotans Huld wird euch zu Teil.

Ihr kämpft nicht, euer Land zu mehren
Wie jene im Tyrannensold;
Der schnöden Knechtschaft wollt ihr wehren,
Die gleißend lockt mit Ruhm und Gold.
Daß euern Maiden, euern Frauen
Kein Los der Schmach und Schande fällt,
Daß nicht dem freien Greis, dem grauen,
Des Lebens Abend wird vergällt.

Ihr wollt nicht Zins und Fronen leisten
Den Drängern, die mit frevler Hand
Schon anzutasten sich erdreisten
Was heilig heißt im Vaterland.
Drum auf, wach' auf, mein Volk der Chatten!
Sei deiner stolzen Ahnen wert,
Erheb' in deiner Eichen Schatten
Die Hand zum Schwur, zum Kampf das Schwert!

Dann wird in allen deinen Gauen
Der Feinde Macht in Trümmer geh'n;
Dann wirst du in Germanien schauen
Ein groß' und mächtig' Reich ersteh'n.
Dann wird bis in die fernsten Tage
Im starken, freien deutschen Land,
In Lied und Spruch und Heldensage
Auch ruhmvoll deine Tat genannt.

K. Wolff.

Siegfried von Westerburg, Erzbischof von Köln, 1274—1297.

1)

Von Dr. C. Spielmann.

Als ich vor einer Reihe von Jahren eine Fußtour über den wiedischen Westerwald unternahm und zu Rengsdorf, dem prächtigen Waldorte, mit der herrlichen Aussicht über das Neuwieder Becken Rast machte, bemerkte ich in dem Gasthause zur Post ein historisches Bild, das mich wie immer in ähnlichen Fällen anzog. Es war ein sauberer Stahl- oder Kupferstich, wie ihn die Kolportageroman-Verleger ihren Abonnenten als Prämienblatt zu gewähren pflegen und stellte eine Szene aus der Schlacht von Worringen dar, nämlich die Gefangennahme des Erzbischofs Siegfried von Westerburg. Die Konzeption des Ganzen war nicht übel; natürlich erschienen die Gestalten im ausschweifenden Phantasiekostüm, damit sie „fein“ aussahen. Ein Jahr später kam ich auf einer Tour über den nassauischen Westerwald nach Herborn und fand dort dasselbe Bild vor. Die Westerwälder, dachte ich, scheinen doch mehr Lokalpatriotismus und mehr Pietät für ihre große Männer zu hegen, als man glaubt und erinnerte mich zugleich daran, daß ich als neunjähriger Knabe, da ich schon die Namen- und Zahlenreihen von allen möglichen und unmöglichen Regenten spielend auffaßte, gern die Kölner Erzbischöfe bevorzugte und seitdem ich in des alten wiedischen Geschichtsschreibers Reck Buche die Darstellung der Worringer Schlacht gelesen hatte, eine bedeutende Hochachtung vor dem Kriegshelden Siegfried „über der Montabäurer Höh'“, wie die Neuwieder sagen, hegte. Nun besuchte ich wieder etwas später in Düsseldorf die Kunstausstellung und sah dort das Kolossalgemälde von Peter Janssen: „Der Mönch Walther Dodde ruft die bergischen Bauern zur Entscheidung der Schlacht bei Worringen auf,“ fuhr heimzu über die endlose Worringer Heide, — und da sagte ich mir: Nun kann alles nichts helfen, mein Siegfried muß für die „Nassovia“ heran, und die Leser sollen an dieser westerwälder Reckengestalt ihr Wunder sehen.

Die Sache war aber leichter gesagt als getan. Manches, wie z. B. Lehmanns Geschichte und Genealogie der Dynasten von Westerburg, ist in Bezug auf Siegfried recht sekundär und unzuverlässig; anderes, wie z. B. die „Kölner Chronik“, ist mit Vorsicht zu genießen; sie hat gleichwohl faute de mieux vielen als einzige Quelle gedient. Das beste bleiben Teschenmachers lateinische „Annalen des Niederrheins“ und Ennens „Geschichte der Stadt Köln“, ferner die beiden dichterischen Beschreibungen der Schlacht von Worringen, die Jan van Heelu und Ottokar von Horneck geliefert haben. Der erstere war ein Deutschordensritter aus den Niederlanden — schwarzes Kreuz auf weißem Mantel —, der dem Kampfe mit zusah und darüber eine schöne niederdeutsche Verserzählung — treu und wahr, das bemerkt man auf den ersten Blick — verfaßte. Der andere ist der bekannte oberdeutsche Reimchronist, der eine Reihe weiterer Einzelheiten berichtet. Dazu kommen noch eine Anzahl Regestenauszüge und anderes —, und der Leser wolle selbst urteilen, ob es dem Verfasser gelungen ist, aus den einander widersprechenden Berichten ein klares Zeit- und Lebensbild herauszuarbeiten.

Siegfried von Westerburg war der älteste Sohn des Herrn Siegfried IV. von Westerburg, der noch drei Söhne Heinrich, Philipp und Reinhard und mehrere Töchter hatte. Bis auf Heinrich traten alle in den geistlichen Stand ein. Siegfried, um 1240 geboren, — sein Geburtsjahr kennen wir nicht genau — war von Kind auf im Leibes- und Waffentummeln geübt, groß und stark, „kräftig und däftig“, also echt westerwälder Rasse, mit dem unbezähmbaren Triebe in sich, etwas zu werden, zu führen, zu herrschen. Er war desselbigen Schlages und aus dem nämlichen Holze wie die Moritz von Oranien, Ernst von Isenburg, Peter Melander u. a.: Un Westerwaldien vaut autant que deux autres Allemands, wie ersterer sagte. Aber wenn man in damaliger Zeit, der „kaiserlosen und schrecklichen“, nach dem Ende des letzten gewaltigen Staufers eine Rolle im germanischen Königreiche und im heiligen römischen Reiche spielen wollte, dann durfte man kein Westerwaldherrlein bleiben, sondern mußte Kirchenfürst werden. Es ist ganz zweifellos, daß die mächtigen Eppsteiner Sifride auf dem Mainzer Erzstuhl unserm Westerburger als glänzendes Vorbild erschienen. So einer wollte auch er werden, den gleichen Namen besaß er ja schon. Er überließ also seinem nächsten Bruder Heinrich die Herrschaftsfolge und zugleich die Auskämpfung der jahrzehntelangen Streitigkeiten zwischen den Linien Runkel und Westerburg und trat zu Mainz als Kleriker ein. Die ersten dreißig bis vierzig Jahre seines Lebens sind für uns ein Buch mit unbeschriebenen Blättern. Zuerst taucht er 1273, also im Wahljahre des neuen Königs Rudolf von Habsburg auf; er erscheint da als Dompropst zu Mainz und zugleich als Domdechant zu Köln, also gewissermaßen zwei Eisen im Feuer haltend.

Im „hilligen Köln“, der Stadt des „deutschen Reichsverwesers“, wie der Erzbischof zur Zeit des ausländischen Königs Richard von Cornwall hieß, war es während des Interregnums im kleinen geradeso zugegangen wie im Reich im großen. Köln war nach der Bonifatiusstadt Mainz die mächtigste Metropole des Rheinlandes in jeder Beziehung.

Die Stadt hatte im dreizehnten Jahrhundert in merkantiler Hinsicht einen riesigen Aufschwung genommen; sie zog nach und nach den gesamten niederländischen und englischen Handel an sich und wurde dessen Vermittlerin für die Rheingebiete. Vom Kölner Hafen aus schleppten die Leinpferde die Frachtschiffe rheinaufwärts; aus Kölns Toren zogen die güterbeladenen Wagen über die große Mainzer Heerstraße gen Norden. Daß sich in der Stadt ein kolossales Kapital anhäufte, ist deshalb leicht begreiflich; dieses befand sich insgesamt in den Taschen und Truhen der Großkaufleute, der Patrizier der alten Stadt. Diese Patrizier (von patres, wie im alten Rom) waren durch ihren Reichtum zugleich im Besitze der Herrschaft über die Stadt. Sie sahen „vom hohen Roß“ herab auf die Gemeinen, auf die Plebs der Handwerker, die sich erst seit kurzem von der Hörigkeit befreit hatten. Diese wiederum haßten die stolzen Stadtadeligen. Der Aufschwung der Stadt kam indes auch ihnen zugute; sie wurden wohlhabender, schlossen sich behufs Wahrung ihrer Interessen zu Innungen und Zünften zusammen. Innerhalb der großen, starken turm- und zinnengekrönten Ringmauer, welche die Stadtfestung umgab, entstanden bald Zwistigkeiten zwischen den beiden feindlichen Elementen. Zu diesen kam dann noch als drittes das geistliche, das in dem kirchenreichen (daher „hilligen“) Köln recht bedeutend war. Köln war damals auch Hauptsitz der deutschen Scholastik; die Schule der Geistlichen stand in intimster Verbindung mit der Pariser Universitas literarum; hier lehrte u. a. der berühmte Albertus Magnus, der große Alleswisser, der „Aristoteles und Plinius des deutschen Mittelalters,“ welcher der Sage nach den Grundstein zum „hohen Dom“ gelegt haben soll.

Erzbischof Konrad von Hochstaden war dreimal in blutigen Zwist mit den adelsstolzen „Geschlechtern“ geraten, deren Führung die Overstolz, Scherfgin, Gir, Grin, von der Aducht u. a. übernahmen. Beim dritten Kampfe stützte sich der geistliche Herr auf die Zünfte und errang mit List und Gewalt einen völligen Sieg. Die mit der städtischen Acht und dem kirchlichen Bann belegten Patrizier wurden teils gefangen, teils verjagt. Die Gefangenen warf der Kirchenfürst ins Verließ des Schlosses Godesberg; er selbst gebot unumschränkt in Köln bis zu seinem Tode. Sein Nachfolger wurde Engelbert von Falkenburg der „Neffe des Oheims“. Er ließ die Verwandten der Eingekerkerten, die ihn um Freilassung der letzteren baten, in das nämliche Gefängnis werfen; doch entkamen alle unter fast romanhaften Umständen. Durch drei Burgen, Riele, den Baienturm und die Feste Deutz knebelte der Erzbischof die Bürgermacht und legte der Stadt starke Abgaben auf. Da erhoben sich Patrizier und Zünftler, die des Erzbischofs Gewalttätigkeit einte,, in wütendem Aufruhr. Nach einem fürchterlichen Gemetzel in den Straßen jagten sie Engelbert samt seinem Anhange aus der Stadt, stürmten seine Burgen und wurden völlig frei, und freier als sonst. Der Erzbischof mußte fortan seinen Sitz zu Bonn nehmen, und nie mehr residierte einer seiner Nachfolger im „hilligen Köln“. Dreimal versuchte Engelbert, sich wieder in den Besitz der Stadt zu setzen; jedesmal mißlang der Anschlag. Beim dritten Male schlug ihn der mit den Kölnern verbündete Graf von Jülich in der Schlacht im Marienforste gewaltig aufs Haupt, nahm ihn gefangen und brachte ihn auf die Feste Nideck. Nicht eher kam er trotz Bann und Interdikt des Papstes los, bis er den Kölnern Sühne und Urfehde gelobt hatte; Albert der Große vermittelte dabei. Engelbert hielt seinen Eid; aber der Schlag traf den schon bejahrten Mann ins Herz. Er starb am 20. X. 1274 auf der Burg zu Bonn, die er selbst erbaut hatte.

Unter solchen aufregenden Ereignissen lebte der Domdechant Siegfried von Westerburg zu Köln. Er galt als die stärkste Stütze des stiftischen Regiments; seine Tapferkeit hatte in der genannten Unglücksschlacht den Rest des besiegten Heeres gerettet. Darum ward er von Engelbert als Nachfolger empfohlen. Nichtsdestoweniger wurde die Wahl am 25. XI. 1274 zwiespältig; die Hälfte der Stimmen fiel auf den Dompropst Konrad von Berg, die andere Hälfte auf Siegfried von Westerburg. Siegfried aber erhielt vom Papste, der den Grafen von Berg als zu jung verwarf, das Pallium als Erzbischof, und der König erteilte ihm die Regalien als weltlichem Fürsten von Köln (dem Stiftslande) und Herzoge von Westfalen. Der Berger fügte sich jedoch nicht gutwillig in die päpstliche Entscheidung. Sein Bruder, der regierende Graf Adolf, die Grafen Engelbert von der Mark und Wilhelm von Jülich griffen Siegfried, der die Erzbischöfe von Mainz und Trier, den Bischof von Osnabrück, den Grafen von Holland und die Stadt Paderborn für sich hatte, sofort an.

Der neue Kirchenfürst aber wußte allen zu begegnen. Klugerweise rechnete er mit den Tatsachen: die Kölner haben ihren Erzbischof aus der Stadt verdrängt, daran ist nichts zu ändern; viel besser ist's, sich mit ihnen zu vertragen und sich den Rücken frei zu halten. So gab Siegfried den Bürgern von Köln sofort und aus freien Stücken die feste Zusicherung, daß er die Verträge achten, auch keine Zölle errichten werde und vermittelte sogar beim Papste, daß dieser Bann und Interdikt aufhob. Zugleich begann er gegen seine beiden Hauptwidersacher, die Grafen von Jülich und von Berg zu agieren. Die Gebiete beider engten dasjenige des Erzstifts auf allen Seiten ein. Hüben war es Jülich, dessen Grenze im Westen bis an die Erft und den dieser entlang ziehenden dichtbewaldeten Hügelrücken, die „Ville“, reichte und das im Süden um das Kölnische herum, bis an den Rhein griff. Drüben, im Osten war das bergische rechte Stromufer die Grenze, von der Siegmündung rheinab. Das Erzstift nannte demnach nur einen schmalen Streifen auf der linken Rheinseite von Rolandseck bis Uerdingen, an welch letzterem Punkte es an die Grafschaften Geldern und Mörs stieß, sein eigen. Kleine Exklaven lagen zerstreut umher; außerdem gehörte, wie erwähnt, dem Erzbischof das Herzogtum Westfalen (Regierungsbezirk Arnsberg) samt der Grafschaft Recklinghausen.

Nach dem Abkommen mit den Kölnern nahm Siegfried es dann mit seinen übrigen Feinden auf, und in einem wütenden Kampfe blieb er Sieger.

Konrad von Berg wurde mit 6000 Mark Silbers abgefunden, 1276.

Die rheinischen Fürsten ahnten, daß ihnen in dem Erzbischofe ein furchtbarer Gegner erstanden sei. Als nun Siegfried mit dem Grafen von Jülich wegen dessen Besitz an der Feste Worringen zu hadern anfing, verbanden sich 1277 auf dem Tage zu Deutz der Landgraf von Hessen und der Bischof von Paderborn mit dem Grafen von Berg, Sayn, Nassau, Mark, Arnsberg, Hülcherath, Sponheim, Kessel, Salm, Virneburg, Rietberg, Tecklenburg, Limburg (in Westfalen) Lippe und Waldeck und den Herren von Heinsberg, Isenburg, Büren, Falkenburg, Wickerad und Reifferscheid.

Also ein Viertelhundert Bündner! Sie gelobten eidlich einander Hilfe zu leisten, falls Siegfried einen oder einige von ihnen angriffe, und keinen Frieden ohne Einwilligung aller zu schließen. Doch lockerte sich das Bündnis schon bald; eine rechte Einheit war überhaupt nicht aufgekommen. Ungehindert konnte der Erzbischof den Grafen von Arnsberg niederwerfen, Berg zum Waffenstillstand nötigen und mehrere andere Herren glücklich befehden. Gleichzeitig kam einer der Hauptbündner jäh ums Leben.

Der Graf Wilhelm von Jülich hatte nämlich schon lange einen Zwist mit der Reichsstadt Aachen; nun wurde er auch von König Rudolf beauftragt, von den Bürgern die Steuer zum Reichskriege gegen den König der Tschechen, Ottokar, zu erheben. Wilhelm faßte den waghalsigen Entschluß, Aachen bei dieser Gelegenheit unter seine Herrschaft zu bringen. Unterstützt von Verrätern drang er nächtig mit 450 Rittern in die Stadt ein und glaubte sie schon in seiner Gewalt zu haben, als die Bürger sich ermannten und zu den Waffen eilten. Ein furchtbarer Straßenkampf erhob sich, und in diesem wurden fast sämtliche Jülicher erschlagen; der Graf selbst, sein Sohn, der Erbgraf, und zwei tapfere Bastarde mußten unter den Beilen der ergrimmten Metzgergilde verbluten, 1278. Als Siegfried die Kunde hörte, las er selbst im Bonner Münster die sogenannte Petrinische Messe (Apostelgeschichte 12,11) und ließ ein Tedeum anstimmen. Dann handelte er. Mit Heeresmacht fiel er ins wehrlose Jülicher Land ein, bemächtigte sich seiner binnen kurzem und pflanzte nach der Erstürmung von Jülich, Düren und Bedburg sein Banner auf der zertrümmerten Burgresidenz seines Gegners auf. Die Witwe des erschlagenen Grafen mußte Frieden machen; sie erhielt zwar ihr Land zurück, mußte aber dem Erzbischofe viele Gerechtsame abtreten. Dieser hatte sich unterdes schon gegen den Grafen von Berg gekehrt. Er setzte über den Rhein und erstürmte und zerstörte die Festen Müllheim und Monheim, die ihm ein Dorn im Auge waren. Nach greulicher Verwüstung des bergischen Landes mußte auch der Graf von Berg Frieden machen und versprechen, die zerstörten Festen nicht wieder aufzubauen, 1279. **(Forts. folgt.)**

Aus dem Wortschatz nassauischer Mundarten.

(Naturgeschichtliches.)

1) Von H. Müller-Usingen.

Durch die Abhandlungen des Herrn Eckhardt: „Aus dem naturgesch. Wörterbuch des nass. Volkes" in der „Nassovia" I Nr. 4 und 5 und II Nr. 12 und 13 von 1903 wurde ich veranlaßt, die volkstümlichen Bezeichnungen naturgeschichtlicher Gegenstände, die in meiner engsten Heimat vorkommen, mir ins Gedächtnis zurückzurufen. Da sich unter denselben auch solche befinden, die in der betr. Arbeit nicht erwähnt worden sind, und der Herr Verfasser den Wunsch ausgesprochen hat, „es möchten auch noch andere Beobachter einige solcher noch weniger bekannten Formen und ergänzendes oder berichtigendes Material dem Herrn Herausgeber der „Nassovia" zusenden", fühlte ich mich gedrungen, diesem Wunsche nachzukommen, zumal der Herr Herausgeber bemerkt hat, er werde derartige Beiträge mit Vergnügen sammeln.

Die Ausdrücke stammen aus den lieblichen Tälchen am Ostfuße des Westerwaldes (Rehbach-, Ambach-, Erdbach-, Donsbach- und Aubachtal), also aus den Dörfern westlich von Herborn und der Dill, während die von Herrn Eckhardt mitgeteilten zum größten Teil weiter östlich davon vorkommen. Es ist leicht erklärlich, daß manche Bezeichnungen, die im Kreise Biedenkopf zu Hause sind, auch in dem angrenzenden Dillkreis gefunden werden. Dahin gehören, wenn ich diese zunächst anführen darf, folgende, die nur hier und da in der Bedeutung ein wenig abweichen.[1])

1. Viergebeinsel für Wassersalamander (Triton).

2. Gelber Schneider für Feuersalamander (Salamandra maculata). In ganz Oberhessen: Schneider = Libelle, Wasserjunker; Lappenschneider = Kohlweißling. In Grimm IX, 1270: Schneider für eine Reihe verschiedener Tiere aufgeführt: Geringer Hirsch, Fregattenvogel, verschiedene Fische.

3. Kuckucksblume für alle Arten von Orchideen, die dort vorkommen.

4. Bajule für Goldlack statt für Veilchen, wie an andern Orten.

5. Bajülche für das wohlriechende Veilchen (Viola odorata).

6. Säumelke (Säumelde? Gemüse für Schweine) für Löwenzahn (Leontodon taraxacum). Grimm VIII 1910: Säumelk = gemeine Saudistel; in der Eifel: Saumalk und Saumark; in der Mark: Saumelke für Kettenblume.

Vielleicht hat die Pflanze den Namen Säumelk von ihrem weißen Milchsaft; melk = milchgebend; Melk = Milch; melken.

[1]) Diese Abweichungen sind im folgenden kurz angegeben.

7. Gelbe und weiße Nilje (Lilie) für gelbe und weiße Narzisse (Narzissus pseudo-Narzissus und N. poeticus). (Nilje heißt in Usingen die weiße Lilie). Das N ist aus L entstanden durch Dissimilation; das zweimalige l hat zu der erleichterten Aussprache Nilje geführt.

8. Nägelchesblume und Nägelchesbaum für Syringa vulgaris nach der Form der Blumenkrone, deren Röhre mit den wagrecht abstehenden kurzen Randlappen obenauf wie ein mit einem Kopfe versehener Nagel aussieht.

9. Rasselche für Zittergras (Brizza media).

10. Ohrschlitz für Ohrwurm (Forficula auricularia), vor dem die Kinder sich fürchten, indem sie erzählen, er krieche den Leuten gern in die Ohren (er sucht tags dunkle Verstecke auf) und schlitze mit den 2 Zangen am letzten Hinterleibsring (die ihm tatsächlich nur zum Ordnen der zierlich gefalteten Unterflügel dienen) das Trommelfell auf, um in das Innere des Kopfes zu kriechen.

11. Hamelmaus für die Hausgrille (Gryllus domesticus). (Die Feldgrille nennt man wildes Hamelmäuschen.) Nach Grimm IV 2, 312 „Hammel" von hammeln = springen, wegen der Springfüße. Nach Kehrein S. 183 Name für „Hausgrille, Heimchen, wahrscheinlich von ham d. i. heim (eigentlich im Haus), und Schmeichelname für Kinder." Bei uns trifft die Deutung von Kehrein zu, sonst könnte das Wort kein Schmeichelname für Kinder und keine Bezeichnung der Hausgrille sein im Gegensatze zu Feld- und Maulwurfsgrille.

12. Weckblume für gehörnten Schotenklee (Lotus corniculatus).

13. Fleischblume für die zerrissene Kuckucksnelke (Lychnis flos cuculi).

14. Steinröschen für die Karthäusernelke (Dianthus carthusianorum).

15. Zimmermann für Weberknecht (Phalanginum parietinum). Nach einer Mitteilung des Herrn Landmessers Goebel in Neuwied heißt diese Spinne mit den langen dünnen Beinen in der Gegend zwischen Montabaur und Ems Hubahner (Hochbeiner).

16. Kappes für Kohlkopf, Weißkraut. Hessisch Kappus, Kappeskraut, fast nur vom Sauerkraut gebräuchlich (daneben auch: Kompes aus lat. compositum); mhd. kabez, ahd chapuz, das auf lat. caput, Kopf zurückgeht.

17. Erwes, Erwese für Erbse. Hierbei kann ich die auf dem Hohen Westerwald (Stein-Neukirch) dafür gebräuchliche Bezeichnung Arweße (Arweze) mhd. arweiz, ahd. araweiz als Beweis für die Richtigkeit des von Herrn Eckhardt dazu Bemerkten anführen.

18. Froschlaich (nach Herrn Eckhardt im Kreise Biedenkopf Utschegelirrer genannt) heißt bei Herborn Fröschgeschlorrer. Nach Schmidt, Idiotikon, S. 61: Fröschkra, Fröschgerück. Nach Kehrein kann Fröschkra eine Kürzung von Froschgerab sein. (Gerab = Eingeweide.)

Fröschgeschlorrer kommt her von schlorrern = schlottern, d. i. hin- und herfahren, wanken. — Schlorrerfaß (Schlotter- oder Schlockerfaß) = ein Gefäß von Holz oder Blech, das der Mäher am Gürtel trägt zur Aufbewahrung des Wetzsteins, der darin hin- und herfährt. Schlottern heißt auch zittern, vor Frost, Angst oder der Fettigkeit wegen, vergl. schlorrerig, schlapperig, schlapperfett. Der Froschlaich zittert beim Berühren wie Gallerte.

19. Bezüglich des Pflanzennamens Beiwes = Beifuß, der auch in meiner engeren Heimat gebräuchlich ist, sei bemerkt, daß auch Kehrein S. 68 denselben so erklärt, wie Herr Eckhardt, nämlich Beistoß. Woher kommt es aber, daß im Dialekt derselben Gegend der zweite Teil dieses Wortes — „wes" in Zusammensetzungen vorkommt, wo er doch nur die Bedeutung von Fuß und nicht von Stoß haben kann: borwes = barfuß; Veerwes = Vorfuß, d. i. der Fußteil des Strumpfes?

20. Die Heidelbeere wird Molt, Mol-, Mull-, Müllbeere genannt, nach Kehrein auch Melber, Molber, Mulber. Die von Herrn Eckhardt gegebene Erklärung ist nicht anzufechten (s. Pfister, Nachtr. 180); aber in meiner Gegend wird Wolbeere gesagt, was ich mir als Kind stets mit Waldbeere übersetzte, wohl irrtümlich, denn man sagt dort Hecke für Wald. Sollte das M in W übergegangen sein, wie bei „Kummelkalb", s. u. Bsp. 3 und 4.

21. Aichkernche (das i kaum hörbar) für Eichhorn.

22. Druschel für Drossel und Amsel.

23. Sanikel für Sanicula europaea.

Nach diesen, in den beiden Landschaften beinahe übereinstimmenden Benennungen erlaube ich mir, eine Anzahl nicht allgemein bekannter Formen aus der Gegend von Herborn anzuführen, die in der Arbeit des Herrn Eckhardt nicht erwähnt worden sind.

1. Huß, Hußche = Pferd, Füllen. Huß ist angeglichen zu angelsächsisch hors, dieses mit Umstellung = ahd. hros = Roß. Nach Vilmar, Idiotikon von Kurhessen, ist Huschchen eine auch in Niederhessen allgemein übliche, kosende Benennung für ein Pferd.

2. Lepper, Lipper = einjähriger und zweijähriger verschnittener Ochse. (Vorher heißt er Ochsenkalb, nachher Ochs.)

Diese Bezeichnung ist nach Vilmar eine (in Hessen) allgemein übliche für ein verschnittenes männliches Pferd. Verleppern = verschneiden, meist nur von Pferden, zuweilen auch von Ochsen und Ebern gebraucht; vergleiche auch ndd. lubben = verschneiden. Bei uns wird Lepper nur auf den Ochsen angewandt.

3. Kommel- oder Kummelkalb = weibliches Kalb, Kuhkalb, beruht (nach Vilmar) auf der in Niederhessen noch gebräuchlichen Mehrzahlform Küewe; Küewekalb wurde dann in Küemelkalb entstellt. (Wechsel von m und w s. u.)

Ist das Kalb ein bis zwei Jahre alt geworden, dann heißt es Rind, danach Kuh.

4. Germelamm, Görmelamm = weibliches Schaflamm; heißt im Hessischen auch Gerbellamm oder Gerwellamm, ist auf dem Westerwald zu Germelamm geworden. (Wechsel von m und w s. o.)

Gerbel ist entstellt aus süddeutschem Kilber, ahd. chilpura = Lamm. (Bairisch kilbern = lammen, Kelber = weibliches Lamm; auch im Hessischen. S. Schmidt, Westerwälder Idiotikon.)

5. Stär = Schafbock, Widder, stären, von Schafen, sich begatten. Stär: ahd. stero = Widder, mhd. ster. Stär für männliches Schaf soll auch im Hessischen noch gebräuchlich sein und in Baiern für männliches Schwein.

6. Hamel, Hammel = hörnerloser, verschnittener Widder; aus ahd. hamal, das eigentlich Adjektiv ist und „verstümmelt" bedeutet.

7. Muck, Mock = Mutterschwein, nach Schmidt, Jd. 115, verwandt mit dem lat. maculosus, befleckt, verunreinigt; mucus, Unflat, mucosus, unflätig. Mackellicht = dickfleischig. Nach Vilmar ist Muck in Oberhessen bis Frankfurt gebräuchlich, in Niederhessen dagegen unbekannt.

8. Gelz = verschnittenes Mutterschwein, ahd. gelza und galza. Gelzen, gelsen, früher für verschneiden gebraucht. Gelzenleichter = Verschneider junger weiblicher Schweine. Da das Verschneiden an jungen Tieren vorgenommen wurde, so konnte sich die Bedeutung in: junges weibliches Schwein wandeln wie in Baiern. (S. Vilmar — Pfister und Grimms Wörterbuch IV, 1. II. S. 3119 ff).

9. Watz = zahmes männliches Schwein. Abzuleiten von ahd. huaz = scharf. Wuz, Wutz, Wutzchen: das Schwein in schmeichelnder, lockender Beziehung. Wutz — Wutz! ist Lockruf an Schweine.

10. Dittiche, Deminutivum = kosender Lockruf für Schweine, besonders für Ferkel, vielleicht ein vom Volksmund gebildetes, klangmalendes Kosewort, vielleicht hängt es auch zusammen mit dit, ditti, ahd. tutta, tutti = Mutterbrust. (Grimm II 1768 ff.) In einem Fastnachtsspiel heißt es:

> Die allergrost Schweinemutter pring,
> darunter sie sich schmiegen all:
> saug jeder einen tutten mit schall.

11, Böizche und Böiz = Kosename und Lockruf für Kätzchen und Katze, elsässisch Bise, Bize. Nach Kehrein, V. Spr. S. 87, aus dem Lockruf gebildet. Böiz kann nach Vilmar — Pfister (Jd. Nachtr. 28), da auch die Nebenform Böinz vorkommt, mit Winze, Minze (Mieze) zusammenhängen. Das anlautende m (oder w) wechselt mit b, wie auch in mit — bit.

12. Hutch = Kröte, dazu das Zeitwort hutchen = untätig in der Stube, bald hier, bald da herumliegen, aus Unlust zn arbeiten, oder wegen wirklichen oder eingebildeten Unwohlseins. Hutch auch als Schimpfwort = nichtsnutziges Kind, besonders Mädchen.

Das Dingwort Hutch kommt her vom Zeitwort hutchen, und dies gehört zu huttern = einhüllen, wärmen wie die Glucke das Küchlein unter den Flügeln. Die Kröte ist ein Tier, das ähnlich wie die hutchende Glucke niedersitzt. Daß sie dabei wärme, brüte, beruht auf abergläubischer Vorstellung. (Vgl. Entstehung des sagenhaften Basilisken aus einem von einem Hahn am Gründonnerstag gelegten und von der Kröte ausgebrüteten Ei.) (S. Vilmar, Idiotikon. Mit Nachträgen von Pfister, S. 112.) Andere Bezeichnungen für Kröte siehe Herrn Eckhardts Abhandlung

13. Geiz für Engerling des Maikäfers und andere Larven von Insekten, besonders auch für diejenigen der Rinderbiesfliege (Hypoderma bovis), welche die sogenannten Dasselbeulen unter der Rückenhaut des Rindes verursacht, sowie der Schafbiesfliege (Oestrus ovis), die in den Stirnhöhlen des Schafes schmarotzt Nach Kehrein hängt das Wort Geiz zusammen mit dem gleichlautenden Geiz, das soviel als Habsucht, Gier, bedeutet, und es wird der Engerling deshalb so genannt, weil er die Wurzeln benagt.

14. Gickel für Hahn, auch in abgeleiteter Bedeutung: eine spezielle Art Hochmut. („Er hat 'nen Gickel"; s. auch Geck, Gigerl = Modenarr.) Sonst Gökel- oder Göckelhahn, mhd. güggelhahn. Gickel ist dem Ruf des Hahnes nachgebildet.

15. Hinkel für Hühnchen (ndd. Kücken), als Schimpfwort: dummes Ding oder dummer, einfältiger Mensch. Ahd. huonichli mit doppeltem Verkleinerungssuffix, mhd. huonichlin, dies zu Hünkel, Hinkel verkürzt.

16. Bietsch, Bitsch = verschnittenes männliches Schwein, a. a. O. für Schwein überhaupt. Grimm stellt das Wort zu Bache.

17. Hämwel, Hemwel = alte Ziege. Kehrein, V. Spr. 194, auch Heppel.

18. Zickel, Zickellämmchen = Ziegenlämmchen als Lockruf und Kosename, ahd. zikkin, zikken; Deminutiv: zicklein, mhd. zickelin. Ziege, ahd. ziga, davon ist zikkin Deminutiv. Das altgerm Suffix -ina bezeichnet das Junge von Tieren.

19. Lussche = Hühner, besonders junge oder kleine Hühner; auch kosender Lockruf.

20. Gimbert = schwanzloses Huhn männlichen und weiblichen Geschlechts. Ob das Wort mit Gombel, Gumbel für ein herumschlenderndes Weibsbild (Kehrein, 150) zusammenhängt, ist fraglich. An anderen Orten Kullarsch oder Mutz gennannt.

21. Greihase = Kaninchen. Der Name ist von dem Knurren, Greinen des Tieres hergenommen: Greinhase.

22. Herz, Hirz = Hirschkäfer (Lucanus cervus). Der Hirsch hieß ahd. hiruz(ss), mhd. hirz(ss), später hirz. Diese Verhärtung von Hirß zu Hirz ist besonders oberdeutsch, wo bald die Formen Hirz, Herz auftauchen. Hirz und Herz heißt also eigentlich nur Hirsch.

23. Metze, Motze in den Wörtern Roßmetze und Saichmetze (auch von Herrn Eckhardt schon angeführt). In Oberhessen sagt man Saich-Imeze. Saich von saichen, den Urin lassen; — metze aus mhd. âmeizâ, mhd. âmeize (â ist Präfix wie in â-maht = Ohnmacht). In Mitteldeutschland wechselt tſ mit ſſ.

24. Bleck, Blick für das Schwänzchen der Hasen, Ziegen, Rehe pp gehört jedenfalls „auch zu der großen Wörterfamilie, welche den Begriff des Scheinens oder Sichtbarwerdens haben". Blank, blicken, lugen usw. „Bleck heißt bloß, nackt, unbedeckt; blecken und entblecken heißt entblößen." („Zähne blecken"; „seine Kleider sind so schlecht, daß man ihm bald den blecken . . . ., die blecke Haut sieht". Hirsche, Rehe u. s. w. haben die Gewohnheit, den Schwanz zu heben, sich zu entblößen. (Schmidt, Westerwälder Idiotikon, S. 27.)

25. Molltroff. Mhd. moltwerfe: molte = Staub, Erde, also Erdwerfer. Als das Wort molte unverständlich wurde, hat sich durch verschiedene Zwi-

schenstufen hindurch (multwurf, mulwerf, maulworf) Maulwurf ergeben. Aus Moltworf (Vogelsberg, Wetterau) ist durch Umstellung von r und w Molltroff geworden. (S. Eckhardts Erwähnung desf. Worts.)

26. Woul, Wul, ein Schimpfwort. Mhd. wuol = Verderben. Aus diesem Abstraktum entwickelte sich das Konkretum Bösewicht. Wuel bairisch = Verderben, desgl. die Person, die sich aus Habsucht und dgl. keine Ruhe gönnt. (Vilmar, Jd. S. 460.) Woul ist auch für Wolf gebräuchlich.

27. Rummel oder Rommel ist eine nach Vilmar = Pfister (S. 224) weit verbreitete Benennung der Runkelrübe. Es ist zweifelhaft, ob diese Formen derselben Wurzel entspringen, wie diejenigen mit n: Ranne, Range, welche sich etwa mit Runkel berühren. Wahrscheinlich nur erleichterte Aussprache für Runkel, a. a. O.: Rummelke, Rummelze, Rummelse.

28. Bolzeblume (Trollblume Trollius europaeus) hängt zusammen mit dem Ausdruck bolzestrack (s. Schmidt, Westerw. Idiot. S. 31), was soviel heißt als sehr gerade, aufrecht. Als Substantiv: einer, der den Kopf sehr steif trägt und gerade geht. Wer diese Pflanze kennt, der empfindet sofort, wie zutreffend der Name Bolzeblume für dieselbe ist.

(Schluß folgt.)

Elz und die Elzer.

Ein Blatt aus Westdeutschlands Kulturgeschichte.

2) Von Erwin Engert. (Schluß.)

Ein französischer Schriftsteller, Emile Solié, der gerade zur Glanzzeit der Elzer, in den Jahren 1863 bis 64, die Rheinlande und insbesondere das durch den damals vollendeten Bau der Lahnbahn aufgeschlossene Lahntal bereiste, lernte auch die Elzer kennen, und was er über sie in seinem Werke vom Lahntal [1]) schreibt, ist interessant genug, um wörtlich hier wiedergegeben zu werden:

„Demandez à quelques-unes des blondes virtuoses qui parcourent l'Allemagne en grattant de la harpe et en chantant des lieds d'amour d'une voix plus ou moins glapissante; demandez à ces artistes du grand chemin et du plein vent, quel est le pays qui leur a donné le jour. Ils ne vous répondent pas comme Mignon: „C'est le pays où fleurit l'oranger!" Non, ils vous diront: „Nons sommes du hameau d'Elz, la perle du Lahntal et du Nassau, Elz le fort, Elz le mélodieux!" Et en effet, de père en fils, de mère en fille, on cultive à Elz l'art d'écorcher les oreilles, et de s'en faire trois ou quatre cents florins de rente, quelquefois plus, souvent moins, hélas. Les petits garçons d'Elz apprennent de bonne heure à s'assouplir les membres, à se disloquer les os et à se briser les reins. Elz est la patrie du caoutschouc vivant. Afin de ne pas laisser se perdre les belles traditions, les parents récompensent les jeunes impétrants selon leurs mérites. Pour avoir formé le cerceau, s'être renversé en arrière et avoir saisi les orteils du pied à l'aide des doigts de la main: une saucisse fumée. Pour avoir, dans la même position baisé ces mêmes orteils de la bouche et les avoir frappés de son front: un morceau de jambon fumé. Pour avoir fait le grand écart. et, dans cette position, avoir porté armes avec la jambe gauche: une pipe de tabac — non fumée. Enfin, quand les sauts de carpe, la marche sur les oeufs et la voltige aérienne n'ont rien laissé à désirer, on lâche le délicat, le délicieux, le désiré glass bier. Aussi les enfants d'Elz n'ont pas fait leur seconde dent, qu'ils avalent de l'étoupe enflammée comme père et mère, et à l'âge où leurs pareils commencent seulement à jouer aux billes, la science sublime d'avaler des sabres, n'a plus de secrets pour eux."

(Auf deutsch: „Fragt einige der blonden Virtuosinnen, welche durch Deutschland ziehen, die Zither streichend und Liebesliedchen singend mit mehr oder weniger kreischender Stimme, — fragt diese Landstraßenkünstler, welches ihr Heimatland ist. Sie werden euch nicht antworten wie Mignon: „Es ist das Land, wo die Zitrone blüht." Nein, sie werden euch sagen: „Wir sind aus dem Flecken Elz, der Perle des Lahntals und Nassaus, dem großen, dem kunstreichen Elz!" Und in der Tat, von Geschlecht zu Geschlecht pflegt man in Elz die Kunst die Ohren zu betäuben, um damit jährlich drei- oder vierhundert Gulden zu verdienen, manchmal auch mehr, oft aber leider weniger. Die Elzer Buben lernen beizeiten, sich die Glieder gefühllos zu machen, die Knochen zu verrenken und das Kreuz zu zerschlagen. Elz ist die Heimat des lebendigen Kautschuks. Um die schönen Traditionen nicht verkommen zu lassen, belohnen die Eltern die Jungen, die es zu etwas gebracht haben, ihren Verdiensten gemäß. Einen Purzelbaum geschlagen und dabei die Zehen mit den Fingern erfaßt zu haben, gibt eine Knackwurst. In derselben Stellung die Zehen zu küssen und mit der Stirn zu berühren: ein Stück geräucherten Schinken. Den großen Seitensprung zu machen und in dieser Stellung in dem linken Bein ein Gewehr zu tragen: eine Pfeife Tabak, die doch nicht geraucht wird. Schließlich, wenn der Karpfensprung, das Gehen auf Eiern und der Lufttanz nichts zu wünschen übrig gelassen haben, dann bewilligt man das köstliche, heißersehnte Glas Bier. Daher haben auch die Elzer Kinder noch nicht ihren zweiten Zahn, und schon verschlingen sie brennendes Werg wie Vater und Mutter; und in dem Alter, wo ihresgleichen erst anfängt, mit Bällen zu spielen, bildet die erhabene Kunst, Degen zu verschlingen, für sie kein Geheimnis mehr.")

Man sieht, der Franzose schätzte das künstlerische Können der Elzer, wenn auch nicht das der Musikanten, so doch das der übrigen, ziemlich hoch und legte überhaupt dem wandernden Völkchen eine gewisse Bedeutung bei. In viel ungünstigerem Lichte läßt sie der bekannte, allerdings nicht immer einwandsfreie rheinische Geschichtsforscher Ch. v. Stramberg erscheinen, der wenig Gutes von ihnen zu sagen weiß.[2])

„In Elz sind vorzugsweise zu Hause die Seiltänzer und Harfenmädchen," schreibt er, „deren Ruf von einem zum andern Meere reicht. . . . Auch glaube ich, daß vornehmlich durch die Harfenmädchen die verworfene Spekulation auf Mädchenhandel, durch englische Gauner im Nassauischen, absonderlich im Amt Usingen und im Kirchspiel Mengerskirchen betrieben, veranlaßt wurde. . . ."

Das ist ein schwerer Verdacht, der da gegen die Elzerinnen ausgesprochen wird, und dazu eine

[1]) Emile Solié, La Vallée de la Lahn, Paris 1864.

[2]) Im „Rheinischen Antiquarius", II. Abt., 3. Bd., S. 407.

Verdächtigung ohne jeden Beweis. Es ist ja leicht zu verstehen, daß die unerwachsenen und unselbständigen Personen, die da in die Fremde zogen, besonders die Mädchen, die nun in die gefährliche Gesellschaft des Jahrmarktvolkes und des Publikums von allerhand Vergnügungslokalen gerieten, in die Versuchung kommen konnten, vom rechten Wege abzuweichen. Es sind ja leider auch Fälle bekannt, daß jugendliche Landgängerinnen in fremden Städten unsittlichen Nebenerwerb suchten, mitunter sogar mit Wissen ihrer Eltern. Auch daß der durch diese üblen Folgen der Landgängerei erleichterte Mädchenhandel ausländischer Gauner in Nassau — doch nicht nur in Nassau, sondern in ganz Deutschland — seine Opfer gefordert hat, ist leider eine traurige Wahrheit. Aber gerade die Elzer sind, soviel sich ersehen läßt, kaum daran beteiligt gewesen; am allerwenigsten ist ein Grund zu der Annahme vorhanden, daß Elzer Sängerinnen und Musikantinnen — — „Harfenmädchen", wie der Rheinische Antiquarius sie nennt —, den Mädchenhandel veranlaßt hätten.[8]) Im Gegenteil ist zu bemerken, daß die Elzer und Elzerinnen, wenigstens während der Blütezeit des Elzer Landfahrertums, fast durchweg in dem guten Rufe standen, sehr solide Leute zu sein.

Nachdem die Lahnbahn erbaut war und bald darauf noch weitere Eisenbahnlinien entstanden, welche die Lahngegend an den allgemeinen Verkehr anschlossen, blühte hier rasch und freudig eine zukunftsfrohe Industrie auf. Die Bewohner des Lahntals, des unteren Westerwaldes und des Elbtales, darunter auch unsere Elzer, fanden lohnende Beschäftigung in Fabriken, Bergwerks- und Hüttenbetrieben und Bauunternehmen. Und damit ging das Landgängerwesen, auch das Schnurrantentum der Elzer, allmählich bedeutend zurück. Die gesündesten Elemente des Volkes zogen es am ehesten vor, das bewegte, oft ans Vagabundieren grenzende Künstlerleben mit dem zwar nicht leichteren, aber solideren Arbeiterberufe zu vertauschen. Nur die Leute, die nun einmal schon an das Landfahren gewöhnt waren, konnten sich so bald nicht entschließen, es aufzugeben; auch die Angehörigen einiger besonders „berühmter" Familien vermochten nicht die elterliche Tradition so einfach übern Haufen zu werfen, und drittens blieb noch beim alten Musikantenberuf eine Reihe von Personen, denen wegen körperlicher Gebrechen ein anderer Erwerb unmöglich war. So war denn in der 90er Jahren das singende, musizierende, jonglierende und tanzende Völkchen der Elzer aus der Welt verschwunden bis auf geringe Ueberreste. Und diese wenigen, die noch übrig, waren nicht mehr das, was die früheren Elzer gewesen waren.

Von einiger Bedeutung blieb allein noch eine Zirkusgesellschaft, die sich aus den Nachkommen der ehemals berühmten Seiltänzerfamilie Müller zusammengesetzt und heute noch die Welt durchstreift. „Der alte Gottfried Müller", so erzählt Plenge von dieser Familie, stieg bis in sein achtigstes Jahr auf das Schwungseil; in den 40er Jahren des verflossenen Jahrhunderts begann sein Sohn Johann die Kunstreiterei und entzückte daheim die Elzer Jugend, wenn er als Clown, auf ungesatteltem Pferde stehend, zwölf Westen nacheinander auszog. Später hatte die Familie einen richtigen Wanderzirkus mit zwölf bis fünfzehn Pferden, einem Hirsch ꝛc. Der Zusammenhang mit der alten Heimat lockerte sich, eine Tour hielt die Familie zwölf Jahre von Hause fern, und die zehn Kinder des Johann sind seit den 60er Jahren ganz fortgeblieben, haben aber noch etwas Grundbesitz in Elz."

Größere, wohlgeordnete Musikergesellschaften gab es nun nicht mehr, sondern nur noch kleine Trupps und einzelne Musikanten, welche nicht weit in die Lande sondern nur nach Frankfurt, Wiesbaden, Mainz und Koblenz und den Dörfern und Städtchen in deren Umgebung zogen. Ich entsinne mich eines solchen Elzer Quartetts, bestehend aus einem rothaarigen Burschen, der die Geige spielte, zwei Mädchen mit Zither und Mandoline und einer Alten, die die Gelder einsammeln ging. Jeden Mittwoch und Samstag erschienen sie in Wiesbaden und spielten und sangen auf den Höfen: „Nur einmal blüht im Jahr der Mai, nur einmal im Leben die Liebe." Das war ihre liebste Melodie, und wenn sie die anstimmten, dann machten in den Nachbarhäusern die Dienstmädel die Küchenfenster auf und sangen in den höchsten Oktaven mit, und der rothaarige Geigenspieler schielte hinüber und herüber und führte den Bogen mit erhöhter Würde; es war manchmal ganz ergreifend. Bald kamen auch sie zum letzten Mal, und ich habe seitdem in Wiesbaden und den Rheinorten keine „Elzer" mehr zu sehen bekommen, abgesehen etwa von einigen Versprengten, die sich wohl hier und da unter eine Truppe sogenannter „Italiener" oder „Tiroler" gemischt haben. Die alten Veteranen und Veteraninnen die noch die „gute, alte Zeit", die Glanzjahre der Elzer, mitgemacht hatten, segnen auch nach und nach das Zeitliche. Als zwei der letzten nannte man die „Elzer Lene" und die „alte Alma", welche erst vor einigen Jahren verstorben sind.

Neben diesen gewerbsmäßigen Musikanten gibt es in Elz noch einige Leute, die rein „aus Liebe zur Kunst," wie mir ein alter, einbeiniger Leierkastenmann sagte, die Musik pflegen und auf Hochzeiten und Kirchweihen in Elz und der Nachbarschaft aufspielen.

Nicht mehr lange wird es dauern, bis der letzte Rest des Ruhmes der „Elzer" verklungen ist und man in Elz nicht mehr Dorfmusikanten hat als in jedem andern Ort.

---

[8]) Vgl. Plenge a. a. O., S. 137 ff. — Karl Braun-Wiesbaden, hat über den Mädchenhandel in Deutschland sehr viel geschrieben, mehrere Bücher („Mordgeschichten", 2 Bde, Hannover 1874) und ferner Artikel in der „Gartenlaube". Er war bekanntlich auf die kleinstaatlichen Regierungen nicht gut zu sprechen und schob ihnen unbarmherzig die Schuld an vielen Mißständen zu, die aber in den allgemeinen traurigen Verhältnissen unseres deutschen Vaterlandes während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts begründet waren. Was er von den Landgängern vom Westerwald und vom hohen Taunus sagt, ist vielfach nicht zu beweisen und stark übertrieben. (Wie so manches andere von Karl Braun. D. H.)

Zwei Streiter.

5) **Von J. Wilhelmi.** (4. Fortsetzung.)

4. Die Spione.

Es waren etwa vier Wochen nach dem Balle im Stadthause verflossen, als unter dem Torflügel eines Hauses am Rhein nahe dem Stadttor zwei Männer abends sich zusammen fanden. Beide waren in Zivilkleidung und sahen wohlhabenden Bürgern nicht unähnlich; ein aufmerksamer Beobachter hätte aber in dem einen von ihnen den französischen Soldaten heraus wittern können, während der andere deutsche Züge trug, aber in seinem unstäten Blick und seinem von Leidenschaften durchwühlten Angesicht wenig zutrauenerweckend aussah. Ein immer stärker werdender Regen fiel vom Himmel herab, und die vereinzelten Fußgänger, die sich noch auf der Straße befanden, beschleunigten ihre Schritte, um unter das schützende Obdach zu kommen. Die beiden Männer aber unter dem Torbogen schienen von ihrem Standorte nicht weichen zu wollen, obwohl ihnen daselbst wenig Schutz vor dem Regen geboten war. Ein stärker werdender Wind hatte sich erhoben und peitschte ihnen den Regen in das Angesicht.

„**Mille tonneres!**" fuhr der eine auf, „das ist ja ein wahres Hundewetter. Stehen wir nun schon vier Abende hier und vielleicht heute abend wieder vergeblich. Wenn Eure Nachrichten nur sicher sind, Jean! Wenn wir umsonst und nutzlos hier in diesem Unwetter ständen, es wäre zum Rasendwerden."

„Meine Nachrichten sind sicher," erwiderte der andere. „Der Bursche muß heute kommen. Ich habe Greif, seit ich mit ihm in einem Hause wohne, nicht aus den Augen gelassen. Vor neun Tagen ging er fort, und ich hörte genau, wie er seiner Frau zum Abschied leise sagte: In sechs bis zehn Tagen kannst du mich abends zurückerwarten. Ich habe ihn heimlich verfolgt und ich weiß, daß er seinen Weg durch dieses Rheintor rheinaufwärts genommen hat. Er muß daher auch wieder durch dasselbe kommen. Heute morgen zündete ich mir eine Pfeife in der Küche seiner Wohnung an. Da hörte ich, wie seine Frau zu ihrem jüngsten Kinde sagte: Heute kommt wohl der Vater. Zurückgekehrt ist er noch nicht. Vorhin war ich noch einmal heimlich bei dem Sergeanten, der die Torwache hat, und er sagte mir, es sei noch kein Mann, wie ich ihn beschrieben, durch das Tor gekommen."

„Will hoffen, daß Ihr Euch nicht täuscht, Jean. Wenn er kommt, so wisset Ihr, was zu tun ist. Ich schleiche durch das Haus und benachrichtige Pierre, daß er acht hat und auf seinem Posten steht, sollte Greif heute abend noch zu Willmann kommen; Ihr aber laßt mir den Burschen nicht aus den Augen, wohin er sich auch wendet. Es ist ein saurer Dienst, den wir tun, und stände nicht soviel auf dem Spiel, ich wollte mich bedanken für solche Arbeit. Aber wenn es gelingt, wenn wir Willmann einmal auf seinen Schmuggelpfaden ertappen, dann wird dem Kaiser ein reicher Fang zuteil, und auch uns ist geholfen. Gut, daß ich durch dieses Tor schneller zu Pierre im Willmannschen Hause komme, als man auf der Straße dahin gelangt. Ich muß daher Vorsprung vor Greif erlangen."

„Auch uns ist geholfen, habt Ihr gesagt," so sprach der andere. „Vergesset nur das **uns** nicht; ich habe viel Mühe gehabt, und es geht auch immer einem etwas wider das Gewissen, einen Landsmann an das Messer zu liefern." „Euer Gewissen! Ich glaube, da könnte einer lange suchen, bis er etwas davon findet," höhnte der Franzose.

„Spottet nur, jedermann hat sein Gewissen, etwas davon habe ich auch; jedenfalls will ich wissen, zu welchem Preise ich es belaste. Doch horch," sprach er plötzlich weiter, während der Franzose ihm auf seine letzte Worte einen verächtlichen Blick zuwarf, „ich höre Schritte, es kann unser Mann sein." Er hatte sich nicht getäuscht. Schritte wurden laut. Tiefer drückten die beiden sich in den Schutz des Torflügels, während der Wanderer langsam näher kam. Es war ein hochgewachsener, breitschulteriger Mann, der die Straße heraufkam, den Rockkragen, um sich vor dem Regen zu schützen, oder um sich unkenntlicher zu machen, hoch heraufgeschlagen, eine hohe Schiffermütze in das Gesicht gedrückt. Daß er beobachtet werde, ahnte er nicht, da er die menschenleere Straße hinschritt. Die beiden Späher hatten einander angestoßen, da Greif ganz nahe an ihnen vorüberkam. Kaum war er etwas vorangegangen, als der Franzose leise einen Torflügel öffnete und durch den Hof in eine andere Straße eilte, seine Mission zu erfüllen. Sein Genosse aber schlich behutsam Greif nach. Wie ein Schatten heftete er sich an seine Fersen, ihm nie zu nahe kommend, aber stets ihn im Auge behaltend. Der Schiffer kehrte sich nicht um; immer heftiger strömte der Regen hernieder, daß unter dem Prasseln desselben die Fußtritte seines Verfolgers hätten verhallen müssen, auch wenn derselbe vernehmlicher einhergeschritten wäre. Endlich lenkte er in die Straße ein, in welcher der Kaufmann Willmann wohnte, und bald darauf trat er durch das offenstehende Tor des mächtigen Kaufhauses. Langsam kam auch sein Verfolger dem Hause nahe, und bald darauf löste sich aus dem Schatten eines benachbarten Hauses eine andere Gestalt los, die des Franzosen. „So," sprach er höhnisch, „der Vogel ist in der Falle. Ich habe noch rasch Pierre benachrichtigen können, daß er komme. Ein Glück, daß wir den Durchweg durch das Haus hatten und ihm zuvorkommen konnten. Ich habe mir freilich fast die Lunge aus dem Leib gelaufen. Hoffentlich hört nun Pierre, was sie verabreden. Offenbar bringt er wichtige Nachrichten, wenn er nach längerer Abwesenheit den ersten Gang in das Haus Willmanns unternimmt. Sieh da, dort stehen sie in der Nähe des Fensters," und er deutete auf ein Fenster des erleuchteten Kontors, an dem man die Gestalten zweier Männer sich bewegen sah.

„Es wird uns nichts nutzen," meinte Jean, „hier zu lauern, bis er herauskommt, denn jetzt wird sein Weg sicherlich nach Hause gehen, und wenn dort etwas zu erschnappen ist, so muß ich bei Zeiten in der Nähe sein. Oft wird etwas beim Empfang gesprochen, das mir einen Fingerzeig geben kann. Wenn Ihr hier bleibt, um zu hören, was Pierre vernommen hat, so will ich lieber nach Hause voraus-

eilen. Wir können uns ja um neun Uhr treffen, ich will zu Euch in Eure Wohnung kommen und wir können dann das Weitere einander mitteilen."

„Nein, Jean," antwortete der Franzose, „bleibt einmal vorläufig hier. Man weiß nicht, was geschieht, und ob wir nicht beide hier noch nötig sind. Es wird wohl schwerlich beim Empfang viel gesprochen werden; Greif ist seinem Weibe gegenüber nicht sehr mitteilsam. Euch mag es ja ganz angenehm sein, im Zimmer zu sitzen und zu Hause den Unbefangenen zu spielen; aber ich mag auch nicht allein hier warten und alles auf mich nehmen."

Der Deutsche schwieg verdrossen. Aufs neue drückten sie sich in ihrem Versteck zusammen, das gegenüberliegende Haus stets im Auge behaltend.

„Sieh da, steht da nicht jemand in der Türe?" flüsterte jetzt der Franzose. „Wahrhaftig, es ist Pierre; er hat etwas zu sagen. Allons, hierher!" so rief er mit gedämpfter Stimme dem Manne zu, der eben unter die Türe des Hauses getreten war und spähend überall umherblickte, da er die im Dunkel des gegenüberliegenden Hauses Verborgenen nicht sogleich hatte bemerken können.

Pierre hatte den Ruf vernommen und lief eilend über die Straße den Genossen zu. „Ich habe wenig," so sprach er, „erlauschen können. Als Greif eingetreten war, wollte ich mir im Zimmer zu schaffen machen; aber der Herr wies mich ab, daß ich nur auf dem Vorplatz hin und wieder das Ohr an die Türe legen konnte. Doch sie flüsterten so leise, daß ich nur wenig vernahm. Nur einmal wurden ihre Stimmen lauter. Greif schien mit dem Lohne nicht zufrieden zu sein. Er sprach davon, er sei über eine Woche von Weib und Kind weggewesen, müsse sein Leben auf das Spiel setzen; die Summe, die ihm gegeben worden, sei zu gering. Der Herr antwortete ihm, daß er auch nicht allzuviel verdiene, und suchte ihn zu beschwichtigen. Endlich öffnete er die Türe — ich konnte kaum noch rasch von ihr wegspringen — und sagte mir, ich solle Likör bringen, und als ich ihn hereinbrachte, sah ich, daß Greifs Miene sich verfinstert hatte; er sagte, er dürfe eigentlich nichts mehr trinken, da er unterwegs schon mehrmals habe einkehren müssen und müde sei und heim wolle. Der Herr schien ihn durch den Likör freundlicher stimmen zu wollen und erwiderte, er könne zu Hause heute Nacht ausschlafen und den Willkommen mit seinem Weibe sich auf morgen versparen.

So sitzen sie jetzt zusammen; Wichtiges scheinen sie nicht mehr zu besprechen; es soll erst bloß dem Greif der Unmut durch das Trinken ausgetrieben werden; der Herr wird ihm schon gehörig einheizen.

„Diable," antwortete der Franzose, der seinem Helfershelfer aufmerksam zugehört hatte, „das ist wenig, das Ihr bringt. Hätte gedacht, Ihr würdet mehr erlauschen. Und doch gehen wichtige Dinge vor. Willmann würde sonst nicht so ängstlich sich vor jedem Zuhörer bergen. Wir müssen ihre Pläne haben. Geht in das Haus zurück, Pierre, damit Ihr nicht vermißt werdet, könnet vielleicht auch noch etwas erhorchen; und Ihr, Jean, seht, daß Ihr dort oben an der Straße Greif abpasset, versucht ihn in ein Wirtshaus zu bringen und gesprächig zu machen; macht was Ihr wollt, aber sehet, wie Ihr die Sache herausbringt. Ihr könnt ihm weitgehende Versprechungen machen. Ein glücklicher Schlag, und wir bringen alles ein. Seid aber vorsichtig, daß er Euch nicht zu früh durchschaut. Ich will mittlerweile bei dem Douaneninspektor Rapport abstatten. Um elf Uhr spätestens erwarte ich Euch in meinem Hause, um Nachricht zu empfangen."

„Wenn man einen in ein Wirtshaus locken soll," brummte Jean, „so muß man Geld haben, und das kleine Geld, Monsieur Lecomte, ist mir eben ausgegangen."

„Wie immer," antwortete Lecomte, „hier habt Ihr zehn Franken, nun seid umsichtig."

Er trennte sich von ihm, und während Pierre wieder in das Haus seines Herrn schlich, ging Jean die Straße auf und ab, immer aber das Haus Willmanns im Auge haltend. Eine Zeitlang schritt er ungeduldig hin und her, den Rockkragen in die Höhe gezogen; endlich sah er den Schiffer aus dem Hause kommen. Langsamer ging er seines Weges, und bald hatte ihn der Schiffer überholt und wollte an ihm vorüber.

„Holla, Greif," rief Jean, „woher noch so spät in dem Unwetter? Bald hätte ich Euch nicht erkannt, so trübe ist es."

„Woher Ihr?" war die Gegenfrage des Schiffers, dessen schwankenden Schritten, dessen gerötetem Antlitz man es ansah, daß er nicht ganz nüchtern war.

„Habe eben eine alte, halbvergessene kleine Schuld einkassiert und besinne mich nun, in welches Wirtshaus ich mich bei dem Hundewetter flüchten soll, um etwas von dem Gelde unter die Leute zu bringen. Kommt mit, Mann; ich halte Euch heute Abend frei; es wird Euch auch gut tun, etwas zu trinken; Euer Rock ist ja ganz durchnäßt."

„Müßte eigentlich nach Haus zu Frau und Kind," antwortete Greif unschlüssig.

„Ei was, Euere Frau und Euer Kind sind wohl; habe sie heute noch gesehen, könnt noch lange genug heute Abend bei ihnen sein. Hier ist das Weiße Roß, kommt herein; ich tue etwas um Eurer Gesellschaft willen, und wenn das ganze Geld zum Teufel geht."

Die beiden gingen in das Wirtshaus hinein.

(Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

H. M. **Aus der Zeit des Restitutionsedikts.** Nach dem Restitutionsedikt, das der römische Kaiser Ferdinand II. 1629 erließ, sollten bekanntlich die von den evangelischen deutschen Ständen seit der Reformation eingezogenen geistlichen Gefälle, Güter, Besitzungen u. s. w. zurückerstattet werden. Man kann sich dabei leicht vorstellen, welchen Wirrwarr jene Verordnung in Deutschland anrichtete, zumal die bestehenden Verhältnisse mitunter fast schon ein Jahrhundert lang gefestigt waren. Namentlich die kleineren weltlichen Fürsten wurden hart getroffen. So auch das Haus Solms, das sich damals in nicht weniger als acht Linien spaltete. Der nachfolgende Brief eines solms-rödelheimischen Beamten gibt Kunde von einer nicht geringen Besorgnis, eine alte Abgabe, die das Domstift

zu Mainz durch seinen Vertreter beim Reichskammergericht zurückverlangte, verlieren zu müssen.

Dem Ehrnvesten vnd Hochgelarten Heren Albert Otten Gilgen Grvl. Solmischen Raht vnd Secretario zu Laubach, Meinem insonders günstigen lieben Herren vndt Freundt. (Adresse.)

Mein freundlich Dienst vnd Gruß zuvor, Ehrenvest Hochgelarter, günstiger lieber Herr vnd Freundt. Demselben füge hirmit zu wißen, daß Doctor Adamus Freischbach zu Wetzlar 40 Achtel Korn altar geselle B. M. Virg. zu Pfraunheim [1]) abermahls ahnsprechen. Vnd haben die zur Execution des Kaysl. Edicts wegen der geistlichen Gütter subdelegirte Kaysl. Herrn Commissarii, den 14 t. July newen Calenders ernänt vnd ahngesetzt alßdan vff der Thumb Herrn Stuben zu Mäintz vmb 8 Uhr zuerscheinen, die Kayserliche proposition anzuhören, mündliche Handlung zu pflegen vnd endlich befindlichen Dingen nach der Kaysl. intention gehorsambst vnd vnderthenigst Sich zu bequemen.

Wen dan bey dieser Sachen des Grävl. Hauses Laubach interesse mit vnderlaufft, Sintemahl erwehnte 40 Achtel Frucht mit in die brüderliche Erbtheilung kommen, alß würdt die Notdurfft erfordern, daß iemandt auß ihrem Mittel etwa gegen den 12ten Julij st. nov. alhier Sich einstelle, [2]) damit also communicato consilio hirin möchte verfahren, vnd nichts so zur Sachen dienlich, verabsaumbt werden, welches der Herr dem Hochwolgeborenen vnserm genedigen Herrn Graven Albert Otten zu Solmß pp. vnderthenig vorzupringen wißen würdt pp. Hertzlichem gn. Obhalt vnß beyderseits befehlendt pp. Geben zu Rödelheim den 22. Junij ao 1631.

Des Herrn Dienstwilliger Daniel Kornman m. p.

Herr Ambtman Hartlieb läßet ihn frdl. salutiren, Pitten Herrn Hoffmeistern Wollmern mein Dienst zu vermelden. Ich hab mich Seithero meiner Wiederkunfft von Laubach vbel auff befunden, wie noch, Gott schicke es zum Besten.

Dem Schreiber ds. entzieht sich die Kenntnis, was die Folge des Briefes war. Keinenfalls aber dürfte das Domkapitel Erfolg davongetragen haben. Denn ein Vierteljahr später siegte Gustav Adolf bei Breitenfeld, und abermals ein Vierteljahr später residierte er statt des Kurfürsten in Mainz. Dann kam allerdings noch einmal eine gegnerische Reaktion; aber durch den Westfälischen Frieden wurde das Restitutionsedikt aufgehoben.

Königliches Theater zu Wiesbaden.

* **Korsische Hochzeit.** Musikdrama in 1 Akt von Heinrich Spangenberg. Zum erstenmal am 9. Februar. — Das Libretto ist nach Konrad Telmans Novelle gleichen Namens von J. Hoch bearbeitet. Tobia, ein junger Korse, hat in Ausübung der Blutrache versehentlich den Vater Angiolinas während eines Gewitters erschossen; ein Blitzstrahl hat im selben Augenblick das Kind, das den Vater begleitete, geblendet. Tobia beschließt, zu sühnen; er heiratet die zur herrlichen Jungfrau herangeblühte Angiolina und will ihr das Leben angenehm machen. Während der Hochzeit aber erscheint ein junger deutscher Augenarzt und bewegt die Blinde wider den Willen ihrer Umgebung und namentlich Tobias, sich von ihm operieren zu lassen. Die Operation gelingt; Tobia aber, der seine Entdeckung fürchtet, gerät gegen den Arzt in heftigen Zorn. Aus seinen wilden Worten hört Angiolina die Stimme des Mörders ihres Vaters; sie reißt die Binde ab, muß Tobia als diesen Mörder erkennen und sinkt ohnmächtig nieder. Tobia aber sucht eine andere Sühne; er springt ins Meer.

Ein packendes Motiv für eine Oper, zumal es in wohllautende und gemütbewegende Verse gekleidet war. Der Komponist hat sich der Vertonung liebevoll gewidmet. Man hört kaum eine Anlehnung an bekannte Meister heraus, fühlt aber, daß der Autor bei Wagner und Mascagni in die Schule gegangen ist, um selbständig zu finden und zu verarbeiten. Die Orchestrierung erschien uns anfangs etwas schwach; im folgenden aber, als die Handlung sich steigerte, empfanden wir es recht angenehm, daß sie die Stimmen nicht totmachte, oder zu unmäßiger Steigerung der Kraft zwang. Die Vokalisierung war in den lyrischen wie in den tragisch starken Stellen der Stimmung und Handlung wohl angepaßt. Als Kabinettstückchen dürfen die Liedeinlagen bezeichnet werden; auch die Tänze waren gut plaziert und fein melodisch instrumentiert. Alles in allem: ein schöner Erfolg, wie er unserm einheimischen Komponisten wohl zu gönnen ist.

Herr von Sachs und Professor Schlar hatten das Werkchen verständnisvoll eingeübt und verdolmetscht. Frl. Triebel schuf die schwierige Rolle der Angiolina in Sang und Spiel natürlich und rührend; namentlich die rein lyrischen Partien gelangen ihr vorzüglich. Daß Herr Winkel aus dem Tobia etwas Erstklassiges machen würde, war zu erwarten. Herr Henke stattete den etwas leblosen Arzt Walter mit möglichst viel Gefühl aus. Die Nebenrollen der Pflegemutter Petronella und des liederkundigen Pietro wurden von Frl. Schwartz und Herrn Engelmann entsprechend vertreten. Die Chöre waren tapfer dabei, und die Tänze wiesen das bekannte treffliche Arrangement auf.

* **Kain,** Drama in 1 Aufzug von Felix Fuchs-Nordhoff, am 17. Februar zum ersten Male. — Die Handlung ist einfach. Der Kassierer Franck, bei dem Fabrikdirektor **Harder** angestellt, ist in eine Anklage verwickelt, die für ihn zwar keine gefährlichen Folgen hat, bei deren näherer Verfolgung aber dem Rechtsanwalt Dr. Walden bekannt wird, daß Franck vor fünfzehn Jahren wegen Wechselfälschung mit zwei Jahren Zuchthaus „vorbestraft" wurde. Der arme Mann fürchtet, die Entdeckung werde seine Dienstentlassung zur Folge haben, wie dies früher schon viermal anderwärts der Fall war, trotzdem er sich im Dienste niemals wieder etwas hatte zu schulden kommen lassen. Auf seine und seiner Frau Klagen hin übernimmt der Rechtsanwalt die Vermittelung bei dem ihm als nobel denkend bekannten Prinzipal, im festen Vertrauen auf Erfolg seiner Bemühungen. Aber siehe da, er täuscht sich: Harder vermag sich nicht zu der humanen Anschauungsweise des Anwalts aufzuschwingen. Franck wird entlassen und geht, mit dem „Kainszeichen" behaftet, mit seiner unglücklichen Frau davon.

Das Stück ist ein trauriger Ausschnitt aus dem Leben, ein wahres Momentbild. Männer wie Franck, die sühnen wollen, es aber nicht vermögen, wie Walden, die jenen zur Rehabilitation verhelfen möchten, aber nicht können, wie Harder, die in pharisäischer Tugendboldigkeit den ehrlich bußfertigen Zöllner von sich stoßen, gibt es manche.

Herr von Sachs hatte das Stückchen gut in Szene gesetzt. Herr Vallentin gab den gedrückten, zerknirschten Franck mit erschütternder Tragik, Frau Renier als seine Gattin, sekundierte trefflich. Den Dr. Walden stattete Herr Leffler mit allen Eigenschaften eines menschlich fühlenden Biedermannes aus, und Herr Schwab war ein musterhafter Vertreter der salongemäßen, wohlanständigen, unerbittlichen sogenannten Moralität. Das Nebenröllchen des Bureauchefs Günther vertrat Herr Andriano angemessen. —

Der Tenorist Kammersänger Kurt Sommer aus Berlin, ist für 1904/05 für die Wiesbadener Hofbühne verpflichtet worden.

Literatur.

* **Michael Servet.** Ein Vortrag zum 350jährigen Gedächtnis seiner Verbrennung. Von Theodor Schneider. 40 S. Pr. 50 Pf. Wiesbaden, Moritz und Münzel. — Am 1. November 1903 (dem Reformationsfeste) ist dem spanischen Reformator Michael Servet (Miguel Serveto de Villanuova) zu Genf, an der Stelle, wo ihn der schweizerische Reformator Calvin verbrennen ließ, von den Anhängern Calvins ein Denkmal gesetzt worden. Eine ganz merkwürdige Tat, die beweist, wie die religiöse Toleranz unserer Zeit doch um sich greift. In jenen Tagen hat der genannte Verfasser den merkwürdigen Mann, der als Märtyrer seiner Ueberzeugung gestorben ist, zum Gegenstande eines Vortrags gemacht, nachdem über ihn bereits zwei andere Wiesbadener Schulmänner, Magnin und Spieß, letzterer in einer

[1]) Praunheim war Gemeinbesitz zwischen Solms und Hessen-Kassel.

[2]) Die Erbteilung der jüngeren Solmser Linie in Laubach, Sonnenwalde und Baruth (m. Rödelheim) hatte 1600 stattgefunden.

epochemachenden Weise gehandelt haben. Es ist Schneider vortrefflich gelungen, ein übersichtliches, klares Charakterbild des merkwürdigen Antitrinitariers in richtiger Beleuchtung ohne die Schlaglichter einseitig konfessioneller Schilderungsweise vor Augen zu führen. Wir sehen den geistig hochbedeutenden Mann mit all seinen Vorzügen und Schwächen als denkenden Menschen und ringenden Christen vor uns, in objektiver Würdigung. Selbst wer für Servet, der z. B. Hus an Standhaftigkeit bedeutend nachstand und auch sonst manchen schweren Charakterfehler aufwies, sich nicht von Herzen begeistern kann, wird ihm doch nach der Lektüre des vorliegenden Schriftchens ein herzliches Mitleid und eine ehrliche Anerkennung nicht versagen dürfen. Der Reinertrag der Broschüre soll dem Denkmalkomitee überwiesen werden.

* **Flammenzeichen.** Ausgewählte Zeitgedichte von Hugo E. Jüngst. 30 S. Pr. 60 Pf. Verlag der „Deutschen Kunst- und Literaturzeitung" Dresden-Blasewitz. — Jüngst ist keiner von den „Jüngsten"; im Gegenteil, er zieht kräftiglich gegen sie vom Leder, unser rheinischer Landsmann. Er hat ein offenes Auge für die tatsächlichen Gebrechen unserer Zeit, insbesondere der Literatur, und die wahren und echten Gefühlsäußerungen schießen lodernden Flammen gleich aus seiner Seele. Wohllautende Reime, neue, nicht gesuchte Formen, kleiden diese Herzenspoesie in ein schönes Gewand; einzelne Gedichte dürfen wir den besten bisher erschienenen Lyriken anreihen.

Neues aus Nassau.

Direktor Matzat von der Landwirtschaftsschule in Weilburg ist vom Landwirtschaftsminister beauftragt worden, die Weltausstellung zu Saint Louis zu besuchen und nordamerikanische Landwirtschaft zu studieren. Auch an dem Internationalen Geographentag in den Vereinigten Staaten nimmt Herr Matzat als Vertreter Preußens teil.

Der nassauische Reichs- und Landtagsabgeordnete Dr. Dahlem hat seine Praxis als Rechtsanwalt von Oberstein nach Oberlahnstein verlegt.

Die katholische Privatschule zu Holzappel ist eingegangen; sie ist mit der öffentlichen Simultanschule vereinigt worden.

Der preußische Fiskus hat beschlossen, das altberühmte Badhaus zu den Vier Türmen zu Ems, zusammen mit den Vier Jahreszeiten und dem Europäischen Hof in eigene Verwaltung zu nehmen.

Die nassauischen Abgeordneten im preußischen Landtage haben den allgemeinen Wunsch der Wiederübernahme des Betriebs der fiskalischen Mineralbrunnen durch den Staat energisch vertreten. Die Regierung ist noch nicht entschlossen.

Das Weilburger Landtor bleibt unangetastet, wie wir das auch nicht anders erwartet haben.

Es besteht der Wunsch und die Absicht, auch bei Flörsheim eine stehende Brücke über den Main wie bei Kostheim und Schwanheim zu erbauen.

Auf dem Schieferberg oder dem Roten Küppel, von wo man bis Butzbach und zum Rhein schaut, soll ein Aussichtsturm errichtet werden.

Nassauischer Geschichtskalender.

5. März.

1253. Graf Otto von Nassau beurkundet eine Schenkung, welche Eginolf gen. Musilin von Ethichinstein (Idstein) und dessen Gemahlin Justitia in 30 kölnischen Denarien, von der letzteren Güter in Ober-Uriphi (Oberauroff) jährlich zu erheben, an Bleidenstadt gemacht haben. Diese Urkunde ist zu Ethichinstein ausgefertigt, und bis jetzt die älteste, worin Idstein, der Ort, vorkommt, während Auroff unter dem Namen Urefo schon 1160 hervortritt.

1864. Hermann, Fürst zu Wied, stirbt nach langem Leiden. Er war am 22. Mai 1814 als Sohn des Fürsten Johann August Karl geboren und seit 1842 mit Prinzessin Marie von Nassau, Tochter Herzog Wilhelms, vermählt. Ihm folgte sein Sohn Wilhelm, der heutige Fürst, unter Vormundschaft seiner Mutter.

10. März.

1492. Graf Philipp II. von Nassau-Weilburg stirbt. Geboren am 12. März 1418 als Sohn des Grafen Philipp I., folgte er diesem 1429 unter Vormundschaft seiner Mutter Elisabeth von Lothringen. Im Jahre 1442 teilte er mit seinem Bruder Johann II., so daß er die rechtsrheinischen, dieser die saarbrückischen Lande erhielt. Da seine beiden Söhne vor ihm gestorben waren, folgte ihm sein Enkel, Graf Ludwig I.

1847. Geheimer Hof- und Medizinalrat Dr. August Heinrich Peez stirbt zu Wiesbaden. Er war 1786 zu Mainz geboren und ist der Begründer der medizinischen Trinkkur zu Wiesbaden. (Vgl. „Nassovia", Nr. 10 von 1901.)

15. März.

1587. Kaspar Olevianus, der ausgezeichnete Theolog und Mitverfasser des Heidelberger Katechismus, stirbt zu Herborn als Professor der Theologie und erster Pfarrer. Eine einfache Grabschrift in der Stadtkirche nennt kaum mehr als seinen Namen. Mehr bedurfte es auch bei einem solchen Manne nicht. Caspar Olevianus Trevir. S. Theologiae D. et ecclesiae huius pastor qui 15. martii anni 1587 placide in domino exspiravit hic conditur.

1806. Joachim I. Napoleon (Murat) wird zum Großherzog von Berg ernannt und nimmt seine Residenz zu Düsseldorf. Zu seinem Lande wurden bald darauf auch die nassau-oranischen Gebiete nördlich von der Lahn geschlagen. Als Joachim 1808 König von Neapel wurde, kam Berg an Ludwig Napoleon von Holland (den damals eben geborenen späteren Kaiser Napoleon III.), für den Napoleon I. die Verwaltung übernahm.

Briefkasten.

J. J. in B. Mit bestem Danke erhalten.

K. R. in W. Als ganz vorzüglichen Leipziger Antiquar können wir Ihnen Herrn K. Hiersemann, Königsstraße 3, empfehlen. Der holt Ihnen das Verlangte aus jedem Winkel der Erde.

E. W. in W. Der Herausgeber ist damit beschäftigt, eine kurzgefaßte Geschichte von Nassau (ca. 15 Druckbogen) auf Grund des vorhandenen Druckmaterials zusammenzustellen, in populärer Fassung für weiteste Kreise. Die politische, kulturelle, soziale und wirtschaftliche Seite wird gleichmäßig berücksichtigt werden. Ein bis zwei Jahre werden aber bis zum Erscheinen wohl noch vergehen.

F. H. in L. Dankend angenommen. Frdl. Gruß.

Redaktionsschluß: 20. Februar.



№ 6. Wiesbaden, den 16. März 1904. 5. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20, beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Winter.

Ein Sonntag war's; — wir fuhren über Land,
Vorbei an Dörfern, tief in Schnee vergraben.
Die Schellen tönten hell am roten Band,
Als freute sie der raschen Rosse Traben.

Und wo des Bannwalds hochgestämmter Wall
Sich in des Bergsees klarem Auge spiegelt,
Und siebenfach der Büchse kecker Hall
Der Felsenriesen Donnermund entsiegelt,

Zog ich erbebend dich in meinen Arm. —
Wir haben beide nicht ein Wort gesprochen,
Bis überm Waldessaum ein Krähenschwarm
Die hehre Weihefeier jäh gebrochen.

Da wandten stumm wir das Gefährt zu Tal,
Zwei glücksdurst'ge, arme Menschenkinder.
Vor uns die Stadt mit ihrer bangen Qual
Und in uns ewig endlos dunkler Winter!

Rechter Sang.

Juchheisa, das ist mir der rechte Gesang!
Wenn wild ob den Dächern der Sturmwind saust,
Daß es den Kleinen im Bettlein graust,
Und sie sich ducken und lauschen bang.
Das ist ein Lied, wie es Wonnen schafft; —
Das singt die Kraft.

Und ein anderes klingt so sanft und lieb, —
Wenn ruhig der Himmel hoch über dir blaut,
Und langsam der sinkende Tag vergraut.
Das Lied, das ins Herz dir die Sehnsucht schrieb,
Und das dich empor zu den Sternen weist, —
Das singt der Geist.

Und ruht dir im Innern, gleichgetönt,
Ein Saitenspiel, das im Widerhall schwingt
Und wenn es auch dir nur vernehmlich klingt,
Wie ist doch dein Leben dann reich gekrönt!
Dann zwingen dich Geist und Kraft in den Bann; —
Dann bist du ein Mann.

L. Albert Jumeau

Siegfried von Westerburg, Erzbischof von Köln, 1274—1297.

2) Von Dr. C. Spielmann. (1. Fortsetzung.)

So stand Siegfried von Westerburg in der Tat als Herr all seiner Feinde da; denn er hatte sie sämtlich niedergeworfen. Er ordnete nunmehr die Verhältnisse im Innern des Stiftes und schuf sich eine neue befestigte Residenz zu Brühl, die näher als Bonn bei der Stadt Köln lag. Dabei verfolgte er die Ereignisse ringsum fortwährend mit aufmerksamem Auge und war keineswegs gesonnen, sich in trügerische Sicherheit zu wiegen. Er konnte sich denken, daß seine Gegner nur so lange ruhten, bis sich ihnen Gelegenheit bot, abermalen mit Vorteil über ihn herzufallen. Darum machte er Zülpich gegen Jülich und Worringen gegen Berg zu starken Festungen und belegte sie mit Besatzungen; ersteres sollte die Heerstraße im Westen, letzteres die Wasserstraße des Rheines im Osten verteidigen. Bald darauf besetzte er Duisburg und Kaiserswerth, beides Reichsfesten, um die Straßen nach dem Niederrhein in der Hand zu haben. Er löste auch die verpfändete Burggrafschaft zu Köln ein, erwarb die Vogtei des Stiftes Herforden und nahm von anderen Reichslehen gewaltsam Besitz. Zugleich sah er sich nach Bundesgenossen um. Mit dem Herzoge von Brabant und den Grafen von Geldern und Kleve schloß er einen Landfriedensbund zur Sicherung des Gebietes zwischen Rhein, Maas und Dender.[1])

König Rudolf von Habsburg hatte den niederrheinischen Fehden nicht Einhalt gebieten können, weil er mit der Ordnung der böhmischen Angelegenheiten beschäftigt war. Fast fünf Jahre hindurch, 1276—1281, war er dort festgehalten worden. Nun erschien er 1282 mit einem Heere am Niederrhein und erzwang sich hier, wo man bisher seiner kaum geachtet hatte, Anerkennung. Auch Siegfried mußte sich beugen, die widerrechtlich an sich genommenen Reichsgebiete herausgeben und die Zölle zu Bonn und Andernach abtun. Eifrig schien er sich fortan um das Reichswohl zu kümmern. Der Papst lag der Christenheit unablässig an, einen neuen Kreuzzug zu unternehmen. Auf dem Nationalkonzil zu Würzburg, 1283,[2]) erschien ein päpstlicher Kardinallegat, um zu diesem Zwecke den zehnten Teil aller geistlichen und weltlichen Einkünfte im heiligen römischen Reiche zu fordern. Die Begeisterung für die Kreuzzüge war jedoch damals bereits erloschen, weil die letzten stets von Mißerfolgen begleitet gewesen waren. Allein trotzdem erhob sich nur zaghafter Widerstand gegen die Forderung, und selbst der König war der Erfüllung geneigt, wenn er nur nicht selbst mitzuziehen brauchte. Da erhob sich der Erzbischof von Köln und legte unter allgemeiner Stille die Nachteile einer solchen Steuer nachdrücklich dar, und siehe da, er hatte die ganze Versammlung auf seiner Seite, und die Forderung wurde verworfen.

Um diese Zeit hatte sich am Niederrhein wieder ein schweres Gewitter zusammengezogen; es war eine der verderblichen Erbschaftsfragen aufgetaucht. Um sie zu verstehen, müssen wir etwas ausholen.

Das alte Herzogtum Niederlothringen oder Mosanien hatte sich bereits vor langer Zeit in zwölf große Territorien aufgelöst: das Herzogtum Brabant als Mittel- und Kernland, die Grafschaften Flandern, Hennegau, Namur, Luxemburg, Limburg, Jülich, Looz, Geldern und Kleve, das Bistum Lüttich und das Erzbistum Köln. Davon waren Brabant und Luxemburg die mächtigsten Gebiete; letzteres griff sogar in das Territorium von Oberlothringen über. Herzog von Brabant war damals Jan (Johann) I. (1260—1294), der Siegreiche genannt, ein heldischer nicht nur, sondern auch ein Künste und Wissenschaften liebender Mann, der ebensowohl das Schlachtschwert zu schwingen und das Panzerroß im Turnei zu tummeln verstand, wie er die Leier zu rühren und minnigliche Lieder zu dichten und zu singen wußte. Auch den sinnlichen Freuden des Lebens, der Liebe und einem guten Trunke, war er nicht abhold. Männiglich ist es bekannt, daß ihn die Brauerzunft zu ihrem Schutzpatron erkor.[3]) Kein Wunder also, wenn diesem weidlichen Herrn die gesamte Grafen- und Herrenschaft am Niederrheine und in den Niederlanden mit Ehrfurcht und Ergebenheit entgegenkam. Und anderseits mußte Jan, wenn sich so alles an seinem glänzenden Herzogshofe zu Löwen bei Ritterspiel und Minnelust versammelte, seine dominierende Stellung angenehm empfinden, umsomehr, als ihm die Könige von Deutschland und Frankreich sehr gewogen waren. Ersterer hatte ihn zum „Schutzherrn der Landstraßen zwischen Maas und Rhein," also außerhalb des brabantischen Gebietes, ernannt.

Keinem konnte diese Machtstellung Herzog Jans unbequemer sein als dem Erzbischof Siegfried von Köln, der ja dahin strebte, selbst eine derartige Stellung einzunehmen. Denn alle Anzeichen deuten darauf hin, daß sein Ziel die Aufrechterhaltung der

[1]) Auch den Interessen seines Hauses war er dienlich. Seinem Bruder Heinrich von Westerburg, der Agnes, die Tochter Johanns von Limburg heiratete, verschaffte er den limburgischen Teil der Herrschaft Schaumburg und den Anteil an Kleeberg und Hüttenberg 1279. (Der limburgische Geschichtsschreiber Mechtel verlegt die Erwerbung irrtümlich ins Jahr 1292.)

[2]) Nicht 1287, wie teilweise immer noch falsch angegeben wird.

[3]) Andere behaupten, die Ableitung Gambrinus von Jan Primus sei etymologisch unmöglich und historisch unhaltbar.

Reichsverweserschaft, und damit der Oberherrlichkeit am Niederrheine war, zumal der König stets noch in dem slawischen Osten, oder dem zersplitterten Schwaben und dem abtrünnigen Burgund zu tun hatte. Mehrere große rheinische Kirchenfürsten sind später mit ähnlichen Absichten in Siegfrieds Fußtapfen getreten, und haben nicht die mainzischen Sifride Gleiches schon vorher verfolgt! Bei alledem mußte ihm aber damals der Brabanter mit seinem Riesenanhange im Wege stehen. Der Kölner suchte sich nun zunächst, wie wir schon erfahren haben, gut mit Jan zu stellen. Er würde auch wohl nachher stät zu Werke gegangen sein, wenn ihn nicht jener plötzlich ausgebrochene Erbfolgestreit zu schnellem Handeln gezwungen hätte.

Anno 1280 starb Walram, der letzte Herzog von Limburg. Diese zum Herzogtum erhobene Grafschaft lag westlich von Aachen bis zur Maas und umfaßte etwa dasselbe Gebiet, das heute unter demselben Namen zum Königreiche der Niederlande gehört und durch seine „Backsteinkäse" ruhm- und ruchvoll geworden ist.[4]) Es liegt auf der Sprachengrenze, wo deutsche, wallonische und holländische Mundart nebeneinander besteht, und ineinander fließt, also daß man nicht weiß, wohin die Limburger als Landsleute gehören. Damals — das muß beachtet werden — war das deutsche Idiom vorherrschend. Die limburgische Dynastie war alt; sie hatte in Walrams Oheim den Luxemburgern und in seinem Bruder den Bergern je einen Ableger gegeben; Walrams einzige Tochter dagegen hatte den Grafen Reinald von Geldern geheiratet. Diesem war von dem verstorbenen Herzog das Land vermacht und von König Rudolf auch zugesichert worden, selbst für den Fall, daß seine Gemahlin vor ihm stürbe.[5]) Der Graf Adolf von Berg, Walrams Neffe, sah der Dinge Entwickelung mißvergnügt zu, konnte aber die Besitzergreifung Limburgs durch Reinald, der dazu von den Limburgern sympathisch aufgenommen wurde, nicht verhindern. Da starb plötzlich, 1282 oder vielleicht 1283, des letzteren Gemahlin, und nun begann Adolf, da Reinald sohnlos war, seine Ansprüche zu erheben. Der Graf von Berg hatte eine Anzahl Lehen im Limburgischen, ebenso aber auch der Erzbischof von Köln. Sogleich nahm Siegfried Partei und belehnte Reinald als Landesherrn von Limburg mit den ihm unterstehenden Gebieten daselbst; während Adolf sich nach einem mächtigen Bundesgenossen umsah. Dieser konnte kein anderer als Herzog Jan von Brabant werden. Der Haß gegen den Kölner trieb den Grafen von Berg soweit, daß er sein Anrecht an Limburg für 32 000 Mark an Jan verkaufte. So stand dieser nun selbst als Herr von Limburg Reinald und Siegfried gegenüber.

Der Limburger Erbfolgekrieg begann im Herbste von 1283 mit gegenseitiger Invasion unter Brennen, Plündern, Bauernschinden und was sonst dergleichen damals üblich war. Keiner konnte sich anfangs eines Vorteils rühmen. Anno 1284 legte sich Jan im Bunde mit Jülich vor das feste Zülpich, ohne es nehmen zu können; dagegen stürmte Siegfried die erst kürzlich von Jan mitten im Stiftsgebiete erkaufte Burg Kerpen und machte sie der Erde gleich. Dann zog das kölnisch-geldersche Heer vor Aachen, das sich mit Jülich ausgesöhnt hatte, vermochte aber nichts auszurichten. So raufte man sich zwecklos. Da Siegfried aber das zum Kriegführen nötige Geld auszugehen anfing, so suchte er sich dieses durch Wiederaufrichtung der Zölle zu verschaffen. Namentlich die Burg zu Worringen erweiterte und verstärkte er bedeutend, und als ihn der Vogt fragte, wovon er die Besatzung erhalten solle, entgegnete der Erzbischof, es liefen ja so manche Kaufmannsstraßen an der Burg vorüber. Nun begann zu Worringen eine Raubwirtschaft ohne gleichen. Zwar versprach Siegfried den Kölner Bürgern, sie von Zollabgaben zu verschonen und die Burg abzubrechen, wenn Jülich die seine dort abtreten würde. Aber dabei blieb es, und die Worringer Besatzung schröpfte einen Kaufmann wie den andern. Bald hallte die „hilige Stadt" von lauten Klagen wieder.

König Rudolf konnte der wilden Fehde keinen Einhalt gebieten; er hatte genug mit sich selbst zu tun. Es war damals am Rhein ein sogenannter „falscher Kaiser Friedrich II." aufgestanden, ein Betrüger namens Dietrich Kolup, der sich für diesen letzten Stauferkaiser ausgab und in den Rheingegenden einen bedeutenden Anhang sammelte. Zwar die Kölner wiesen ihn aus ihren Mauern; aber zu Neuß hielt er lange Zeit hindurch förmlich Hof, und namentlich das gedrückte Landvolk fiel ihm scharenweise zu. Siegfried, durch seine Fehde beschäftigt, verhielt sich zunächst abwartend; als der Stern des Usurpators sich seinem Untergange zuneigte, trat er gegen ihn auf. Dafür gab Rudolf dem Erzbischof Neuß in die Hand, der es unterwarf und behielt, 1285.

Unterdes übernahm es der junge, eben zur Regierung gekommene König Philipp IV. von Frankreich, zwischen den Kämpfenden zu vermitteln. Der „schöne" Philipp war einer der ersten unter den späteren Kapetingern, die den Blick über die Grenzen des alten westfränkischen Reiches schweifen ließen und bereits „Rheingelüste" zeigten. Es gelang auch seinen Bemühungen, 1285 einen Waffenstillstand herbeizuführen.[6]) Er gedachte bei dieser Gelegenheit, sich in die Oberherrschaft über die Rheingebiete hineinzuschmuggeln, den **tertius gaudens** zu spielen. König Rudolf merkte die Gefahr, die seinem Ansehen drohte. Er setzte zweimal für das Frühjahr von 1287 einen Tag zur Schlichtung des Streites an, konnte ihn aber nicht abhalten. Die Wirren in Burgund und Schwaben hielten ihn dort zwei Jahre lang fest.

Nachdem der Waffenstillstand mehrmals gebrochen und wieder erneuert worden war, hub 1287 das Kriegsspiel dauernd von neuem an. Nunmehr gelang es Jan, sich des ganzen Herzogtums Limburg zu bemächtigen. Siegfried dagegen setzte über den Rhein und suchte das bergische Gebiet mit Feuer und Schwert heim, indes Graf Adolf vor ihm zurückwich. Gleichzeitig fiel der Statthalter von Recklinghausen in die Grafschaft Mark ein, wurde aber vom Grafen

[4]) Der Nordteil des heutigen Limburg gehörte damals nicht dazu, dagegen im Süden ein Stück vom heutigen Belgien, in dem die Burg Limburg lag.

[5]) Dies letztere wird von anderen bestritten.

[6]) Während des Waffenstillstandes, dessen Anfang von manchen schon in 1284 gesetzt wird, geschah wahrscheinlich die Unterwerfung von Neuß.



Eberhard zurückgewiesen. Um seinen Verbündeten Luft zu verschaffen, okkupierte Jan die Ville und ließ seine Scharen das Erzstift verwüsten. Nachdem beide Gegner sich für dieses Jahr müde getobt hatten, kehrten sie heim, Jan nach Löwen, Siegfried nach Bonn, um neue Kraft zu sammeln. **(Forts. folgt.)**

Aus dem Wortschatz nassauischer Mundarten.

(Naturgeschichtliches.)

2) Von H. Müller-Usingen. (Schluß.)

29. **Rammler** wird der **Kater** genannt, während man a. a. O. nur männliche Hasen, Kaninchen und Schafe damit bezeichnet. Rammeln ahd. rammalôn von ahd. ram, Schafbock. Rammeln wird in Oberhessen und Baiern auch von Katzen gesagt.

30. **Hohlgans** für **Kranich**. In Usingen **Hahlgans**. Damit vermischt sich Hagelgans = wilde Gans, weil man meinte, daß sie Hagel oder Schnee anzeigte.

31. **Nußpicker** für **Baumläufer** (Cerchia familiaris).

32. **Atzel** für **Elster**; auch Schimpfname für ein eitles Mädchen.

33. **Liwecke**rche für **Lerche**, nach Grimm (Gramm. 2, 181) „aus einem älteren leiwarahla, wobei — ahla, nhd. — che Ableitungsendung, leiwar, lewar aber bis jetzt noch nicht erklärt ist. Aus diesen Formen lassen sich durch Versetzung, Auslassung, Einschiebung von Buchstaben und Silben die westerwälder Namen für Lerche erklären." (Kehrein, V. Spr. 265.)

34. **Ros** = **Honigwabe**, altf. râta, mhd der raz, die raze, davon die Roß, Ros. (Kehrein, V. Spr. 332.)

35. **Schmerjel**, Schmergel = **Sumpfdotterblume** (Caltha palustris). Grimm IX 1034. Schmergel (bei P. Fleming) Nebenform zu Schmerbel = Name fettiger Pflanzen. Aus älterem smirwel, smerwel zu smer = Fett (vgl. Schmerbauch).

36. **Halloff** für **Heidekorn, Buchweizen**, Polygonum fagopyrum. (Eine Erklärung des Wortes Hallof habe ich nicht gefunden.)

37. **Afolderstrauch** für **Mistel** (Viscum album), ahd. affoltra = Apfelbaum. Demnach: Afolderstrauch = Strauch auf dem Apfelbaum. (In andern Dialekten bezeichnet Affolter andere Bäume.)

38. **Dauweruck**, ndd. Duwock = **Ackerschachtelhalm** (Equisetum arvense).

39. **Brieme, Breme** = **Brombeerstrauch** (Rubus caesius) ist verwandt mit dem von Herrn Eckhardt angeführten und erklärten Bramme = Pflaume.

Grimm II 293: ahd. prâmo, mhd. brame, bezeichnet mehrere rankende und stachelige Sträuche, namentlich Rubus fruticosus und idaeus, woran die Brombeeren und Himbeeren wachsen. Besenstrauch, auch Hopfenranken. (Ahd. primme, brimma = Heide, Ginster, mhd. brimme liegen unmittelbar nahe. Daraus: Brieme.)

40. **Hott** = die äußerste **Fruchthülle** der Nüsse, auch Hülse der Erbsen u. a. („Zu Haut, Hütte, Schote, die teils einen hohlen Raum, teils eine Decke bedeuten." Schmidt, Jd. 73.)

Folgende Beispiele aus dem „naturgeschichtlichen Wörterbuche des nassauischen Volkes" mögen noch als weitere Belege dienen für den Satz des Herrn Eckhardt, daß die Volksbenennungen „durch innige Vereinigung zwischen Wort und sinnlicher Grundlage besonders plastisch und lebensvoll wirken", sowie auch dafür, was ja damit zusammenhängt, daß es bei unserm Volke an aufmerksamer Beobachtung und sinniger Betrachtung der Natur von jeher nicht gefehlt hat. Schon die vielen Kosenamen und Lockrufe deuten auf ein trauliches, gemütvolles Verhältnis hin, das zwischen dem Menschen und den ihm liebgewordenen Haustieren stets stattgefunden hat.

Aber auch andere Gefühle als die der Liebe und Zuneigung, die er den Tieren und Pflanzen gegenüber empfindet, kommen in den Benennungen derselben zum Ausdruck.

Sehr treffend, wenigstens der äußeren Erscheinung nach ist die schon angeführte Bezeichnung **Hutsch**, bei der man sich die Kröte vorstellt, wie sie so breit und ruhig am Boden sitzt, den sich ihr nahenden Menschen unschuldig, furchtlos und fest ansehend, als habe sie etwas unter sich zu verhüllen, zu beschirmen und zu beschützen wie die Gluckhenne. Um sie vor Quälereien von seiten mutwilliger Buben zu schützen, sagte man diesen, die Kröte spritze gegen den, der ihr etwas zuleide tun wolle, einen giftigen Saft aus, von dem er blind werde.

So auch das Wort **Geiz**, das Tiere bezeichnet, die mit Gier an den wichtigsten Organen der Pflanzen und Tiere nagen, unbekümmert darum, daß sie damit Tod und Verderben stiften. Der Name **scheele Fliege** (Stamoxis calcitrans) beruht auf der Beobachtung, daß dieses verhaßte Tier blindlings auf Menschen und Tiere losstürzt, sich festsetzt und sofort das schmerzliche Geschäft des Blutsaugens beginnt mit einem Eifer, der sie für Gefahren, die ihr selbst drohen, blind oder scheel, d. h. halbblind macht. In dem Ausdruck scheel liegt zugleich Haß und Verachtung. Scheel nennt man dort nicht einen Schielenden, sondern einen Einäugigen, und dieses körperliche Gebrechen wurde früher als ein Brandmal, der Einäugige als ein Gebrandmarkter der Natur angesehen. So sagten von Albrecht I. von Oesterreich seine ihm übelgesinnten Zeitgenossen, er sei von der Natur als Einäugiger gekennzeichnet.

Seiche heißt im Bergbau ein kleines, fließendes Wasser; saichen heißt in der Volkssprache „sein Wasser lassen" und wird in der Gegend, aus der alle Wörter dieser Arbeit hergenommen sind, vornehmlich von weiblichen und allen kleinen Tieren, also auch von den kleinen Ameisen, die auf die Haut der Menschen

ein ätzendes, brennendes Sekret ausspritzen, ausgesagt. Daher kommt der Name **Saichmetze** für alle Arten kleiner Ameisen, während man die große **Waldameise** (Formica rufa) **Roßmetze** nennt. Den Zunamen Roß hat letzterer wohl außer ihrer Größe ihr hastiges, kraftvolles und gewandtes Fortbewegen auf dem Boden und die Körperhaltung dabei eingetragen. Roßameise bei Stieler: Der deutschen Sprache Stammbaum, 1691.

Koulatsch, Koilätsch eigentlich Kullatsch für den **Kaulkopf** (Cottus gobio). Dies ist ein kleiner, unschöner, schleimig-schmieriger Fisch, der in den oben genannten Bächen neben der Forelle, die ihn so in Schatten stellt, daß er in der dortigen Gegend wie Ungeziefer ganz verachtet wird, sehr häufig vorkommt. Er hat einen plumpen Körper, einen dicken, rundlichen Kopf, begibt sich oft in seichtes Wasser, wo er sich durch Plätschern (Platschen) verrät und leicht gefangen wird. Das Wort Kou oder Koi hat mit Kuh (Rind) nichts zu schaffen, sondern kommt her von Kaule, Kulle, einer Verstümmelung des Wortes Kugel (Kaulbarsch, Kaulquappe). Kuhl (nassauisch) ist nicht dipthongiertes nhd. Kaule = Kugel, Latsch = flüssiger Schmutz, Schmiere; latschig, lätschig heißt soviel als schmierig, so daß beim zweiten Teil des Wortes Kullatsch an den Schleim zu denken wäre, mit welchem dieser Fisch ganz bedeckt ist.

Sehr wirkungsvoll ist die Bezeichnung **Schießotter** für **Eidechse**. Im Kreise Biedenkopf Schießletter und Schießerche (nach Herrn Eckhardt). Durch diesen Namen wird lebendig und kräftig zum Ausdruck gebracht:

1. die Furcht vor dem Tier, die, wenn auch völlig unbegründet, doch bei allen dortigen Bewohnern vorhanden ist, weil ihr fest am Boden liegender, langgestreckter, schlangenähnlich geformter und schlangenähnlich sich windender, beschuppter Körper an eine Otter erinnert (Otter aus nd. atter = hd. natter, durch Trübung des a in o entstanden), vor deren giftigen Bissen und vermeintlichen Stichen mit der hervorstreckbaren Zunge man eine entsetzliche Angst hat;
2. der Schreck, den man bei ihrem plötzlichen Erscheinen empfindet und der auch dann noch nachwirkt, wenn sie eben so schnell, wie sie kam, wieder verschwindet, davonschießt;
3. die Schnelligkeit ihrer Bewegung, zu der sie befähigt ist, weil sie nicht nur die Muskeln, Schuppen und Rippen ihres Rumpfes und langen Schwanzes, wie die Schlangen, dabei benutzt, sondern auch noch ihre vier Beine, die freilich sehr kurz, aber doch recht beweglich sind, „flinke Eidechse“.

In dem Namen **Schießotter** offenbart sich also die Wahrheit und Treue der Naturbeobachtung sowohl, als auch die innere Empfindung des Beobachters bei der Wahrnehmung.

Gar anmutig klingt ein Deminutivum, das man im Hochdeutschen nicht hat, nämlich **Kingelche** für **Zaunkönig** = kleiner, kleinster König; ahd. chuning = König; mhd. küning, künic, künc; Kingelche mit doppeltem Deminutivsuffix (— el — chen).

So auch **Herrgottstierchen**, wie man auch an vielen andern Orten das allbeliebte, nützliche **Marienkäferchen** nennt, in andern Mundarten: Herrgottshähnchen, -kälbchen, -mücklein, -vögelchen. Ist es gefangen und auf die Hand oder einen andern beliebigen Gegenstand gesetzt worden, dann läuft es fast nie abwärts, sondern immer in die Höhe, da es von einem erhöhten Punkte leichter davonfliegen kann. Dem kindlichen, naiven Beobachter erscheint es, als ob es nach oben, zum Herrgott strebe.

Oft sind vom Volke auch Namen gebildet worden nach einer andern Vorstellung, die durch eine bestimmte Erscheinung im Beobachter wachgerufen wird.

So werden alle Arten von **Farnkraut Schlangenkraut** genannt, weil sich unter und zwischen demselben oft Schlangen, zu denen man dort auch die Blindschleichen rechnet, haben blicken lassen, falls man nicht in früherer Zeit das Farnkraut zu denjenigen Pflanzen gerechnet hat, denen man Heilkraft gegen Schlangenbiß zuschrieb, wie Arum dracunculus et maculatum, Caltha palustris usw. (Grimm, IX 465.)

Ob der Name **Schreckern, Schreckhern** für die **Pfingst-, Bauer- oder Essigrose** (Paeonia officinalis) auf einer bestimmten sinnlichen Wahrnehmung beruht (vielleicht Schreckhorn, Schreckhörner nach der Form der Früchte — gebogene Balgkapseln —) oder von einem ahd., bezw. mhd. Wort abzuleiten ist, kann ich nicht sagen.

Kornlattch heißt der Feldsalat, Rapunzel (Valerianella olitoria), weil er wie Lattich als Salat gebraucht wird.

Die dicken, aufgeblasenen Kapseln der **Herbstzeitlose** (Colchicum autumnale) werden **Pfaffensäcke** genannt. (Grimm VII, 1592 steht das Sprichwort angeführt: „Pfaffensack hat keinen Boden“.) Die Blüte heißt Schulblume, da ihr Erscheinen, wie alte Leute mir in meiner Jugend oft erzählt haben, noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts das Zeichen abgab zum Besuche der Schule, die während des Sommers ausfiel, im Herbst, Winter und Frühjahr aber von früh morgens bis spät abends dauerte und sogar noch bei Licht gehalten wurde und zwar mit einer Strenge, die heute unfaßbar erscheint und nicht paradiesisch genannt werden kann. Auch im Sommer waren die Kinder doch nicht ganz ohne Unterricht.

Die verschiedenen **Malvenarten** nennt man **Käsblumen** nach der Form der Früchte, die bei der rundblätterigen Malve (Malva vulgaris) auch Hemdknöpfchen genannt werden.

Mit dem Worte **Doll** (Dolde) bezeichnet man jeden lebenden Zweig einer Pflanze, der mit Blättern, Blüten oder Früchten besetzt ist.

Sehr treffend nennt man die gemeine **Schafgarbe** (Achillea millefolium) nach ihren Blättern **Schafrippe**.

Der **Hühnerdarm** (Stellaria media) heißt **Meier**. Meier für Hühnerdarm ist bei Grimm mehrfach belegt. Meier ist eine Entstellung aus Miere = roter Hühnerdarm. Wiegand nimmt bei Miere Entlehnung aus dem Niederländischen an. Vgl. auch Meierich. Den gemeinen Mauerpfeffer (Sedum acre), den man in dortiger Gegend statt des Hauslauchs (Sempervivum tectorum), der daselbst nicht vorkommt, auf die Firsten der Strohdächer pflanzt, nennt man deshalb **Firstenkraut**.

Die feinsten Fasern des Flachses (Kernflachs) heißt man Flehse (Flechse), die gröberen Wehrke (Werg) und die gröbsten, unreinen Hotche (Hede).

Flehse (Flechse) besteht aus den langen, zarten, gleichgerichteten, Wehrke (Werg von wirren, verworrenes Werk) aus groben, durcheinanderlaufenden Flachsfasern, und in Hotch (Hede) befinden sich außer den gröbsten und kürzesten Fasern noch unreine Bestandteile, kurz gebrochene Holzstückchen des Stengels. Die letzteren nennt man Ahne, vielleicht von Grannen, da man diese, wenn sie beim Dreschen in kurze Stücke zerteilt worden sind, auch Ahne nennt, z. B. Gersteahne. Ein zusammengedrehtes Bund gehechelten Flachses nennt man eine Kaute.

Das auf dunkelgrünem Hintergrunde so hell leuchtende, uns so freundlich entgegenstrahlende Sumpfvergißmeinnicht (Myosotis palustris) wird Fiesterche (Fensterchen) genannt.

Zum Schluß sei noch eines Wortes erwähnt, das sich in der Mundart der erwähnten Gegend als Substantiv erhalten hat, während es im Neuhochdeutschen zur Bedeutung einer Nachsilbe herabgesunken ist. Keit nennt man nämlich einen kleinen Ableger von Blumenstöcken, der zur Vermehrung dient, und, in allgemeinerem Sinn, ein Weniges von einem konkreten Gegenstand, in welchem Falle dann meist Keitche gesagt wird. Es ist dasselbe Wort, wie die Silbe keit z. B. in Tapferkeit. Dies — keit ist entstanden aus -k-heit, -c-heit wie in trurec-heit. (Mhd. wurde auslautendes g in c verwandelt.) Allmählich faßte man -cheit = -kheit, -keit als Endung auf; heit aber ist ursprünglich (z. B. ahd.) Substantivum und heißt „Wesen".

Damit wäre ich mit meinen „Beiträgen zum naturgeschichtlichen Wörterbuch des nassauischen Volkes" aus der Gegend von Herborn, soweit ich solche z. Z. in mein Gedächtnis zurückrufen konnte, am Ende.

Es ist auffällig, daß die Bewohner der dortigen Gegend gar keine originellen Bezeichnungen für Mineralien zu haben scheinen, obgleich dieselben in großer Mannigfaltigkeit dort vorkommen. Aber die Steine zogen nie die Aufmerksamkeit so auf sich wie lebende Tiere und Pflanzen.[1]) Selbst schöne Versteinerungen, die man in Schiefer- und Tropfsteinbildungen in den Steinkammern bei Erdbach und im Wildweiberhäuschen bei Langenaubach fand, sowie diese schönen Höhlen selbst nebst dem unterirdischen Laufe eines Baches von Breitscheid bis Erdbach wurden mit Gleichgültigkeit betrachtet, weil man nicht wußte und auch nicht glauben wollte, daß diese Naturerscheinungen in und mit der Zeit entstanden seien, sondern sie alle nach einer kindlichen und verkehrten Auffassung des biblischen Schöpfungsberichtes als plötzlich und gleichzeitig aus Gottes Hand hervorgegangen wähnte.

Diese geringere Beachtung und Würdigung des Erdbodens mit seinen Bestandteilen und Wandlungen hat sich leider bis heute auch im Schulunterrichte gezeigt, wo die Mineralogie von jeher wie ein Stiefkind behandelt worden ist.

[1]) Das ist jedenfalls der einzige, auch einigermaßen entschuldbare Grund. (D. H.)

Alteolm.

Von J. Wagner-Wittenberg.

Die Wissenschaft über Art und Wesen des Keltenvolkes — die Keltologie — ist noch ziemlich jungen Datums und mit aus diesem Grunde recht lückenhaft. Bei der Schwierigkeit der Materie, namentlich in etymologischer Beziehung, hat man trotz sehr langsamen Vorwärtsschreitens, befriedigende Resultate noch nicht erzielen können. Noch immer ist man bemüht, mit Hilfe der aufgefundenen keltischen Flur- und Ortsbezeichnungen wenigstens die geographische Ausbreitung dieses Schwestervolkes von uns Deutschen planmäßig nachzuweisen. In Nassau ist dies bislang nur in einem sehr bescheidenen Maße gelungen; das meiste bleibt noch zu tun übrig. Nur ganz allmählich, in mühevoller Arbeit wird sich der Beweis, daß auch bei uns Keltenniederlassungen bestanden haben, von Fall zu Fall erbringen lassen; bedarf es doch vieler Steine, um den Bau fertig zu stellen. Um diese herbeizutragen, sind praktische Hände nötig; der Gelehrte mag denn bestimmen, wo der einzelne Stein zu verwenden ist. Im allgemeinen darf man annehmen, daß da, wo Gemarkungen, namentlich Berge und Bäche noch jetzt nachgewiesene keltische Namen tragen, dereinst in der Tat Kelten angesiedelt waren. Von diesem Grundsatze ausgehend, bin ich auf die Suche gegangen und habe wiederum, in ähnlicher Weise wie ich in der Wiesbadener Umgebung „Kalumitz" fand (siehe „Nassovia" Nr. 7 von 1902, Seite 89), auf der Wanderung einen neuen Beleg keltischer Besiedlung unserer Heimatsfluren gefunden. Da dergleichen Funde immerhin selten sind, so darf ich wohl bei dessen Veröffentlichung des allgemeinen Interesses sicher sein.

Der heutige Kreis Usingen, welcher sich auf der Nordseite des Taunusgebirges an den Ufern der Usa und des Ems- und Weilbaches ausbreitet, ist ein seit uralter Zeit besiedeltes Terrain. Es ist sehr gebirgig und besitzt eine ansehnliche Niveauhöhe über dem Meeresspiegel, im Mittel beinahe über 400 m. Es hat nach Norden und Osten zu eine vor Winden wenig geschützte Lage, deshalb rauhes Klima, dem freilich der starke und biedre Menschenschlag, welcher dort wohnt, völlig gewachsen ist. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist keine allzugroße; die einträglichste Einnahmequelle ist wohl die Waldkultur und der Bergbau. Die größte Verkehrsstraße dieses ganzen Bezirks liegt im Tale des Weilbaches. Dieser Bachname ist keineswegs, so urdeutsch er jetzt auch klingen mag, zu unsrer Sprache gehörig; heißt er doch im Jahre 821 — und wohl schon im achten Jahrhunderte — Huvilinu, dann 824 Uvilinu und später Wilene oder Wiline; nach ihm führt bekanntlich die

alte Lahnfeste, das heutige Weilburg, seit zirka 913 den Namen Wilineburg. An den Ufern des südlichen und mittleren Laufes dieses Baches befinden wir uns nicht nur in landschaftlicher, sondern auch in kultureller Hinsicht in einem höchst interessanten Landstriche; denn hier sind wir, wie uns der Namen der Wiline sagt, in früher keltischem Lande; hier hat lange vor den erst einwandernden Germanen ein Teil dieses für jene Zeiten hochzivilisierten Urvolkes gesessen, bis es durch die überlegene Kraft der Ankömmlinge im erbitterten Kampfe unterlag und gezwungen wurde, ungefähr ein halbes Jahrtausend vor Christo, sich jenseits des Rheins, in Gallien, neue Wohnsitze zu suchen.[1]) Nichts Sichtbares ist von der keltischen Herrlichkeit hier geblieben (möglich, daß im dichten Walde auch dort noch Hochäcker vorhanden sind);[2]) — das ist der Lauf aller Dinge! So büßte die dortige Gegend während der langdauernden deutschen Besiedlung fast vollständig die Zeichen keltischer Kultur ein, und nur einzelne, wenige Rudera der alten Nomenklatur haben sich, immer noch dem Auge des Forschers kenntlich, auf die Jetztzeit hinübergerettet.

Und nun zu dem neuen Funde. Zwischen den Dörfern Altweilnau, Merzhausen und Oberlauken liegt, von der Weil im Westen bespült, der 454 m hohe Berg Altcolm. Er hat den vielen Nachbarbergen gegenüber nichts Besonderes aufzuweisen als nur den fremden, in dortiger Lage selten auftretenden Namen, der mit seinen Vettern nicht im Einklange steht; denn diese sind wie z. B. Renzelberg, Steinchen und Kesselberg gut deutsch. Auch die umliegenden Ortschaften tragen deutsche Bezeichnungen. Am ältesten ist, nach den urkundlichen Belegen, Altweilnau, dessen Burg 1203 erwähnt wird und nach welcher sich seit 1208 das Geschlecht der Grafen von Wilinauwe nannte. Das Dorf selbst erscheint erst 1234, erhielt 1336 sogar Stadtrechte, war Lehn der Abtei Hersfeld und hatte in seiner Nähe „in den Birken" ein Landgericht. Das Dorf Merzhausen folgt, es heißt 1293 Martinshusen und war, ein Zeichen seiner früheren Bedeutung, die Hegungsstätte des niederen Stockheimer Gerichts. Ueber dem Dorfe Oberlauken schwebt dagegen in der Geschichte des Mittelalters wohl tiefes Dunkel; Kehrein wenigstens führt es erst 1710 als Ober-Laken an, während ein handschriftlicher Zusatz es 1650 unter Ober-Laucken[3]) erwähnt; sein Schwesterdorf Niederlauken dagegen steht schon 1395 mit dem einfachen Lauken fest. Die Bedeutung dieses Namens ist mir ungewiß, es kann von einem deutschen Personennamen herstammen, den wir ähnlich noch jetzt als Laukhard in der Main- und Rheingegend besitzen.

Anmerkungen des Herausgebers.

[1]) N. B.: Theorie des asiatischen Ursprungs der europäischen Arier, welche diese westwärts wandern läßt. Sie ist heutzutage nahezu aufgegeben. Das tut aber den Ausführungen des sehr geschätzten Herrn Verfassers keinen Abbruch. Wir hätten dann vielleicht statt: „um in Gallien neue Wohnsitze zu suchen," zu setzen: „um zu ihren Stammesverwandten in Gallien zu flüchten."

[2]) Wie die Hochäcker beim Chausseehaus unweit Wiesbadens und bei Langenhain. Wir verweisen dazu auf die ganz kürzlich erfolgte Aufdeckung des Trevirerdorfes bei Braubach.

[3]) Ober-Laken ist jedenfalls bloß dialektisch.

Welcher Sprache gehört nun Altcolm an? Wenn wir annehmen, es könnte ebenfalls deutschen Ursprungs sein, so häten wir die zwei Worte Alt und colm. Ueber alt, dessen Sinn jeder kennt, wäre denn keine Erklärung nötig; nur das colm müssen wir näher prüfen. Schreiben wir es mit k, so könnte es zweien, räumlich weit auseinanderliegenden deutschen Sprachgebieten zugehören. Da nach Grimm kolm gleich kulm ist, so weist es uns zunächst nach der Schweiz, wo viele hohe Bergspitzen so bezeichnet werden, wie z. B. das seiner weiten und schönen Aussicht wegen berühmte Rigikulm am Vierwaldstätter See. Hoch aber ist unser nassauisches Altcolm nicht, auch sind viele Berge in seiner Nähe höher: Kirschenheft 467, der Untere Eichert 494, Nesselberg 484, Bornberg 504, Wolfsküppel 546 und der Pferdskopf gar 663 m; die Spitze des Altcolm aber liegt nur 454 m hoch. Aber auch das Schweizer Wort Kulm ist nicht urdeutsch; es ist nur ein Lehnwort aus dem Lateinischen, und geht auf culmen = Berggipfel zurück. Dieser Umstand führt uns auf die Römer, welche indessen, nach der heutigen Kenntnis ihrer Ansiedlungen in Nassau und speziell im Taunus, sich kaum dauernd in der Altweilnauer Gegend aufgehalten haben.[4]) Das zweite deutsche Sprachgebiet, dem Kulm angehört, liegt im (alten) östlichen Franken, vor allem im Fichtelgebirge. Aber auch hier ist es nur ein Lehnwort und zwar aus der slawischen Sprache. Es steht fest, daß in dem eben genannten Gebirge lange Zeit hindurch Slawen gesessen und geherrscht haben, deren Sprache schon im Altslawischen das Wort chlum besitzt, was unserem Berg oder Hügel entspricht. Das bei Königgrätz liegende, durch den erbitterten Kampf zwischen Preußen und Oesterreichern am 4. Juli 1866 bekannte Dorf Chlum ist mit ihm identisch, und gehört dem tschechischen Idiome an. Auch im Russischen bedeutet cholm eine Bodenerhöhung.[5])

So dunkel nun auch die vorgermanische Besiedlung des Weiltales ist, das wissen wir doch mit Bestimmtheit, daß sich slawische Einflüsse in ihm nicht geltend haben machen können. Altcolm ist weder deutsch, lateinisch noch slawisch, sondern höchstwahrscheinlich keltisch. Seine erste Silbe, das keltische Adjektivum alt, kennen wir vom Altkönig her; sie bedeutet erhöht oder hoch. Die zweite Silbe ist ein Substantiv; colm geht auf das keltische colum zurück und bezeichnet soviel wie einen befestigten Platz. In dem nachgewiesenen keltischen Worte colm—anus haben wir die Zusammenziehung aus colum in colm; der Sinn ist derselbe geblieben, nur daß die Endung anus die Verkleinerung anzeigt, also kleiner befestigter Platz. Ein solcher Platz unter solchem Namen wurde überdies auf einer Anhöhe in der französischen Landschaft Deux-Sèvres nachgewiesen. Demnach wäre unser Altcolm eine hochgelegene be-

[4]) So drückt sich der Verfasser ganz richtig aus: „kaum dauernd". Er will also gleich anderen eine vorübergehende Besitznahme des Gebietes bis zur Lahn durch die Römer durchaus nicht in Zweifel ziehen.

[5]) Köln, Kolne (Schwesterstadt des alten Berlin), Kolin (Niederlage Friedrichs des Großen), Kulm (polnisch Chelm) in Westpreußen sind alles verwandte Wörter.

festigte Stätte gewesen.*) Somit dürften wir in Nassau um einen alten Keltensitz reicher sein. Erst wenn wir möglichst viele ehemalige Wohnplätze dieses uns noch recht fremden, und doch in seiner Kultur nahestehenden Volkes kennen gelernt haben, wird es möglich sein, seine Wanderungen durch Europa des näheren festzustellen. Nur so wird man das keltische Rätsel lösen können.

*) Vergleiche dazu die Menge schottischer und irischer Namen in denen das Wort Colm vorkommt (Malcolm, Icolmkill, Glen Colmkill u. a.).

Zwei Streiter.

6) Von J. Wilhelmi. (5. Fortsetzung.)

Als nach anderthalb Stunden sie die Schenke verließen, zeigte sich Greif noch trunkener, als zuvor. Offenbar hatte er stark dem Glase zugesprochen. Sein Genosse mußte ihn führen.

„Und Ihr versprecht mir," so sprach Greif, „daß ich 2000 Franken erhalten soll, wenn ich rede, und daß mein Name nicht genannt wird?"

„Wenn Ihr helft," flüsterte der andere, „Willmann auf dem Schmuggel zu ertappen, daß er überführt wird, sollen 2000 Franken Euer sein, und Ihr könnt damit hingehen, wohin Ihr wollt."

„Tausend Teufel, ich liefere ihn ans Messer. Hat der Geizkragen für sich wieder tausende eingesackt, und mich will er wieder mit schäbigen hundert Franken abfinden, während ich für ihn meinen Kopf aufs Spiel setze. Mag er sehen, wohin er kommt!"

„Stille!" war die Antwort. Morgen Abend gehen wir zum Douaneninspektor, dann erzählst du ihm alles, was du mir vorhin gesagt, auch genau alles, was er vorhat, und der Plan wird verabredet, wie wir das Netz über dem Leuteschinder zusammenziehen."

5. Der Verräter.

In dem Arbeitszimmer des Präfekten saßen am folgenden Abend gegen sechs Uhr drei hohe Beamten in angelegentlicher Unterhaltung zusammen, der Präfekt Doazan, sein Neffe, der Douaneninspektor Geffroy, und der Polizeipräsident. Es war ein großes Zimmer, in dem sie versammelt waren, vormals ein kleinerer Speisesaal des Kürfürsten, der hier gelebt und gewohnt hatte. Die schönen goldbrokatenen Tapeten, die alten Eichenholzmöbel erinnerten noch an die entschwundene Herrlichkeit, während die Bilder Napoleons und der Kaiserin Marie Luise, welche die Hauptwand schmückten, es darlegten, wie die neue Zeit die alte überwunden hat.

„Ich hätte es doch nimmer für möglich gehalten," so sprach der Präfekt, „daß dieser Willmann uns so hätte täuschen können. Er ist freundschaftlich mit uns umgegangen; er hat meine Gesellschaften besucht, und wie oft bin ich in seinem Hause gewesen! Keinem sind solche Mittel von uns in die Hand gegeben worden, auf rechtlichem Wege reich zu werden, und er schlug noch die Wege des Betrugs ein."

„Nun, mit den rechtlichen Wegen," erwiderte der Polizeipräsident, „ist es — verzeihen Sie, Herr Präfekt — so eine Sache. Wir müssen uns immer in die Anschauungsweise der Leute hineindenken. Wir Leute von der Polizei hören wohl etwas mehr als die übrigen Herren Beamten. Da bleibt es uns nicht verborgen, welche Meinung das Volk von unserem Zollsystem und dem Schmuggel hat. Die Härte der Kontinentalsperre wird sehr schwer empfunden. Und es ist ja in der Tat hart, wie hoch die ausländischen Waren durch dieselbe verteuert sind. Ein Mann aus dem Mittelstand kann sich keine Tasse Kaffee, der doch überall sich schon sehr eingebürgert hat, keine Pfeife Tabak mehr gönnen. Das Pfund Zucker kostet 4½ Franken, so viel wie zehn Laib Brot. Die Leute rauchen gedörrten Klee und trinken Rübenkaffee, wenn sie nicht durch den Schmuggel Kaffee und Tabak etwas billiger erhalten können. Da ist es eine große Versuchung für sie, von den Vorteilen des Schleichhandels zu profitieren. Sie sehen ihn vielfach als etwas Erlaubtes an, als den kleinen Krieg der einzelnen gegenüber dem großen Krieg, den unser Kaiser führt. Oftmals hören meine Spione hier und da Stimmen, vor allem drüben auf der rechten Rheinseite: wer denn dem Kaiser das Recht gebe, durch eine chinesische Mauer England mit seinen Waren von den übrigen Ländern abzusperren. Es geschähe alles nur, um die leeren Kassen zu neuen Kriegen zu füllen. Ich glaube, daß sich so leicht niemand findet, der Schmuggler zur Anzeige bringt, auch wenn er selbst keinen Vorteil von ihrem Treiben zieht. Die Leute drücken ein Auge zu bei dem, was geschieht. Nur durch erkaufte Verräter können wir Anzeige über alles erlangen."

„Ich stimme vollständig mit dem Gesagten überein," sprach der Douaneninspektor. „Unser Amt ist uns durch die Volksstimmung sehr erschwert. Wenn unsere Beamten irgend eine Auskunft über diesen oder jenen haben wollen, dann begegnen sie nur der Ablehnung oder einem Achselzucken und verlegenem Lächeln. Ueberhaupt scheint es mir, als ob in der letzten Zeit ein uns feindseliger Geist durch die Bevölkerung gehe!"

„Ich kann das nur bestätigen," erwiderte der Polizeipräsident. Besonders drüben auf der Seite geht durch die Leute wieder eine geheime Hoffnung, als ob der Russische Feldzug zum Schaden Frankreichs ausschlagen könne. Der große Komet, der am Himmel erschienen ist, wird als Zeichen des bevorstehenden Untergangs Frankreichs gedeutet; der Schweif des Kometen sehe aus, als ob er damit die ganze Welt zerpeitschen wolle, das deute auf die Zuchtrute Gottes, die er in Rußland über Napoleon schwingen werde. Offenbar wird von geheimen Agenten der Glaube beim Volke genährt, jetzt könne des Kaisers Macht gebrochen werden. Wir dürfen uns nicht täuschen lassen durch die Gleichgültigkeit der hiesigen Bevölkerung gegen alles Deutsche. Hier haben sie ja auch

zu wechselnd Regenten gehabt aus den verschiedensten Fürstenhäusern, die Kurfürsten haben selbst wenig sich um ihr Vaterland gekümmert. Aber wenn erst einmal Frankreichs Adler niederginge und die großen deutschen Staaten vorandrängten, es würde auch die hiesige Bevölkerung mit einem Schlage von uns abfallen. Ja, wenn der Kaiser Unglück in Rußland haben sollte, er fände in Deutschland kaum mehr Bundesgenossen."

„Bah," sagte der Präfekt, „der französische Adler wird einen neuen, gewaltigen Flug nehmen, wenn er jetzt dem weißen Bären die Krallen beschnitten hat. Doch lassen wir das. Unerklärlich bleibt es mir, wie gesagt, daß gerade Willmann in solcher Weise dem Schmuggel frönen soll, wie der Ankläger meint. In reichem Maße sind ihm Freibriefe ausgestellt worden, die ihm ein glänzendes Auskommen ermöglichen."

„Lecomte hat," so sprach der Douaneninspektor, „mir gesagt, sein Gewährsmann habe ihm mitgeteilt, daß Willmann zweimal so viel Waren vermittelst des Schmuggels eingeführt habe, als durch die Lizenzbriefe. Aber woher kommt es, mon oncle, daß gerade ihm gegenüber solche Freigebigkeit mit Lizenzbriefen geübt worden ist?"

„Es war schon sein Vater eine einflußreiche Persönlichkeit in hiesiger Stadt und Umgegend. Darum wollte mein Amtsvorgänger sich seiner versichern, und es wurden dem Vater schon große Vergünstigungen bewilligt. Der Sohn trat in des Vaters Fußtapfen; er hatte schon durch seinen Reichtum viel Ansehen und Einfluß, daß man mit ihm rechnen mußte. So beantragte ich, ihm auf sein Ersuchen erweiterte Lizenzbriefe zu gewähren. Mon Dieu, es ist ein wahres Glück, daß der Kaiser, als er im vorigen Jahre hier war, der Sache nicht auf die Spur kam. Er hat sich nach allem erkundigt, und wenn er diese Ausdehnung des Schleichhandels hier am Sitze der Präfektur erfahren hätte, wir wären alle um unser Amt gekommen. Der Teufel hole diese Lizenzbriefe, die solches Geheimtreiben ermöglichen."

„Unter dem Deckmantel der Lizenzbriefe," entgegnete der Polizeipräfekt, „hat er offenbar schon Jahre lang weitgehenden Schleichhandel getrieben. Die Ausdehnung, die er seinen Handelsgeschäften gegeben, kann er nicht auf rechtlichem Wege ermöglicht haben. Auch seine vielen Reisen, seine öftere Anwesenheit auf der rechten Rheinseite machten mir den Mann verdächtig. Warum überläßt ein so reicher Großkaufmann die Reisen nicht seinen Untergebenen? Schon lange habe ich ihn beobachten lassen. Jüngst versicherte mir ein Polizeisergeant, er habe ihn mitten in der Nacht aus einer Seitentüre seines Hauses heraustreten sehen, in geringer Kleidung und sich gebückt haltend, offenbar damit seine hohe Gestalt ihn nicht kenntlich mache. Er ging nach dem Rhein und muß auf unerklärliche Weise das Tor gewonnen haben. Denn er war wie in den Erdboden versunken, und als der Polizeisergeant sich das Tor öffnen ließ und am Rhein nachsah, erblickte er im Dämmerlicht einen Nachen, der ohne viel Ruderschläge nach dem jenseitigen Ufer zuhielt. Offenbar saß er darin. Warum schleicht der Mann sich in Verkleidung nachts aus der Stadt hinaus. Nun, wir werden sehen, ob wir heute etwas Sicheres von ihm hören. Mein Spion versichert, daß der Verräter, den er mitbringen will, uns eine umfassende, genaue Enthüllung geben werde."

„Ist gesorgt worden," fragte der Präfekt, mit seiner mit Brillanten besetzten Schnupftabaksdose spielend, „daß die Leute zum Rheinpförtchen hereinkommen? Ich habe gewünscht, von dieser Sache genauer unterrichtet zu werden, und wollte darum bei der Enthüllung zugegen sein, wenn euer Mann wirklich etwas zu enthüllen hat; aber ich möchte doch nicht, daß jeder meiner Beamten oder Diener davon Kenntnis erhielte."

Der Schiffer, der Willmann verrät, will auch nicht gesehen werden; er hat sich's ausdrücklich ausgehalten. Drum, mon oncle, habe ich Lecomte den Schlüssel zum Hinterpförtchen gegeben, und Guillaume nimmt die Leute sofort unten in Empfang und führt sie hierher."

In diesem Augenblicke klopfte es, und der Kammerdiener, Monsieur Guillaume, meldete, daß der Polizeiagent Lecomte mit einem Manne da sei und eine Unterredung wünsche.

„Lassen Sie die Leute eintreten und sorgen sie, daß niemand uns störe," antwortete der Präfekt. „Ich bin beschäftigt und gebe heute niemanden mehr Audienz."

Lecomte trat herein und hinter ihm der Schiffer Greif. Greif stutzte, als er die glänzenden Uniformen der drei hohen Beamten sah und die Pracht des kleinen Saals, in dem er Eingang gefunden. Der Polizeipräsident winkte seinem Agenten, daß er sich entferne, und Greif blieb mit den drei Herren allein. Verlegen schaute er vor sich hin und wagte kaum, mit seinen genagelten Schuhen den kostbaren Teppich, der das Zimmer bedeckte, zu berühren.

„Treten Sie vor, Mann," so begann der Polizeipräsident, der des Deutschen am meisten kundig war; „Sie haben uns Enthüllungen zu machen und den Preis vereinbart, den Sie empfangen sollen, wenn Sie uns Willmann liefern, daß er des Schleichhandels überführt werden kann."

Greif sah bei diesen Worten von einem seiner Zuhörer zum andern, indem er, wie unschlüssig, seine alte Mütze hin und her drehte.

„Soweit," erwiderte er, „sind wir nun noch nicht. Zunächst haben wir wohl von einer Vergütung gesprochen, aber sie ist, wenn ich überhaupt etwas zu enthüllen haben, zu gering."

„Zu gering, Mann! 2000 Franken! Ihr seid toll, reinweg toll."

„Ja, zu gering," antwortete der Schiffer bestimmt. „Ich habe mich besonnen und muß selbst wissen, was ich wage und zu verlieren habe, wenn ich den von Ihnen bezeichneten Schritt tun kann."

„Und was verlangt Ihr, wenn Ihr uns in die Lage versetzt, Willmann bei Ausübung des Schmuggels zu ertappen und zu überführen?"

Greif sah vor sich hin. „Wenn ich das tun kann, was Sie fordern, dann würde ich es nicht unter 4000 Franken tun."

„Nicht darunter tun?" sprach höhnisch der Polizeipräsident. „Wißt Ihr nicht, daß Ihr Euch jetzt verdächtig genug gemacht habt, um Euch einstecken zu können? Wenn Ihr einmal wochenlang in den Kase-



matten liegt bei Wasser und Brot, dann werdet Ihr wohl billiger zu haben sein."

„Nicht um einen Centime. Sie können mich einsperren, aber hören werden Sie von mir nichts. Ich habe keine Aussage bis jetzt gemacht. Ob damit viel gewonnen ist, wenn ein armer Teufel mehr in Ihren unterirdischen Löchern schmachtet, das müssen Sie selber wissen. Auf dem Wege der Einschüchterung erreichen Sie bei mir rein garnichts."

Der Polizeipräsident sah seine beiden Verbündeten an, und als der Präfekt ihm zuwinkte, sprach er: Und wenn wir Euch 4000 Franken zusichern, wollt Ihr uns dann Willmann überliefern, daß wir ihn gerade auf der Tat ertappen, nicht bloß seine Leute, sondern ihn selbst, wenn er ein Schmugglerunternehmen leitet?"

„Es ist ein Schweres, was von mir gefordert wird. Nur in einzelnen Fällen übernimmt Willmann selbst die Führung. Die meisten kennen ihn garnicht in seiner Verkleidung. Ich aber spiele geradezu um mein Leben. Denn wenn Willmann Verrat merkt, so bin ich verloren."

„Bah, wenn wir ihn einmal haben, dann soll er Euch kein Haar mehr krümmen."

„So, dann kennen Sie Willmann schlecht. Ja, wenn Sie ihn im Hause verhaften wollen, dann mögen Sie sicher sein. Aber Sie wollen ihn auf der Tat ertappen, und dazu kann ich Ihnen allein Gelegenheit bieten, weil ich allein über alles unterrichtet bin. Sobald er aber Verrat von mir wittert, ist es um mich geschehen. Er hat es mir oft genug gesagt, wenn er verraten werde, dann gelte die erste Kugel nicht seinen Feinden, sondern mache seinem Verräter den Garaus. Ich bin kein Feigling, bin auch nicht schwach," und dabei schlug der Schiffer mit seiner nervigen Faust dröhnend auf die Brust, daß der Präfekt erschreckt zusammenfuhr, „aber Willmann bin ich nicht gewachsen. Jede Kugel von ihm trifft, und wo er hinschlägt, da liegt auch der Mann. Er hat Kräfte, wie drei andere."

„Wollen ihn schon klein machen," sprach der Douaneninspektor.

„Aber wann finden wir ihn auf dem Schleichhandel und wo?"

„Und soll ich," fragte Greif, „auch unangetastet bleiben wegen alles Geschehenen? Bekomme ich die Sicherheit, daß ich nicht wegen Schmuggel nachträglich vor Gericht gezogen werden kann?"

„Ich gebe es Euch schriftlich," war die Antwort des Präfekten, der eine Prise nahm; „2000 Franken erhaltet Ihr bar, sobald wir Eure Enthüllungen hören, 2000 Franken nach Ergreifung Willmanns; auch sollet Ihr nicht zur Rechenschaft gezogen werden."

„Gut, so sei es. Er hat sich schäbig genug gegen mich benommen; so mag er jetzt daran glauben."

(Fortsetzung folgt.)



C. S. **Alte hessen-darmstädtische Landesbaupolizeiverordnung** (gültig auch für das hessische Ländchen und die Aemter Braubach und Katzenelnbogen). Aus dem Archiv zu Braubach. —

Bauen, derer Unterthanen auf dem Land betr. de anno 1712.

Nach dem von Gottes Gnaden, Wir Ernst Ludwig, Landgraf zu Heßen (tot. tit.) verschiedentlich wahrgenommen, daß in Unserm Fürstenthum und Landen, mit Unserer Unterthanen Bauwesen, zu Unserm und derselben selbst eigenem schaden, und mit ruin sowohl Unserer, als auch der gemeinen Waldung, bisher viele Unordnung vorgangen, welche abzustellen höchst nöthig seyn will; So verordnen Wir hiermit gndgst, daß

Erstlich Keinem Unserer Unterthanen erlaubet seyn soll, neue Häußer oder andere Gebäude auf zu richten, er habe dann zuvor sein Vorhaben dem Beambten, unter welchem Er stehet, solches gebührend angezeigt, und nach dießer Unser gndgsten Verordnung Erlaubnuß erhalten.

Zweytens nach solcher beschehenen Anzeige hat Unser Beamter mit Zu Ziehung etlicher Unpartheyischer und des werck verständiger Nachbarn des Orts wohl zu überlegen, ob auch der Bauende, entweder die Mittel so gleich parat, oder nechstens durch Erbschafften, Verheurathung, oder fleißig- und sorgfältiges Hauß halten, zu hofen habe, das Bauwesen ohne seinen Ruin auszuführen, und da ihm dergl. ermangeln würde, das Bauweßen ihm zu untersagen, und keineswegs zu zulaßen, in dem sie dardurch in einen solchen verderbten Zustand gerathen, woraus sie sich nimmermehr retten können, das Holtz und ander materialien auch vergebens angewendet werden.

Drittens verbieten Wir nicht weniger hiermit ernstl. daß auch die welche Mittel haben, ihr Bauweßen auszuführen, denen es aber an Güter, worauf sie sich mehren können, oder sonst an einer Nahrhafften Handthierung ermangelt, ihre Bauwesen nicht ehender anfangen und fortführen sollen, sie haben dann von Uns speciale Permission erlangt, Weshalben Wir auch Unsern Beambten ernstl. Befehlen, bey allen dergl. Vorfallenheiten, alle Umstände wohl zu erwegen und Uns bey jedem ihrem unttheygsten Bericht, und Pflichtmäßiges Gutachten zu erstatten und einzusenden, alsdann Wir nach Befinden absonderl. aber bey denen auf Dörfern nöthigen Handwercks Leuten, wenn sie sonst keine Nahrung erlangen können, Unsere gndgste Resolution ertheilen wollen.

Viertens, denen von Unsern Unterthanen aber, welchen es weder an Mitteln, ihr Bauweßen wohl auszuführen, noch an Gütern sich darauf zu ernehren oder an einer nahrhafften Handthierung nicht mangelt, wollen Wir ihr Bauweßen, so viel nehmlich zu ihrem Ackerbau und Häußlichen Nothdurfft erfordert wird, vorzunehmen und zu vollführen gndgst erlaubet, würden aber

Fünftens, die vermögende Unterthanen über die zu ihrem Ackerbau und Häußlichen Nothdurfft nöthige Gebäude noch mehrere aufrichten, so soll ihnen auch solches nicht gestattet werden, es seyg dann, daß sie klärlich dociren, und erweisen könten, daß solches ihren Kindern und Nachkömmlingen, welche bey ihnen wohnen solten, zu Besten und Nutzen angesehen sey, worüber auch Unsere Beambten zuforderst Pflichtmäßig zu berichten hätten.

Sechstens wollen Wir aber hierunter Unsere Unterthanen, welche durch Brand und andere dergl. Unglücks-Fälle um ihr Gebäude gekommen, oder aber solche Baufälligkeit halber abzubrechen genöthiget seyn, durchaus nicht verstanden haben, welche ihre Häuser sofort wieder respe[ctiv]e repariren u. erbauen mögen.

Siebendens wollen Wir dieße Unsere Verordnung allein auf Unsere Flecken und Dörfer keineswegs aber auf Unsere Stätte verstanden haben.

Urkundl. pp. Darmstatt am 17ten Mart. 1712.

(L. S.)

F. H. **Kriegsnöte.** Zur Zeit des Siebenjährigen Kriegs wurde die Lahngegend arg heimgesucht. Die roten Wagen der Franzosen nahmen Getreide und Heu mit. Das Kirchenbuch zu Leun redet deshalb oft von großer Teuerung. Einmal jedoch weiß es auch von Ueberfluß zu reden, wie folgende Notiz beweist:

„D. 17. Septembris 1760 ist gantz unvermuthet eine Compagnie Husaren von denen Alliirten, welche zu Butspach 80 Reuter samt 5 Officier zu gefangenen gemacht, hier eingetroffen, und haben 120 fette Ochsen 80 Pferd 200 Karn Reis und Mehl und 40 Wagen Hafer beut gemacht, welche fast alle ohnentgeldl. hier geblieben, und hat mancher Mann 1000 Pfd. Reis, 7 Achtel Hafer und 5 Achtel Mehl im Haus, so keinen Kreuzer kosten.

Königliches Theater zu Wiesbaden.

Die letzten Wochen sind für das Königliche Kunstinstitut ziemlich ereignislos verlaufen. Wegen der bösen Witterung, die ihren Einfluß auf die Stimmorgane, wie auf das Allgemeinbefinden der Sänger und Schauspieler nachteilig äußerte, mußte das Repertoire oftmals einschneidende Aenderungen erleiden. Novitäten konnten nicht zur Aufführung gelangen.

Der Helden- und Charakterdarsteller vom Königl. Schauspielhause zu Berlin, Dr. Max Pohl, trat am 1., 3. und 5. März in drei klassischen Rollen, Nathan, Marinelli und Wallenstein auf. Somit bekamen wir auf einmal drei klassische Stücke in einer Woche. Dabei wurde die Erfahrung gemacht, daß, wie wir das schon früher freudig zu konstatieren Gelegenheit hatten, das Publikum sich zahlreich einfand und mit Interesse zuhörte. Allerdings trug der berühmte Gast mit dazu bei. Nun, im Berliner Schauspielhause sind Intendantur und Regie eben daran, den alten Meisterwerken neues Leben einzuhauchen und haben Erfolg gehabt trotz alles Gezeters der Kritik der Jungen und Jüngsten, die Goethe und Schiller für „Quatsch- und Blechköppe" erklären. Vielleicht wirkt die Berliner Arbeit auch auf Wiesbaden herüber.

An Volks- und Schülervorstellungen wurden die 3. „Minna von Barnhelm" am 31. Januar, die 4. „Maria Stuart" am 28. Februar, außerdem noch als Sonntagsvorstellungen zu ermäßigten Preisen: „Fedora" am 14., „Heimat" am 21. Februar und „Emilia Galotti" am 6. März gegeben.

Der Tenor Kurt Frederich von Prag ist an die Kgl. Bühnen in Wiesbaden und Berlin verpflichtet worden.

Literatur.

* **Aus dem Leben eines Glücklichen.** Erinnerungen eines alten Beamten von Gustav von Diest. 592 S. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. — Solon sagt bekanntlich, daß niemand vor seinem Tode glücklich zu preisen sei; nun, der Verfasser steht ja im Lebensabend, und da kann er wohl einen solchen Titel seinen Erinnerungen vorzusetzen sich erlauben, zumal es ihm tatsächlich immer gut gegangen, bezw. er sich mit den wenigen schwer lastenden Schicksalsfügungen freundlich abgefunden hat. Es ist der erste preußische Regierungs-Präsident zu Wiesbaden, der jene Erinnerungen geschrieben hat. Ein gemütvoller Zug geht durch das Buch, und die charakteristische Persönlichkeit eines bedeutenden Mannes tritt uns aus den Schilderungen entgegen. Nach den Assessorjahren in Düsseldorf rasch zum Hilfsarbeiter des Koblenzer Ober-Präsidenten berufen, mit 32 Jahren (1858 — 1866) Landrat in Wetzlar, 1866, erst 40 Jahre alt, zum Verwalter der eroberten nassauischen und benachbarten Gebiete ernannt und dann als oberster Beamter mit der Neuorganisation und Einordnung des Nassauerlands in den preußischen Staat betraut, hat Diest unzweifelhaft sich als vortrefflicher Verwaltungsbeamter bewährt. Er hat ferner nach Möglichkeit, wie ihm das von König Wilhelm und Bismarck aufgegeben war, aber auch sein feines Taktgefühl ihm sagte, den Uebergang von den alten zu den neuen Verhältnissen in möglichst schonender Weise vollzogen. Man muß die schwierige Stellung Diests beachten, um anzuerkennen, daß er sich aufs ehrlichste bestrebte, gerecht zu sein. Wir Nassauer werden also mit besonderem Interesse die Ereignisse der kritischen Tage von 1866, wie sie das Buch schildert, verfolgen und in den Einzelheiten: Diests erste Maßnahmen, sein Besuch bei Herzogin Adelheid, sein Verhältnis zu den Wiesbadener Einrichtungen, zum Theater, der Spielbank, seine Regierungshandlungen u. s. w. manches Neue finden. Aber auch manche schiefe Auffassung werden wir zu korrigieren haben. So ist die Darstellung der „Mißstände" in der nassauischen Regierung derart schwarz, daß man meinen sollte, die Nassauer hätten mit allen Händen nach der rettenden preußischen Annexion gegriffen. Total falsch ist die Behauptung: der Hof war österreichisch, das Land preußisch. Die wenigen Abgeordneten, welche die Annexion wünschten, hatten in diesem Falle keineswegs die Masse ihrer Wähler hinter sich, und auch am Hofe war eine freie politische Meinung durchaus nicht bedrückt. Was den Führer der Opposition, Karl Braun, betrifft, so gibt Diest selbst zu, daß dieser ihm nachher die größten Schwierigkeiten machte. Das Wort Bismarcks: „Braun ist ein Schuft," und „ich gebe ihn Ihnen preis," dürfte noch wenig bekannt sein. Ebenso die direkte sehr weise Mahnung von Berlin, bei Besetzung der neuen Beamtenstellen keine Gegner des bisherigen Regiments zu verwenden. Das nassauische Beamtentum schätzt Diest qualitativ viel zu niedrig ein, und wenn er Nassau ein verhältnismäßig armes Land nennt, (zwei Drittel der Bewohner lebten in ärmlichen Verhältnissen?!), so ist er auch damit im Irrtum; übrigens hat er viel zu kurze Zeit im Lande amtiert, um es genau kennen zu lernen. Auch den Charakter des Volkes kennt er nicht. Die kirchlichen und Schuleinrichtungen hat er in ihrem Wesen nicht begriffen; am liebsten hätte er sie preußisch uniformiert. Dagegen ist es dankbar anzuerkennen, daß er den nassauischen Eisenbahnen ihre Selbständigkeit beließ, auch die Uebernahme des Theaters zu Wiesbaden als Hoftheater befürwortete und der allmählichen, nicht plötzlichen Aufhebung der Spielbanken nicht entgegen war. Im Jahre 1869 mußte Diest kurzerhand dem Grafen Eulenburg die Stellung räumen, kam als Regierungs-Präsident nach Danzig und dann nach Merseburg, wo er sich pensionieren ließ und noch lebt. Diese späteren Lebensschicksale zu lesen, ist ebenfalls interessant; manche Charakterzüge bedeutender Zeitgenossen (Bismarck u. a.) lernen wir kennen, da der Verfasser die löbliche Gewohnheit hatte, bedeutsame Unterredungen gleich nachher niederzuschreiben. Somit sei das Buch unserm Leserkreise zur Beachtung empfohlen.

Neues aus Nassau.

Zu Wetzlar hat sich ein Geschichts- und Altertumsverein für den gesamten Kreis gebildet. Pfarrer Allmenröder in Oberbiel ist Vorsitzender; Redakteur der „Beiträge" ist Geh. Archivrat Dr. Veltmann zu Wetzlar. Ausdrücklich ist ausgesprochen, daß der Verein keine einseitig fachtechnische Verbindung bilden soll. Die Stadt Wetzlar hat auf dem Rathause zwei Räume für Aufnahme von Sammlungen bewilligt. Wir wünschen Glück.

Am 27. Februar hatten Oberbürgermeister Dr. von Ibell, Wiesbaden, und Professor von Thiersch, München, eine Audienz bei Minister Dr. Studt in der Kurhausneubauangelegenheit. Das Ergebnis war, daß der Minister seine Einsprache gegen den Neubau aufhob, aber einige Modifikationen der inneren Anlage bedingte.

Vom Gärtner zum Doktor der Rechte gebracht hat es ein Wiesbadener, August Müller, Sohn eines Gärtnereibesitzers daselbst. Er war zuerst Redakteur eines Gärtner-Fachblattes zu Hamburg, trat dann in die Redaktion der „Magdeburger Volksstimme" ein, studierte 1901—1904 in Zürich, wo er summa cum laude promoviert wurde, und ist nun wieder in seine letzte Stellung eingetreten.

Auf der Marksburg ist nunmehr der Rittersaal in seiner typischen Ursprünglichkeit wiederhergestellt. Die Entwürfe der Ausmalung der Burg sind durch Architekt Ebhardt dem Kaiser vorgelegt worden und haben dessen Billigung gefunden.

Bei Dotzheim ist eine Anzahl Steingräber von mehrtausendjährigem Alter aufgedeckt worden.

Zur neuen Landes-Augenheilanstalt zu Wiesbaden ist am 7. März der Grundstein gelegt worden.

Die Taunusbahn bis Hochheim wird nunmehr im Anschluß an die Rheinbahn von Niederlahnstein bis Kastel der Direktion Mainz unterstellt. Die Zerreißung des nassauischen Eisenbahnnetzes geht also weiter.

Das Bahnprojekt Fehl-Ritzhausen-Westerburg ist genehmigt. Damit wird die Verbindung der Linie Limburg-Hachenburg mit der Westerwaldquerbahn hergestellt.

Ein Langenschwalbacher hat dem Diakonissenfonds seiner Vaterstadt 100 000 Mark vermacht.

Als Kuriosum wird uns mitgeteilt, daß eine achtjährige Weilburgerin am 29. Februar ihren 1. Geburtstag feierte.

Heimatschutz. Eine auch für unser Nassauerland wichtige Vereinigung ist im Entstehen begriffen. Etwa 200 deutsche Männer der verschiedensten Klassen sind zusammengetreten, um den mannigfachen Schädigungen, die der natürlichen Schönheit der Heimat durch künstliche, vermeintlich künstlerische „Verschönerungen" zugefügt werden, zu steuern. Wir kennen so manchen idyllischen Fleck, so manches Landschaftsbild in Nassau, das durch stillose Bauten, dem Gesamten sich nicht anpassende Anlagen, schlecht angebrachte Verbesserungen der Natur u. s. w. entstellt ist. Aus dem Programm, dessen Grundzüge der eben versandte Aufruf entwickelt, kann hier nur hervorgehoben werden, daß der neue Bund zwar in erster Linie einen Zusammenschluß von etwa bereits bestehenden Vereinigungen herbeiführen will, daß aber bei der augenblicklichen Lage der Dinge der Beitritt einzelner Personen, auch aus kleineren und kleinsten Ortschaften für die Erreichung der Ziele des Bundes unentbehrlich ist. Die Erwerbung der Mitgliedschaft schließt eine grundsätzliche Verpflichtung zu Beitragszahlungen nicht ein. Bis zur stattfindenden Konstituierung des Bundes wird die Erledigung von Anfragen sowohl wie die Zusendung erbetener Aufrufe der vorläufigen Geschäftsstelle des Bundes Heimatschutz (Robert Mielke, Charlottenburg V, Rönne-Straße 18) obliegen. — Der Aufruf sei der warmen Teilnahme aller derer empfohlen, welche die tiefe Bedeutung des schönen deutschen Wortes „Heimat" zu würdigen wissen; wir legen es den „Nassovia"-Lesern besonders warm ans Herz, sich über die Sache zu informieren.

Nassauischer Geschichtskalender.

20. März.

1676. Johann Heinrich Schramm wird zu Girkhausen bei Berleburg geboren. Er wurde 1701 Professor der Beredsamkeit zu Herborn; 1707 Konsistorialrat und erster Pfarrer zu Dillenburg, 1709 Professor der Theologie zu Herborn, 1721 zu Marburg. Dann kehrte er 1723 nach Herborn zurück, wurde auch Inspektor und erster Pfarrer und erhielt den Titel Generalsuperintendent. Als solcher starb er am 20. Januar 1753.

1825. Institutsvorsteher Johann de Laspée stirbt zu Wiesbaden. Er war am 25. September 1783 zu Johannisberg geboren, weilte längere Zeit bei Pestalozzi in der Schweiz und richtete 1809 zu Wiesbaden das erste Institut in Nassau nach Pestalozzis Grundsätzen ein, zuerst in einem Hause an der Langgasse, dann in seiner Besitzung an der Friedrichstraße. Die heute dort angelegte Straße ist nach seinem Namen genannt.

25. März.

1123. Kaiser Heinrich V. schenkt seinem Vasallen, dem Ministerial Eberhard und dessen Gemahlin Adelheid einen Wald, der zu der königlichen Pfalz Wisibad (Wiesbaden) gehörte. Er wollte ihn für einen Kriegszug, den jener nach Westfalen mitgemacht hatte, entschädigen.

1696. Fürst Heinrich Kasimir II. von Nassau-Diez stirbt. Er war am 17. Januar 1657 als Sohn des Fürsten Wilhelm Friedrich geboren und folgte diesem unter Vormundschaft 1664 sowohl als Fürst wie als Erbstatthalter von Friesland. Sein Nachfolger wurde sein Sohn Johann Wilhelm, der 1702 auch Prinz von Oranien ward.

30. März.

1495. Graf Johann von Nassau-Saarbrücken schickt sich zu einer Reise in das Heilige Land an. Es galt bekanntlich für hohe Frömmigkeit, Wallfahrten zum Heiligen Grabe zu machen, wie denn auch Graf Johann V. von Nassau-Dillenburg 1484 eine solche unternommen hatte.

1695. Kurfürst-Erzbischof Anselm Franz von Mainz aus dem rheingauer Geschlechte der von Ingelheim stirbt. Er war am 16. September 1634 geboren, wurde Dechant in Mainz, 1675 kurmainzischer Statthalter zu Erfurt und 1679, nach dem Tode Karl Heinrichs von Metternich, Erzbischof und Kurfürst.

Briefkasten.

Bestimmungen von allgemeiner Geltung. Bitte: 1) Leserlich schreiben, wenn kein Gebrechen hindert. 2) Manuskripte nur auf einer Seite beschreiben. 3) Sich im allgemeinen an dem erbetenen Umfange halten. 4) Von Gedichten sich Abschriften aufbewahren, da solche nicht zurückgesandt werden. 5) Textmanuskripte an den Herausgeber: Dr. Spielmann, Wiesbaden, Bismarckring 30, senden. 6) Beachten, daß bei dem beschränkten Raume Garantie für Aufnahme eines Beitrages in eine bestimmte Nummer nicht erfolgen kann.

G. L. in S. Leider zu wenig inhaltsreich und deshalb zur Aufnahme ungeeignet.

A. L. in K. Wird kommen.

W. M. in A. Die Münze ist eine preußische Kriegsdenkmünze. Sie fragen vielleicht einmal bei Herrn Rudolf Hauch, Frankfurt a. M., wegen Verwendung an.

Redaktionsschluß: 10. März.



№ 7. Wiesbaden, den 1. April 1904. 5. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20, beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Rosenzauber.

Als Meister Rubens, nicht mehr jung,
Allein stand, sich versenkend
In schmerzliche Erinnerung,
Der Gattin Tod gedenkend,
Da sah — es war ihr Sterbetag —
Er eine Rose nicken. —
Bedeutete das: Nicht versag'
Dir's, wieder aufzublicken?

Die Rose hing vor einem Bild
Aus seinen Künstlerhänden,
In dem zwei Augen himmlischmild,
Ihm schienen Trost zu spenden.
Und eben, als er das empfand,
Leis überschritt die Schwelle
Ein Mädchen, Rosen in der Hand,
Das bannt ihn an die Stelle.

War es die Rosenkönigin,
Gekommen, ihn zu krönen,
Und seinen gramgebeugten Sinn
Der Trauer zu entwöhnen? —
„Was suchst du", fragt' er, „holde Maid,
In meinem Bildersaale?
Willst du, daß aus Vergangenheit
Ein neuer Morgen strahle?" —

„„Verzeiht mir, Herr, die Schwester bin
Ich eines Eurer Schüler.""
Er sprach: „Erfrisch' dir Herz' und Sinn
Im Saal; dort ist es kühler."
„„So bin ich aus dem Sonnenbrand
Achtlos hereingetreten;
Nehmt, Meister, an mein Lösungspfand
Von duftigen Rosenbeeten!""

Der Maler war im Seelenschau'n
Sprachlos in sich versunken.
Dann, als begänn' er aufzutau'n,
Sah er sie, schönheitstrunken,
Drückt' ihr die Hand und schritt hinaus,
Die Rosen in den Händen. —
So schnell ließ noch kein Rosenstrauß
Zwei Herzen sich verpfänden.

Er wußt' es nicht, und auch die Maid,
So jung und so bescheiden,
War um der Liebe Lust und Leid
Bisher nicht zu beneiden.
Er selbst, ein Fürst im Farbenreich,
Und in dem Rat der Fürsten
Ein Diplomat, — er sollte weich
Nach Liebesgaben dürften? —

Er zog hinaus; sie blieb zurück.
Doch seit er fortgegangen,
War's, wie wenn ein verbot'nes Glück
Ihr pochend' Herz umfangen. —
Da flog ein Brieflein zu ihr hin,
Von ihm, drin stand geschrieben:
„Nimm keinen, weil ich fern dir bin,
Du müßtest denn ihn lieben."

Und lieben, — o, das wußte sie —
Seitdem er ihr entschwunden,
Kennt sie nur ihn, den Poesie
Mit Rosen ihr verbunden. —
So harrte sie der Wiederkehr
Mit Bangen und Verlangen;
War alles andre ringsumher
Für sie doch längst vergangen.

Nach Jahresfrist erst heimgekehrt,
Hat blühend er gefunden
Die Mädchenrose, nicht begehrt
In flüchtigen Sekunden.
Damals hielt Trauer noch den Sinn
In ihren düstern Banden;
Nun zog's ihn allgewaltig hin,
An ihrer Brust zu landen.

Doch sie war jung, und er schon alt
Mit seinen fünfzig Jahren. —
Wird Jugendlust nicht allzubald
Den Unterschied gewahren? —
So fragend, war er ihr genaht,
Ob sie, nach Sturmestosen
Woll' schmücken seinen Lebenspfad
Aufs neu mit frischen Rosen? —

„„Du hast mir,““ sprach sie, „„großer Mann,
Das Warnungswort geschrieben:
Nimm keinen Mann, du müßtest dann
Ihn unaussprechlich lieben.
Nun fragst du, ob ich lieben kann? —
Mir flüsterten die Rosen,
Daß ich mit dir den Preis gewann
Von allen Erdenlosen.““

So mit dem Alter Jugend hat
Den Herzensbund geschlossen,
Und wie der Rose: Blatt an Blatt
Ist diesem Bund entsprossen.
Die heilige Kunst hat ihn geweiht,
Daß zu den fernsten Tagen
Helenens Liebesseligkeit
Die Chronik hat getragen.

Denn Rubens hat sein Rosenlieb
Verewigt in den Bildern,
Und ihnen vorbehalten blieb
Solch Künstlerglück zu schildern.
Die Kunst mit ihrer Poesie
Weiß Jugend zu erlosen,
Für sie vergeht im Leben nie
Die Blütezeit der Rosen.

Karl Stelter.



Siegfried von Westerburg, Erzbischof von Köln, 1274—1297.

3) Von Dr. C. Spielmann. (2. Fortsetzung.)

Die Entscheidung mußte herannahen. Siegfried hatte sich bemüht, neue Bundesgenossen zu werben und solche in den westerwälder Grafen und Herren gefunden, die fast alle untereinander verwandt waren und auch sonst aus Interesse gemeinsam handelten. Außerdem hatte er Reinald von Geldern zu bewegen gewußt, seine Rechte auf Limburg dem mächtigen und kühnen Grafen Heinrich von Lützelnburg (Luxemburg) abzutreten.[1]) Der Gelderer tat dies in der Voraussicht, daß er doch das Herzogtum nicht würde behaupten können. Somit war ein Keil in die niederländische Liga hineingetrieben. Aber auch Herzog Jan erhielt einen achtungsvollen Bundesgenossen in den Bürgern von Köln, die nun offen gegen Siegfried auftraten, da er alle Klagen wegen des Worringer Raubzolles unbeachtet und die Burg bestehen ließ, trotzdem Jülich die seine an das Domstift zu Köln abgetreten hatte. Außerdem strömten hüben und trüben noch viele Bündner zu. Nunmehr waren die früheren Gegner im Streite, die Grafen von Berg und Geldern, ganz zurückgetreten; die „Hauptakteurs“ waren Herzog Jan und Erzbischof Siegfried geworden. Der Streit selbst hatte sich in ein großes Turnei zweier Rotten mit verbundenem allgemeinem Gesellenstechen verwandelt. Betrachten wir nun die Teilnehmer daran.

Zu dem Herzoge von Brabant standen sein Bruder Gottfried, Herr zu Areschot, die Grafen Guido von Saint-Pol, Hugo und Gottfried von Chatillon, Gottfried von Vianden, Arnold von Looz, Walram von Jülich, Ruprecht von Virneburg, Adolf von Berg, Heinrich von Windeck, Eberhard von der Mark, Simon von Tecklenburg, Otto von Waldeck, Walram von Ziegenhain und Heinrich von Weilnau und die Herren Gerhard von Löwen, Walther von Mecheln, Dietrich von Walcourt, Arnold von Diest, Jan von Kuisk, Robert von Asche, Jan von Arkel, Jan von Heusden, Arnold von Walheim, Jan von Merode, Arnold von Wesemaele (sp. maale), Gerhard von Caster, Friedrich von Reifferscheid, Johann von Bedbur, Hermann von Thomberg, Gerlach von Dollendorf, Heinrich von Wildenburg u. a. sowie die Stadt Köln.

Der Erzbischof von Köln versammelte um sich seine Brüder Heinrich, Herr zu Westerburg, Reinhard, Propst zu Bonn und Philipp, Propst zu Köln (St. Gereon), die Grafen Reinald von Geldern, Heinrich von Luxemburg, Dietrich von Hülcherath (gen. Luf von Kleve), Dietrich von Mörs, Wilhelm von Neuenar, Adolf von Nassau, Heinrich von Nassau, Heinrich von Solms, Gottfried von Sayn, Heinrich von Sponheim und die Herren Walram von Falkenburg, Walram von Jülich-Bergheim, Konrad von Lonzen, Goswin von Born, Johann von Heinsberg, Gottfried von Löwenburg, Ludwig von Wolkenburg, Gerhard von Vilich, Wilhelm von Honnef, Salentin und Eberhard[2]) von Isenburg, Johann von Limburg (a. d. L.), Reinhard von Stockheim u. a. Man sieht, die westerwälder Grafen- und Ritterschaft war zahlreich in des Erzbischofs Lager vertreten.

Mit dem Frühjahre von 1288 wälzten sich von allen Seiten die Kriegsscharen dem Niederrheine zu. Seit der Zeit des großen Kampfes gegen Herzog Heinrich den Löwen hatte das Reich kein solches feindliches Aufgebot widereinander gesehen. Damals aber kämpften der Kaiser und ein mächtiger Reichsfürst

[1]) Wie schon erwähnt, waren des Herzogs Walram von Limburg Vater und der Graf von Luxemburg, Heinrichs Vater, Brüder gewesen.

[2]) Auf welcher Seite Eberhard von Isenburg-Grenzau eigentlich kämpfte, ist immer noch ungewiß. Da er aber als Führer von sponheimischen Völkern genannt wird, die auf Siegfrieds Seite kämpften, und er überdies später, 1291 (nach einer Urkunde im Kölner Stadtarchiv) von Siegfried für erlittenen Schaden (Gefangennahme?) Ersatz erhielt, so liegt es wohl nahe, ihn als des Erzbischofs Bündner zu betrachten.

miteinander; diesmal standen sich zwei Reichsfürsten mit ihren Koalitionen gegenüber, ohne nach dem Reichsoberhaupte zu fragen. Die stiftische Partei hielt zu Pfingsten einen großen Beratungstag zu Falkenburg ab. Der Herzog von Brabant hörte davon und gedachte die Versammlung zu überfallen und sich der feindlichen Häupter zu bemächtigen. Aber diese waren, nachdem sie ihren Kriegsplan festgestellt hatten, wieder auseinander gegangen. Nun fielen die brabantischen Scharen von allen Seiten ins Stiftische ein.

Mit 1500 Reisigen machte Jan einen kühnen Gewaltritt auf Brühl und Bonn; ersteres wurde genommen und die Burg zerstört. Die brabantischen Herren hielten dem zähneknirschenden Erzbischofe zum Spott ein lustiges Treibjagen in dessen weiten Brühler Jagdgründen ab; das übrig gebliebene Wild wurde aufs freie Feld getrieben und dort erlegt. Zu Brühl erschienen dann auch die Abgesandten der Kölner Bürgerschaft klagend vor dem „Dux paganus" (Gauherzog) und „Reichsstraßenvogte" und baten ihn, das Raubnest Worringen zu brechen. Alsogleich machte Jan sich auf, um es zu berennen, und in seinem Lager fanden sich dann zu Ende des Mai von 1288 die Bundesgenossen allgemach um ihn zusammen.

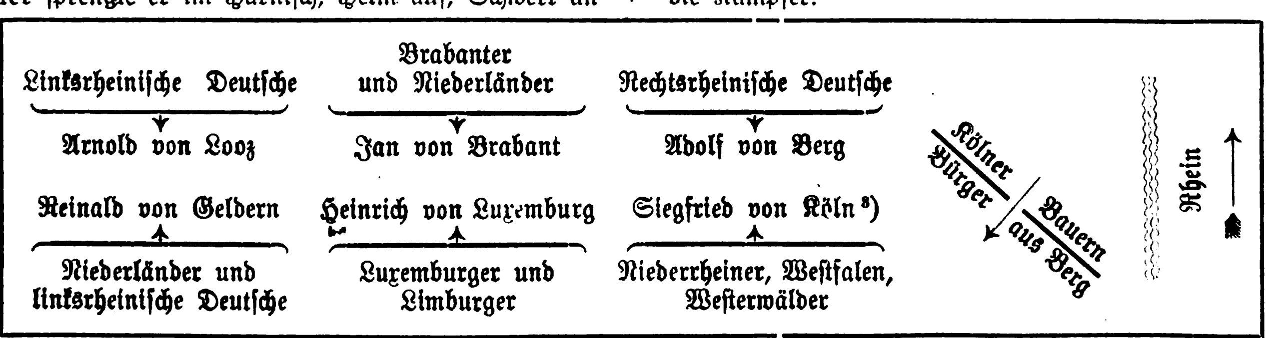
Auf der anderen Seite sammelte Siegfried seine Hilfsscharen bei Bonn, um Worringen zu entsetzen und den Gegner in den Rhein zu drängen. Er führte das Heer westlich um Köln herum, ließ es bei der Abtei Brauweiler lagern und Kundschaft einziehen, was der Brabanter beginne. Als er hörte, noch umgebe dieser die Feste, rief er frohlockend aus: „Der Walfisch liegt auf dem Trockenen; mit seinem Schwimmen ist es aus, und fliegen kann er nicht!" Beruhigt nächtigte er im Kloster, und sein Heer wurde von seiner Siegeszuversicht weidlich gestärkt. Führte doch auch der Troß eine Menge Wagen mit Ketten und Seilen zur Fesselung der vornehmen Gefangenen mit.

Am Morgen des Bonifatiustages (5. Juni) 1288, der ein Sonntag war, las der Erzbischof in goldgesticktem Kirchengewande feierlich Messe und sprach den Bann über seine Gegner aus, die auch der Kirche Feinde seien. Die brennenden Kerzen wurden zu Boden geworfen und ausgetreten; — also wolle er auch mit Gottes Hilfe seine Feinde heute vernichten und zertreten, verkündete Siegfried den atemlos Lauschenden. Dann erteilte er die Absolution. Ein gelindes Grauen überkam die Hörer: heute, an einem Sonntage, kämpfen? Man wagte, Siegfried Vorstellungen zu machen; er aber schnitt alle Einwände kurz ab, schritt zur Sakristei, um das Chorhemd mit der Rüstung zu vertauschen. Eine halbe Stunde später sprengte er im Harnisch, Helm auf, Schwert an der Seite, durchs Lager, und mit großem Tumulte begann alles zum heißen Waffengange zu rüsten. Rasch standen die Scharen schlachtbereit. Unter brausenden Zurufen ritt der mächtige reisige Recke die Reihen entlang; mit weithin über das Blachfeld rollender Stimme sprach er zu den Kämpfern von dem harten Strauße gegen die Macht des Feindes, aber auch von Ruhm und Beute, die der Sieger warteten. „Ich will," so schloß er, „den Herzog von Brabant als Gefangenen vor mir sehen," worauf die luxemburgischen Prinzen ausriefen: „Nein, nein, das nicht; der Räuber unseres Erbes soll sterben!" „Nun, so tut wie ihr wollt!" war die Antwort, und alsbald wurde der Marsch auf Worringen angetreten.

Aber auch drüben im brabantischen Lager war man frühzeitig auf. Der Herzog hatte bei der Kunde der Annäherung seines Gegners beschlossen, die Belagerung aufzuheben und vorwärts zu gehen. Zahlreiche Feldaltäre waren errichtet worden, bei denen sich die Krieger zur Messe zusammenfanden. Die Priester gingen hin und her, um den Beichtenden Absolution und Abendmahl zu erteilen. Dann überschritt das Heer den bei Worringen mündenden Bach und stellte sich auf. Der Herzog im Schmucke seiner kunstvollen Rüstung hielt ebenfalls vom Roß herab eine Ansprache, in der er hinwies auf die gerechte Sache, die er verfechte, und daraufhin setzten sich auch diese Schlachthaufen in Bewegung. Noch zuletzt war ihnen eine willkommene Verstärkung zugezogen; etwa 1200 handfeste bergische Bauern waren über den Rhein gesetzt und hielten sich in der linken Flanke der marschierenden Haufen, hinter den Bodenerhebungen sich deckend. Gleichwohl war dem Erzbischof ihre Ankunft bekannt geworden.

Ein leichter Nebel, der bald verflog, lag auf der Fühlinger Heide, die sich links vom Rheine endlos dehnt, bald ganz flach, bald in sanften Wellungen, meist trockenen und harten Bodens, an einzelnen Stellen auch bruchig und moorig, was den Brabantischen weniger, den Kölnischen gut bekannt war. Die Immen summten im Heidekraut, und die Falter flatterten über die Rasenflächen; von allen Seiten hörte man den Morgenglockenklang über die Fläche zittern.

Da blitzte und funkelte es aus der Ferne, hüben — dann drüben; die langen Reihen der Reisigen tauchten auf, der Boden dröhnte unter dem Stampfen der Rosse und dem wuchtigen Schritte der Fußknechte. Um 9 Uhr standen die Heere in Schlachtordnung einander gegenüber, jedes in drei Brigaden geordnet. Eine breite Straße, von Gräben besäumt, trennte die Kämpfer.



[3]) Gewöhnlich wird Siegfried als Führer des Zentrums, der Graf von Geldern als der des rechten und der von Luxemburg als Führer des linken Flügels bezeichnet. Das ist nach den Spezialdarstellungen der Schlacht unmöglich.

Die Heere waren verschieden stark; der Herzog verfügte über etwa 15 000 Mann, darunter 4000 Reisige, der Erzbischof über etwa 20 000 Mann, darunter 6000 Reisige, war also dem Feinde überlegen.[4]) Die Kernmacht des Brabanters bildete die Bürgerschaft seiner Städte, die communards, tapferes, schwergerüstetes Fußvolk, jene Brabançons, vor deren geschlossenem eisernem Haufen die französischen Ritterheere noch oft in Furcht und Schrecken zerstieben sollten. Auch die Kölner Bürger und die Bauern von Berg waren nicht zu verachten. Ebenso sammelte drüben der Erzbischof die kernhaften Fußknechte aus Westfalen, die Pumpernickel- und Schinkenesser um sich. Sie mußten seinen Kriegswagen, das Sanktuarium des Heeres, wie es einst die Bundeslade für die Israeliten war, dem Mailänder Carroccio ähnlich, schirmen. Der große eisenbeschlagene Karren war mit einer starken Brustwehr aus gezimmerten Planken versehen, von welcher herab unter dem vom Mastbaume flatternden erzbischöflichen Banner (schwarzes Kreuz auf weißem Grunde) Bewaffnete (Schützen und Schleuderer) kämpften; Balken, von eisernen Ringen gehalten, unten spitz-eisenbeschlagen, konnten in den Boden gelassen werden, damit das Ganze wie eine Zitadelle fest stand. Vor dem Zentrum flog das luxemburgische Banner, rot-weiß-blau, links wehte das geldrische, gelb und blau, dem von Looz, rot-weiß, entgegen; auf dem linken feindlichen Flügel zeigte sich das bergische, rot-weiß. Alle wurden sie von Edelknechten getragen. Der Herzog, der mehreren Edeln vor der Front im Angesichte des Feindes den Ritterschlag erteilt hatte, bestellte den Ritter Walter von Warfusée und den Bastard Frank von Wesemaele zu Führern seiner Trabanten, während Raso von Gavre sein Panier, gelb und schwarz, trug, das außerdem zwei Edelknechte schirmten. Zahllos waren die kleinen Wimpel, welche die Hauptbanner umwehten.

Mannigfach wie Banner und Rüstungen waren auch die Mundarten, die von den Scharen gesprochen wurden, sowohl die deutschen wie die französischen, zwischen welche dann noch die verschiedenen Uebergänge hineinspielten. Dabei standen die Angehörigen eines Idioms nicht zusammen; vielmehr feindlich getrennt, hüben und drüben, zerfleischten sie sich in brudermörderischem Kampfe um des Ehrgeizes der Größten willen. (Fortsetzung folgt.)

[4]) Diese Zahlen halten wir für die richtigen. Es ist einfach Unsinn, wenn sich die Angaben so versteigen, daß sie Siegfried 40 000 und Jan 10 000 Mann zuteilen.

Die Uebernahme des kurmainzer Jägerkorps von Scheither in nassauische Dienste.[1])

Von P. Kuhlo.

Die vor einigen Monaten erschienene „Geschichte des herzoglich nassauischen 2. Regiments und des zweiten nassauischen Infanterie-Regiments Nr. 88 von Oberst Isenbart" mußte, um das Werk nicht zu umfangreich zu gestalten, darauf verzichten, auf die einzelnen Stämme dieses Regiments näher einzugehen. Da die Tätigkeit derselben, wenn auch nur von kurzer Dauer, eine Fülle des Interessanten für weitere nassauische Kreise bietet, ohne bisher eingehender behandelt worden zu sein, folge ich gern der Anregung des Herausgebers der „Nassovia" und stelle deren Lesern einiges aus dem mir vorliegenden Material über die nassauischen Stammformationen aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts zur Verfügung.

Der älteste schöne Pfeiler, auf den das Regiment 88 seine Geschichte aufbaut, ist das kurmainzer Jägerkorps des Freiherrn von Scheither, auf dessen kurze kriegerische Tätigkeit ich später zurückkommen werde.

Wir finden die kurmainzer Jäger beim Aufhören des Kurstaats im Jahre 1802 in weiten Quartieren um die Städte Höchst, Oberursel, Königstein und Kastel verteilt, mit Unruhe und Sorge um ihre Zukunft erfüllt. Im April 1800 war der Andrang zur Fahne Scheithers groß gewesen, da seine Werber besonders hohe Löhnungssätze versprechen konnten, die aus den Mainz zugesicherten Subsidiengeldern Englands flossen. Sobald diese nach dem kurzen Feldzuge 1800 ausblieben, war das Jägerkorps, das sich in wenigen Monaten im Felde hervorragende Verdienste um den Kurstaat erworben hatte, eine Last für den Kurfürsten geworden, und die Bemühungen seines Kanzlers von Albini zielten auf baldige Auflösung des nun überflüssig gewordenen Truppenteils. Albini versuchte zunächst, das ganze Korps an das Reich abzuschieben. Der Reichsanwerbungs-Direkteur, General Fürst von Reuß, welcher hierüber verhandelte, gab kund, daß der kaiserliche Hof kein leichtes Korps besitze, welches dem Scheitherschen beikomme, und daß ihm alles Rühmliche, seine mit Auszeichnung geleisteten Dienste und seine Disziplin wohl bekannt sei. Doch ließ er am 8. April 1801 durch seinen Vertreter Oberst Mylius dem kurmainzer Geheimberater von Wallmenich zu Erfurt mitteilen, daß Seine Majestät es nicht tunlich finde, bei dem jetzt erfolgten Frieden ganze Korps zu übernehmen, dagegen wohl geneigt sei, Offiziere und Mannschaften einzeln anzuwerben. Sein Vorschlag ging dahin, daß „für jeden zur teutschen Infanterie angemessenen Kopf von wenigstens 5 Schuh 5 Zoll ohne Montur und Armatur 48 Gulden Reichsgeld entrichtet werde. Von diesem Betrage müsse wenigstens jedem überlassen werdenden Kopf gleichsam wie ein neues Handgeld 10 Gulden auf die Hand gegeben werden." Albini wollte sich auf dieses für die kur-

[1]) Der Herr Verfasser, zurzeit Hauptmann und Kompagnieführer im II. nassauischen Inf.-Regiment 88, beginnt hiermit eine Reihe zwangloser quellenmäßiger Aufsätze über die ältere Geschichte seines Regiments.

mainzer Staatskasse nicht ungünstige Geschäft nicht einlassen und versuchte nochmals dem kaiserlichen Hofe die „besondere Gnade und Bereitwilligkeit S. Kurfürstlichen Gnaden darzutun, welche dem Kaiser vorzüglich dieses treffliche Korps gönnten und die Gelegenheit verschaffen wollten, sich dessen zu versichern." Ende Mai kam der endgültige Bescheid, daß auf Uebernahme des Korps en bloc verzichtet werde; gleichzeitig wurde die Bitte ausgesprochen, die Anwerbung in kaiserliche Dienste zu erleichtern durch Vorlesen der Werbebedingungen und Begünstigung der Werber, sobald die Auflösung der Truppe beschlossen werde.

Wider Erwarten entschloß sich der Kurfürst jetzt, das Jägerkorps nicht zu entlassen, einmal aus Dankbarkeit für die geleisteten Dienste, dann aber auch, „weil er vielleicht das Militär noch zur Besitzergreifung oder zur Eigenmacht anderer Fürsten nötig habe."

Scheither selbst, ein Oesterreicher, trat mit mehreren Offizieren im Juli in die österreichische Armee zurück; neue Offiziere wurden nicht angenommen, die Präsenzstärke der Truppe aber durch Beurlaubung von $^2/_3$ der Gesamtstärke und durch Entlassung der dienstmüden Ausländer auf ein Minimum herabgesetzt.

Für die zurückbleibenden Jäger begann jetzt eine Zeit absoluter Ungewißheit über ihre Zukunft. Ueber die Verhandlungen, welche zur Säkularisation der geistlichen Besitzungen führten, drangen die abenteuerlichsten Gerüchte in die Friedensgarnisonen und erleichterten den überall herumstreifenden Werbern das Geschäft. Fortgesetzte Desertionen von Jägern waren die Folge solcher Erzählungen, laut deren das Korps bald nach Nordamerika, bald nach Ostindien verkauft worden sei.

Beim Abgang Scheithers hatte der älteste Hauptmann des Jägerkorps die Zügel in die Hand genommen, von Schäffer, ein Hannoveraner, Soldat vom Scheitel bis zur Sohle, der sich auf allen Kampfplätzen der damaligen Zeit getummelt hatte, der spätere Organisator des nassauischen Militärs. Ihm war es vorbehalten, seine Truppe in gesicherte Stellung zu bringen.

Sobald er erfahren hatte, daß die Aemter Höchst, Königstein und Kastel in nassau-usingischen Besitz übergehen würden, trat er mit dem zukünftigen Landesherrn in Verhandlungen betreffs Uebernahme seines Korps in nassauische Dienste. Am 15. September 1802 richtete er an den Fürsten im Einverständnis mit seinem Kurfürsten, Karl von Dalberg, dieserhalb eine eingehende Denkschrift, in der er ausführte, daß der größte Teil seiner Jäger nunmehr Landeskinder des Fürsten geworden, und dieser daher moralisch zur Uebernahme derselben verpflichtet sei. Dann fügt er hinzu: „Da außerdem Kastel ein Punkt ist, der meines unmaßgeblichen gehorsamsten Dafürhaltens militärisch besetzt werden zu müssen scheinen will, so würde dieser Ort, wenn Ihre Durchlaucht das ganze leichte Jäger-Bataillon aufzunehmen die Gnade hätten, nicht einen Augenblick ohne Militär bleiben, und die Franken würden dort Soldaten sehen, deren Uniformen ihnen in mehr wie 20 Gefechten Achtung eingeflößt haben."

Wirksam unterstützt wurde diese Bitte durch den kurmainzer Kriegsrat Molitor und später durch den Kanzler von Albini.

Der Fürst Karl Wilhelm war anfangs unschlüssig und stieß sich bei der gänzlichen Erschöpfung seiner Besitzungen natürlich durchaus an der Geldfrage, so daß Albini dem Kurfürsten von Mainz den Vorschlag machte, um dem bewährten Korps das Fortkommen zu erleichtern, dieses mit voller Armatur, Montierungs- und Rüstsorten unentgeltlich abzugeben.

Inzwischen berichtete Molitor wieder: „Ich kann mir aus einigen Kombinationen die Besorgnis nicht bergen, daß es allenfalls auf holländische oder englische Dienste — und zwar letztere für die Ostindische Kompagnie — abgesehen sei," und erst nachdem es Albini gelungen war, derartige Bedenken bei Dalberg zu zerstreuen, gab derselbe seine Zustimmung zu den Vorschlägen des ersteren: „Ich kompromittiere hiermit Herrn Minister von Albini in der festen Zuversicht, daß er ebenso wie ich an keinem Menschenhandel nach Amerika oder Ostindien Anteil nehmen wolle, in welchem Falle die Auflösung des Korps vorzuziehen sein würde."

Am 12. Oktober erklärte sich denn auch der Fürst von Nassau in einer Audienz dem Hauptmann von Schäffer gegenüber zur Uebernahme des leichten Jägerkorps bereit.

Dalberg, der jetzt für das ihm unterstehende Militär im Gegensatz zu seinem späteren Verhalten seinen frankfurtischen Truppen gegenüber großes Wohlwollen und Interesse zeigte, versuchte, mit dem Scheitherschen Korps auch andere Truppenteile an Nassau abzugeben; bald reden die hierüber vorhandenen Akten von Verhandlungen, die auf Abschieben der damals den Bataillonen direkt unterstehenden Artillerie zielen, bald versuchte man, das Jägerkorps aus andern kurmainzer Regimentern komplett auf Kriegsfuß zu setzen und Offiziere anderer Truppenteile zu den Jägern zu versetzen, um möglichst hohe Zahlen an Nassau abzugeben, so daß sich zu Schäffers Verdruß die Unterhandlungen häufig wieder zu zerschlagen drohten. Letzterem schrieb der Fürst von Nassau am 24. Oktober: „Was die Uebernahme der Artillerie, deren Bedienung, Geschirre und Zubehör betrifft, so bin ich in diesem Zeitpunkt nicht reich genug, um deshalb auch nur die kleinste Ausgabe zu machen. Ich beschränke mich unabänderlich auf das Korps, welches Sie befehlen; wenn ich nämlich dasselbe mit sämtlicher Montur unentgeltlich bekomme und keine Veränderung und Vermehrung in dem Offizier-Personal eintritt."

Nochmals versuchte Kriegsrat Molitor den Fürsten, als dieser sich Ende November zu Kastel huldigen ließ, zur Uebernahme größerer Mannschaftsquoten zu überreden, indessen ohne Erfolg.

Karl Wilhelm war an und für sich mißgestimmt, weil er an diesem Huldigungstage mit den Kleidern angezogen werde, die man anderen Fürsten ausziehe: „die ganze Wendung empöre sein Innerstes; in seinem Alter hätte er gewünscht, Ruhe zu genießen und andere in Ruhe zu lassen. Er sei nicht einmal reich genug, das leichte Jägerkorps in seinem dermalen Stande zu erhalten." Molitor suchte dem gegenüber auszuführen, daß die Steuereinkünfte, welche dem



Fürsten durch die Uebernahme der neuen Landesteile zufielen, eine stärkere Uebernahme von Militär, als nur des Jägerkorps erforderten. „Kein Landesherr könne die Pflicht, für Invalide zu sorgen, tiefer empfinden, als der Kurfürst von Mainz, und das sei gerade sein größter Schmerz, daß ihm so viele Quellen entzogen würden, um diesem Gefühle genug zu tun." Es wurde jedoch von seiten Nassaus nur insofern ein Entgegenkommen gezeigt, als die Komplettierung des Jägerkorps durch gediente Leute anderer kurmainzer Regimenter, die, aus den abgetretenen Gebietsteilen gebürtig, nunmehr nassauische Landeskinder geworden waren, erfolgen durfte.

Am 23. November wurde endlich nach langem Hin und Her das Jägerkorps seines Eides und seiner Pflichten gegen Seine Kurfürstlichen Gnaden für erledigt erklärt und dem Dienste des Fürsten von Nassau-Usingen überwiesen.

Am 2. Dezember wurde in Höchst und in Kastel von dem dort stehenden Detachement dem neuen Kriegsherrn in Form der jetzt in Baiern noch üblichen Stabung der Eid geleistet.

Das Korps führte zunächst den Namen „Leichtes Infanterie-Bataillon von Schäffer", später, nach Durchführung der Schäfferschen Organisation: „3. (leichtes Jäger-) Bataillon; es bildete die erste taktische Einheit in dem jetzt erst beschlossenen weilburgisch-usingischen Militärverband. Die 13 Offiziere und 312 Unteroffiziere und Gemeine, (einschließlich der Beurlaubten), sämtlich gehörig bekleidet, armiert und gebildet", zum größten Teil kriegsgewohnt, teilweise durch die kurmainzer Tapferkeitsmedaille ausgezeichnet, bildeten den festen Kern, um den Schäffer im Auftrage der beiden nassauischen Fürsten die Organisation des gesamten nassauischen Militärs vornehmen konnte.

Die Offiziere, welche übertraten, waren: der inzwischen zum Major beförderte von Schäffer, 1806 bereits Kommandeur der gesamten nassauischen Infanterie, Hauptmann von Bismark, seit Januar 1803 General-Adjutant des Fürsten, Hauptmann Meder, in Spanien Kommandeur des 1. Regiments, und Hauptmann von Bonhorst, ein mit dem Pour le mérite ausgezeichneter Preuße, der im März 1803 starb, ferner die Oberleutnants von Kutzleben, von Steuben, von Bobard, Reichard und Umbusch, die Leutnants Riemann, von Beust, Frhr. von Breidbach und Sattler; als Kadetten wurden Hornung und Meder übernommen. Schließlich traten der Bataillonschirurg Seebach und der Auditor Werren mit über, letzterer ein früherer kurmainzer Ziviljurist, bei den späteren Organisationsveränderungen die rechte Hand Schäffers.

Auch unter den Unteroffizieren finden wir einzelne Namen, die in der nassauischen Militärgeschichte einen guten Klang haben, so den Fourier Trittler, den Napoleon 1808 persönlich zum Leutnant beförderte und der seine militärische Laufbahn als Major und Kommandeur der Marksburg beendete. Unteroffiziere und Mannschaften des Korps werden in großer Zahl in den nun folgenden Jahren als Einsteher für wohlhabende nassauische Landeskinder genannt; sie bilden in den Feldzügen 1806/07 und in Spanien gewissermaßen das Rückgrat der vortrefflichen nassauischen Truppen.

Die Schulen zu Eppstein.

1)

Von J. Brumm.

Da, wie vor einiger Zeit die Tagesblätter berichteten, in Eppstein ein Streit um die Schule entstanden ist, so dürfte es von besonderem Interesse sein, den Lesern der „Nassovia" ein Bild der Entwickelung der eigenartigen Schulverhältnisse des schönen Taunusortes darzubieten. Wir folgen hierbei der Chronik der Eppsteiner evangelischen Volksschule.

Das alte Städtchen Eppstein hatte schon sehr frühe eine Schule. Das Schulgebäude, welches gleich unter dem Schloß nach dem Rathaus zu lag, war vorher ein Trinkhaus und wurde von den gräflich stolbergischen Herren der evangelischen Bürgerschaft als Schulhaus geschenkt. Nach und nach wurde dieses Haus baufällig, und als gar im Jahre 1697 an 200 hessendarmstädter Soldaten eine Zeitlang in dem Orte lagen und die damals leerstehende Schule zum Wachthaus machten, wurde der Bau so ruiniert, daß er über zwanzig Jahre nicht benutzt werden konnte. Es mußte daher von der Bürgerschaft ein Lehrzimmer gemietet werden. Um diese Zeit hatte Eppstein auch mehrere Jahre keinen Pfarrer. Erst den 2. Februar 1713 wurde die Pfarrstelle durch Johann Martin Murus wieder besetzt, und dieser bemühte sich, eine neue Schule zu erbauen.

Bei den damals teueren Fruchtjahren konnte aber die Bürgerschaft, welcher der Bau oblag, die Kosten nicht bestreiten. Den Anfang zu der Bausumme bildete man in der Weise, daß man die während langjähriger Vakanz der Schulstelle noch rückständigen Besoldungszinsen zugrunde legte, welche Pfarrer Murus und Präzeptor Mickel mit großer Mühe erhoben. Diese Zinsen mit geringen Beiträgen der Kirche, Gemeinde und Herrschaft betrugen 31 Gulden, 6 Albus 4 Heller. Das nötige Holz gab Hessen-Darmstadt. Da die Schwellen und Hauptbölzer sich in den darmstädter Waldungen nicht vorfanden, mußten solche mit vieler Mühe und großen Kosten nach und nach zusammengebracht werden. Als endlich die Zimmerarbeit fertig war und im November 1714 der Bau aufgeschlagen werden sollte, wurde wegen vorgefallener Streitigkeiten mit dem kurmainzischen Amtskeller in der Nacht das vor dem Tor am Kirchhofe liegende Holz „überfallen" und etliche Wagen davon nach Bockenhausen und Bremthal gefahren. Während des Winters und Sommers blieb daher alles wieder liegen, bis endlich Hessen der Gemeinde das fehlende Holz schenkte. Am 6. Juli 1715 wurde das Gebäude aufgeschlagen. Zu Frankfurt wurden

zum Ausbau der Schule 113 Gulden 29 Albus gesammelt; auch gestattete Hessen eine allgemeine Kirchenkollekte, die aber wegen vieler voraufgegangener Kollekten nicht reichlich ausfiel. Am 6. April 1716 war der Bau so weit fortgeschritten, daß der Schulunterricht eröffnet werden konnte. Am selbigen Tage zogen die Kinder morgens um 8 Uhr paarweise in die neue Schule, wo unter Gebet und Gesang das neue Haus eingeweiht wurde. Mehr als 150 Kinder wurden in der neuen Schule gezählt, und man spürte nicht, daß gerade 50 Jahre vorher die Pest Eppstein bis auf einige Menschen entvölkert hatte. Die Reihe der Lehrer, welche in Eppstein ihres Amtes gewaltet haben, ist nicht vollständig wiederzugeben. Mehrere von ihnen hatten studiert und predigten nachmittags, wenn das heilige Abendmahl gehalten oder der große Bußtag gefeiert wurde. Dies galt z. B. von Johann Christian Bindewald von Leidhecken in der Wetterau, welcher in den Jahren 1730—1736 hier Präzeptor war. Die Besoldung betrug damals:

	Fl.	Alb.
1. Zins: zu Eppstein von Künstlers Haus	1	—
zu Lorsbach von Wiesen	—	$25^1/_2$
2. Pension, welche albusweise mühsam erhoben wurde	19	$22^1/_2$
3. Schulgeld von eines Beisassen Kind	1	—
4. „ von einem Mädchen und 1 Alb. Feuergeld, ungefähr	— / 7	12 / —
Die Knaben gaben kein Schulgeld, sondern 1 Albus Holzgeld.		
5. Von einer Leiche 10 Albus für die Personalien 5 Albus, von einer Hochzeit eine Brautsuppe, oder 15 Albus, wenn die Orgel dabei gespielt wurde, sonst nur 10 Albus, ungefähr in Summa	30	—

6. Korn: 24 Malter von der Herrschaft und 3 Malter 1 Kumpf, die nach des alten Glöckners Tod von dessen Besoldung dazu gekommen waren.

7. Güter: eine Wiese auf der Sauweide, 1 Wagen Heu, ein Gärtchen an der Kirche, eins am Kirchhof und eins am kleinen See.

8. Holz: 2 Klafter Buchenholz von der Herrschaft.

Wie schon erwähnt, wurde in frühesten Zeiten die hiesige Schule auch mit studierten Theologen, welche die Hochschule verlassen hatten, besetzt. Späterhin hörte dies auf; die Stelle wurde Männern anvertraut, welche sich dem Schulfache gewidmet hatten. Der erste derartige Schulmann war der Schullehrer Schäfer, welcher sein Amt 32 Jahre, 1782—1814, rühmlichst verwaltete. Der zweite war der Schullehrer Fischer. Dieser hat 1814—1818 hier gestanden. In dieser Zeit, und zwar im Jahre 1817, erfolgte die allgemeine Schulorganisation in Nassau. Es wurden neue Schulbezirke gebildet, Schulinspektoren ernannt u. a. m. Eppstein wurde dem Bezirk Königstein zugeteilt und dem Schulinspektor D. Brand zu Weißkirchen (dem späteren 1. Bischof zu Limburg) unterstellt. Es folgten als weitere Lehrer: Zimmermann: 1818—1820, Johann Georg Reinhardt: 1820—1824.

Haben wir in vorstehenden Mitteilungen Kenntnis über die Entwickelung des Eppsteiner Schulwesens im allgemeinen gewonnen, so sollen uns die nachstehenden Ausführungen über die Gründung der katholischen Schule im besonderen unterweisen.

Die Gründung einer katholischen Schule zu Eppstein ist das Verdienst des evangelischen Pfarrers Jakob Ludwig Fliedner, der 1795—1813 in unserem Orte segensreich wirkte. Am 28. Dezember 1802 richtete er folgende Eingabe an das Konsistorium in Wiesbaden.[1]) Die Errichtung einer katholischen Schule in Eppstein ist ein so dringendes Bedürfnis, daß ein hochfürstliches hochgeistliches Konsistorium nicht frühe genug darauf aufmerksam gemacht werden kann. Ich eile daher, die traurige Lage dieser Sache meiner innigsten Ueberzeugung gemäß und mit der beruhigenden Hoffnung vorzustellen, daß unter einer Regierung, welche von den richtigsten Grundsätzen religiöser Aufklärung ausgeht und nach dem schönen Ziel allgemeiner Volksglückseligkeit hinstrebt, diesem tief gefühlten Bedürfnis baldigst abgeholfen werde.

Unter 93 bürgerlichen Ehen, 8 Witwern und 22 Witwen zählt der katholische Anteil hiesiger Pfarrgemeinde 53 Ehen, 2 Witwer und 10 Witwen, welche zusammen, die Kinder des fürstlichen Beamten und Revierjägers abgerechnet, 90 Kinder unter 14 Jahren enthalten. Schul- und unterrichtsfähig sind davon mindestens 50, welche aber bisher aus Mangel einer katholischen Schule entweder gar keines, oder doch eines nur dürftigen Unterrichts genossen haben.

Bei Abschließung des Rezesses zwischen Hessen-Darmstadt und Kurmainz im Jahre 1718 mag die Zahl der katholischen Bürger sehr gering gewesen sein, da sich noch im Jahre 1737 die Zahl der katholischen Ehen nur auf 35 mit Witwen belief. Indessen wurde bei Festsetzung der kirchlichen Angelegenheit von seiten Hessen-Darmstadts, an welches das volle Episkopal-Recht überlassen ward, den katholischen Einwohnern freigelassen, I. ihre Kinder durch einen hierzu bestellten Privatlehrer katholischem Gebrauch nach auf dem Schloß, oder II. einem jeden separatim in seinem Hause unterrichten zu lassen, oder sie III. nach Fischbach, dem eine halbe Stunde von hier gelegenen kurmainzischen Dorf — Bockenhausen, eine kleine Viertelstunde von hier, hatte damals noch keine eigene Schule —, oder sie IV. in die evangelische Schule zu Eppstein zu schicken. Das erste geschah wahrscheinlich deshalb nicht, weil die kurmainzischen Beamten, denen das Schloß zur Wohnung und zum Amte diente, den zur Schule erforderlichen Raum nicht abgeben konnten. Das zweite war für die mehrenteils armen Bürger zu kostspielig und unmöglich für alle durchführbar. Das dritte war entlegen und im Winter bei Eis und Schnee, und im Frühjahr bei großem Wasser, das in den engen Tälern sich zusammenhäuft, mit großen Gefahren für Leben und Gesundheit verbunden. Das vierte ward nur von sehr wenigen Bürgern aus sehr leicht zu erratenden Gründen befolgt.

So blieb also der größte Teil der katholischen Jugend dem traurigen Schicksal dahingegeben, ohne sittliche Bildung aufzuwachsen und die nötigen Kenntnisse des Lesens, Rechnens und Schreibens entbehren zu müssen, welche doch für den hiesigen aus lauter

[1]) Eppstein war damals nassau-usingisch geworden.

Professionisten bestehenden Ort in mehr als einer Hinsicht unentbehrlich sind.

Vor mehreren Jahren machte ich diese traurige Lage eines so großen Teils der hiesigen Gemeinde dem F. Konsistorium in Darmstadt nebst denen übeln Folgen in einem pflichtmäßigen untertänigen Berichte bekannt, und wäre nicht die Ungewißheit der künftigen Bestimmung dieses Orts und Gegend nach dem Saecularisations- und Austauschungsplan der großen Mächte Europas und Deutschlands eingetreten, so würden wahrscheinlich die Wünsche der katholischen Einwohner, wo nicht schon jetzt erfüllt, so doch ihrer Erfüllung nahe sein.

Es bleibt also dem jetzigen gnädigsten Landesvater und seinem erleuchteten Konsistorium von der Vorsehung vorbehalten, so vielen in dieser Hinsicht moralisch verwüsteten Kindern Vater, so vielen bisher und allzulange dem Ohngefähr überlassenen jungen Staatsgliedern Führer und Leiter auf dem Pfade ihres künftigen Glücks zu werden, und wer könnte, wer dürfte es wagen an der baldigsten Erfüllung so schöner Hoffnungen zu zweifeln?

Um indessen, und bis diese mit manchen Schwierigkeiten verknüpfte, wohltätige Veranstaltung, worunter die Etablierung eines hinlänglichen Besoldungsfonds vorzüglich zu berücksichtigen ist, ganz zustande kommen kann, die große Anzahl verwahrloster Kinder nicht länger der Ungewißheit und dem Nichtstun, der Quelle alles sittlichen Verderbens zu überlassen, habe ich die Gnade, einem hochpreislichen Konsistorium folgende untertänigste Vorschläge zu höherer Prüfung und Genehmigung vorzulegen.

1. Die katholischen Eltern schulpflichtiger Kinder müssen durch höhere Autorität dazu angehalten werden, dieselben bis zur etablierten Schule in Eppstein selbst, in die nur eine kleine Viertelstunde entlegene Schule zu Bockenhausen oder Fischbach oder wenn sie das nicht wollen in die hier bestehende protestantische Schule zu schicken, wo der Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen und allen bürgerlichen Pflichten ebenso wie den andern Kindern erteilt werden muß. Der eigentliche Religions- oder Konfessionsunterricht bleibt ihrem katholischen Geistlichen zu Fischbach überlassen. Ich kann jedoch mit allen vernünftigen Katholiken, hier den Wunsch nicht unterdrücken, daß die bisherige allzufrühe Konfirmation ihrer Kinder, die gewöhnlich im 12. oder 13. Jahre, zuweilen schon im 11. Jahre vorgenommen wurde, unterbleiben, oder wenigstens auf das 14. oder 15. Jahr, wie bei uns geschieht, gesetzt werde.

2. Da ein ununterbrochener, sowohl im Winter als auch im Sommer stattfindender Unterricht zur Erreichung des wohltätigen Zweckes durchaus erforderlich ist, die meisten Eltern aber ihre Kinder den Sommer hindurch zweimal im Tag mehrere Stunden bei ihrer Feldarbeit oder Profession nicht entbehren können, so würde entweder die Zeit von morgens 6 bis 9 oder von 10 bis 1 Uhr nach allenfallsiger Wahl der meisten Eltern zu bestimmen sein.

3. Auf die gewissenhafte Besuchung dieser festgesetzten Schulstunden müßten Eltern, Schullehrer und Vorgesetzte mit Ernst und Strenge halten, jede mutwillig versäumte Schule nach vorhergegangener Warnung mit 2 Kreuzer geahndet, diese Strafe nötigenfalls durch amtliche Hilfe herausgetrieben und zur Anschaffung von Tinte, Federn, Papier und Büchern für arme Kinder und zu kleinen Prämien für Fleißige und Wohlerzogene verwendet werden.

4. Oeftere Privat-Visitationen von einem Vorgesetzten, mit den ordentlichen Vätern der Kinder vermischt, und halbjährig eine öffentliche, feierliche Prüfung und kleine Belohnung derer, die sich zu ihrer und der Lehrer Ehre auszeichnen und welchen auch die oberen Beamten durch ihre aufmunternde Gegenwart größere Feierlichkeit und Winke mit Vergnügen erteilen würden, werden die Segen einer solchen Anstalt sehr zu befördern sein.

Ein hochfürstlich hochpreisliches Konsistorium wird bei der neu angetretenen gnädigen Leitung der hiesigen Kirchen- und Schulangelegenheiten diese untertänigen Vorschläge um so gnädiger aufzunehmen gewillt sein, als sie eine Sache betreffen, an deren Ausführung nicht nur das Wohl so vieler jetzt lebenden Menschen, sondern auch künftiger Geschlechter hängt, und welche zur hohen Kenntnis zu bringen Pflicht und Gewissen mich aufrufen. Fliedner.

(Schluß folgt.)

Der Wappenstein am Gerichtsgefängnisse zu Hadamar.

Von J. Hillebrand.

Bei der Niederlegung des früher im Amtsgerichtshofe zu Hadamar stehenden Nebenbaus im Jahre 1900 wurde in diesem ein großer und schöner Wappenstein, dem nur leider ein übrigens unwesentliches Stück fehlt, gefunden und dann auf der Seite des Gefängnisbaus eingemauert. Da er sehr in die Augen fällt, aber bei dem Mangel einer Inschrift bezüglich seiner und der einzelnen Wappenbilder Bedeutung nicht leicht verständlich scheint, so möge hier eine Erklärung folgen.

Das Wappen links, vom Standpunkt des Beschauers aus gesprochen, von dem aus wir im folgenden alles betrachten und bezeichnen wollen, (von dem Standpunkt eines Schildträgers und nach der Sprache der Heraldiker rechts) ist das der Fürsten von Nassau-Hadamar. Es war das noch das Wappen der Linie zu Dillenburg, wie es Johann VI. der Aeltere, geführt hatte, der Vater der vier Brüder, welche die Linien zu Dillenburg, Siegen, Diez und Hadamar stifteten. Johanns VI. Großvater Johann V., Gemahl der älteren Tochter des Landgrafen Heinrich III. von Hessen-Marburg, welcher letztere als Schwiegersohn Philipps († 1479), des letzten Grafen von Katzenelnbogen, dessen Grafschaft geerbt hatte, hatte wegen derselben gegen seinen Schwager, Heinrichs III. einzigen Sohn

Wilhelm III. oder den Jüngeren, einen Erbstreit begonnen, der dann, als Wilhelm III. jung und kinderlos 1500 gestorben war, gegen dessen hessischen Erben Wilhelm II. oder den Mittleren und seinen Sohn Philipp I. fortgeführt wurde und sich bis 1557 hinzog. In dem Vergleich vom 13. Juni 1557 hatte Johanns VI. Vater Wilhelm der Reiche der Hauptsache nach eine bedeutende Geldentschädigung, jedoch auch das Recht erhalten, Titel und Wappen von Katzenelnbogen zu führen und zu vererben. Da er aber zu der schon früher, 1420, durch Heirat in den Besitz der Dillenburger gekommenen Hälfte der Grafschaft Diez auch von dem den Eppsteinern, den Miterben des Dillenburgers von 1420, zugefallenen halben Teil die Hälfte, also ein Viertel der Grafschaft Diez — es war unterdessen nach dem Aussterben der älteren Eppsteiner Linie 1522 durch Erbschaft an Eberhard IV., den letzten Herrn von der jüngeren Eppsteiner Linie (Eppstein-Königstein) gekommen — 1530 durch Kauf erworben und in dem erwähnten Vergleich von 1557 das andere und letzte Viertel von Diez, welches Philipp von Katzenelnbogen 1453 von Gottfried IX. von Eppstein gekauft, erhalten hatte, und da Trier in einem Vertrag mit Johann VI. 1561 gegen Abtretung mehrerer Gerichte (Lindenholzhausen, Nentershausen, Mendt, Salz) und der Dörfer Dietkirchen und Kreuch bei Limburg auf die 1420 ihm übertragene Lehnsherrlichkeit verzichtet hatte, so war Johann VI. nunmehr berechtigt, nicht nur das katzenelnbogische Wappen zu führen, sondern auch das diezische, das freilich schon Johann IV. und sein Bruder Heinrich II. 1443 wegen ihres Teilbesitzes angenommen hatten, dieselben Brüder, in deren Wappen 1443 auch zuerst das der Grafschaft Vianden sich findet. Infolge Verheiratung Ottos II. von Nassau-Dillenburg, Urgroßvaters der Brüder, mit einer jüngeren Schwester des letzten Grafen von Vianden, der 1351 starb, war nämlich, als die Nachkommen der älteren Schwester ebenfalls hingestorben waren, 1420 oder 1421 auch diese entfernte Grafschaft — die Stadt Vianden mit ihrer imposanten Schloßruine ist jetzt luxemburgisch —dillenburgisch geworden.

Nassauisches Stammwappen war nun ein gelber Löwe im blauen, mit gelben Schindeln bestreuten Felde, das von Katzenelnbogen ein roter (auch als „gelöwt“ bezeichneter) Leopard im gelben Felde, in späteren Zeiten auch mit blauer Krone, das von Vianden ein weißer (oder silberner) Querbalken in rotem Felde und das von Diez zwei übereinander schreitende gelbe Leoparden (auch für Löwen erklärt) im roten Felde. Abgesehen von den auf Stein nicht wohl wiederzugebenden Farben zeigt unser Wappenstein auf dem „gevierten“, vierteiligen Schilde zur Linken des Beschauers diese vier Bilder, das nassauische links oben, das katzenelnbogische daneben, das viandische links unten und das diezische neben diesem.

Der in sieben Felder geteilte Wappenschild des Steins zur Rechten des Beschauers weist schon mit seinem in der Mitte stehenden Hauptwappen auf eine der hessischen Linien hin, deren von allen geführtes Stammwappen ein (bei Tinktur von Silber und Rot) zehnmal gestreifter, rechts (heraldisch rechts) gewandter, gekrönter Löwe (und zwar mit offener Krone, Reifkrone und bei Tinktur im blauen Felde) bildet, wie er hier auf dem Mittelschild zu sehen ist. Der Wappenbilder aber, die diesen Mittelschild umgeben, sind es auf beiden Seiten je drei und zwar zur Linken des Beschauers von oben nach unten.

1. Ein Doppel- oder Patriarchenkreuz, das sonst, wo Tinkturen anzubringen möglich, in roter Farbe auf weißem Grunde erscheint. Es bedeutet die früher reichsunmittelbare Benediktiner-Abtei Hersfeld, die mit ihrem Gebiet im Dreißigjährigen Kriege von Hessen-Kassel in Besitz genommen und 1648 im Westfälischen Frieden ihm als weltliches Fürstentum zugesprochen wurde.

2. Ein gekrönter Leopard, auch als gelöwter Leopard bezeichnet. Es ist wieder das Katzenelnbogener Wappenbild, zu dessen Führung die hessischen Landgrafen nicht nur durch ein Zugeständnis in dem oben erwähnten, zu Frankfurt 1557 abgeschlossenen Vertrag, wie Wilhelm der Reiche von Nassau-Dillenburg, sondern durch den wirklichen, ererbten Besitz der Grafschaft Katzenelnbogen berechtigt waren.

3. Ein quergeteiltes Feld, dessen oberer Teil (wenn tingiert) schwarz ist, und zwei nebeneinander stehende, sonst gelbe (goldene) oder weiße (silberne) Sterne enthält, der untere, sonst einfach gelb (gold), hier leer, ist das Wappen der Grafschaft Nidda, die beim Aussterben der Grafen (1329) an den Eidam des letzten, den Grafen Johann I. von Ziegenhain und mit der Grafschaft Ziegenhain 1450 an Hessen gekommen war.

Rechts für den Beschauer ist

1. Oben wieder ein quergeteiltes Feld, dessen oberer Teil nur einen sonst (bei Tinktur) goldenen und auf schwarzem Grunde stehenden Stern enthält, während der untere, sonst goldene, hier auch leer ist. Es ist das Wappen der Grafen von Ziegenhain, die mit dem kinderlosen Johann II. 1450 ausstarben. Ihr großer Besitz mit Nidda ging eben damals infolge eines mit diesem Johann II. geschlossenen Erbvertrags an den Landgrafen Ludwig I. von Hessen über.

2. Es folgen darunter wieder die zwei (sonst auch golden tingierten) übereinander laufenden Leoparden oder Löwen (in, wenn tingiert, rotem Felde), das Wappen der Grafschaft Diez darstellend. Obgleich nämlich, wie oben angegeben, auf das 1453 an Philipp von Katzenelnbogen verkaufte und 1479 an Hessen vererbte Viertel der Grafschaft Diez in dem Frankfurter Vertrag 1557 zu Gunsten Wilhelms des Reichen von Nassau-Dillenburg verzichtet war, war doch zugestanden worden, daß, wie die nassauischen Herren Titel und Wappen von Katzenelnbogen, so die hessischen Titel und Wappen von Diez sollten führen dürfen.

3. Das unterste Feld auf dieser Seite zeigt mitten ein quergeteiltes (sonst oben silbern, unten rot tingiertes) Schildchen, an demselben oben und zu beiden Seiten drei Abschnitte gezackter Blätter (auch als ein in 3 Teile zerschnittenes Nesselblatt gedeutet und, wenn tingiert, silbern), dazu zwischen den Blättern drei gegen den Schild





gekehrte Nägel (bei Tinktur silbern und das Ganze in rotem Felde). Es ist dies das Wappen von Schaumburg-Lippe, welches Hessen führte wegen des 1640, bezw. 1648 erworbenen und bestätigten Teils der Grafschaft Schauenburg (Schaumburg), der jetzt den Kreis Rinteln bildet. Als 1640 Graf Otto VI. von Holstein-Schauenburg gestorben und damit der Mannsstamm seines Geschlechts erloschen war, setzte seine Mutter Elisabeth, Gräfin von Lippe und zugleich Enkelin Ottos, des Bruders von Ottos VI. Großvater, sich in den Besitz der schauenburgischen Lande, nahm auch sowohl selbst, wie nahe Verwandte von ihr, die holstein-schauenburgischen Schlösser Rodenberg, Hagenburg und Arnsburg mit Zugehör, welche 1518 Philipp dem Großmütigen von Hessen zu Lehen aufgetragen worden waren, gestützt auf eine Bestimmung des hessischen Lehnsbriefs und auf einen Erbvertrag von 1611 zwischen Schaumburg und Lippe, die genannten hessischen Lehnsstücke in Anspruch und ernannte 1643 durch Schenkung unter Lebenden vorbehaltlich ihres Nießbrauchs und ihrer Mitregierung zum Erben und Nachfolger darin ihren jüngsten Bruder Philipp von Lippe, der sich dann 1644 auch mit Sophia, einer Tochter des Landgrafen Moritz des Gelehrten von Hessen vermählte. Die Landgräfin Amalie Elisabeth, Witwe von Moritzens Sohn Wilhelm V., beanspruchte aber nun nicht bloß die hessischen Lehnsstücke, sondern auch das, was Hedwig, die Schwester ihres Schwiegervaters Moritz und Witwe Ernsts von Holstein-Schauenburg, ihr vermacht hatte, das Wittum derselben, nämlich Stadt und Amt Stadthagen und deren Rechte an Schauenburg und erlangte bei den Westfälischen Friedensverhandlungen, daß als Teil der ihr zukommenden Entschädigung auch die Gerechtsame des Hochstifts Minden an die vier Aemter Schauenburg, Stadthagen, Bückeburg und Sachsenhagen ihr zuerkannt wurden, worauf sie sich 1647 mit Philipp von Lippe auf eine Teilung der Grafschaft einigte. Infolge dessen erhielt sie eben das, was jetzt den Kreis Rinteln ausmacht, und es wurde auch Gemeinschaft mit Lippe in Titel und Wappen von Schauenburg vereinbart.

Die beiden Wappenschilde unseres Steines sind nun offenbar gleich den beiden über dem Eingang zum Gymnasium vom Schloßhofe aus befindlichen und durch die Inschrift erkennbar gemachten von Johann Ludwig und seiner Gemahlin Ursula, Gräfin von Lippe(-Detmold), ebenfalls die eines Ehepaars, und als der Mann davon ist von vornherein ein Fürst von Nassau-Hadamar zu vermuten. Es hatte aber kein anderer Hadamarer Fürst eine Gemahlin aus dem hessischen Hause, als der letzte dieser Linie Franz Alexander († 1711). Seine Gemahlin (seit Ende 1695) Elisabeth Katharina Felicitas, war eine Tochter Wilhelms, Landgrafen von Hessen-Rheinfels-Rotenburg, dessen Vater Ernst ein Bruder des Landgrafen Wilhelm V. von Hessen-Kassel, die katholische — Ernst selbst trat zum Katholizismus über — hessische Seitenlinie Rheinfels-Rotenburg begründete und 1693 starb. Schon Ernst nannte sich nun nicht nur Landgraf zu Hessen, sondern auch Fürst zu Hersfeld, Graf zu Katzenelnbogen, Diez, Ziegenhain, Nidda und Schauenburg pp., und wie hiernach die Titel, so führte er auch auf seinem Wappenschild die auf unserem Stein befindlichen Einzelwappen von den damaligen Hauptbesitzungen der Landgrafen, wie diese Titel und Wappen, obgleich Hessen-Darmstadt erst 1707 durch kaiserliche Mitbelehnung mit Hersfeld den nach dem Westfälischen Frieden beanspruchten und angenommenen Titel von diesem Fürstentum zu führen berechtigt wurde, nach den um die Zeit des genannten Friedens geschlossenen Hausverträgen von allen Regenten und Prinzen des ganzen hessischen Hauses geführt wurden, nur daß Hessen-Kassel den von der Darmstädter Linie gleichfalls angenommenen und auch ihm angebotenen Titel von den Grafschaften Isenburg und Büdingen, kaiserlicher Schenkungen an Darmstadt aus dem Jahre 1635, nach der 1642 geschehenen und im Westfälischen Frieden bestätigten Restitution der geächteten Grafen seinerseits nicht annahm.

Die beiden Wappenschilde auf unserem Wappensteine sind also ohne Frage die von Franz Alexander und seiner Gemahlin.

Wie bekannt, war das jetzige Amtsgerichtsgebäude der dem Schlosse Johann Ludwigs während der Minderjährigkeit Franz Alexanders (geb. am 27. Januar 1674) von seinem geistlichen Oheim und (seit 1679) Vormund Franz Bernhard angefügte „Neue Bau", dessen Fertigstellung der letztere aber nicht erlebte — er starb den 15. September 1695 —, und den erst Franz Alexander selbst ausführte. Dabei wird er auch den Wappenstein haben anfertigen und wohl an dem Neubau, etwa über dem Haupteingang desselben haben anbringen lassen. Nach dem Tode Franz Alexanders und dem Erlöschen der ganzen Linie mag er dann in den langwierigen Erbstreitigkeiten entfernt worden sein.

Zwei Streiter.

7) Von J. Wilhelmi. (6. Fortsetzung.)

Und nun fing Greif an zu erzählen, wie es Willmann möglich geworden sei, bis hierher mit so unerhörtem Glück den Schleichhandel zu betreiben. Ueberall besitze er Schlupfwinkel, überall könne er mit seinen reichen Geldmitteln die Douaniers bestechen. Wolle er am Rhein Waren überführen, dann locke er die ganze Gesellschaft nach der Mosel, indem er entweder der Douaneninspektion lügenhafte Briefe in die Hände spiele, die einen großen Schmugglerstreich an der Mosel verkündeten oder durch bestochene Douanenbeamten dahin locken lasse. Neulich sei es vorgekommen, daß der Herr Douaneninspektor selbst mit seiner ganzen Mannschaft einige Schmuggler an der Mosel verfolgt habe, die ihre wenigen Päcke Ta-



bat weggeworfen hätten und geflohen seien, während man hier am Rhein drei Schiffe Schmuggelware übergeführt habe. Hier am Rhein habe er zwei Verstecke, in dem Keller einer Weinhandlung und auf der Rheininsel, dem Wörth, wo er alte, halbverfallene Keller entdeckt habe, in denen er bei niederem Wasserstande seine Ware berge. Wenn Neumond sei, dann solle von da ein schwerer Transport nach dem jenseitigen Ufer übergeführt werden. Dort drüben habe er, Greif, alles bestellt; die Leute warteten nur auf ein Stichwort, um heranzukommen und die Ware drüben zu bergen, oder nach der Lahn und der Gegend von Montabaur überzuführen. Dabei wolle Willmann zugegen sein, weil der Transport mit Schwierigkeiten verknüpft sei. Das solle seine letzte Arbeit sein, dann wolle er sich zur Ruhe setzen, denn er sei doch nachgerade der ewigen Gefahr müde.

„Du willst dich zur Ruhe setzen," sagte der Douaneninspektor tückisch, die Faust ballend; „wir wollen dir die Ruhe geben, aber auf lange Zeit bei Wasser und Brot."

Der Präfekt ging an seinen Schreibtisch, dem er 2000 Franken in Papiergeld entnahm und Greif hinlegte. „Waget ja nicht," so sprach er, „abzuspringen und die Flucht zu ergreifen. Ihr werdet bewacht. Sobald die Ueberführung der Waren stattfinden soll, benachrichtiget Ihr den Douaneninspektor."

6. Ein nächtlicher Ueberfall.

Es war eine dunkle Nacht im Juli. Dazu hatte sich der Himmel umzogen, und ein dichter Regen rauschte hernieder. Die Straßen in den Städten und Dörfern am Rhein waren menschenleer; nur selten eilte ein einsamer Wanderer darüber hinweg, wenn sein Geschäft keinen Aufschub erlitt. Bloß an dem auf den aufgeweichten Wegen gedämpften Schall der Tritte vermochte man den ankommenden Wanderer zu erkennen; man sah, wie man sagt, nicht die Hand vor den Augen.

In dieser Nacht, etwa um zehn Uhr, standen zwei Männer etwas unterhalb von Koblenz am Rheinufer. Sie waren beide von großer Gestalt, und doch ragte der eine fast noch um Haupteslänge über seinen Genossen hinaus. Beide waren in die Tracht der Landleute der dortigen Gegend gekleidet, blaue leinerne Kittel tragend, die bis auf die Knie hinabreichten. Wäre es heller gewesen, so hätte ein aufmerksamer Beobachter sehen können, daß die Tracht ihnen eigentlich eine ungewohnte war und ihnen fremdartig zu Gesicht stand.

„Wir haben lange zu warten," sprach der Größere. „Ich mag auch nicht durch einen Pfiff ein Signal geben; abgesehen davon, daß man ihn bei diesem Unwetter schwerlich drüben vernehmen würde, könnte er doch hier am Ufer gehört werden. Wer weiß, ob nicht irgend ein Spion herumschleicht. Zwar, ich habe sie heute gut in die Irre geführt. Vorgestern ist ein anonymer Brief an den Douaneninspektor gegangen, daß heute ein großer Transport Schleichwaren zwei Stunden abwärts, bei Spay, über den Rhein gehen solle, und ich habe gehört, daß man auf den Leim gegangen ist. Heute um vier Uhr sind sie schon alle rheinabwärts abgezogen. Bei Spay können sie warten in der schönen Nacht, während wir hier hantieren. Doch was ist Euch? Ihr seid so schweigsam, habt noch kaum ein Wort gesprochen. Ist Euch der Schreck in die Glieder gefahren?"

„Nein, nein, Herr Willmann," antwortete der andere heftig. „Ich horchte nur, ob ich den Nachen nicht vernehmen könne; und eben meine ich, leise Ruderschläge zu hören."

„Ihr habt Recht," sprach der Größere lauschend, „aber merkt Euch noch einmal, daß Ihr meinen Namen nicht nennt. Müßt Ihr mich ansprechen, so nennt mich François. Im übrigen wird dies wohl die letzte Fahrt sein. Wenn diese Fahrt glückt, dann wollen wir ruhen, sie lohnt genug, und Ihr könnt in meinem Dienst andere leichte Beschäftigung finden. Ich bin froh, wenn diese Nacht mit ihren Sorgen dahin ist."

Der andere schauerte zusammen bei diesen Worten, und sein Gefährte, der längere Zeit vergeblich auf eine Antwort gewartet, sah kopfschüttelnd nach ihm hinüber. „Ihr seid offenbar krank; der Schrecken steckt Euch in den Knochen. Nun, nur noch diesmal ausgehalten!"

Ein Kahn war am Ufer angelangt, und nach einigen mit dem Führer desselben leise ausgetauschten Worten stiegen die beiden ein. Langsam setzte sich der Kahn in Bewegung und hielt dann an einer Insel im Rheine. Drei größere Schiffe waren schon am Landeplatz angelegt.

„Schon fertig geladen?" fragte Willmann.

„Die Burschen sind eben daran, die letzten Ballen einzuladen. Alle drei Schiffe sind schwer voll. Wir müssen langsam fahren, damit kein Unglück passiert bei den vielen Leuten, die noch in den Schiffen sind."

Willmann und Greif stiegen aus dem Kahn, den der erstere vorsorglich an das letzte Schiff anfesselte. Am Ufer standen etwa dreißig untersetzte, wettergebräunte Gesellen in Kitteln, kurzen Jacken, den Schlapphut oder die Schiffermütze, die sie als Kopfbedeckung trugen, tief ins Gesicht gedrückt.

„Macht euch fertig, Leute," sprach Willmann. „Um elf Uhr müssen wir an der Landestelle sein. Dahin kommen Burschen aus dem nassauischen Gebiet, die euch helfen sollen. Sie bringen drei Wagen damit es schneller geht; ihr selbst müßt euch auch noch bepacken und rasch die Ladung der beiden vordersten Schiffe in dem alten Bergwerk decken; es ist für Licht dort gesorgt. Das dritte Schiff geht mit seiner Ladung am jenseitigen Ufer her sofort weiter lahnaufwärts. Hoffentlich geht alles glatt ab. Spähnasen werden euch kaum in den Weg kommen. Ich habe sie alle nach Spay hingelockt. Doch wird es immer gut sein, wenn ihr eure Pistolen bereit und Stöcke und Messer locker haltet. Greif steigt mit mir in das letzte Schiff, das nach der Lahn fährt."

Die Leute gingen schweigend an ihre Plätze. Die Ketten wurden gelöst, und langsam glitten die Schiffe über den Rhein. Lautes Sprechen ward vermieden; auch die Ruder, die bei dem ungünstigen Winde tüchtig arbeiten mußten, bewegten sich nur leise in dem Wasser, und ihr Geräusch ward übertönt von dem Regen, der lautklatschend in den Fluß schlug. Am Hinterteil des letzten Schiffes stand Greif, das Steuer regierend, während Willmann, vor sich hinbrütend,

am Schnabel saß. Ungeduldig suchte er sich über die Gegend zu orientieren, in der sie waren; ungeduldig spähte er aus nach der Landestelle, die bald erscheinen mußte. Von drüben glänzten im nahen Städtchen noch einsame Lichter, es wurde wohl dort an Krankenbetten gewacht in der stillen Nachtstunde. Jetzt ist man an der Landestelle, und die Schiffe können anlegen. Man hört, wie das eine und dann das andere am Ufer anfährt, wie die Ketten klirren, an denen die Nachen angelegt werden.

Doch, was ist das? Ein lautes Getümmel dringt zu Willmanns Ohren; Rufe, Kommandorufe in französischer Sprache mischen sich mit den Flüchen der Schmuggler. Laternen und Windlichter flammen auf und zeigen das Ufer besetzt von französischen Douaniers und Gensdarmen. Soldaten haben die Schiffer festgenommen, welche die Nachen an das Land angekettet haben, und die laute Stimme eines Gendarmerie-Offiziers befiehlt: „Alles sitzen bleiben! Jeder Versuch, aus dem Schiff zu entspringen, wird mit einer Kugel belohnt. Aller Widerstand ist vergeblich."

Willmann hat sich rasch entschlossen. Daß er den Genossen nicht helfen kann, daß die Ware verloren ist, das sieht er ein; aber in Gefangenschaft will er wenigstens nicht fallen. Er hat den Schifferhaken ergriffen, um das Schiff vom nahen Ufer zurückzustoßen und der dort drohenden Gefahr zu entrinnen. „Haltet ab, Leute, wir müssen zurück," und die Leute arbeiten mit ihm, um von dem gefahrdrohenden Ufer loszukommen. Es ist ein Kampf um das Leben. Doch horch! Eine Stimme neben ihm, vom Wasser her tönt an sein Ohr, eine wohlbekannte Stimme, es ist die des Douaneninspektors, der mit dem großen Zollschiff sich unvermutet dicht an seine Seite gelegt hat.

„Gebt Euch keine Mühe, Willmann, diesmal haben wir Euch fest, und Ihr kommt nicht los. Lange genug habt Ihr uns genarrt; jetzt blüht die Kettenstrafe."

„Noch habt Ihr mich nicht, welscher Teufel," knirschte Willmann, „und es soll Euch noch schwer werden, mich zu fassen."

Er sieht sich um nach seinem Kahn, den er am Schiff angekettet; wenn er auf dem nur entrinnen kann, dann ist alles noch nicht schlimm; hat er doch reiche Gelder in der Bank von London angelegt, von denen er leben kann. Doch der Kahn ist verschwunden.

„Der Kahn ist fort; er treibt nach Spay, wo heute ein großer Schmuggeltransport über den Rhein gehen soll," höhnte der Franzose.

Die herkulische Kraft Willmanns strengt sich noch einmal an, das Schiff vom Ufer in die Mitte des Stromes zu bringen; aber es ist wie festgenagelt. Schmuggler; „Greif hat uns verraten; er hat die Kette schon an dem Zollschiff befestigt." Ein lautes Lachen ertönte bei diesen Worten von dem Zollschiff herüber.

„Verraten? Donner und Teufel! Macht Platz, Leute!" Der Bootshaken ist Willmanns Händen entfallen. Mit wenigen Sätzen ist er durch das Schiff geeilt zu Greif hin, der eben noch die letzte Hand an sein Werk gelegt, das Schmugglerschiff mit einer zweiten Kette an dem Zollschiff befestigt hat, und nun aufgesprungen ist. Einen Augenblick sehen sich die beiden Männer an, des einen Angesicht voll furchtbarer Wut, das des andern ein Bild stummen Entsetzens.

„Verräter! Habe ich dich darum jahrelang in meinem Dienst gehabt! So nimm denn des Verräters Lohn." Die Linke Willmanns hat des Unglücklichen Hals umfaßt, während die rechte Faust einen dröhnenden Schlag nach seinem Haupte führt, der eines Ochsen Hirnschale hätte zersprengen können. Ein furchtbarer Schrei ertönt. Dann schwingt Willmanns Faust den betäubten Gegner, der keine Gegenwehr mehr versuchen kann, wie ein Kind in die Höhe, um ihn über Bord des Zollschiffes hinaus zu werfen. Keine Hand regte sich zur Rettung des Unglücklichen; ein Klatsch im Wasser, einige Blasen, die aufsteigen, und Greif hat vollendet. **(Fortsetzung folgt.)**

Miszellen.

F. H. **Gerechtsame der Stadt Herborn.** Der Marktflecken Leun a. d. Lahn hatte im Jahre 1664 unter dem regierenden Grafen Heinrich Trajektinus von Solms-Braunfels Stadtrechte gleich Herborn erhalten. In der Folgezeit brachen zwischen dem Grafenhaus zu Solms-Braunfels und der Bürgerschaft zu Leun Streitigkeiten darüber aus, wie weit die Rechte der neuen Stadt reichten. Letztere wandte sich deshalb in einem Schreiben an die Stadt Herborn und bat um Auskunft über acht Punkte, um die sich der Streit drehte.

Die Antwort der Stadt Herborn gibt uns Aufschluß über eine Anzahl Rechte, welche sie damals besaß, und verdient, in der „Nassovia" mitgeteilt zu werden.

Die Antwort lautete: Wier Bürgemeister und Rath der Statt Herborn Fürstentums Nassau Dillenburg, haben auf die uns von der Statt Leun Zugeschickten Fragen die begehrte antwort hiermit Ertheilen wollen, und zwar auf dero

1 qstio (Frage). Wan ein beysitzer sich in der Statt einlassen will ob derselbe den Hochfürstlichen Consens haben müsse und der solchen vorzeigen muß? Dienet zur antwort:

Nein, sondern die Statt Herborn hatt diesshalb die freyheit, daß sie einen solchen ohne Hochfürstl. Consens und producirung derselben mag in die Statt auff und einnehmen.

2 qstio.

Ob ein Judt oder beysaß einen offen laden halten dürfe, auch ob ein beysaß müse an weg und andern gemeinen strasen mit Andern bürgern zu gehen schuldig zu machen helffen?

Dörfen Keinen offenen laden halten, und müssen die beysassen gleich den bürgern an weg und straßen mit gehen und solche machen helffen.

3 qstio.

Ob die juden auch die Nacht Wächter müssen zahlen helffen?

Nein solche seindt hievon exempt.

4 qstio. Ob die Statt einen glöckner ohne den Consens des Consistoriums Kann annehmen und wan er schon in Einem lohnhauß wohnet ob Er Keine gemeine bürgerliche beschwerung tragen Müsse, welche aber Eigene häußer haben wie solche gehalten werden?

Der Glöckner wird alhier vom Inspectore und Statt angenommen und Kan dieser solcheß ohne

Zustimmung und Einwilligung der Statt von sich selbsten nicht Thun, weder annehmen noch absetzen. Ein glöckner alhier ist auch von aller Einquartirung oder sonstige bürgerliche beschwerung befreyet, Er wohne gleich in einem lohnhauß oder Eigenhaus, hiervon aber dafern er begütert muß er die Schatzung entrichten.

5 qstio.

Ob der accies so die Metzger von Ihrem geschlachteten Vieh geben müssen, ob solcher der Statt gantz oder halb zukomme?

Davon bekommen Ihre Hochfürstl. Durchl. Unser gnädigster Fürst und Herr die helfft und die Statt die helfft.

6 qstio. Wann einquartirung in Herborn Kommet, sie auch Vorspann geben müssen?

Gibt Keine Vorspann noch botten, sondern ist hier von befreyet und Müssen solcheß die Dorfschafften des Ampts Herborn verrichten.

qstio 7.

Ob die beysitzer macht und zug müssen thun und weg und Steeg müßen helfen unterhalten, und ob solche am bronnen und gemeinen bächen Ihrem Contingent nach Contribuiren müssen?

Die beysassen müssen sowohl alß die bürger Zug und macht thun und alle onera wie die bürger tragen wie oben bey der 2ten qstio und Frag zu sehen. Müßen auch waß der Statt Ihre Straße, bronnen, bäch seind Ihr Contingent hergeben. Was aber zu allgemein des landes bronnen und bäche Erförderlich darzu Contribuiren sie nichts.

8 qstio. Ob Ihre Hochfürstliche Durchl. einen beysitzern ohne der Statt Consens hinsetzen möge?

Dieses ist niemahlen in der Statt Herborn geschehen. Ihre Hochfürstl. Durchl. dringen auch der Statt Keinen auf, sondern lassen Ein solcheß Viel mehr auff Eines löbl. Statt Raths befinden beruhen, und wann je dergleichen passiren sollte So haben Ihro Durchl. die große gnadt vor die Statt, daß sie davon bericht zuforderst sich Eingeben lassen.

Daß dieses alleß, also in der Statt Herborn biesshero in observantz gewesen, und gehalten worden bescheinigen wir hiermit Verlangeter maßen, unter unser Statt gerichtß Insiegel. Herborn, den 26t. July 1724.

L. S.

Königliches Theater zu Wiesbaden.

* **Helga,** Tondrama in 3 Aufzügen, Dichtung und Musik von Viktor v. Woikowski-Biedau, am 18. März zum ersten Male. — Der Stoff ist der nordfriesischen Sage entnommen. Friggo, der kühne Meerfahrer, will Freyda, die eine der Töchter Ubbos, des Herrn der Norderharden, freien; sie wird ihm versagt, da er im Südland Christ geworden ist. Freyda aber hängt an ihm, und Friggo will ihr beweisen, daß die alten Götter nicht die wahren sind. Zuvor muß er das Urteil des Volksthing, dem Helga, die Schwester Freydas, die den Friggo einst hoffnungslos liebte, als Priesterin der Berchta im Namen der Göttin gebietet: die Verfemung über sich ergehen lassen. Dann aber naht er sich in dunkler Nacht heimlich dem Runenaltar, um den Feuerbrand zu rauben und vor der Geliebten die Unmacht Berchtas kund zu tun. Dabei trifft er Helga, die ihn, den Geächteten, retten und abermals gewinnen will, aber wieder zurückgewiesen wird. Ins Herz getroffen, offenbart die Priesterin das Verbrechen dem Volke, heischt Sühne durch das Los, und dieses trifft Freyda. Als aber Friggo mit dieser sterben will, da erfaßt Reue die Schwester; sie erklärt sich als Schuldige, aber sie kündet auch, daß der Götter Reich zu Ende sei und stürzt sich vom Felsen ins Meer. — Dem Dichterkomponisten ist ein großer Wurf gelungen. Unter den vielen Wagnerianern ist er, zunächst was den Text angeht, der seit langem wieder einmal psychologische Vertiefung und charakterisierende Gestaltung von wirklicher Größe aufweist, hervorragend zu nennen. Auch die Wucht der alliterierenden Verse und die bilderreiche Sprache erinnern an den Vater der Nibelungen. Die Titelheldin hat manchen Zug mit Brünnhilde gemein; wie diese opfert auch sie sich und zwar, um der neuen stärkeren Lehre, die mit Friggo-Freyda Einzug halten will, freie Bahn zu machen. Die Musik ist in Richards des Großen Sinne dem Text Kraft- und Schwingengeberin. Das gewaltige Pathos des Dramas tönt in Gesang und Instrumentation wieder; mit elementarer Macht wird der große symbolische Vorgang uns zu Gemüte geführt. Der Vertoner zeigt, daß er in die feinsten Falten des musikalischen Innern seines Meisters eingedrungen ist; er hat Wagner studiert und ihn sich zu eigen gemacht; folglich kann er auch wagnerisch komponieren, ohne nachzuahmen. Stellenweise war allerdings wohl das Orchester, namentlich die Blechmusik, zu stark, so daß die Sänger not hatten, hörbar zu bleiben. Auch könnten die Erzählungen gekürzt werden. Lieblich in dem Wogen und Rauschen der Töne klangen die lyrischen und episch-lyrischen Einlagen. Eine Frage: Warum hat der Autor die Allemannengöttin Berchta in den Norden versetzt und warum läßt er in ihrem Namen das ch als Zungenlaut aussprechen? Berchta klingt doch fast wie Berta (abgeschliffenes Gaumen-ch).

Die Vorbereitung des Tondramas hatte viel Zeit und Mühe gekostet; beides wurde belohnt. Hervorragend konnten sich unsere beiden männlichen Sterne mit ihren sieghaft glänzenden Stimmmitteln betätigen: Herr Krauß (Friggo) und Herr Müller (Ubbo). Auch die beiden weiblichen. Frau Leffler-Burckard (Helga) blieb in der gewaltigen Tonschlacht wacker oben; auch Frl. Müller (Freyda) leistete mit ihrem weichen, klangvollen Organ Vorzügliches, wenn auch oft leider von den Instrumenten übertönt. Dazu die Erscheinung und das Spiel dieser vier erstklassigen Menschen: echte altgermanische Idealgestalten! Die Personen zweiter Reihe, Herr Engelmann (Hardesvogt), Frl. Schwartz (Muhme), Frl. Strozzi und Frau Cordes (junge Friesinnen Ebba und Doda), unterstützten die hervorragenderen Partner trefflich. Die Chöre wirkten machtvoll und exakt, und das Orchester fungierte tadellos.

Hofrat Dornewaß und Professor Mannstaedt haben vereint gezeigt, was sie aus einem wirklich gehaltvollen Werke zu machen imstande sind. Ihre Helga-Vorführung war einfach großartig. Als dritten und vierten im Bunde müssen wir die Herren Schick und Raupp (Stellvertreter Nitzsche) nennen. Die Szenerie war wunderbar realistisch, und die Effekte erschienen natürlich. Der Autor wurde stürmisch gerufen und ausgezeichnet. Er mag sich mit den Anordnern und Ausführern in die Ehrungen redlich teilen.

Literatur.

* **Geschichte der ehemaligen Grafschaft Saarbrücken.** Von A. Ruppersberg. III. Teil: Geschichte der Städte St. Johann, Saarbrücken und Malstatt-Burbach. 821 S. Mit Abbildungen und Plänen. Saarbrücken, Verlag des Kreisausschusses. — Finis coronat opus, konnte der Verfasser sagen. Die Teile I und II haben wir in Nr. 5 von 1900 und Nr. 19 von 1901 besprochen. Die treffliche Neugestaltung des Werkes gibt sich auch in dem Schlußbande kund; ja die Hälfte des letzteren ist des Verfassers ureigene Arbeit. Das Köllnersche Buch geht nur bis 1815. Wer es kennt, der weiß, daß die Verfasser, die ein kolossales Material zu bearbeiten hatten, dieses in etwas unübersichtlicher Weise und mit mancherlei Ballast beladen darboten. Damit soll ihnen durchaus kein Vorwurf gemacht werden; denn jeder, der Archivalienmassen zu sichten hatte, weiß, wie schwer es ist, überall das rechte Maß bei der Wiedergabe einzuhalten. Auch mag allgemach Arbeitsmüdigkeit eingetreten sein. Professor Ruppersberg hat nun den Kern aus dem Ganzen trefflich herausgeschält; neue Forschungsergebnisse damit verwebt und so eine trefflich übersichtliche, wohlgegliederte Gesamtdarstellung geboten. Dann kam der zweite Teil, die Bearbeitung der Zeit nach 1815 und der Geschichte von Malstatt-Burbach, an die Reihe. Diese Arbeit kann auch wieder nur der richtig beur-

teilen, der sich schon einmal durch den Berg von Stadtratsprotokollen, Verwaltungsberichten, Gelegenheitsschriften, Rechnungen, Zeitungen u. s. w. zu einem ähnlichen Zweck durchgewunden hat. Es ist eine äußerst schwierige Sache, eine gedrängte, alle Seiten des modernen Lebens, die politische, soziale, kulturelle und wirtschaftliche, berührende Stadtgeschichte zu schreiben, zumal in dem Dreistädtegebiet die Verhältnisse — auch dem Leser erkennbar — mitunter recht verzwickt erscheinen. Aber die Bemühung ist dem Verfasser gelungen und die Entwickelung gut stufenweise erkennbar; ein künftiger Geschichtsschreiber kann getrost auf dieser Darstellung weiterbauen. Als besonders interessante Kapitel möchten wir aus dem 1. Teile hervorheben: die kirchlichen Verhältnisse bis zur Reformation, die Reformation, der Dreißigjährige Krieg, die Réunionszeit, das Revolutionsjahr 1793 und das Jahr 1815; aus dem 2. Teile: die Jahre 1848 und 49, das Jahr 1870 und das Schulwesen. Im Anhang finden wir namentlich Bürger-, Pfarrer- und Beamtenlisten, für die Eingesessenen besonders wertvoll. Von den Karten interessiert vor allem die große, welche die gewaltige Entwickelung der Industriestädte sichtbar macht. Summa: die Bürgerschaft der drei Städte kann ihrem Lokalhistoriker dankbar sein für das Denkmal, das er ihren Heimatsgemeinden gesetzt hat. Eine Ruppersbergstraße wird hoffentlich reserviert werden; eine Köllnerstraße existiert wohl schon?

* **Geschichte des I. nassauischen Infanterie-Regiments Nr. 87.** Auf Befehl des Regiments zum Gebrauch für die Mannschaften bearbeitet. 28 S. Mainz, V. v. Zabern. — Ein recht geschickter Auszug aus der größeren Regimentsgeschichte, der in übersichtlicher, allgemeinverständlicher Weise unter Weglassung alles historischen und technischen Ballasts die Kriegstaten des Regiments, der braven Nassauer, in großen Zügen vor Augen führt. Das Heftchen kann auch früheren Angehörigen der Siebenundachtziger warm empfohlen werden. Seite 6 hätten wir den Passus über die „entrüstete" Zurückweisung des französischen „Anerbietens" zu Ems durch König Wilhelm gern vermieden gesehen, weil er nicht historisch ist. Der König wies Benedetti an Bismarck, und dieser übernahm die Kürzung der Emser Depesche und die französische Abfertigung; so ist die Tatsache längst bekannt.

Neues aus Nassau.

Wilhelm Flindt. Am 9. April beging der Senior der Wiesbadener Stadtverordnetenversammlung, Kanzleirat a. D. Wilhelm Flindt, seinen 85 Geburtstag. Er ist ein nassauischer Beamtensohn, der sein ganzes Leben hindurch Wiesbaden angehörte. Im Jahre 1839 in den nassauischen Staatsdienst eingetreten, wurde er, da man seine hervorragende Begabung erkannte, schon bald ausgezeichnet. So war er als Kanzleibeamter zugleich Schreiblehrer der Prinzessinnen Helene und Sophie. In dem denkwürdigen Jahre 1848 wurde er mit einer Reihe wichtiger Missionen betraut, und war sozusagen die rechte Hand Heinrichs von Gagern. Beim Frankfurter Reichsparlament war er von Anfang bis zu Ende Präsidialsekretär; ging als solcher in der Kaiserdeputation mit nach Berlin und versah dann im Rumpfparlament und im Erfurter Parlament sein Amt weiter. Im Jahre 1850 trat er in den nassauischen Staatsdienst zurück, wurde 1866 in den preußischen übernommen, ward Obergerichtssekretär, 1874 Kanzleirat und ließ sich 1880 pensionieren. Er bekleidete seitdem noch das Amt eines Sekretärs, dann Syndikus der Handelskammer Wiesbaden, das er 1891 niederlegte. Seit diesem Jahre gehört er der Stadtverordnetenversammlung an. Vermählt war er mit der seinerzeit hochgefeierten Wiesbadener Hofschauspielerin Elise Sehler. Durch seine vielseitige Erfahrung und Sachkenntnis, sein klares Urteilen und energisches Wollen ist Flindt seinen Mitbürgern von großem Nutzen geworden. Von seinen vielerlei Verdiensten wollen wir nur hervorheben. Er war es, der unermüdlich auf die Ausführung der Bahnverbindung Wiesbaden-Langenschwalbach-Diez hinarbeitete, und nur seinem umfassenden Wirken ist die Verwirklichung des Projekts zu danken. Er hat ferner unverdrossen den Neubau des Wiesbadener Hoftheaters betrieben und unter den schwierigsten Verhältnissen, lange Zeit isoliert stehend, den Kampf durchgekämpft bis zum Siege. Seinen Bemühungen ist es dann vorzugsweise zu danken, daß dem Theater die Hoftheaterqualität, die eine Zeit lang schwer bedroht war, erhalten blieb. Schließlich ist die Errichtung des Kaiser Friedrich-Denkmals und die bevorstehende des Schillerdenkmals zu Wiesbaden seiner Initiative entsprungen; ein großer Teil der Kosten ist durch seine Tätigkeit beigebracht worden. Möge der körperlich und geistig noch so rüstige Herr sich auch weiter eines gesegneten Lebensabends in gewohnter Wirksamkeit unter der Anerkennung aller gutgesinnten Mitbürger erfreuen.

Mit dem 1. April gehen die Wiesbadener Bahnhöfe und die Strecken Hochheim—Hochheim, Kurve—Wiesbaden, Kurve—Biebrich, Wiesbaden—Mosbach und Wiesbaden—Dotzheim in die Verwaltung der Eisenbahndirektion Mainz über und damit verbunden 1 Maschinen-, 1 Verkehrs-, und 1 Betriebsinspektion. Die andere Betriebsinspektion für die Strecken Dotzheim—Diez und Wiesbaden—Limburg bleibt mit diesen Strecken der Eisenbahndirektion Frankfurt unterstellt.

Die Stadt Hadamar hat keinen Waldbesitz. Sie läßt aber nun den bisher öden Galgenberg mit Tannen bepflanzen. Ein Beispiel zur Nachciferung.

Noch ein zweiter Fall, daß eine achtjährige Nassauerin (Marie Bender zu Wildsachsen) am 29. Februar ihren 1. Geburtstag feierte, wird uns gemeldet.

Bekanntlich steht der Erlaß des neuen Weingesetzes bevor. Die Weinerzeugenden am Rhein, dem Main und der Nahe wollten daher versuchen, den preußischen Abgeordneten durch eine Weinprobe darzutun, daß unsere einheimischen Weine die Konkurrenz mit den ausländischen halten könnten und daher verdienten, mehr getrunken zu werden. Die nassauischen Abgeordneten Dr. Lotichius und Wolff luden im Auftrag von 25 Gemeinden ihre Kollegen am 16. März zu dieser Probe in den Erfrischungsräumen und Wandelgängen des Abgeordnetenhauses zu Berlin ein. Die „Sitzung" war vollzählig; ja es hatten sich auch noch andere hervorragende Weinkenner und -schätzer eingefunden, so daß die Gesamtzahl der „Trinkbaren" zwischen 600—700 betrug. Etwa 100 Weinsorten waren in Proben vom leichten Tischwein bis zu den feinsten Auslesen und Kabinettsweinen vertreten; die Preise schwankten von 1—75 Mark die Flasche. Natürlich hatten unser Rhein- und Maingau ihre hervorragendsten Marken der Gaumenkost dargeboten; auch 6 Schaumweinfabrikanten hatten ihre „Gold- und Silberköpfe" gestellt. Diese feuchtfröhliche demonstratio ad stomachum soll die Teilnehmer mehr „eingenommen" haben als die schönsten Verteidigungsreden für die einheimischen Gewächse. Nun will auch die Mosel eine Probe veranstalten. Aber wir fürchten, solche fällt ab. Wie sagte der Moseler Klosterbruder, nachdem er das erste Mal zu Eberbach Steinberger getrunken hatte? Eheu, qui bibit vinum rhingavense mingit mosellanum! Ein hartes Urteil, namentlich wenn es von einem Klosterbruder ausgeht.

Nassauische Personalien.

I. Quartal 1904.

Ernennungen u. a. Stadtrat a. D. F. Kalle, Wiesbaden, z. Ehrenbürger d. Stadt. Stadtrat H. Weil, Wiesbaden, z. Stadtältesten. Seminarlehrer Kröner, Usingen, z. Rektor i. Wesel. Lehrer Guckes, Anspach, a. d. Realschule z. Grenzhausen. Postdirektor Bohl, Eisleben (geb. Nassauer), z. Postrat. Amtsrichter a. D. Dr. Schaffner, Herborn, z. Amtsgerichtsrat. H.-Steueramtssekretär Lindenau, Biebrich, u. St.-Einnehmer Selling, Höchst, z. St.-Rendanten. Gem.-Rechner Höhn, Oberauroff, z. Bürgermeister das. Aktuar Kothelm, Wiesbaden, z. Ger. Schreiber i. Neuwied. Pol.-Sekretär Still-

ger, Wiesbaden, z. Kanzleirat. O.-Tel.-Ass. Buschmann, Wiesbaden, z. Post.-Sekr., P.-Ass. Hallar u. Kreuter, Biebrich, z. O.-Post.-Ass.; O.-Tel.-Ass. Eyermann, Hoffmann, Müller, Pasemann, Strutz z. Tel.-Sekr. Ger.-Assessor Spiegelberg, Wiesbaden, z. Amtsrichter. Ger.-Assessor Dr. Rückert, Wiesbaden, z. Hilfsrichter das. Sem.-Lehrer Bonsac, Dillenburg, z. Sem.-Oberlehrer i. Gütersloh. O.-Post.-Ass. Priester, Thies, Popp, Dinges, Wolf, Greuling, Letzerich u. Post.-Ass. Knorr u. Balling, Wiesbaden, z. Postsekretären. Post.-Ass. Spitz, Mies, Schäfer, Schaufler, Blamberg, Münch, Giegerich u. Becker, Wiesbaden, z. O.-Post-Assistenten. O.-Post-Ass. Jante, Ems, z. Postsekretär, Post-Ass. Müller, Westerburg, Post-Anw. Scholz, Höchst u. Storck, Rüdesheim, z. Post-Assistenten. Postdirektor Ludwig, Homburg, z. Postrat. Abgeordneter Schaffner, Diez, z. Alterspräsidenten d. pr. Landtags. Ger.-Ref. Augustin, Wiesbaden, z. Assessor. Ger.-Assessor Lang, Kirchen, a. Rechtsanwalt z. Elfeld. Hofmarschall Frhr. v. Syberg-Sümmern, Luxemburg, z. Oberkammerherrn (Erz.). Telegraphisten Maron u. Schweikert, Oberlahnstein, u. Schulmeyer, Nassau, z. Stat.-Assistenten. R.-Kandidat K. Wolzendorff, Wiesbaden, z. Ger.-Ref. Landwirt Schumacher, Höchstenbach, z. Bürgermeister. Pfarrer Boell, Langenschwalbach, z. Dekan, das. Lehrer Schuster, Hachenburg, z. Hauptlehrer. Postverwalter Choisi, Hattenheim, z. Postsekr. Dekan Grünschlag, Weilburg, z. Kr.-Schulinspektor. Hoftheaterkassenrendant Weber I, Wiesbaden, z. Rechnungsrat. Mittelschullehrer A. Jäger, Wiesbaden, z. Rektor. Reg.-Kanzlist A. Lange, Wiesbaden, z. Sekretär. Stat.-Diät. Plönske, Hattersheim; Koch, Osterspai; Keil, Kaub z. Stat.-Assistenten. Leutnant Roehr a. Erzieher n. Oranienstein. Oberleutnant Hildebrandt v. Inf.-Regt. 88 z. Hauptmann. Ass.-Arzt Dr. Geisler, Oranienstein, z. Oberarzt. Unterarzt d. R. Dr. Gärtner, Höchst, z. Ass.-Arzt. Just.-Anw. Mittelstädt, Wiesbaden, z. Gerichtsschreiber. Kanzleirat Löw, Braubach, z. Beigeordneten. Rechtsanwalt Dr. Dahlem, Oberstein, n. Niederlahnstein. Bergschuldirektor Löcke, Dillenburg, z. Bergrat. Major von Klitzing (aggr. d. 137. Inf.-Regt.) a. Bataillons-Kommandeur i. Infanterie-Regiment 88. Bureau-Diätar A. Neuschäfer, Wiesbaden, z. Reg.-Sekret. das. Landgerichtsrat Dr. Schlieben, Wiesbaden, z. Oberlandesger.-Rat i. Frankfurt. Lehrer Krämer, Niederhadamar, z. Hauptlehrer. Ger.-Assessor Dr. Wolff, Hochheim, z. Hilfsrichter i. Braunfels. Rechtskandidat Mühlens, Eltville, z. Referendar. Gouv.-Bauleiter A. Lipowsky (geb. Balduinsteiner), Dar-es-Salaam, z. Leiter d. Kais. Bauinspektion u. Vertr. d. Baudirektors v. Deutsch-Ostafrika. Ger.-Assessor Dr. J. Schleicher, Wiesbaden, z. 1. Beigeordneten i. Biebrich. Stadtbaumeister Thier, Biebrich, z. Stadtbaurat. Rektor Ries, Limburg, z. Kreisschulinspektor i. Wiedenbruch. Pfarrvikar J. Rumpf, Langenschwalbach, z. 2. Pfarrer das. Förster Werner, Chausseehaus (Wiesbaden), u. Hartmann, Heckholzhausen, z. Hegemeistern. Hilfsprediger K. Weldert, Wiesbaden, z. Pfarrer i. Weidenhausen. Reg.-Assessor Wittekind, Wiesbaden, z. Adlatus d. Landrats i. Schlochau. Kapläne Klein, Höchst, z. Pfarrverwalter i. Rennerod; Weidenfeller, Eibingen, a. s. i. Nastätten. Kaufmann K. Gerhard, Höchst, z. Handelsrichter. Oberlehrer Dr. Th. Krausbauer, Weilburg, z. Kreisschulinspektor in Wreschen. Schulkandidaten H. Fehler a. Lehrer n. Altweilnau; L. Ochs, a. s. n. Hasselbach. Lehrer Gotthardt, Ellar, z. Hauptlehrer i. Oberbrechen. Gew.-Insp.-Assistent Beierling, Wiesbaden, z. Gew.-Assessor. Gew.-Insp.-Aspirant Caesar, Wiesbaden, z. Gew.-Referendar. Lehrer Meister, Arnoldshain, z. Präp.-Lehrer i. Montabaur. Oberleutnant Pieper (Inf.-Rgt. 16) z. Lehrer in Oranienstein. Gymn.-Prof. Dr. Endemann, Weilburg, a. s. n. Kassel. Mittelschullehrer Michels, Wiesbaden, z. Handelsschullehrer i. Frankfurt. Amtsrichter v. Braunmühl, Wissen, n. Elfeld. Amtsrichter Ebel, Nastätten, z. Amtsgerichtsrat. Reg.-Bür.-Diätar Schulze, Wiesbaden, z. komm. Badeinspektor i. Schlangenbad. Stud. rer. techn. S. Werner, Biebrich, z. Dr. ing. (Charlottenburg). Gymn.-Hilfslehrer Dr. Walters u. Zeichenlehrer Kirstein, Herne, Kandidat Ebert, Wiesbaden, a. Gymnasium z. Montabaur. Kanzlist Conitz, Wiesbaden, z. Kanzleiinspektor. Hilfsprediger K. Brandenburger, Dillbrecht, z. Pfarrer i. Selters (O.-L.). Pfarrkandidat J. Seitz, Singhofen, z. Hilfsprediger i. Dillbrecht. Rechnungsrat Meinecke, Mainz, z. Eisb.-Verkehrsinspektor i. Limburg. Stat.-Diätar Kömpf, Rüdesheim, z. Stat.-Assistent. Legationsrat Dr. v. Brüning, Tanger, z. 1. Gesandtschaftssekretär i. Bern. Ger.-Ref. Effelberger, Wiesbaden, z. Assessor. Amtsrichter Dr. Brugmann, Neuwied, z. Landrichter i. Frankfurt. Oberstleutnant u. Komm. d. Unteroff.-Schule Biebrich, Graf von Schwerin, z. Komm. d. Inf.-Regts. 145. Major u. Komm. d. Unteroff.-Vorschule Jülich, v. Horn, z. Komm. d. Unteroff.-Schule Biebrich. Leutnant a. D. v. Köller, Mainz, z. Kurdirektor i. Soden. Architekt Hofmann, Herborn, z. amtl. Kirchenbaumeister d. Konsist.-Bez. Wiesbaden. Postmeister a. D. Olyschläger, Höhr, z. Rechnungsrat. Eis.-Bauinspektor Eymann, Erfurt, z. Betriebsinspektor i. Wiesbaden. Ger.-Referendar Dr. Wigand, Biebrich, z. Assessor. Eis.-Bau- u. Betriebsinspektor Panthel, Neuß, n. Herborn. Reg.-Baumeister Koester, Berlin, n. Marienberg. Reg.-Baumeister H. Jacobi, Homburg, z. Kgl. Landbauinspektor.

Jubiläen u. a. Januar: 1. Pfarrer u. Ortsschulinspektor Hartmann, Heddernheim, 40 J. i. bd. Aemt. — Kurmusiker R. Kipping, Wiesbaden, 25 J. i. D. — Hausmeister W. Bender u. Heizer H. Schuhmacher i. Städt. Krankenhause z. Wiesbaden 25 J. i. A. — Küster d. Stadtkirche, H. Schäfer, Herborn, 50 J. i. D. — Gemeinderechner J. H. Diehl, Medenbach, 35 J. i. A. — Kurh.-Kassendiener S. Nattermüller, Wiesbaden, 25 J. i. D. — 5. Kammersänger P. Kalisch, Wiesbaden, 25 J. i. Ver. — Landmann L. Raab, Naurod, 90 J. a. — 17. Kolonnadenaufseher G. Münch, Wiesbaden, 25 J. i. D. — 29. Bürgermeister H. Mühl, Falkenstein, 25. J. i. A. — Februar: 1. Stadtbriefträger Brauer, Nassau, 25 J. a. O. — Ger.-Vollz. a. D. Mitteldorf, Rüdesheim, 90 J. a. — 3. Bürgermeister J. Ungeheuer, Niederreifenberg, 25 J. i. A. — 13. Zeichenlehrer a. D. Presber, Dillenburg, 80 J. a. — 22. Wwe. Steinbach, Nied, 95 J. a. — 24. Gen.-Konsul a. D. Frhr. E. v. Lade, Geisenheim, 88 J. a. — 27. Pfarrer a. D. Junk, Ems, 88 J. a. — März: 1. Anst.-Gärtner a. Pom.-Institut Baumann, Geisenheim, 25 J. i. D. — Lehrer Hepp, Allendorf, 25 J. i. D. — Polizeikommissar B. Bochwitz, Wiesbaden, 25 J. a. O. — 7. Schriftsetzer E. Kunschmann, Wiesbaden, 50 J. i. D., 36 a. Rh. Kurier. — 18. Schloßverwalter L. Kröschbacher u. Frau (Beschließerin) Johannisberg, 25 J. i. A. — 27. Wasenmeister W. Görg, Wiesbaden 25 J. i. D. — 29. Pfarrer Laroche, Lorchhausen, 25 J. i. A. — April: 1. Kirchenrechner u. Akzisor W. Göbel III., Bierstadt, 25 J. i. A. —

Pensionierungen u. s. w.: Oberarzt d. R. Dr. Flügel, Wiesbaden, Absch. bew. Oberlehrer Th. Lautz, Wiesbaden. Hauptlehrer Baecker, Bierstadt. Amtsgerichtsrat Dr. Frank, Elfeld. Musikdirektor d. 27. Art.-Rgts. J. Beul, Mainz. Rektor Ph. Hölper, Wiesbaden (54 J. i. D., 35 a. O.). Realoberlehrer W. Meuser, Ems (40 J. a. O.). Ger.-Vollzieher Schauß, Ems. Polizeisergeant Bludau, Ems. Landw.-Hauptmann Stamm; Landw.-O.-Leutnants Petersen u. Bojanowski, Wiesbaden, Absch. bew. Hauptlehrer Heddäus, Biedenkopf. Lehrer W. Schwarz, Wallau. Amtsrichter Dr. Schaffner, Herborn. Pfarrer Reinewald, Naurod. Pol.-Wachtmeister Kahlert, Wiesbaden (40 J. i. D.). Hauptlehrer Urban, Oberbrechen (48 J. i. D., 26 J. a. O.). Postmeister Olyschlä-

ger, Höhr. Lehrer Stöcker, Oberasphe. Lehrer Mauer, Höchst. Bürgermeister A. Wolff, Biebrich, niedergel. Pfarrer Hahn, Selters, j. Diedenbergen, Kr.-Schulinspektion abgeg. Pfarrer Bergfeld, Singhofen. Leutnant v. Dieskau, Oranienstein, Absch. bew. Lehrer Heymann, Rettershain. Lehrer Weil i. Auel. Major d. Landw.-Kav. Leo, Wiesbaden, Absch. bew.

Todesfälle: Dezember: 27. Prinz Friedrich Eugen zu Solms-Braunfels. — 31. San.-Rat Dr. K. Genth, Langenschwalbach (geb. 1844). — Januar: 3. Lehrer a. D. F. Dikob, Herschbach (geb. 1814). — 4. Kgl. Kurkommissar Oberst a. D. E. v. Willich, Schlangenbad (geb. 1836). — 6. Bürgermeister Spitz, Eppenrod (geb. 1854). — Musikdirektor F. Fischer, San Francisco (fr. a. Theater z. Wiesbaden). — 7. Beigeordneter Oberlehrer a. D. J. A. Jacobs, Braubach (geb. 1834). — 10. Bürgermeister N. Henz, Hattenheim (geb. 1850). — 11. Just.-Vorst. H. Kreis, Wiesbaden (geb. 1837). — 12. Geh.-San.-Rat Dr. P. Dettweiler, Falkenstein (geb. 1836). — Pfarrer a. D. G. Bender, Langenbach (geb. 1830). — 13. Landger.-Rat a. D. Ph. Meister, Wiesbaden (geb. 1829). — 18. Rechnungsrat Th. Leitz, Langenschwalbach. — Beigeordneter Zilz, Oberlahnstein (geb. 1857). — 20. Pfarrer Fuchs, Vornich (31. J. a. O.). — 26. Bürgermeister Rübsamen, Bach (geb. 1821). — Februar: 1. Dekan A. Knie, Eibingen. — Bürgermeister W. Deißmann, Löhnberg. — 2. Kammermusiker O. Löffler, Wiesbaden (geb. 1847). — Lehrerin Emmel, Frauenstein (geb. 1854). — 10. Schulvorsteherin J. Viëtor, Wiesbaden (geb. 1854). — 13. Lehrer F. Hain, Sechshelden (geb. 1844). — 14. Rechnungsrat a. D. A. Neuendorff, Wiesbaden (geb. 1818). — Städt. Buchhalter G. Schweißguth, Wiesbaden. — Landstallmeister a. D. v. d. Marwitz, Ebersvalde (fr. Dillenburg). — 20. Lehrer Rücker, Hausen. — 21. Bürgermeister J. Becker, Niederbrechen. — 23. Kammerherr Geh. Reg.-Rat a. D. E. v. Bertouch, Wiesbaden (geb. 1821). — 29. Oberpostsekretär Schmidtborn, Wiesbaden (geb. 1844). — März: 1. Amtsapotheker a. D. K. Schellenberg, Wiesbaden (geb. 1809). — 4. Wwe. Th. Ebel, Geisenheim (geb. 1813). — 5. Sekretär d. Lokalgewerbevereins W. Kopp, Wiesbaden (geb. 1865). — 6. Amtsgerichtsrat a. D. E. Thewalt, Ems (geb. 1826). — 9. Amtsgerichtsrat a. D. A. Beyerle, Wiesbaden (geb. 1832). — 20. Reg.-Kanzl.-Sekretär K. Beckel, Wiesbaden (geb. 1834).

Nassauischer Geschichtskalender.

5. April.

1543. Walther von Kronberg, Deutschordensmeister, stirbt. Er war 1479 geboren, trat frühzeitig in den Deutschen Orden ein und wurde 1509 Komtur des Ordenshauses zu Frankfurt. Als der Hochmeister Albrecht von Brandenburg das Gebiet des Ordens in Preußen in ein weltliches Herzogtum verwandelte, wurde Walther von Kronberg von den protestierenden Rittern der deutschen Diaspora zum Administrator des Ordens und Deutschmeister gewählt und nahm als deutscher Reichsfürst seinen Sitz zu Mergentheim, wo auch seine Nachfolger bis zur gänzlichen Säkularisierung des Orden (1809) residierten.

1849. Die nassauische Batterie der Bundeskorps-Brigade Koburg-Gotha nimmt unter Befehl des Hauptmanns Müller Anteil an der Beschießung der dänischen Kriegsschiffe „Christian VIII." und „Gefion" in der Bucht von Eckernförde und trägt wesentlich zum Siege bei. (Schleswig-holsteinischer Feldzug.)

10. April.

1487. Graf Wilhelm der Aeltere von Nassau-Dillenburg, später auch der Reiche genannt, wird als Sohn des Grafen Johann V. geboren. Nach dem Tode seines Vaters, 1516, teilte er mit seinem Bruder Heinrich III. die nassau-ottoischen Gebiete derart, daß er die rechtsrheinischen (altnassauischen), dieser die niederländischen Besitzungen erhielt. Er starb am 6. Oktober 1559. Der älteste seiner Söhne war Wilhelm der Jüngere, der Schweiger.

1668. Hieronymus Hering, zu Bremen geboren, tritt die Stelle eines Professors der Rechte an der Hohen Schule zu Herborn an. Er war vorher Rat der Abtei zu Herford und ging 1669 als Professor nach Rinteln, wo er am 19. Dezember 1671 starb.

15. April.

1548. Feldmarschall Johann Hilchen von Lorch stirbt zu Lorch. Ebenda als Sproß des alten rheingauer Rittergeschlechts um 1484 geboren, war er anfangs Waffen- und Kampfgenosse Franzens von Sickingen in dessen Fehden gegen Hessen und Trier, trat dann in den Dienst Kaiser Karls V. und König Ferdinands von Böhmen-Ungarn, und kämpfte gegen die Türken und Franzosen mit Auszeichnung.

1702. Mit Friedrich Wilhelm von Stockheim erlischt dieses im Nassauischen einst reiche und mächtige Adelsgeschlecht. Seine längst zerstörte Stammburg lag nahe bei Usingen, wo noch jetzt der Stockheimer Hof besteht. Es war Inhaber des oberen und niederen Gerichts Stockheim und hatte sich auch seit dem 15. Jahrhundert im Rheingau ausgebreitet.

Briefkasten.

Bestimmungen von allgemeiner Geltung. Bitte: 1) Leserlich schreiben, wenn kein Gebrechen hindert. 2) Manuskripte nur auf einer Seite beschreiben. 3) Sich im allgemeinen an dem erbetenen Umfange halten. 4) Von Gedichten sich Abschriften aufbewahren, da solche nicht zurückgesandt werden. 5) Textmanuskripte an den Herausgeber: Dr. Spielmann, Wiesbaden, Bismarckring 30, senden. 6) Beachten, daß bei dem beschränkten Raume Garantie für Aufnahme eines Beitrages in eine bestimmte Nummer nicht erfolgen kann.

Dr. E. S. in H. Die Nummern werden Sie erhalten haben. Frdl. Gruß.

A. B. in D. Wird gelegentlich kommen. Wir bitten um Ihren werten Vornamen.

C. D. in D. Besten Dank für Brief und Sendung. Ihrem Besuch sehen wir mit Vergnügen entgegen. Frdl. Gruß.

D. S. in W. Sie können ruhig Fürst von Nassau, Graf von Katzenelnbogen u. s. w. sprechen und schreiben. Nur in Adressenstil müssen Sie auf die Unterscheidung des zu und von achten.

Redaktionsschluß: 25. März.



№ 8. Wiesbaden, den 16. April 1904. 5. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20, beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Rheinlied.

Nun höret an ein neues Lied
Vom Vater Rhein, dem alten,
Wie mir es durch die Seele zieht
Mit wonnigen Gewalten!
Ein Lied, ich säng' es wohl mit Lust
Weit schallend in die Runde:
Von seiner grünen Wogenbrust,
Von seinem Gold im Grunde,
Von seinen Burgen trotzig kühn,
Von seinen prächt'gen Auen,
Von seinen Reben duftig grün,
Von seinen stolzen Frauen.
In allem reichen Glanze sein
Ist er uns treu geblieben.
O Rhein, o Rhein,
Dir gilt mein erstes Lieben!

Von deinen Städtlein allbekannt,
Wo mag zuerst ich bleiben?
Nimm nur das Ruder frisch zur Hand
Und laß den Nachen treiben!
Von Walluf, Elfeld, Hattenheim
Bis Rüdesheim und Bingen,
Allüberall bin ich daheim,
Wo Rheinweinbecher klingen.
In Lorch, in Bacharach und Kaub
Wächst auch ein gut' Getränke;
Geschmückt den Hut mit Rebenlaub
Drum kehr' ich ein zur Schenke.
Ja herrlich ist's am grünen Rhein;
Die Sorgen baß zerstieben.
Vom Rhein o Wein,
Dir gilt mein andres Lieben!

Am Rhein verlor ich auch mein Herz
An eine Mädchenblüte,
Ob deren Gunst bei Spiel und Scherz
In Lieb' ich einst erglühte.
O holde Maid, noch seh' ich ja
Dein Tuch bewegt dich schwenken,
Und wie beim Scheiden mir geschah,
Muß oft ich an dich denken.
Hast du gelauscht der Wogen Klang,
Gefühlt ein sanft' Erregen?
Sie kommen grüßend mit Gesang
Froh rauschend dir entgegen.
Am Rhein, da ist die schönste Zeit
Bei losen Herzensdieben
Zum Frei'n, o Maid; —
Dir gilt mein letztes Lieben!

A. Velde.

Siegfried von Westerburg, Erzbischof von Köln, 1274—1297.

4) Von Dr. C. Spielmann. (3. Fortsetzung.)

Erzbischof Siegfried begann die Schlacht bei Worringen unter Trompeten- und Paukenschall mit einem Angriffe der von ihm geführten Scharen auf den rechten Flügel des Feindes, den der Graf von Berg führte. Der streitkundige Prälat hatte seine Schlachthaufen massiert, um die Linie des Gegenheeres zu durchbrechen, eine Taktik, die im ganzen vortrefflich war. Der Graf von Berg aber ließ sich nicht aus seiner Stellung hervorlocken; zugleich bot nunmehr Siegfried die offene linke Flanke dem feindlichen Zentrum dar. Herzog Jan gedachte das zu nützen; aber als er ansetzte, stockte der Marsch wegen des von den Gräben und ihren Zuläufen durchschnittenen Terrains. Der Bastard von Wesemaele warf sich den Trabanten vorauf in Schlamm und Wasser; ihm stürmten die anderen nach. Sofort wurden sie von Siegfried, der rasch halblinks gewendet hatte, angefallen, und gleichzeitig stürmten dessen Zentrum und linker Flügel nach der Mitte vor. Stundenlang tobte der Kampf; aber die Sache ward schließlich für die stiftische Schlachtordnung bedenklich. Denn wenn nun die feindlichen Flügel vorgriffen, so konnte jene umwickelt werden. Anderseits lag für die brabantische Schlachtordnung die Gefahr nahe, durch den kolossalen Keilstoß in der Mitte durchbrochen zu werden. Auf stiftischer Seite übersah der Graf von Luxemburg die Lage zuerst. Sein Bannerträger und natürlicher Bruder, Heinrich von Houffalize, erhielt den Befehl, die Reihen auseinander zu ziehen, teils um die Ueberflügelung zu verhindern, teils um den luxemburgischen Geschwadern den Weg zum Stoße in die Rechte des feindlichen Zentrums frei zu machen. Dem gellen Ruf auf luxemburgischer Seite: „Etendre, étendre!" tönte der auf brabantischer: „Serrez, serrez!" entgegen.

Da folgte der Stoß. In wildem Jagen brach der Graf von Luxemburg mit seinem Bruder Walram von Ligne, seinem Schildhalter Walter von Wilz und dem Bastard von Houffalize, eine Ritterschar hinterdrein, alle die Lanze eingelegt, unter dem rasenden Geschrei: „Au duc, au duc!" in die brabantischen Reihen und bis zum Herzoge durch. Die Gefahr erkennend, warf sich des Herzogs Bruder, Gottfried von Arschot, mit dem Grafen von Saint-Pol dazwischen und schlug mit einem Axthiebe den Kopf des Pferdes des Luxemburgers beiseite. Dieser ließ seine Lanze fallen, um den Herzog am Halse zu fassen. Allein nun stürmten die Brabanter herbei; Walram von Ligne fällt; der Graf muß von seinem Gegner lassen. Sofort dringt er indes wieder vor, fällt zweimal vom Gaul, kommt jedesmal wieder hoch, rennt das Roß des Herzogs nieder, läßt abermals die Lanze fallen und haut mit wuchtigen Streichen des schnell gezogenen Schwertes den Bannerträger von Brabant nieder. Nur mit Mühe wehrt sich Jan zu Fuße; doch reißen die beiden Edelknechte sein Banner wieder empor, und einer von ihnen hilft dem Herzoge auf sein eigenes Tier. Nun wird auch Jan von Kampfeswut erfaßt; in diesem Turnei will der „Siegreiche" siegen. Auf das luxemburgische Banner dringt er ein; der Träger fällt, es verschwindet. Mächtige Streiche tauschen Graf und Herzog; da springt des ersteren am Bauche verwundetes Tier seitwärts. Nun werfen die Kämpen die Schwerter fort und fassen sich, zwei homerischen Helden gleich, mit den Händen. Wieder packt der Luxemburger den Brabanter an der Kehle; er hebt sich in den Bügeln um ihn niederzuzwingen — da rennt ihm Walter von Bisdomme von hinten und unten das Schwert bis ans Heft in das Gesäß und den Leib, und rasselnd stürzt der tödlich verwundete Graf vom Rosse. Blutend, zitternd, aber tiefaufatmend, ruft Jan: „O, was machst du! Du hast des Tages besten Ritter getötet." Noch ein natürlicher Bruder des Grafen, Wilhelm von den Ardennen, der die Seinen zu ordnen suchte, fällt — vier Brüder an einem Tage —, dann fluten die Luxemburger zurück, von dem lauten „Victoire! Victoire!" der Brabanter verfolgt. Das ganze stiftische Zentrum löst sich unter dem Angriff des brabantischen völlig auf.[1])

Unterdes war auch Reinald von Geldern gegen die Brabanter vorgebrochen und hatte die Geschwader der Herren von Arkel und von Hausden geworfen. Doch von links rückte der Graf von Berg heran und brachte Jan von Brabant Deckung; dieser konnte nun mit Verstärkung gegen Siegfried vorgehen. Der Graf von Saint-Pol setzte mit einem Rittergeschwader stracks auf den Erzbischof an. „Tue, tue ce faux prêtre!" riefen die Angreifer einander zu. Mit Schrecken gewahrte der Prälat, wie die Banner von Wassenberg und Heinsberg sich senkten und die Flucht ergriffen. Fester und enger konzentrierten sich dafür die westerwälder Ritterschaft und die westfälischen Fußknechte um die im Boden festgewurzelte Zitadelle; von vorn von rechts und von links wurde der starrende Haufe angefallen. Der Herzog und der Graf von Berg stritten allen voran. In diesem Gewühl geschah es, daß Graf Adolf von Nassau den Brabanter suchte, mehrere Ritter, die er dafür hielt, niederschlug, aber den Herzog stets verfehlte. Immer schrecklicher wurde das Gedränge; aber West-

[1]) Der gefallene Graf Heinrich II. von Luxemburg war der Vater des Grafen Heinrich III., der später, 1308—1313, deutscher König und Kaiser (Heinrich VII.) war.

falen und Westerwälder standen wie eine Mauer, wie der Fels in der Brandung, die ihn umtobt.

Da regte sich's drüben hinter den Wellen der Ebene, wo die bergischen Bauern mit glühenden Augen und zuckenden Fäusten halbverborgen warteten. Ein brabantischer Edelknecht sprengte hinüber und rief sie ermunternd an. Und nun ritt Walther Dodde, ein Cisterziensermönch, vor die Haufen. Das Bild in der Düsseldorfer Galerie [1]) zeigt ihn uns, wie er in weißer Kutte, auf feinem Schimmel aufgerichtet, die Streitaxt in der Rechten, die Linke hocherhoben, mit flammenden Worten das Landvolk auffordert, den Mörder und Räuber, Senger und Brenner Siegfried von Westerburg, den falschen Bischof, zu strafen. Jetzt brachen sie hervor, die lang Gequälten, und geführt von dem Edelknechte fielen sie mit hochgeschwungenen Morgensternen und Sensen, unter dem Rufe: „Hye Berga romereika!" (Hie ruhmreiches Berg!) dem kämpfenden Knäuel in Flanke und Rücken. Da entlud sich der ganze Grimm der Hörigen und Leibeigenen gegen die feudalen Herren; die wütenden Bauern mähten und droschen nieder Freund und Feind, was Rüstung trug. Der elementar entfesselten Volkswut erlag die Ritterschaft wie später bei Courtrai und Sempach. Auch die Kölner Bürger schlossen sich an, um die Niederlage des feindlichen rechten Flügels vollständig zu machen.

Mitten in solchem Mordkampfe entfiel dem eisernen Prälaten das Herz; er übersah das weite Gewühl der rings wie ein Meer um seinen Haufen zusammenschlagenden Feinde, und nun, gerade als der Graf von Berg und der Herr von Areschot auf ihn eindrangen, stürzte sein Gaul, von einem Axthiebe ins Genick getroffen. Da kam Siegfried plötzlich die Furcht an, der Graf von Berg könnte sich seiner bemächtigen, und so rief er nach dem Herrn von Areschot, ihm wolle er sich ergeben. Wie er aber über Haufen von Toten stieg, um sein blutgerötetes Schwert abzugeben, da erschien, sich durch die Menge drängend, der Graf. Er heischte die sofortige Auslieferung seines Todfeindes, riß dessen Waffen an sich, und mehrere seiner Reisigen griffen den Erzbischof, fesselten ihn und brachten ihn aus dem Getümmel fort. Adolf hatte sich in Eile verpflichtet, nicht ohne den Herzog und die Stadt Köln mit Siegfried Frieden zu machen. Da ergaben sich auch die umschlossenen und bedrängten Grafen und Herren; denn bedeckt mit Wunden, den Harnisch zerbeult, das Schwert zerschartet und den Helmbusch zerknickt sich gefangen zu geben, galt für ehrlicher als vom Schlachtfelde zu entfliehen. Noch wehte, heldenhaft verteidigt, das erzbischöfliche Banner; aber schließlich wurde auch der Carroccio genommen. Schnelle Beilhiebe fällten den Mast, und unter lautem Jubel wurde das Palladium herabgerissen.

Nun war nur der linke Flügel des stiftischen Heeres unter Reinald von Geldern noch kampffähig. Er war bis an gegen Arnold von Looz siegreich geblieben; seine Leute konnten sogar über das brabantische Lager im Rücken der Kämpfenden herfallen und es plündern; doch machte sich ein Teil unter dem Herrn von Keppel schurkisch mit der Beute von dannen.[1]) Der Graf bemerkte es; aber es focht ihn nicht an. Kampfbegierig stürzte er sich auf die Scharen, die Arnold von Looz heranführte.[2]) Da entbrannte ebenfalls ein heißer Streit. Das gelbblaue Banner von Gelderland wehte noch lange; endlich sank es, und zugleich stürzte Reinald schwer wund vom Gaul. Der Graf von Looz bemerkte es; ritterlich sandte er einige Edelknechte, die den Gelderer der Rüstung entledigten und auf ein Pferd setzten, dessen Zügel der Kastellan von Montenaeken (spr. naaken) ergriff, um es aus dem Getümmel zu führen. Reinald schien in Sicherheit; da eilten brabantische Reiter hinzu und fingen ihn unerkannt ab. Besser erging es dem tapfern Herrn von Born, der bis zuletzt neben seinem Lehnsherrn gestritten hatte. Ein Sohn von ihm mußte sich gefangen geben, ein anderer, ein natürlicher, sein Bannerträger, fiel. Er selbst antwortete auf die Anrufe sich zu ergeben: „Noch ist's nicht Zeit; wartet, bis es mit Ehre geschehen kann." Er schlug sich durch, fiel einer Schar bergischer Bauern in die Hände, die ihm einen Arm zerschmetterten, entkam aber auch diesen und wurde von einem Franziskanermönche, in dem er einen andern natürlichen Sohn erkannte, gerettet. Die Bastarde haben damals rühmliche Rollen gespielt; es war weder eine Schande, ein Bastard zu sein, noch einen oder mehrere solcher zu haben.

Nachdem auch dieser Widerstand bezwungen war, schien die Schlacht beendet; aber siehe da, aus dem luxemburgisch-limburgischen Zentrum des erzbischöflichen Heeres hatte der limburgische Herr Walram von Falkenburg ein neues Geschwader gebildet, das, auf dem Schlachtfelde umherirrend, da und dort eingriff. Mehrmals war er geschlagen und geworfen worden, hatte sein Banner verloren; da erinnerte er sich, daß es eines limburgischen Herrn unwürdig sei zu fliehen. Auf einen Hügel zujagend, ließ er dort ein zweites Banner entfalten, sammelte viele Versprengte um sich und fiel dann wie eine Windsbraut über den Grafen von Jülich her. Im Getümmel verwundete er den Grafen Walram am Halse, erhielt aber selbst einen Hieb, der ihn der Nase beraubte. Der Graf von Looz und der Herr von Stein, seine Vettern im gegnerischen Lager, unterstützten und verbanden den Verwundeten und ließen ihn aus dem Getümmel bringen. Aber noch lange wehrten sich Limburger gegen Limburger, bis die Uebermacht der Brabantischen endlich alles erdrückte. An 700 Mann von den Falkenburgischen sollen gefallen und vom letzten Haufen nur vier davongekommen sein.

(Schluß folgt.)

---

[1]) Das bereits eingangs erwähnte Gemälde schenkte ein reicher Düsseldorfer C. Weiln seiner Vaterstadt zu deren 600. Jubiläum, 1889.

[1]) So wird berichtet. Wir können uns die Situation schwer vorstellen. Reinald müßte sich zwischen Jan und Arnold gedrängt haben?

[2]) Der Graf von Looz scheint im letzten Teile der Schlacht den Oberbefehl an Stelle des wunden und erschöpften Herzogs übernommen zu haben, und seine Truppen sind die noch verhältnismäßig frischesten gewesen.

Die Schulen zu Eppstein.

2) Von J. Brumm. (Schluß.)

Diesem Berichte war folgender Amtsbericht beigelegt.

Fürstlich hochlöbliches Oberamt!

Wie unumgänglich nötig es sei, daß für die so stark angewachsene und sich täglich noch vermehrende katholische Jugend dahier ein besonderer Lehrer angestellt werde, solches bedarf keiner weiteren An- und Ausführung. Aus Mangel eines bisherigen Unterrichts wachsen die Kinder ganz wild und roh auf und stellen sich zur Zeit ihrer Versorgung als die boshaftesten, subordinationswidrigsten Untertanen hin, mit denen die vorgesetzte weltliche und geistliche Obrigkeit täglich geplagt ist.

Die hiesigen Einwohner sind übrigens so mittellos, daß sie aus ihren Kräften unmöglich einen ordentlichen Schullehrer annehmen und unterhalten können. Und da kein sonstiger Fonds dahier existiert, aus welchem ein Schullehrer gehörig bezahlt werden könne, so bleibt nichts anders übrig, als der nunmehr dahier aufhörenden Gemeinschaft, und dabei in einem und dem andern Gegenstand vorgewesenen, nun cessirenden Differentien und Prärogativen wegen der Anstellung eines katholischen Schullehrers dahier zu der landesväterlichen Fürsorge und Gnade des besten Fürsten, dessen bestimmter gnädiger Wille es ist, daß ein Untertan wie der andere ohne alle Rücksicht zu einem glücklichen und guten Bürger durch die diensamsten Mittel gebracht werden sollte, die vertrauensvolle Zuflucht zu nehmen. Einem dahier anzustellenden Schullehrer dürfte daher entweder ex aerario oder einer sonstigen milden Stiftung wenigstens jährlich 12 Malter Korn, 8 Stecken Buchen Scheitholz, so ihm von den katholischen Einwohnern dahier aus den herrschaftlichen Waldungen unentgeltlich beigefahren werden müßte und dann wenigstens 60 Gulden an Geld zu verabreichen seien.

Zu den 12 Maltern Korn dürften jene 2 Malter zu verwenden sein, die ein zeitlicher herrschaftlicher Kapellendiener dahier wegen Besorgung des Gottesdienstes in hiesiger Schloßkapelle von dem herrschaftlichen Speicher allschon empfangen, wofür dann auch demnächst der anzustellende Schullehrer die Verrichtungen in der Schloßkapelle übernehmen müßte, welches derselbe dann auch füglich tun kann, zumalen ihm für die Besorgung des außergewöhnlichen Gottesdienstes die bestimmten erzbischöflichen jura, wie solche in der Anlage verzeichnet sind, von jenen Leuten gezahlt werden müssen, die den Gottesdienst halten lassen und desfalls auch das Herkömmliche an den Herrn Pfarrer zu entrichten haben.

Für eine Wohnung müßte der Schullehrer selbst sorgen und zur Abhaltung der Schule müßte die nötige Stube von den katholischen Einwohnern dahier, so ihre Kinder in die Schule schicken, gemietet und bezahlt werden, und da den Eltern, sowie dem Staat alles an guter Erziehung der Jugend gelegen sein muß und erstere auch das Ihrige hierzu nach Kräften beizutragen schuldig sind, so dürften dieselben auch anzuhalten sein, von jedem in die Schule geschickten Kinde dem Schullehrer quartaliter 15 Kreuzer proprio zu zahlen.

Was die Aufsicht über die dahier zu errichtende katholische Schule betrifft, so dürfte diese dem zeitlichen katholischen Pfarrer zu Fischbach als Kurator der hiesigen katholischen Einwohner jedoch sub autoritate und mit Zuziehung des zeitlichen fürstlichen Beamten dahier zu überlassen sein, sowie dann auch die Zurücksetzung der Konfirmation der hiesigen katholischen Jugend bis ins 14. oder 15. Jahr ihres Alters lediglich die Sache des katholischen Geistlichen sein dürfte, von welchem ohnehin nach den bestehenden Religionsgrundsätzen keine Kinder zum Heiligen Abendmahl zugelassen werden dürfen, die nicht hiervon gehörige Kenntnisse, das nötige Alter und den vollkommensten diesem wichtigsten aller Religionsgegenstände angemessenen Unterricht erhalten haben.

Uebrigens versteht es sich wohl von selbst, daß die Anstellung eines katholischen Lehrers dahier lediglich von einer fürstlichen hohen Landesregierung geschehen müsse.

Eppstein, den 11. Februar 1903.

Seebold.

Das Oberamt unterstützte beide Berichte in folgender Eingabe.

Fürstliche hohe Landesregierung!

Höchster Oberamtsbericht, Anstellung eines katholischen Schullehrers in Eppstein betreffend.

Den lebhaftesten Dank verdient der evangelische Pfarrer Fliedner zu Eppstein für die Teilnahme, so er an der Bildung der katholischen Jugend daselbst durch das rückangeschlossene Gutachten beweist. Auch das Fürstliche Vogteiamt bestätigt in dem angeschlossenen Bericht die Notwendigkeit der Anstellung eines eigenen Lehres für die katholische Jugend; doch weiß dasselbe ebenso wie der Pfarrer Fliedner zum Gehalt eines katholischen Lehrers keinen andern Fonds als die höchste Milde Sr. fürstlichen Durchlaucht.

Wir vereinigen unsere untertänigste Bitte mit jener des Fürstl. Vogteiamtes und des evangelischen Pfarrers Fliedner, müssen aber zugleich die gehorsamste Bemerkung anfügen, daß der vom Fürstlichen Vogteiamt vorgeschlagene Gehalt einem Lehrer auch nur die notdürftigste Lebsucht nicht gewähren kann, so wird auch hierfür kein tüchtiger Lehrer dies Amt übernehmen.

Uebrigens ist beinahe aller Orten im Kurfürstentum Mainz zum ersten Empfang des Hl. Abendmahls durchgehends das 13. Jahr eingeführt gewesen, wobei es auch wenigstens in solange zu belassen sein dürfte, bis nach erfolgter Bekanntmachung der neuen Konkordate zwischen F. hoher Landesregierung und dem Bischöflichen Ordinariate anders bestimmt wird. Oberamt Höchst und Königstein.

Höchst, 1. März 1803.

Wallau, Reischer, Linn.

Darauf erfolgte nachstehender Bescheid. Fürstl. Reskript an das Oberamt zu Höchst. Von Gottes Gnaden Karl Wilhelm pp.

Wohlgelehrte, Liebe, Getreue!

Aus den demnächst zurückgelangenden Anlagen werdet Ihr des mehreren ersehen, was seither auf

Veranlassung des Pfarrers Fliedner zu Eppstein wegen einer daselbst zu errichtenden katholischen Schule vorgewesen ist.

Es ist einleuchtend, daß eine solche Anstalt allerdings ebenso nützlich als notwendig sei, und wir sind daher nicht abgeneigt, solche zu unterstützen. Der Anstand, welcher dabei vorwaltet, besteht indessen darin, wie erstens eine Wohnung für den katholischen Schullehrer und Stube für die Schule in Eppstein zu beschaffen sei und zweitens, wie eine Besoldung für ihn zu ermitteln sei.

Da uns nun, als ehemaliger Mitbeamter zu Eppstein, das dasige Lokal und die sonstigen Umstände genau bekannt sein müssen, so habt Ihr mit Zuziehung des Rentmeisters Weisgerber und Pfarrers über bemeldte beiden Gegenstände Euern gutachtlichen Bericht anhero zu erstatten. Wir verbleiben Euch in Gnaden wohlgewogen.

Wiesbaden, den 11. März 1803.

Ex Resolutione Serenissimi.

F. v. Kruse. Huth. v. Fossa.

Pfarrer Fliedner berichtete hierauf weiter: Die ganze hiesige Gemeinde, besonders aber der katholische Teil derselben, besteht aus Bürgern, welche auch bei der fleißigsten Uebung ihrer Professionen kaum ihren notdürftigen Unterhalt zu erwerben imstande sind. An gemeinen Revenüen fehlt es denselben ganz, und nur aus ihren eigenen Mitteln können sie eine Kriegsschuldenlast von 10000 Gulden durch einen monatlichen Umsatz mit großer Anstrengung zu tilgen suchen.

Die katholische Bürgerschaft ist indessen von der Notwendigkeit einer Schule für ihre bisher durchaus verwahrloste Jugend so innig überzeugt, daß sie die letzten Kräfte anwenden will, um zum Unterhalt eines gnädigst anzustellenden tüchtigen Schullehrers ihr möglichstes beizutragen. Sie hat sich daher entschlossen, für die Wohnung desselben und durch vorläufige Mietung eines schicklichen Hauses aus eigenen Mitteln zu sorgen, bis mit der Zeit durch milde Beiträge, Legate und andere Hilfsmittel ein eigenes Schulhaus erkauft oder erbaut werden kann. Zur Besoldung eines Lehrers wollen sie 60 Gulden dadurch zusammenbringen, daß jedes schulfähige Kind, deren 60 sind, jährlich einen Gulden oder quartaliter 15 Kreuzer bezahlen soll, welches Schulgeld indessen, nach meinem Wunsch, nicht von dem armen Schulmann selbst, sondern durch einen vom Fürstl. Amt bestellten Schulvorsteher erhoben und vierteljährlich in unzertrennter Summe an ihn richtig abgeliefert werden müßte, da ihm sonst durch die dadurch entstehende Weigerung oder Grobheit mancher unvernünftigen Eltern sein ohnehin beschwerlicher Stand noch mehr erschwert werden möchte.

Da die hiesige gesamte Gemeinde außer einigen ehemals urbar gewesenen und bis jetzt nur zum Teil wieder angebauten gemeinen Stücken auf den sogenannten Wingerten und im hinteren Staufen sonst nichts besitzt, worüber sie disponieren könnte, so ist sie nicht abgeneigt, dem neuen katholischen Schullehrer, sowie dem schon bestehenden evangelischen, der eine Unterstützung nicht weniger bedarf, von diesen Stücken, die ohnehin durch die Vorsorge eines Fürstl. Amts zur Zahlungserleichterung der drückenden Kriegsschulden in einen Temporalbestand verliehen werden sollen, einen halben Morgen oder für 2 Simmern Aussaat zur Pflanzung von Kartoffeln und anderen Erzeugnissen unentgeltlich zukommen zu lassen und die hiesige evangelische Pfarrei, die vermöge ihrer Kompetenz sich im Besitz des Universal-Zehnt-Rechts sowohl im Burgfrieden als im Hinterstaufen de facto befindet, macht sich eine Freude daraus, die Schuläcker von der Zehntpflicht auf immer zu befreien, wozu das Fürstl. Konsistorium seine gnädige Bestimmung gewiß nicht versagen wird. Wird die katholische Gemeinde gerne eben das tun, was ihre evangelischen Mitbürger an ihrem Schullehrer tun, nämlich den Winter hindurch für jedes Kind ein sogenanntes Schulscheit entrichten, das leider nur zu oft eher einem Span als einem Scheite gleicht, oder wer das nicht will oder kann, muß 45 Kreuzer Holzgeld bezahlen.

Auf diese Weise hätte ein katholischer Schullehrer vorläufig eine freie Wohnung, 60 Gulden an Geld, einen halben Morgen zu Kartoffeln und dergl., das notdürftige Holz für die Heizung der Schulstube. Wie wenig aber dies im ganzen sei, wie durchaus unzureichend, einen Mann zu bekommen, wie ihn die katholische Gemeinde bedarf, einen Mann von tüchtigen Kenntnissen und geprüfter Rechtschaffenheit, der die herkulische Arbeit übernimmt, ein völlig verwildertes junges Volk zu zähmen und zu bilden, leuchtet einer weisen und hohen Landesregierung von selbsten ein.

Auch mit den wenigen Akzidenzien und den 2 Maltern Korn, von welchem der Fürstl. Amtsbericht redet, wird man kein Subjekt finden, das um diesen Hirtenlohn das mühsamste und doch verdienstlichste Geschäft in der Welt übernimmt.

Vom Thron des weisesten Fürsten, des mildesten Schul- und Volksfreundes herab erwarte und flehe ich noch einen hinlänglichen gnädigsten Zuschuß, ohne es jedoch zu wagen, in Bestimmung desselben der höchsten Einsicht, sowie der Großmut derselben weitere oder engere Grenzen zu ziehen. Ich darf es am Ende dieses untertänigen Berichts nicht vergessen, daß durch Anstellung eines katholischen Schullehrers die Besoldung des schon bestehenden evangelischen Schullehrers, dessen Wohnung zu erhalten und zu bauen der gesamten Gemeinde obliegt, nichts entgehen möge.

Eppstein, den 28. April 1803.

J. L. Fliedner, Pfarrer.

Infolge dieser eingehenden Berichte des würdigen Pfarrers Fliedner und des tätigen Amtmanns Seebold, unter Mitwirkung des fürstlichen Oberamtes zu Höchst, kam von dem damals regierenden großmütigen Landesvater Karl Wilhelm die gnädige Genehmigung zur Aufrichtung der katholischen Schule; ja, der Fürst gewährte auch huldvoll die Bitte um Zuschuß aus der fürstlichen Rentei zur Besoldung des anzustellenden katholischen Lehrers und gab zugleich dem fürstlichen Beamten zu Eppstein auf, für die Wahl normalmäßig examinierter, tauglicher Subjekte zu sorgen.

Nachdem dies geschehen, wurde am 2. Oktober 1803 der Schullehrer Konrad Bischof zu Hornau zum 1. katholischen Lehrer in Eppstein ernannt.

Da nun die Unterhaltung des evangelischen Schulhauses der ganzen Gemeinde, also der katholischen mit oblag, und letztere für das katholische Schulhaus allein zu sorgen verbunden war, so waren ihre Kräfte dermaßen geschwächt, daß sie kein Schulhaus erwerben, sondern nur ein dürftiges Schulzimmer mit einer noch dürftigeren daranstoßenden Kammer als Lehrerwohnung mieten konnte.

In der sehr ärmlichen Wohnung behalf sich der Lehrer bis zum Juli 1805, wo er sich verheiratete und sich ein eigenes Haus beschaffte. Er war der Meinung, die Gemeinde würde ihn durch Zahlung der Miete entschädigen; das war aber nicht der Fall. Erst infolge der neuen Schulorganisation vom 24. März 1817 wurden die Nachteile beseitigt, die bisher mit der katholischen Schulstelle verbunden waren. Die bisherigen Eppsteiner Konfessionsschulen wurden vereinigt und beiden Lehrern so übertragen, daß der evangelische Lehrer die Kinder vom 6. bis 10. Jahre und der katholische diejenigen vom 10. bis 14. Jahre zu unterrichten hatte.

Mit Freuden nahmen die Lehrer das gute Einverständnis der Kinder und ihr eifriges Lernen wahr. Auch vonseiten der Eltern, deren der Chronikschreiber rühmlichst gedenkt, traten den Lehrern keine Hindernisse entgegen. Die erfolgte Vereinigung der beiden Eppsteiner Schulen erfuhr allgemeinen Beifall.

Im Jahre 1852 wurde denn die Simultanschule wieder aufgehoben, und seitdem besteht die gegenwärtige Konfessionsschule, deren Rechte heute noch nicht richtig abgegrenzt sind, wie der Streit beweist, der sich um die alte evangelische Schule entsponnen hat und auf dessen Ausgang wir gespannt sind.

Geographische Charakterbilder aus Nassau XIII.

Von K. Jacobi.

Geologisches.

Wir haben uns früher an dieser Stelle in einer Reihe von Aufsätzen mit der Geologie des Erdinnern unserer Heimat befaßt, soweit das dem Zwecke der „Nassovia" entsprechend erschien. Die Geologie umfaßt aber ein so weites Gebiet und mit so schwierigen Fragen, daß es unmöglich ist, es hier auch nur annähernd zu erschöpfen. Doch sei von den vielen Problemen, die den menschlichen Geist beschäftigen, noch die Frage herausgegriffen, die wie kaum eine das Interesse jedes Menschen in Anspruch nimmt, nämlich jene nach dem Entstehen der Berge und Täler, der Länder und Meere. Das Gemüt des Menschen hat das Bedürfnis, den Kräften nachzuspüren, die bald mit gewaltsamer Anstrengung, bald in unmerklich langsamer, stiller Arbeit die mannigfaltigsten Veränderungen im Antlitz der Erde vollbringen.

Damit betreten wir ein Gebiet der Geologie, das jeder, auch ohne daß er Geolog von Fach ist, in der Gegend, die er besucht, studieren kann; es ist dasjenige, das wir die Geologie der Erdoberfläche nennen wollen und worunter wir die Erscheinungen und Veränderungen verstehen, die in verhältnismäßig neuer Zeit stattgefunden haben und fortwährend noch stattfinden.

Da aber die Geschichte des Werdens unseres kleinen Weltkörpers, den wir Erde nennen, von jeher die Geister aller Völker beschäftigt und Veranlassung zur Aufstellung der ungeheuerlichsten Hypothesen und Phantasiebilder gegeben hat, so halte ich im Interesse des klareren Verständnisses für geboten, etwas weiter auszuholen und zunächst kurz zu berichten, was uns die Wissenschaft über das allmähliche Werden des Erdkörpers an die Hand gibt.

Die Geschichte der Erde ist zunächst eine kosmische, der Weltbildung angehörige, und dann eine tellurische, d. h. eine auf ihren eigenen Verlauf angewiesene. Wie konstruierte die Wissenschaft den ersten Teil dieses Werdeprozesses?

Da beweisende Dokumente für den Ursprung der Erde fehlen, so hat man seine Zuflucht zu Hypothesen genommen, deren Aufstellung sich in folgenden Gedankenergänzungen vollzog.

Der Umstand, daß die Planeten die Sonne in einer Ebene umkreisen, führte zu der Annahme, daß die ganze Masse, aus welcher gegenwärtig die Sonne und die ihr zugehörigen Planeten bestehen, einstmals zusammenhängend gewesen ist, und zwar in demselben Zustande einer gasförmigen, im großen Weltraume schwebenden Materie, wie wir solche Massen in den sogenannten Nebelflecken noch heute am Himmel wahrnehmen können.

Der Raum, den die Masse der Sonne und der sämtlichen Planeten im Gaszustande einnahm, mußte ein ganz ungeheurer sein und sich weit über die Bahn des entferntesten Planeten, des Neptun, hinaus erstrecken. Infolge der Wärmeausstrahlung in den kalten Weltenraum trat im Mittelpunkt jenes ungeheuren Gasballes eine Verdichtung ein. Es bildete sich ein Kern, der in Umdrehung versetzt wurde, welche sich der ganzen Dunsthülle mitteilte. Letztere mußte jetzt, entsprechend der Zentrifugalkraft, eine gedrückte, etwa linsenförmige Gestalt annehmen. Eine weitere Verdichtung des inneren Kerns veranlaßte eine immer raschere Rotation, so daß endlich an dem Umfang seiner Dunsthülle die Zentrifugalkraft die Oberhand gewann und der äußerste Teil der Hülle sich in Gestalt eines Rings ablöste. Dieser setzte die Umdrehung in der früheren Richtung fort, verdichtete sich allmählich, so daß zuletzt seine Zerreißung erfolgte. Jedes Stück dieses Rings wurde rotierend zu einer Kugel. Da diese verschieden großen Kugeln infolge der gegenseitigen Anziehung ihrer Massen in verschiedener Geschwindigkeit auf ihrer Bahn umliefen, so mußten die aus den Stücken eines jeden Rings entstandenen Kugeln sich zuletzt zu einer einzigen Kugel vereinigen. So entstand der äußerste oder erste Planet. Infolge der fortschreitenden Verdichtung

des Zentralkerns trat eine vermehrte Umdrehungsgeschwindigkeit ein, und es folgten sich so eine Reihe von Losreißungen äußerer Schichten, aus welchen die Planeten der Reihe nach hervorgegangen sind.

Die Planeten selbst schleuderten in ähnlicher Weise in ihrem dunstförmigen Zustande Trabanten von sich ab, welche nun als runde Körper die Planeten umkreisen. Es sind dies die Monde.

Diese Lehre ist zuerst von dem Philosophen Kant ausgesprochen und 41 Jahre später von dem französischen Mathematiker Laplace berichtigt und weiter entwickelt worden. Für ihre Richtigkeit hat die neueste Zeit wichtige und entscheidende Beweise geliefert: das Erkennen des Sonnenballs als einer noch gegenwärtig glutflüssigen Masse; die auf spektral-analytischem Wege nachgewiesene Gleichheit gewisser den Sonnenkörper zusammensetzender Elemente mit solchen unserer Erde; die Gleichartigkeit der Grundstoffe in den niederfallenden Meteoriten mit denjenigen unseres Planeten u. a. Auf Grund der Kant-Laplaceschen Theorie lassen sich nach einem anderen Gelehrten bei fortdauernder Wärmeausstrahlung fünf Entwickelungsphasen der Weltkörper unterscheiden:

1. Der glühend-gasförmige Zustand, dargestellt durch die planetarischen Nebel,
2. Der glühend-flüssige Zustand, dargestellt in den Fixsternen mit konstanter Helligkeit,
3. Die Phase der Schlackenbildung oder die Entstehung einer kalten, nichtleuchtenden Oberfläche.

Im Uebergangsstadium aus der 2. in die 3. Phase befindet sich die Sonne. Die 3. Phase wird dargestellt durch die Fixsterne mit veränderlichem Lichtglanz und mit roter, ihrem Rotglutzustande entsprechender Farbe.

4. Die Phase der gewaltsamen Zerberstung der bereits erkalteten Oberfläche durch innere Glutmassen und dadurch bedingte Eruption der letzteren,
5. Die Phase der fortschreitenden Verdickung der Erstarrungskruste, auf welcher sich die Wasserdünste verdichten, und schließlich völlige Erkaltung des Himmelskörpers.

Unsere Erde hat die 4 ersten Stadien des kosmischen Entwickelungsganges durchlaufen und ist in die fünfte Phase eingetreten.

Welchen hat sie nun genommen, um ihre heutige Gestaltung zu erlangen?

Der als Gasball in seine jetzige Bahn geschleuderte Erdkörper ging durch fortschreitende Abkühlung nach und nach aus dem glühend-gasförmigen in den glühend-flüssigen Zustand über, und damit kam der Einfluß der chemischen Kräfte mehr zur Geltung. Die bisher durch große Entfernungen von einander getrennten Moleküle der Elemente wurden einander genähert, zogen sich an, und es bildeten sich solche Verbindungen, die bei der herrschenden hohen Temperatur bestehen konnten. Gasförmige Körper bildeten die Atmosphäre, welche als Hülle die glutflüssige Erdkugel umgab. Alles heutige Meer war damals noch Wasserdampf, und schon deshalb mußte die damalige Atmosphäre mindestens 280mal schwerer sein als unsere heutige.

Die Dämpfe kühlten sich an den oberen Regionen der Atmosphäre ab, und nachdem ihre Temperatur auf 99° gesunken war, verdichteten sie sich zu tropfbar-flüssigem Wasser, das unaufhörlich in strömendem Regen niederstürzte und eine dampfende und kochende Masse bildete. Diese Niederschläge mußten sich auf dem Erdkörper wieder erhitzen, in Dampf verwandeln und abermals in die Höhe steigen. Dieser Vorgang hat sich zweifellos oft und so lange wiederholt, bis die Erdoberfläche nach und nach selbst einen großen Teil ihrer Wärme verloren hatte, so daß sich zuletzt die Oberfläche des glühenden Balls zu einer dünnen, starren Kruste, dem sogenannten Urgebirge verdichtete, welches den glühenden Erdkern von seiner Dampfatmosphäre trennte. Hiermit trat die Erde in die Phase der Schlackenbildung ein.

Die Erdrinde konnte nun rascher an Stärke zunehmen, da die unmittelbare Einwirkung der inneren Glut abgehalten war und die als Dampfatmosphäre vorhandenen Verbindungen wenigstens teilweise als Flüssigkeit sich auf ihr niederzuschlagen vermochten.

Es folgte nun die Phase der Zerberstung.

Indem bei fortschreitender Abkühlung der feuerflüssige Kern sich mehr und mehr verdichtete und zusammenzog, mußte die dünne, starre Rinde, welche der weicheren Kernmasse nicht nachfolgen konnte, über dieser mehrfach sich runzeln, Falten bilden oder zusammensinken. Dabei zerbarst die Kruste natürlich tausendfach, und durch die zahllosen Spalten und Risse drangen die glutflüssigen Massen des Erdinnern, die sogenannten Magmamassen, empor und bildeten, indem sie erstarrten, an der Oberfläche schichtähnliche Decken oder glockenförmige Kuppen. So entstanden schon frühzeitig mancherlei Erhöhungen und Vertiefungen, die ersten Grundlagen der Festländer und Meeresbecken, der Berge und Täler.

Die Erde trat nun in die Phase der fortschreitende Verdickung der Erstarrungskruste, ein.

Die fortdauernden Niederschläge erhielten allmählich einen mehr bleibenden Aufenthalt auf der Erdoberfläche: es entstand das Urmeer, das wahrscheinlich jene ganz bedeckte, jedoch nicht in der Tiefe, wie das heutige Meer. Es war ein Meer mit Wasser, das eine sehr hohe Temperatur hatte, und in ihm war ein neuer, gewaltiger Baumeister an dem Bauwerk der Erdoberfläche in die Erscheinung getreten. Das Wasser wirkte durch seine hohe Temperatur, durch die Stoffe, die es enthielt, durch seine Bewegung chemisch auflösend und mechanisch zerstörend auf die vorhandene Erdkruste. Die in Lösung befindlichen Stoffe schieden sich teils infolge der durch Abkühlung des Urmeers verminderten Lösungsfähigkeit desselben, teils infolge der Bildung unlöslicher Verbindungen aus, und die mechanisch zerkleinerten Teilchen setzten sich an ruhigen Orten ab. So entstanden die ersten sedimentären oder neptunischen Gesteine.

Als das Urmeer weit genug abgekühlt war, regten sich in ihm auch die ersten Keime des Lebens, und es gesellte sich zum Kreislauf der anorganischen Stoffe der Wechsel der organischen Stoffe. Das erhellt daraus, daß die ersten sedimentären Gesteinsschichten meist Ueberreste von Pflanzen und Tieren enthalten, welche zur Zeit der Ablagerung gelebt haben.

Der unermeßliche Zeitraum, der vom Anbeginn des Lebens auf der Erde bis zum Erscheinen des Menschen verflossen ist, wird von den Geologen gewöhnlich in drei Hauptabschnitte, in sogenannte Welt- oder Zeitalter eingeteilt, die sich untereinander verhalten wie etwa in der Geschichte der Menschheit: Altertum, Mittelalter und Neuzeit. Für die ganze Länge der organischen Erdgeschichte werden von neueren Geologen hundert Millionen Jahre als Minimum angenommen, andere schätzen diesen ungeheuren Zeitraum sogar 5—14mal so lang.

Nach den gegebenen Darlegungen, wie sie uns die Gelehrten gemacht haben, kann es niemandem mehr einfallen, zu behaupten, die gefältelten Schichten, die mächtigen Umbiegungen in deren Lagerung seien ursprüngliche Erscheinungen. Es muß vielmehr der Bildungsprozeß des Gesteins von der späteren Lagerungsstörung unterschieden werden.

Hierbei drängen sich zwei Fragen zur Beantwortung auf:

1. Wodurch wurde es physikalisch möglich, daß die Gesteine die tatsächlich vorhandenen Umformungen eingegangen sind?
2. Welches ist die Ursache der Lagerungsstörung?

Die Resultate der geologischen Forschung über die Frage nach der mechanischen Gesteinsumformung bei der Gebirgsbildung sind kurz folgende:

1. Biegung, Fältelung, Verquetschung und Transversalschieferung, Streckung von Petrefakten u. s. w., finden wir nur in Gebirgen und in reichem Maße nur in Kettengebirgen; sie sind also Erzeugnisse der gebirgsbildenden Kräfte.

2. Die Annahme, daß die Gesteine zur Zeit der Faltung alle noch weich gewesen wären, steht im Widerspruch mit allem, was die Forschung von den zur Erhärtung von Sedimenten notwendigen Zeiten und Bedingungen kennt oder vermutet und was sie von dem relativen Alter der Bildungs- und Faltungsvorgänge verschiedener Gesteine kennt.

Somit wären wir zu dem anderen Teile des Werdeganges der Erde, zu ihrer tellurischen Geschichte, gelangt, dem die nächste Betrachtung gewidmet sein soll.

Zwei Streiter.

8) Von J. Wilhelmi. (7. Fortsetzung.)

7. Die Verhaftung.

Es war ein schönes Haus, das der Kaufmann Fernau bewohnte. Mitten in der Stadt gelegen, in einer verkehrsreichen Straße, machte es sich vor allen übrigen Häusern derselben bemerklich. Da war auf keine Raumersparnis gesehen; gut imstande gehaltene große Lagerräume nahmen den Raum dreier gewöhnlicher Wohnungen ein, und an sie schloß sich dann das Hauptgebäude an, das, eine Ecke bildend, zwei Straßen und den großen Marktplatz der Stadt beherrschte. Das Haus legte beredtes Zeugnis ab von dem Wohlstande des Besitzers. Solide gebaut, entbehrte es doch auch des Schmuckes im äußeren nicht. Kunstvolles Schnitzwerk von Blättern und Früchten zierten seine Vorderfront; die Fenster waren von buntem Glas; eine große Freitreppe führte zunächst zu den Geschäftsräumen im unteren Stock, während das obere Stockwerk die Familienwohnung Fernaus enthielt.

Unten im Laden ging es am Morgen nach jenem nächtlichen Ueberfall der Schleichhändler schon von früh an munter und lustig zu. Eine Schar rüstiger Kaufmannsdiener lief hin und her, die Kunden zu befriedigen, und mächtige Ballen wurden nach außen geschleppt, die Wagen zu beladen, welche die Waren nach den umliegenden Ortschaften bringen sollten. Kein Kaufgeschäft der Stadt hatte auch nur annähernd solchen Umsatz, wie das Fernaus. Drüben im Kontor aber waren die Pulte der beiden Kaufherren, Vater und Sohn, des ältesten Buchhalters, eines älteren, ergrauten Beamten, und einiger Kontoristen.

Aber so laut es auch im Laden herging, im Kontor waren die Plätze noch unbesetzt. Der Buchhalter ging im Geflüster mit einem älteren Kontoristen hin und her, der ihm Mitteilung gemacht, wie man in der Stadt sich erzähle, was in der vergangenen Nacht vorgekommen, daß Willmann nach schwerem Kampfe gefangen genommen und mit einem Haufen Genossen in das Gefängnis geführt, sein Haus aber mit Beschlag belegt worden sei. Der Buchhalter war hinaufgegangen zu Herrn Fernau, um ihm die Kunde von dem allem zu bringen; er war wieder in sein Kontor zurückgekehrt, weil Fernau zu verstört schien bei der Nachricht, die er empfangen, um weitere Rücksprache mit ihm nehmen zu können. Jetzt klingelte es aus den oberen Räumen. Ein Laufdiener eilte dorthin, um des Herrn Willen zu erfragen, und erhielt die Weisung, den Buchhalter mit dem Hauptbuche sofort zu ihm zu entbieten.

Der Buchhalter wollte eben, das Hauptbuch unter dem Arm, das Kontor verlassen, als er in der Türe in dasselbe zurückgeschoben ward. Der Douaneninspektor trat mit mehreren Douaniers, einem Polizeikommissar und mehreren Polizisten in dasselbe ein, den alten Beamten zu verhören. Der protestierte ob dieser Gewaltmaßregel gegen einen Mann, der sich stets schuldlos gehalten; aber es half ihm nichts; das Hauptbuch ward ihm aus der Hand genommen,

und zwei Polizisten führten ihn in eine Ecke des großen Raumes, um ihn dort zu bewachen. Fast im selben Moment hörte man heftige Stimmen, Rede und Widerrede aus den oberen Räumen, und bald trat ein anderer Polizeikommissar ein, der den älteren Fernau — der jüngere war abwesend und angeblich auf einer Geschäftsreise nach der Mosel begriffen — mit sich führte. Eilends ward die Korrespondenz durchstöbert, und dann wurden die Bücher und Schriftstücke zusammengepackt, um aus dem Hause gebracht zu werden. Der Douaneninspektor fragte den Buchhalter, ob außer den vorliegenden keine Geschäftsbücher mehr vorhanden seien.

„Es sind alle Bücher, die ich geführt," antwortete dieser, „und niemand wird einen Buchstaben darin finden, der mich belasten könnte."

„Und Sie, Herr Fernau, haben Sie noch besondere Geheimbücher geführt? Ich will sie ausgeliefert haben."

Fernau hatte sich ermannt. „Jeder größere Kaufmann," sprach er, „hat seine Geheimbücher. Kein unberufenes Auge darf in sie hineinschauen. Es gibt Geheimnisse, die keinen Fleck auf des Kaufmanns Ehre werfen und doch nicht an das Auge der Welt dürfen, soll das Geschäft in seinen Unternehmungen nicht erschüttert werden. Das gilt auch von den Geheimbüchern, die ich geführt. Ehe ich sie herausgebe, frage ich zunächst: „Was klagt man mich an? Mit welchem Rechte dringt man in mein Haus und behandelt mich wie einen Verbrecher?"

„Die Antwort soll Ihnen werden," erwiderte Geffroy. „In vergangener Nacht ist Seiner Majestät Regierung einem heillosen Schmuggelhandel auf die Spur gekommen, den Ihr Freund Willmann geleitet. Willmann ist verhaftet, und Sie standen mit ihm in engster Geschäftsverbindung, sodaß Sie verdächtig sind, an seinem Treiben teilgenommen zu haben. Vielleicht war Ihr Sohn heute Nacht mit dabei und ist entflohen."

„Mein Sohn ist, wie ich schon oben erklärt habe, auf Geschäftsreisen nach der Mosel. Meine Waren habe ich redlich von Willmann gekauft; wenn er sie sich auf unrechtem Wege verschafft, so habe ich kein Teil daran."

„Das werden die Bücher ausweisen. Wir werden schon sehen, was Sie an Waren von ihm bezogen, und welche Preise Sie dafür bezahlt haben."

„Die Preise waren verhältnismäßig niedrig," war Fernaus Antwort. „Aber Willmann hatte Lizenzbriefe auf Grund deren er Waren billig einführen konnte; das beweist nichts gegen mich."

„Über die Aussagen Willmanns werden beweisen; er wird schon sprechen, wenn wir ihn im Kerker mürbe gemacht haben."

„Willmann wird nicht mehr sprechen," fiel die Stimme eines eben eingetretenen Kontoristen ein. „Draußen verbreitet sich das Gerücht, man habe ihn eben in seiner Zelle tot aufgefunden, er habe sich in der Nacht an seinen Hosenträgern erhängt."

„Mille tonnerres!" rief der Douaneninspektor, „Willmann erhängt? Wir hatten ihn so fest, und er sollte uns entgangen sein! Wer hat da wieder Wache gehalten im Gefängnis, daß das geschehen konnte? Und Ihr," so wendete er sich an den erschrockenen Kontoristen, „was braucht Ihr alles nachzuplappern, was draußen gesagt wird. Ihr habt das bloß erzählt, um Euerem Herrn einen Wink zu geben, daß er sich nicht zu fürchten braucht, Willmann werde ihn verraten. Doch wir kommen auch zum Ziele, wenn Willmann zur Hölle gefahren ist und hier kein Zeugnis mehr ablegen kann. Tun Sie Ihres Amtes," so wendete er sich zu dem einen der Polizeikommissare, „und sorgen Sie, daß von diesen Leuten niemand entschlüpft."

Fernau war erblaßt, als er von dem jähen Tode des Mannes hörte, den er Jahre lang gekannt; aber er protestierte noch einmal heftig gegen die Gewalttätigkeit, die ihm widerfuhr. Ob das der Dank sei, rief er aus, den man ihm dafür zolle, daß er sich treu zu der französischen Obrigkeit gehalten habe. Jetzt bereue er, daß er auf dieser Seite gestanden. Aber die französische Herrschaft solle sich vorsehen; noch sei nicht aller Tage Abend, und wie es in Rußland gehe, wisse man auch nicht. Seine Geheimbücher seien oben in seinem Pult, von dort möge man sie mitnehmen.

Aber er konnte nichts machen. Es ward ihm erlaubt, von seiner Tochter kurzen Abschied zu nehmen; dann mußte er zurückkehren in das Kontor, von wo er und sein Buchhalter geschlossen nach dem Gefängnis geführt wurden.

Draußen stand eine gaffende Menge, die sich, von dem Lärm und Tumult angelockt, am Hause gesammelt hatte. Einige lachten schadenfroh. War doch Fernau ein reicher Mann, dem man einen solchen Sturz wohl gönnen konnte, dazu war er von den wenigen Evangelischen, die sich in Koblenz niedergelassen hatten. Nur wenige zeigten ihre Entrüstung ob der schmachvollen Verhaftung zweier Bürger, die bislang in gutem Ruf gestanden. Schon fing es ja dumpf an im Volke zu grollen ob der ewigen Aushebungen und der Wegführung der waffenfähigen Jugend nach den Schlachtfeldern fremder Länder. Vor allem war in Koblenz die Douane mehr und mehr verhaßt geworden. Der Druck, den die kleine Armee der Douaniers auf Handel und Wandel, auf Gewerbe und Verkehr ausübte, war unerträglich geworden. Von Reisenden ward das linke Rheinufer gemieden, weil man dort durch die Douane zahllosen Belästigungen ausgesetzt war. Die alten, sonst bevölkerten Gasthöfe blieben verödet. Dazu ging ein Ahnen durch das Volk, daß der Feldzug nach Rußland nicht zum Besten Frankreichs ausschlagen werde. Ein großer, auffallender Komet war erschienen, der den Sommer über am Himmel blieb. Wie groß war der Komet, wie schrecklich sein Schweif! Gleich als wollte er damit die ganze Welt zusammenschlagen. Den Leuten war es bange geworden, und Furcht hatte sich vieler Herzen bemächtigt, welche der Leichtsinn der Franzosen nicht hinwegscherzen konnte. So regten sich bei der Verhaftung der beiden Männer auch auf dem wenig deutschen linken Rheinufer patriotische Gefühle und kamen bei dieser Gelegenheit wenigstens bei etlichen zum Durchbruch. Der große Haufe des Volkes aber sah gleichmütig der Wegführung der beiden Gefangenen zu. Unter der Regierung des Kurfürsten, vor allem des letzten, Clemens Wenzeslaus, war das Volk jeder deutschen Gesinnung mehr und mehr ent-

kleidet worden; er hatte seine Untertanen mit prunkvollen Festzügen und großen Festlichkeiten übersättigt, und ihr Blick ging kaum weiter als bis zu den Grenzen des Kurfürstentums; die französische Herrschaft aber hatte in dem großen Haufen noch die letzten Reste patriotischer Gesinnung vernichtet.

Die Gefangenen waren abgeführt, dem ältesten Kontoristen war Auftrag gegeben, die Geschäfte weiterzuführen und sich der steten Kontrolle eines Beamten, der Aufsicht führen werde, zu unterziehen.

Es waren schwere Tage, die Marie zu durchleben hatte. Bleich, wie eine Leiche, wandelte sie im Hause umher. Wie mußte ihr bangen um das Leben des Vaters! Den damaligen Gewalthabern war es zuzutrauen, daß sie ohne lange Beweisführung ihn zum Tode verurteilten. Und wenn es auch nicht dazu kam, wie sollte er, der an so mancherlei Bequemlichkeiten gewöhnte Mann, die schwere Kerkerhaft ertragen? Sie hatte schon oft über das Furchtbare der Gefängnisse in Koblenz und Ehrenbreitstein reden hören. Der Kurfürst von Trier hatte in seinem Staatsgefängnis zu Ehrenbreitstein, wie in dem zu Koblenz für die Aufnahme der Gefangenen enge, verpestete Behälter von 10 Fuß Länge und 6 Fuß Breite, ohne irgend ein Hausgerät, ohne ein Bett. An eine geordnete Verpflegung der Gefangenen war nicht zu denken in der rauhen Winterszeit. Der Unglückliche, dem eine solche Mördergrube zum Aufenthalt hingewiesen ward, verfiel der Gnade der nächsten Soldatenfrau, die ihm einen Bauschen Stroh zum Lager und die armseligste Speise zur Nahrung zuwies. Die Franzosen hatten nicht daran gedacht, diese Verhältnisse zu bessern. Oft genug hatte man bei Marien von der unglücklichen Lage der Gefangenen geredet. Und diese Kerkerhaft war nun ihrem Vater geworden. Dazu ängstete sie der Gedanke an ihren Bruder, der jeden Augenblick zurückkehren und der Verhaftung gewärtig sein konnte. Sie konnte ihn nicht warnen lassen, nicht einmal an ihren Großvater schreiben, da jeder Verkehr mit der Außenwelt ihr streng untersagt war.

Um das Maß ihrer Sorgen voll zu machen, fehlte an keinem Tage der Besuch von Geffroy, der unter dem Vorwande, daß er nach dem Verbleiben ihres Bruders zu fragen, den Fortgang des Geschäfts zu beaufsichtigen habe, sich den Zutritt zu ihr zu verschaffen wußte. Täglich behelligte er sie mit seinen Liebeserklärungen und unterstützte dieselben durch Drohungen und Versprechungen. Werde er nicht erhört, dann lasse er dem Geschick ihres Vaters und ihrer ganzen Familie freien Lauf; ihr Vater sei schwer belastet und werde ohne eine schützende Hand nicht von schwerer Gefängnisstrafe freikommen. Schenke sie aber seinen Bewerbungen Gehör, dann sei es ihm ein Leichtes, die Niederschlagung der ganzen Angelegenheit zu bewirken und ihm die Freiheit zu verschaffen; auch an seinem Vermögen solle ihr Vater nicht geschädigt werden.

So war sie in steten Gewissenskämpfen. Die Sorge um ihren Vater erstickte sie fast, und doch konnte sie ihm nicht dadurch die Freiheit verschaffen, daß sie dem verhaßten Bewerber die Hand reichte. Tag um Tag floß in stets neuer Sorge dahin.

(Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

Nied in Not.

Episode aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges.

Die Drangsale des Dreißigjährigen Krieges sind im allgemeinen genugsam bekannt; besonders eingehend schildert sie von unserem Nassauerlande der Historiker Keller. Bis jetzt nicht bekannt, wenigstens nirgends erwähnt ist die Notlage, in die der mit Griesheim zum gräflich hanauischen Amte Bornheimerberg gehörende Ort Nied nach der Nördlinger Schlacht (6. 9. 1634) gekommen war, nach welcher sich nämlich die Trümmer des geschlagenen Heeres in die Umgegend von Frankfurt zurückzogen und dort jahrelang das Land aussaugten.

Interessante Aufzeichnungen darüber enthält das uns vorliegende „Protocollum zue Nidda Vndt Griesheim, angefangen den j. May ao 1639 und geführt von Schultheiß Georg Rützel daselbst“.

Nachdem die Bewohner dieses damals noch kleinen Orts bereits über sechs Jahre unter dem harten Druck der in der Umgebung liegenden verwilderten Kriegshorden gelitten hatten, scheint zu Anfang des Jahres 1641 die Not den Gipfelpunkt erreicht zu haben. Denn am 10. Januar 1641 erschien die ganze Gemeinde Nied vor dem Schultheiß Rützel zu Griesheim und erklärte: Seit der Nördlinger Schlacht bis dato hätten sie nicht ein Vierteljahr im Ort wohnen können, auch seien die wenigen, noch übrigen Häuser ihres Orts von den in Höchst und Umgegend liegenden Soldaten fast vollends abgerissen und fortgebracht worden. Unter diesen Umständen sei es ihnen unmöglich „die Nachpaarschaft“ zu Nied länger zu erhalten. Auch könnten sie deswegen nicht länger bleiben, weil ihnen von der gnädigen Herrschaft kein Nachlaß an den Herrengeldern, wie auch der wöchentlich angesetzten Kontribution gewährt werde. Ihr Ort, der früher 40 und mehr „Nachpaarn“ gezählt habe, sei jetzt auf 10 herabgesunken. Man könne ihnen den geplanten Wegzug nicht übel nehmen in diesen traurigen Zeiten; jeder müsse sein Bestes suchen und sehen, wo er hin käme.

Am 18. Januar brachte Schultheiß Rützel diese Klage dem Oberschultheiß Johann Schwartz zu „Bornheimerbergk“ in Hanau mündlich vor, und dieser riet, die Angelegenheit der gräflich hanauischen Regierung vorzutragen.

Am 25. Januar begab sich Rützel mit dem Oberschultheißen Schwartz auf die Regierung; auch hatte er „etliche Nachpaarn zu Nidt“ beschieden, dorthin zu kommen. Nach Darlegung des Sachverhalts wurde nunmehr Rützel „gnädigst erlaubt, der gemeindt Clag vndt Beschwerungen alß zu einem Vorbericht der hochlöblichen Regierung zu übergeben.“

In diesem am 26. Januar übergebenen Vorbericht heißt es wörtlich: „Demnach die noch wenig übrige Nachpaarn zue Nidt sich bey mir beclagt, daß die Nachpaarschaft sie zue halten Ihnen ohnmöglich fiele, weil nicht allein die ständige Herrngelder sehr groß und hochliffen, der Nachpaarn aber von tag zue tag weniger würden, Angesehen vor diesem selbige sich biß in die 40 starck befunden, itzo aber kaum 8 oder 10 mehr seindt, sondern auch der flecken dermassen ruinirt, verderbt vndt die noch wenigen Häuserger gantz darnieder gerissen worden, daß auch nicht mehr alda zu wohnen ist, auch die Mittel solches wieder zu bawen in dieser gefehrlichen vndt betrübten Zeit nicht beihanden. Damit nun die gn. Herrschaft gedachter Uhrsach halber nicht gefährdet werde, habe ich solches dem Herrn Oberschultheißen Schwarz, Bornheimerbergk, gebührend vorbracht, welcher für gutt angesehen, solches der verehrlichen

Hanauischen Regierung schrifftlich vorzutragen. Auch die Underthanen, derentwegen selbst zur Verhör- vndt theidigung eines gewissen vndt erträglichen (Zustandes?) anhero zu bescheiden, in wessen sich dieselben, wo nicht heut, so doch morgen zuversichtlich einstellen werden. Alß wirdt vnderdessen dieses zum Vorbericht in Underthänigkeit übergeben, vndt zue groß günstiger deliberation gestellt.

Datum Hanaw, den 26. Jannary Ao 1641.

Am 31. Januar begab sich Rützel in Begleitung zweier „Nachpaarn" aus Nied, Jakob Brand und Hans Bingel, nochmals nach Hanau, dorten eine Supplikation zu übergeben. Bei dieser Gelegenheit erhielten die Nieder den Bescheid, daß ihnen für dieses Jahr die Hälfte der herrschaftlichen Abgaben in Gnaden erlassen sei, ebenso die noch rückständige Kontribution bis zum letzten Dezember; die Herrschaft erwarte aber von nun an eine „förderſambſte Erlegung."

Schriftlich zugestellt erhielt Rützel diesen Erlaß am 2. Februar 1641, geschrieben von Johannes Denhard, Quästor, dem späteren Nachfolger des Schultheißen Rützel, der in isenburgische Dienste trat.

Den Sommer über ward die „förderſambſte Erlegung" der Herrschaftsgelder nicht verlangt; darum verhielten sich die Nieder ruhig. Als aber Martini nahete und die Herrschaft die Hand aufhielt und „förderſambſt" eintreiben wollte, da ward das Bestehen des Ortes Nied abermals gefährdet. Darum erklärte die auf „fünf Nachpaarn" herabgesunkene Gemeinde in ihrer Verzweiflung, daß sie nicht einmal das zum Leben Notwendige hätten, geschweige denn die hohen Herrschaftsgelder zahlen könnten. Sie wollten deshalb nunmehr den Ort verlassen. Da es diesmal bitterer Ernst war, kam der Dr. Geissel von Hanau selbst nach Nied und stellte ein Promemoria auf, durch das die Bureaukraten zu Hanau, denen es am 13. Oktober übergeben wurde, zur Einsicht und die armen, bedrückten Nieder endlich zur Ruhe kamen.

Dr. Geissel schreibt nämlich: 1) Nachdem er Einsicht in die Gemeinde genommen, erinnere er die Herrschaft daran, mit der Gemeinde Nied Nachsicht zu haben, weil periculum in mora (d. h. Gefahr im Verzug) sei, indem sonst die wenigen Untertanen „sich verlauffen oder anderwerts niederlassen, weil sie auß desperation die schwere Last nicht ertragen könnten."

Zwar habe der Ort, der früher über 40 Familien gezählt und wohlhabend gewesen, der Herrschaft Hanau an Bede 50 Gulden, an Atzgeld 45 Gulden und an Dienstgeld von jedem „Nachpaar" 1 Gulden sowie von jeder Witwe 12 Albus eingebracht; allein das sei in der jetzigen Zeit undenkbar. 2) Im Jahre 1622 sei der Ort zum größten Teil durch die braunschweigischen „Völker" niedergebrannt worden. Die Bürger „hätten sich zwar vnderstanden, wiederumb etliche Wonhäußer leuthen vmb hülff sich bewerben" könnten, so seien sie abermals von verschiedenen Kriegsscharen aus Höchst und anderen Orten so bedrängt worden, daß nicht allein die Wohnhäuser bis „vff ein eintziges" gänzlich niedergerissen und verbrannt wurden, sondern auch die Bewohner bis auf fünf Paar Eheleute und einige ledige Personen zusammengeschmolzen seien, die obige Last der Herrschaft nicht entrichten könnten. Da sie nun nicht erleichtert und einer Erleichterung nicht schriftlich versichert würden, damit sie „wiederumb bawen vndt bey guten leuthen vmb hülff sich bewerben" könnten, so seien sie „auß Noth vndt Vnvermöglichkeit wider ihren Willen gezwungen, auszuwandern."

Weil nun dieser Ort, fährt Dr. Geissel fort, gleichsam ein Grenzstein, und aus den Akten der Herrschaftlichen Kanzlei ersichtlich ist, wie man sich gegen die mainzisch-höchster Nötigung „setzen vndt legen müsse, ihre gesuchten Eingriff zu verhüten", so sei es deswegen, wie auch der oben erwähnten Ursachen wegen nötig, daß man sich den Untertanen gegenüber deutlich erkläre, „damit sie wiederumb zusammen gebracht vndt, so viel möglich, ein Gemeinschafft vffgericht werde."

3) Wie in der Gemeinde-, so stellte Dr. Geissel auch in der Kirchenrechnung von Nied einen „ziemlichen Rezeß" fest, d. h. er fand, daß viele Forderungen in Rückstand seien. Dieser Rezeß wachse „hinfüro täglich, je länger, je mehr," weil er stets fortgeschrieben werde, aber nichts einkomme. „Dies habe aber seine Ursache darin, daß die, so Zins und Pacht zu zahlen hätten, entweder verstorben oder fortgewandert seien, „dahero die Güter wüst liegen vndt also nichts zu erlangen sey."

Diese Mahnworte des Dr. Geissel halfen; den Niedern ward jetzt Ruhe. Und da bald darauf die „Kriegsfurie" das Land verließ und Frieden geschlossen ward, „konnte sich der buchstäblich dezimierte Ort allmählich wieder erholen."

K. Wolff.

Königliches Theater zu Wiesbaden.

* **Höhenluft**, Lustspiel in 3 Akten (mit Benutzung einer Idee von F. Moores) von Heinrich Stobitzer, zum ersten Male am 28. März. — Der in Wiesbaden lebende Verfasser hat diesmal seine Schwankidee in ein ernsthaftes Mäntelchen gekleidet, oder besser, er hat es ihr umgehängt. Die Hauptperson ist die von Nietzsches Lehren angekränkelte Landrätin Torsten, die bei ihrem vernünftigen Manne kein Verständnis findet und dieses deshalb bei dem geistesverwandten Rolf Hardegg sucht. Allein gar bald ergibt es sich, daß das Uebermenschenpaar noch viel weniger zusammenpaßt. Die Frau kehrt zuletzt reuig in die Arme ihres Gatten, der ihr mit merkwürdiger Sorglosigkeit bisher den Willen und freie Bahn gelassen hat, zurück. Dieser schöne Läuterungsprozeß findet auf alpinem Gebiete — daher der Titel — statt. Das Ganze ist mit viel lustigem Beiwerk in Worten und Szenen umwickelt; letzteres halten wir für das Anziehende und Beste.

Gespielt wurde flott; Herr Köchy hatte inszeniert. Die Herren Schwab (Landrat), und Vallentin (Rolf Hardegg) machten wohl die besten Gestalten, während Frl. Taliansky (Landrätin) in ihrer Rolle nicht recht heimisch wurde. Von den Nebenpersonen möchten wir hervorheben Frau Rodius-Doppelbauer als russische Studentin und Herrn Malchor (Schiffsoffizier Allstedt) nebst Frl. Ratajczak (Gerda Heinitz) als Liebespärchen in neuer Situation auf der Schaukel. Auch das übrige Personal hielt sich anerkennenswert.

Literatur.

* **Die deutschen Städte und Bürger im Mittelalter.** Von Dr. B. Heil. (Sammlung: Aus Natur und Geisteswelt, 43. Bd.) 152 S. Pr. geb. 1,25 Mk. Leipzig, B. G. Teubner. — Mit der immer stärkeren Ausdehnung der deutschen Städte, die stellenweise riesenhaft zu nennen ist, stellt sich auch das Interesse an der Vergangenheit da, wo es bisher noch fehlte, allmählich ein. Nun haben sich zwar nicht alle Städte nach demselben Muster entwickelt; aber Typus und Charakter lassen sich doch einigermaßen feststellen und danach auch die Entwickelung selbst. In einer ganz vorzüglichen Weise hat der Verfasser des vorliegenden Werkchens diese Darstellung verstanden. Er ist mit großer Liebe an den umfangreichen gedruckt vorhandenen Stoff herangetreten, hat ihn sich gründlich angeeignet und die Resultate in kritischer Bearbeitung gemeinverständlich vorgeführt. Es ist die Zeit des Werdens und Wachsens des deutschen Städtewesens und Bürgertums, die vor Augen geführt wird: I. Die Anfänge des Bürgertums in Süd- und Westdeutschland, II. Die Gründung der ostdeutschen Kolonialstädte und ihre Entwickelung bis zum Ende des 13. Jahrhunderts, III. Die wirtschaftliche, soziale und politische Entwickelung der größeren deutschen Städte während des 14. und 15. Jahrhunderts, IV. Aeußere Erscheinung und inneres Leben der deutschen Städte am Ende des Mittelalters. In geschickter Weise ist hier disponiert, das Herauswachsen des einen aus dem anderen in lückenloser Weise gezeigt; alle Seiten des städtischen, bezw. bürgerlichen Lebens sind beachtet, so daß das Zeitbild jedesmal ein korrekt ausgeführtes, die Darstellung eine schön abgerundete ist.

* **Karte vom Dillkreis**, bearbeitet von C. Dönges. 1 : 150 000. Pr. 25 Pfg. Dillenburg, M. Weidenbach. — Diese Karte bildet das Handexemplar zu der von uns

in Nr. 18 von 1903 besprochenen Wandkarte des Verfassers. Was wir an dieser als empfehlend hervorgehoben haben, gilt auch für die vorliegende Karte. Sehr gut ist die Uebereinstimmung beider in Ton und Farbegebung. Auch im übrigen ist die Handkarte sauber und korrekt in jeder Beziehung, und so wird sie ein treffliches Hilfsmittel in der Hand der Schüler werden.

Neues aus Nassau.

Am 24. März starb der Direktor des Philharmonischen Orchesters zu Berlin, Joseph Rebicek. Geboren am 7. Februar 1844, wurde er 1868 Konzertmeister am Königl. Theater zu Wiesbaden, wo er sich mit der Sängerin Frl. Löffler verheiratete. Von 1883 bis 1893 war er 1. Kapellmeister in Warschau, dann in Pest; 1893—1897 wirkte er in derselben Stellung wieder in Wiesbaden.

Am 6. April starb zu Bad Orb der Weingutsbesitzer Christian Schneider aus Schierstein, der seinerzeit den originellen Gedanken faßte, dem Burengeneral Dewet durch die deutschen Christiane ein Denkmal zu widmen und den Gedanken auch ausführte.

Das Fliednerhaus in Eppstein, 1724 erbaut, Geburtsstätte des Diakonissenvaters Theodor Fliedner, ist von der Wiesbadener Paulinenstiftung angekauft worden, die daselbst ein Alters- und Erholungsheim für ihre Diakonissen einrichten will. Eine recht entsprechende Verwendung.

Die Gemeinde Walsdorf hat ihren beiden verstorbenen Wohltätern, Landgerichtsrat Hermann Düssell (fr. Direktor des Nassauischen Altertumsvereins) und M. Livingston aus Frankfurt, Gedenktafeln im Rathaussaale gewidmet.

Das abweisende Urteil im Prozeß Moët u. Chandon gegen Söhnlein u. Komp. ist durch Verzicht auf Berufung seitens ersterer Firma nunmehr rechtskräftig geworden.

Am 30. März ist die elektrische Bahnverbindung Wiesbaden-Mainz, zunächst über Biebrich, eröffnet worden.

Der Kaiser wird der Eröffnung den neuen Rheinbrücke bei Biebrich am 1. Mai in Gemeinschaft mit dem Großherzoge von Hessen beiwohnen.

Der Wiederaufbau des Limeskastells bei Holzhausen soll beabsichtigt sein. Saalburgkonkurrenz??

Zum Artikel Wilhelm Flindt in Nr. 7 sei bemerkt, daß Kanzleirat Flindt (geb. 9. April 1819) 1834 in nassauische Dienste trat und 1849 nicht mit dem Rumpfparlament nach Stuttgart ging, sondern noch eine Zeitlang in Frankfurt blieb und sich dann mit nach Gotha begab.

Nassauischer Geschichtskalender.

20. April.

1347. Die Bürger von Koblenz, die ihren Herrn, den Erzbischof Balduin von Trier, in dessen Fehde gegen den Herrn Reinhard von Westerburg unterstützen, werden von diesem im Hohlweg hinter Vallendar überfallen. Von 800 blieben 172 tot; 7 wurden gefangen. Der Tag ist seitdem für die Koblenzer ein sogenannter „schwarzer“ geblieben.

1587. Jodokus Naum kommt als Professor der Theologie und Inspektor der dillenburgischen Predigerklasse an Olevians Stelle nach Herborn. Er war von Sinzheim in der Pfalz gebürtig, mußte aber sein Vaterland des reformierten Bekenntnisses wegen verlassen. Er fand anfangs an der Schule zu Nassau eine Unterkunft, stand darauf als Oberschulmeister in Dillenburg und von 1584 bis 1587 als Pfarrer in Burbach. Von Herborn wanderte er 1594 mit der Hohen Schule nach Siegen. Im Jahre 1596 ist er als Pfarrer und Inspektor nach Hanau gegangen und dort 1597 gestorben. Man hat von ihm mehrere theologische Schriften.

25. April.

1469. Graf Otto zu Solms, Schwiegersohn des Grafen Johann von Nassau-Idstein, erhält für diesem geliehene Summen die Stadt Wiesbaden als Unterpfand und nimmt die Bürger in Pflicht. Die Pfandherrschaft hat aber nicht lange gedauert.

1533. Wilhelm, der älteste Sohn Graf Wilhelms zu Nassau-Dillenburg, der spätere Fürst (Prinz) von Oranien, als solcher „der Schweiger“ zubenannt, wird von der Gräfin Juliane auf Schloß Dillenburg geboren.

30. April.

1584. Wilhelm von Stockheim stirbt als nassauischer Rat und Amtmann zu Idstein, wo auch seine Familie einen Burgsitz hatte. Er kommt auf dieser Stelle 1564 —1581 vor.

1637. Rutger Hesselmann, Mitglied des Jesuitenordens, stirbt. In der furchtbaren Zeit des Großen Krieges, während Pest und Hungersnot den Westerwald und die Gegend an der Lahn verwüsteten und verödeten, war er einer der größten Wohltäter der Elenden und Verlassenen ohne Unterschied des Glaubens weit und breit, bis auch ihn die Pest dahinraffte.

Briefkasten.

Bestimmungen von allgemeiner Geltung. Bitte: 1) Leserlich schreiben, wenn kein Gebrechen hindert. 2) Manuskripte nur auf einer Seite beschreiben. 3) Sich im allgemeinen an dem erbetenen Umfange halten. 4) Von Gedichten sich Abschriften aufbewahren, da solche nicht zurückgesandt werden. 5) Textmanuskripte an den Herausgeber: Dr. Spielmann, Wiesbaden, Bismarckring 30, senden. 6) Beachten, daß bei dem beschränkten Raume Garantie für Aufnahme eines Beitrages in eine bestimmte Nummer nicht erfolgen kann.

W. G. in F. Besten Dank. Wird gelegentlich verwendet werden.

C. T. in U. Kenntnis genommen. Wenn der betr. Aufsatz vorzugsweise in Nassau spielt, bitten wir frdl. um Einsendung.

H. Sch. in R. Besten Dank für Zusendung und frdl. Gruß.

K. L. in W. „Hungrige Sprache“ heißt unsere nassauische Mundart, weil sie die Endbuchstaben, namentlich das n, verschluckt (schlage statt schlagen, Mensche statt Menschen u. s. w.). Die sie so nennen, wissen nicht, daß die Mundart der Hunsrücker und Pfälzer noch „hungriger“ ist. Dort verschlucken sie sogar Endsilben, namentlich en (gegeb statt gegeben, verseh statt versehen u. s. w.).

P. St. in M. Besten Dank für das Lebenszeichen. Ueber das Thema kommt später ein Aufsatz. Das andere erscheint hoffentlich teilweise auch noch im Laufe des Jahres. Frdl. Gruß.

O. L. in P. u. J. H. in H. Das Betreffende werden Sie nun wohl erhalten haben.

Redaktionsschluß: 8. April.





№ 9. Wiesbaden, den 1. Mai 1904. 5. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20, beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Der scheidende Zecher.

Nun rücket alle näher heran;
Schon schlägt die Abschiedsstunde;
Stoßt frohen Mutes mit mir an
In trauter Tafelrunde.

Gedenkt noch manchmal mein derweil
Beim Spiel und bei dem Becher
Und bringt dabei ein donnernd' Heil
Dem biedern Freund und Zecher.

Hör' ich dies in der Ferne dann,
Verstummet gleich mein Klagen,
Ich trink', soviel ich trinken kann,
Auf euer Wohlbehagen.

Ob ich euch jemals wiederseh',
Wer mag und kann das wissen?
Gehabt euch wohl, des Scheidens Weh
Hat schon mein Herz zerrissen. — —

Jetzt fahr' ich hin durchs alte Tor;
Schon schwinden Kirch' und Gassen;
Da schwebt ein himmlich' Bild mir vor,
Das kann ich nimmer lassen:

„Ein Engelsköpfchen, zart und fein,
Ein Mündchen zum Entzücken,
Zwei liebe blaue Aeugelein,
Die tief ins Herz mir blicken."

An dieses Bild denk' ich gar viel
Auf meiner langen Reise;
So komm' ich rascher denn ans Ziel
Und wieder ins Geleise.

Jakob Travers.

Wandel.

(An der Hügelgräberpforte bei Wiesbaden.)

Im Walde, an der Hügelpfort'
Steht eine alte Eiche;
Ich weile gern am trauten Ort,
In Wotans heil'gem Reiche.

Blinkt dann aus blauem Himmelsraum
Der Abendstern im Düstern,
Geht leis ein Rauschen durch den Baum,
Und seine Zweige flüstern:

„Fürwahr, 's ist eine and're Zeit
Wie einst vor langen Jahren!
Da kam kein Städter weit und breit
Gegangen, noch gefahren.

Wie mied man scheu den düstern Hang,
Wo alte Helden schliefen!
Einsamen Wandrers Herz schlug bang;
Er wähnt', daß sie ihn riefen.

Doch neulich, in der Frühlingsnacht,
Da regt' sich's an der Pforte;
Zwei sel'ge Menschen, liebentfacht,
Die fanden keine Worte,

Sie küßten sich auf Mund und Wang'
In stillem, trunk'nem Glücke.
War ihnen nicht vor Geistern bang;
Sie strebten nicht zurücke

Vom blattumrankten, grünen Raum,
Von Maienluft und -blüte." — —
So sprach der alte, liebe Baum,
Den Gott noch lang behüte.

Johannes Wagner-Wittenberg.



Die Drangsale des Amtes Idstein im Dreißigjährigen Kriege,

insbesondere des Kirchspiels Oberrod.

1) Von O. Dienstbach.[1])

Als der Dreißigjährige Krieg zum Ausbruch kam, bestanden im Deutschen Reiche drei politische Parteien. Die katholischen Fürsten und Stände hatten einen Bund geschlossen zur Unterdrückung der evangelischen Bewegung, die sogenannte Liga. Ihr gegenüber hatte sich eine Anzahl evangelischer Fürsten und Stände, zumeist reformierte, zusammengeschlossen zu der sogenannten Union. Die dritte Partei bildeten die meist lutherischen Fürsten und Stände, die neutral bleiben wollten. Dazu gehörte auch der Graf Ludwig von Nassau, der damals alle walramischen Gebiete vereinigte.

Der Krieg nahm bekanntlich seinen Anfang in Böhmen, als den dortigen Evangelischen die freie Religionsübung und den Ständen die Freiheiten beschränkt wurden. Die Böhmen wollten infolgedessen den 1619 zum Kaiser gewählten Ferdinand II. nicht als König anerkennen und trugen die Krone dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz an. Zwischen diesen beiden entbrannte zuerst der Kampf. Bald spürte man die Schrecken des Krieges auch in den nassauischen Landen, und der Graf Ludwig mußte erfahren, daß ihn seine Neutralität nichts nützte. Schon 1620 zog ein Heer der Liga von 4000 Mann unter dem Grafen Anholt, dem man vergeblich den Durchzug verweigert hatte, über Wehen, Idstein und Eppstein und erlaubte sich mancherlei Beraubung der Einwohner und Verhöhnung des Grafen. Schlimmer noch kam es im Sommer desselben Jahres, als ein spanisch-wallonisches Heer unter dem Marchese von Spinola aus den Niederlanden nach der Pfalz zog und zunächst Frankfurt und die Umgegend besetzte. Die Truppen hielten schlechte Manneszucht, und da sie verproviantiert werden mußten, litten die nassauischen Landschaften, durch die der Zug ging, so auch das Amt Idstein, sehr durch die fortwährenden Lieferungen. Der Bund der evangelischen Fürsten, die Union, hatte zwar ein starkes Heer zusammengebracht, unternahm aber keinen Kampf gegen die kaiserlichen und mit diesen verbündeten ligistischen und spanischen Truppen, so sehr auch die Soldaten ihn wünschten. Diese Untätigkeit und Unentschlossenheit der Evangelischen war verhängnisvoll und gab für viele Jahre der katholischen Partei das Uebergewicht.

Nach der Niederlage Friedrichs von der Pfalz in der Schlacht am Weißen Berg bei Prag und seiner Flucht löste sich die Union auf, 1621. Ihre entlassenen Truppen sammelte Graf Ernst von Mansfeld und setzte den Krieg gegen den Kaiser fort. Dadurch dauerten die Truppendurchzüge mit ihren Plünderungen in den nassauischen Landen weiter. Die Herrschaften Wiesbaden und Idstein hatten besonders unter den Kriegslasten zu leiden. An den Grenzen der Aemter Idstein und Wehen lagen die Burgen und Festen Eppstein, Königstein, Falkenstein, Reifenberg, Burgschwalbach und Hohenstein. Wurden dieselben verproviantiert, so mußten die Dörfer ringsum alle Lieferungen aufbringen. Wurden sie belagert, so bezogen die Truppen wiederum ihren Unterhalt aus den Dorfschaften. Beständig zogen die Kriegsvölker hin und her. Die Landstraßen wurden unsicher, und die Plünderungen hörten nicht auf.

Herzog Christian von Braunschweig, ein Abenteurer wie Ernst von Mansfeld, brachte für die Sache des Böhmenkönigs ein großes Heer von 20 000 Mann zusammen, das nur vom Raub lebte. Unter großen Verwüstungen drang er bis Höchst vor, wo er am 20. Juni 1622 von dem ligistisch-spanischen Heer unter Tilly geschlagen wurde. Die siegreichen Truppen lagen nun wieder den Winter über in der Umgegend, auch in dem Amt Idstein und sogen das Land aus. Die Gewalttaten der Soldaten gegen die Einwohner und ihr Eigentum wurden etwas ganz Gewöhnliches. Im Jahre 1623 wurden für das kaiserliche Heer neue Truppen angeworben, wie in anderen Gegenden auch im Amt Idstein. Das Land mußte den neugeworbenen Soldaten die ganze Ausrüstung stellen, auch die Pferde. Das kostete abermals große Summen; dabei wurde den einzelnen Einwohnern auch noch Geld von den Soldaten abgepreßt. Wie gut es sich die Soldaten sein ließen auf Kosten ihrer Quartiergeber, mag ein Beispiel zeigen. Dem kaiserlichen Oberst Werner von Tilly, der zu Erbenheim lag, mußte wöchentlich geliefert werden: 2 Ochsen, 14 Hämmel, 14 Maß Butter, mehrere 100 Eier, 28 Hühner, ein Fuder Wein, 2 Wagen Heu, 28 Sack Hafer, für 22 Gulden Weißbrot, Konfekt, Käse u. s. w. Dazu kam noch ein wöchentlicher Sold von 200 Talern.

Das ganze Jahr 1624 hindurch dauerten diese Einlagerungen der kaiserlichen Truppen fort, da die Heere sich ruhig hielten. Die Ansprüche der Soldaten wurden immer größer und ihr Auftreten immer rücksichtsloser. Die armen Untertanen waren bald soweit, daß sie, ihres Unterhaltes beraubt, in Verzweiflung Haus und Hof verließen. Es war System in diesen Bedrückungen. Man schonte die katholischen Länder und legte alle Lasten den evangelischen Gebieten auf, um diese dadurch um so eher zum katholischen Bekenntnis zurück zu zwingen. Daß Graf

[1]) Vortrag, auf einem Gemeindeabend gehalten unter Benutzung von Keller, Drangsale u. a. sowie der Pfarrchronik von Oberrod.

Ludwig von Idstein mit seinem Land neutral geblieben war, kümmerte die kaiserlichen und mit ihnen verbündeten Heerführer wenig. Das Jahr 1625 brachte abermals Durchmärsche der Tillyschen Truppen mit den üblichen Plünderungen. Die Notlage der armen Einwohner wurde noch größer durch eine schlechte Ernte. Auf einen milden Winter war ein kaltes Frühjahr gefolgt, und die Feldfrüchte mißrieten. Anno 1626 lagerten sich auch Truppenteile des neugebildeten Wallensteinschen Heeres in der Herrschaft Idstein wie in den anderen nassauischen Gebieten ein, und drückender als je wurden die Kriegslasten. Und doch hatten die Grafschaften schon fast Unglaubliches geleistet. Bis Ende 1625 waren von den Herrschaften Wiesbaden, Idstein, Weilburg und Gleiberg an Kriegskosten 1 744 910 Rtlr. aufgebracht worden, von dem Amt Idstein allein 202 506 Rtlr. Um das Elend voll zu machen, wütete auch noch die Pest, durch die Soldaten überallhin verbreitet. In Idstein starben in 2 Monaten (November und Dezember) 57 Leute. Doch es kam noch schlimmer im Jahre 1627.

Anfangs dieses Jahres waren die Beamten von Idstein mit solchen aus anderen nassauischen Landschaften zuerst in Esch und dann in Heftrich zusammengekommen, um zu beraten, was gegen die nicht mehr zu ertragenden Kriegslasten zu tun sei. Während sie noch ratschlagten, kam die Nachricht, daß ein Oberst des Wallensteinischen Heeres, der Graf von Freising, Walsdorf überfallen und sich dort festgesetzt habe. Dieser brandschatzte nun die Gegend auf das Unerhörteste. Nicht nur, daß er den Leuten alles nahm, was er für seinen und seiner Truppen Unterhalt brauchte, er verlangte auch von Idstein 2000 Rtlr. Kontribution, und als er sie nicht gleich erhielt, erhöhte er die Forderung auf 8000 Rtlr. Konnten die Ortschaften die verlangten Lieferungen nicht aufbringen, so wurden Menschen und Vieh eingesperrt und nicht zur Arbeit und zur Weide gelassen; die Schultheißen wurden mißhandelt und ihre Häuser geplündert. Die ganze Einquartierung kostete die Herrschaft Idstein 50 000 Taler und 84 Vorspannpferde.

Noch schrecklicher hauste ein anderer Oberst im Wallensteinischen Heere, der Freiherr von Görzenich. Er war im Frühjahr 1626 zum erstenmal nach Idstein gekommen und hatte in 3 Wochen 18 000 Rtlr. erpreßt. Er trieb das Brandschatzen wie ein Geschäft und mißhandelte die armen Einwohner aufs furchtbarste. Es kam vor, daß man die Leute fesselte und prügelte, mit Füßen trat, ihnen Hände und Füße schraubte, bis das Blut floß, und sie in den Rauchfang hängte. Im Oktober 1626 kam Görzenich zum zweitenmal nach Idstein und erpreßte in 15 Tagen 10 750 Rtlr. und 42 Pferde, wobei die Ortschaften geplündert und verheert wurden und nicht einmal die Kirchen verschont blieben. Zum drittenmal erschien er dann im Frühjahr 1627 in der Herrschaft und wütete grausam in der Stadt Idstein selbst und in den umliegenden Dörfern. Da die verlangte Kontribution von dem erschöpften Land nicht aufgebracht werden konnte, nahm er den Superintendenten T. Weber, den Amtmann Diefenbach, 9 Schultheißen und Bürger bei seinem Abzug als Gefangene mit; sie wurden unterwegs übel behandelt und erst in Fulda gegen ein Lösegeld von 5000 Rtlr. freigelassen. Der Amtmann Diefenbach starb an den erlittenen Mißhandlungen; T. Weber war infolge derselben 8 Monate lang krank. Wo dieser Wüterich mit seinen Horden gewesen, da waren in den Häusern Türen und Fenster, Oefen und Tische, Kisten und Kasten zerschlagen, Pferde, Kühe und Schafe geraubt, das Getreide hinweg genommen, der Wein getrunken oder ausgeschüttet, von den Mißhandlungen der Menschen nicht zu reden. Und das alles war verübt worden in einem neutralen Land, mit dem man in Frieden lebte! Als Görzenich seine Raubzüge auch auf die katholischen Landesteile auszudehnen anfing, wurden die Klagen wider ihn so allgemein, daß Wallenstein ihn nicht mehr länger schützen konnte. Er wurde vor ein Kriegsgericht gestellt und (Oktober 1627) enthauptet.

Am meisten litten unter den Plünderungen der Soldaten die evangelischen Pfarrer. Sie waren als die amtlichen Vertreter des evangelischen Bekenntnisses besonders den Angriffen der katholischen Partei ausgesetzt. Bei ihnen quartierten sich Offiziere und Soldaten am liebsten ein, weil sie da die beste Aufwartung zu finden hofften. Sie mußten zu den Kontributionen ebenso beitragen, als ob die Pfarrgüter ihr Eigentum gewesen wäre, und oft zur Bezahlung ihres Beitrags alles hingeben, selbst ihre Kleider, Weißzeug und sonstige Habe. Oft blieb ihnen nichts übrig für sich und ihre Familien. Dazu wurden sie von dem wüsten Kriegsvolk mißhandelt, geschlagen, von den Pferden umgerannt, an den Sattel gebunden, geschleift. Letzteres widerfuhr u. a. dem Pfarrer Plebanus von Miehlen. Auch der Pfarrer Roßbach zu Oberrod hatte viel durch die Truppendurchzüge nach den Festungen Königstein, Eppstein, Falkenstein und Reifenberg zu erdulden. Von Advent 1623 bis Fastnacht 1624, also in kaum 3 Monaten, wandte er für seine Einquartierung an barem Geld und Essen 547 Taler auf, „nicht zum schärffsten sondern aufs knäpplichste berechnet.“ Es lag bei ihm ein ligistischer Kornet, Freiherr von Dietrichstein, mit seinen Reitern vom Herbersdorfischen Regiment, ein besonders roher Kumpan. Der nahm ihm seine Ochsen und Pferde und erpreßte auch bares Geld von ihm. Martini 1626 nahm ihm eine Kompagnie Wallonen und Sachsen-Lauenburger 5/4 Ohm Wein und 1 Ohm Bier hinweg. Auch hatte er den Pfarrhof voll Soldaten, so lange noch etwas bei ihm zu finden war. Ein ganzer Ochse in Salz, eine Tonne Käse u. s. w. wurden ihm von diesen fortgeschleppt. Töpfe, Teller, Krüge wurden ihm zerschlagen; Eimer, Fässer, Wagen, Scheuerntor, flogen ins Feuer. Anno 1631 nahm ein Junker Möllner von Wied mit 38 Pferden im Pfarrhaus Quartier; 3 Fuder Hafer wurden von den Soldaten ausgedroschen, 1 Ohm Wein und 1 Ohm Bier ausgetrunken; 40 Personen mußten täglich gespeist werden. Die Pfarrei Oberrod muß damals ein besseres Einkommen gehabt haben, als sie jetzt hat. Trotzdem konnte Pfarrer Roßbach solche Bedrückungen und Plünderungen nicht lange aushalten. Er flüchtete nach Königstein und starb daselbst 1635 in Armut und Elend.

Graf Ludwig von Idstein nahm sich seiner Untertanen nach Kräften an; als er sich aber erkrankt nach Saarbrücken zurückzog, mußte er die Regierung in der Herrschaft Wiesbaden-Idstein seinen Beamten überlassen, die nicht immer ihre Pflicht, die Untertanen nach Möglichkeit zu schützen, erfüllten.

Im Jahre 1627 starb Graf Ludwig, und bis 1629 regierten seine Söhne gemeinsam; dann teilten sie das Land und Graf Johannes erhielt die Herrschaften Idstein-Wiesbaden. Seine Residenz war Idstein und seine Regierung dauerte 1629—1677. Er gab sich alle Mühe, den Plünderungen im Lande zu wehren und die Schäden des Krieges zu heilen. Er reiste selbst zu dem Kaiser nach Prag, um für seine Untertanen um Schonung zu bitten, wurde jedoch mit leeren Versprechungen abgespeist, die nicht gehalten wurden. Der Kaiser dankte es ihm und den anderen nassauischen Grafen nicht, daß sie bisher ihm treu und neutral geblieben waren; sie sollten durch die fortgesetzten Truppeneinlagerungen in ihren Ländern und durch die auferlegten Kriegskosten zum Uebertritt auf seine Seite gezwungen werden. Bei dem Grafen Johann Ludwig von Nassau-Hadamar gelang es; er trat zum Kaiser und zum Katholizismus über und führte in seinem Land das katholische Bekenntnis ein. Das gereichte den anderen nassauischen Gebieten nicht zum Heil, denn sie mußten nun alle Lasten tragen, von denen Nassau-Hadamar befreit wurde. Das Elend ward immer größer. Von 1625 bis 1630 gab es keine erträglichen Ernten; eine schreckliche Hungersnot herrschte im Lande, und Seuchen und andere Krankheiten rafften viele hinweg, so daß schon jetzt die Bevölkerung abnahm.

Und um das Maß des Elends voll zu machen, verbreitete sich der Hexenwahn, der viele Opfer forderte. Die Lage der Protestanten war fast hoffnungslos. Der Kaiser war Sieger geblieben über alle seine Gegner und glaubte nun den letzten Schlag zur Vernichtung des evangelischen Bekenntnisses tun zu können. Im März 1629 erließ er das Restitutionsedikt, wonach alle seit dem Passauer Vertrag (1552) eingezogenen Kirchengüter zurückgegeben werden sollten. Wurde dieses Edikt streng durchgeführt, und man machte den Anfang damit, dann war die Sache der Evangelischen verloren.

Da kam in höchster Not der Retter, Gustav Adolf von Schweden. Zu Ende von 1631 erschien er bereits in Frankfurt a. M. und Mainz. Dadurch wurden die nassauischen Lande endlich von den kaiserlichen Truppen befreit. Zwar bekamen sie dafür die Schweden zur Einquartierung und mußten sie unterhalten, aber diese hielten gute Manneszucht, so daß selten Ausschreitungen vorfielen. Die nassauischen Grafen, mit Ausnahme des katholisch gewordenen Johann Ludwig von Nassau-Hadamar, schlossen sich Gustav Adolf an, und zwei nassauische Regimenter wurden errichtet. Graf Johann von Nassau-Idstein war eifrig tätig in der Neueinrichtung der Landesbewaffnung und des Heerbannes. Die evangelische Bevölkerung atmete auf, befreit von jahrelangem Druck, und sah einer besseren Zukunft hoffnungsvoll entgegen.

Doch nicht lange dauerte die günstige Lage der evangelischen Partei. Gustav Adolf fiel bekanntlich schon am 16. November 1632 in der Schlacht bei Lützen. Wohl blieb die Sache der Evangelischen gerettet; aber der Krieg artete nun immer mehr zu einem planlosen Kämpfen aus, unter dem alle Länder schwer litten. Die schwedischen Truppen verloren bald ihre gute Zucht und trieben es im Morden, Brennen, Rauben und Schänden ebenso schlimm wie vorher die kaiserlichen Heere. Es blieb sich gleich, ob ein befreundetes oder feindliches Heer erschien; das eine wütete wie das andere. Kein Stand noch Alter noch Geschlecht wurde geschont, und auch nach dem Bekenntnis wurde nicht mehr gefragt. Da alles Vieh geraubt oder abgetrieben war und die Feldfrüchte teils von den Soldaten verzehrt, teils verbrannt und sinnlos verdorben wurden, hörte der Ackerbau und die Viehzucht mehr und mehr auf. Was sollten sich auch die armen Bauern noch Mühe geben das Feld zu bestellen, da sie doch nicht die Frucht ihres Fleißes ernteten. Die erste wilde Horde entmenschter Soldaten, die in das Dorf kam, nahm ihnen alles, und was die eine etwa noch übrig gelassen oder nicht gefunden hatte, nahm die andere. Man durchstöberte die Häuser und zerschlug die Wände, um nach verborgenen Wertgegenständen zu suchen. Mutwillig zerstörte man die Hausgeräte, und zündete beim Abzug die Gebäude an. Hunger, Kälte und Krankheit rieben die Bewohner auf, die oft vor den Mißhandlungen der Soldaten in die Wälder geflüchtet und auch ihrerseits in dem langen, schrecklichen Kriege, der alle Ordnung aufhob, verwildert waren.

(Schluß folgt.)

Siegfried von Westerburg, Erzbischof von Köln, 1274—1297.

5) Von Dr. C. Spielmann. (Schluß.)

Um 4 Uhr nachmittags war die Schlacht beendet; was nicht gefallen oder gefangen war, hatte sich über die weite Heide zerstreut, — unverfolgt. Herzog Jan nahm die Rüstung ab und setzte sich auf einen Feldstein; abermals hatte sich sein Beiname „der Siegreiche“ bewährt. In langen Reihen wurden die edeln Gefangenen an ihm vorübergeführt, entwaffnet und in Ketten geschlagen; die Grafen von Geldern, beide von Nassau, von Neuenar, die Herren von Heinsberg, von Hülcherath, von Jülich-Bergheim, von Isenburg, Heinrich von Westerburg, Reinhard, Propst zu Bonn, des Erzbischofs Brüder, die stiftischen Burggrafen von Hammerstein, Are, Rheineck, Drachenfels, Montabaur und Wied [1]) u. a., in allem etwa 1000 Ritter und Edelknechte. Der Graf von Geldern hatte sich erst jetzt zu erkennen

[1]) Nicht zu verwechseln mit dem Grafen von Wied.



gegeben; aber Jan würdigte ihn, den Urheber des Streites der doch so schimpflich entwichen war, keines Wortes, und befahl ihn wegzuführen. Dagegen hob er lebhaft das Haupt, als Graf Adolf von Nassau vor ihn trat. Er hatte den Grafen im Gewühl als tapferen Kämpfer erkannt, fragte ihn nach seinem Namen und erhielt von Adolf die unerschrockene Antwort, daß er (der Graf) ihn (den Herzog) in der Schlacht gesucht, aber leider statt seiner immer andere niedergestreckt habe. Dieser Kampfeseifer und Freimut imponierte Jan; er ließ Adolf sofort entketten und gab ihn ohne Lösegeld frei.[2]) Auch die Kölner Bürger, die den Verlust des tapferen Patriziers Gerhard Overstolz beklagten, führten 30 Ritter gefangen heim, unter denen sich die Herren von Vilich, Wolkenburg und Stockheim befanden.

Draußen aber, auf der blutigen Walstatt lagen stumm und starr die Toten, denen nun die Beutesucher die Rüstungen abzogen. Der edle Graf von Luxemburg mit drei Brüdern, ferner 1100 Mann, Ritter, Edelknechte und Fußkämpfer, waren auf stiftischer, 2400 Mann auf brabantischer Seite gefallen; 4000 Pferdekadaver bedeckten die Ebene. Am anderen Tage erschienen die Mönche, die Sackbrüder, um die Toten zu beerdigen; an 2400 Leichen haben sie dies Geschäft besorgt.[3]) Aber noch viele sind im Moore versunken, oder, in den Rhein gedrängt, dort ertrunken. Am Abend schon war das Abräumungswerk beendet. Aus der Beute ist später auf der Schlachtstätte eine Kapelle errichtet worden, in der für die Erschlagenen Seelenmessen gelesen wurden. Auch die Kölner erbauten später in ihrer Stadt eine Bonifatiuskapelle und hielten alljährlich am Schlachttage Gottesdienst darin ab, dem sich ein Festmahl des Rates anschloß.[4])

Die Sieger mußten, da ihr Lager von den Geldernschen geplündert und verwüstet worden war (s. o.), auf dem Schlachtfelde biwakieren.[5]) Sie sanken todmüde auf den Boden nieder, sich an dem Brot und Wein, das der Herzog austeilen ließ, erquickend und sich dann, ohne Wachen auszustellen, dem Schlafe überlassend. Jan begab sich mit Graf Walram von Jülich noch am Tage der Schlacht auf einem Rheinschiffe nach Köln, wo er mit hohen Ehren empfangen wurde. Der stolze Rat der Patrizier bedachte ihn mit Geschenken und lud ihn zum Verweilen ein.[6]) Sobald seine Wunde geheilt war, begab sich der Herzog vor Worringen, das endlich fiel. Die ganze erzbischöfliche Besatzung wurde als Räuber enthauptet, und mit hellem Jubel machten die Kölner Bürger die Strandfeste der Erde gleich. Darauf kehrte Jan heim in sein Land und hat fortab nicht mehr in die rheinischen Verhältnisse eingegriffen.

Erzbischof Siegfried war sofort nach seiner Gefangennahme über den Rhein gebracht worden. Man ließ ihn die Nacht in der Kirche zu Monheim gefesselt und in voller Rüstung verbringen; dann wurde er auf die Feste Bensberg gebracht, wo er elf Monate gefangen saß, weil er sich den ihm gestellten harten Bedingungen nicht unterwerfen wollte.[7]) Zwar mißlang der Versuch des Grafen Adolf, an Siegfrieds Stelle seinen Bruder Konrad zu erheben; aber es verwüstete der Graf von Jülich das stiftische und der von der Mark das westfälische Gebiet, und der Gefangene konnte es nicht hindern, daß eine ganze Reihe seiner Burgen gebrochen wurde. Endlich, am 18. VI. 1289 kam er frei gegen Zahlung von 12000 Mark Silber Lösegeld an Berg und das Versprechen, keine Burg am Rheine zu errichten, gegen Abtretung sämtlicher Eroberungen in Jülich, der von Kerpen und Lommersum an Brabant und gegen die Versicherung mit Herzog Jan Frieden zu halten. Auch mit dem Grafen von der Mark mußte Siegfried sich sühnen und den Kölnern versprechen, keinen Schadenersatz zu verlangen. Am 9. III. 1290 kam dann auch der völlige Ausgleich mit Jülich zustande: Graf Walram tauschte für Zülpich die Vogtei Vilich ein und erhielt außerdem 5000 Mark Aussteuer für seine Base und Braut.

Der Herzog von Brabant und der Graf von Geldern schlossen nun ebenfalls, unter Vermittelung des Königs Philipp von Frankreich, 1289 Frieden zu Paris, worin Reinald seinen Ansprüchen auf Limburg zu Gunsten des Herzogs gänzlich entsagte. Vereits vorher hatten sich Brabant, Jülich, Berg und die Stadt Köln zur Errichtung eines Landfriedens verbunden.[8])

Die Schlacht bei Worringen ist für Nordwestdeutschland von höchster Bedeutung geworden. Siegfrieds von Köln Versuch der Ausbreitung des deutschen Einflusses in den Niederlanden und der Ver-

---

[2]) Diese Tatsache anzuzweifeln, liegt kein Grund vor, da sie von mehreren berichtet wird. Das schmückende Beiwerk der Unterredung anzuführen, enthalten wir uns. Obige kurze Darstellung wird der Wahrheit am nächsten kommen.

[3]) Unter diesen 3500 Gefallenen haben wir wohl Tote zu verstehen. Wenn nur 2400 beerdigt wurden, so hat das darin seinen Grund, daß wohl die meisten Leichen der Adeligen heimwärts gebracht wurden. Die von einigen angegebene Verlustzahl „über 8000“ i. g. wird der Wahrheit am nächsten kommen.

[4]) Ueber das Schicksal Heinrichs, Herrn von Westerburg gehen die Nachrichten auseinander; die einen nennen ihn gefangen, die anderen tot. Letzteres ist falsch ebenso wie die Behauptung Schliephake II, S. 208, Note, daß Heinrich nach der Schlacht nicht mehr urkundlich auftrete. Nach Reck war letzteres wohl noch der Fall. Damit könnte stimmen, was vom Grafen Adolf von Nassau erzählt wird: Herzog Jan habe ihm bei Gelegenheit der oben erörterten Unterredung erlaubt, einen Gefangenen loszubitten und Adolf habe seinen Schwager Heinrich von Westerburg gewählt, d. h. wenn diese Ueberlieferung an sich der Wahrheit entspricht, was allerdings zweifelhaft ist.

[5]) Sollten denn auch die Zelte entführt worden sein? Es war damals vielfach Sitte der Sieger, das Lager auf der Walstatt selbst aufzuschlagen.

[6]) Die Mär von der Schenkung eines Hauses, des „Brabanter Hofes“, an Jan ist nicht haltbar. Das wäre auch gegen die freistädtische Gepflogenheit gewesen.

[7]) Die Fabel hat die harte Behandlung des Erzbischofs während der einen Nacht einfach auf die ganze Zeit der Gefangenschaft übertragen. Siegfried soll Tag und Nacht die Rüstung und die Fesseln anzubehalten gezwungen worden sein; nur beim Essen habe man ihn des Helms und der Handschellen entledigt. Das hätte sogar ein Westerwälder nicht elf Monate lang (!) ausgehalten.

[8]) Graf Adolf stiftete zum Andenken an den Sieg in dem zur Stadt erhobenen Dorf an der Düssel die Chorherrenkirche.

schiebung des letzteren bis über die Sprachgrenze hinaus, ist mißlungen. Durch die Vereinigung von Limburg mit Brabant wurde eine feste Scheidewand zwischen dem eigentlichen Reiche und den Niederlanden gezogen. Alles was westlich davon lag, gravitierte nun nach dem belgischen Kernlande Brabant hin, und es trat schon damals die Voraussicht ein, der Herzog von Brabant, der Nachfolger der alten Herzoge von Niederlothringen, werde dereinst deren Machtbereich wieder erlangen. Und das ist tatsächlich auch so gekommen. Die Kleindynastien wechselten; aber schließlich vereinigte sich um Brabant jene gewaltige Ländermasse, die wir als die burgundische kennen. Und im Wechsel der Zeiten, unter spanischer und österreichischer Herrschaft, wie heute im Königreiche Belgien ist Brabant allemal das Konzentrationsland geblieben. Seine Trennung vom Reiche aber hat schon zu Jan des Siegreichen Zeit angehoben.

Siegfrieds erste Sorge war, die Wunden, die der Krieg seinen Landen geschlagen hatte, wieder zu heilen. Er berechnete den erlittenen Schaden auf 200 000 Mark und wollte ihn wider sein Versprechen von den Kölnern als des Kampfes Urhebern ersetzt haben. Als diese sich natürlich weigerten, die Forderung anzuerkennen, bewirkte der Erzbischof, daß die trotzige Stadt mit Bann und Interdikt belegt wurde. Zugleich entband ihn der Papst seines Eides, den er in der Gefangenschaft geleistet hatte. Doch fand sich eine willige Zahl Geistlicher zu Köln, welche trotzdem die heiligen Handlungen vollzogen, so daß die Strafe wirkungslos blieb. Allmählich begann Siegfried seine Burgen wiederaufzurichten, vor allem Brühl, wo er gern residierte. Mit Berg hielt er vorab Frieden, ernannte sogar des Grafen Bruder Heinrich von Windeck zum stiftischen Erbkämmerer.

Mittlerweile war durch König Rudolfs Tod der deutsche Thron erledigt worden. Es war Siegfried von Köln, der im Verein mit Gerhard von Mainz den tapferen Grafen Adolf von Nassau, der ihm einst bei Worringen so wacker beigestanden hatte, zum Könige vorschlug, die Wahl durchsetzte und den Gekorenen am 24. VI. 1292 zu Aachen krönte. Freilich mußte sich der neue Herrscher zu großen Zugeständnissen verpflichten; den Kölnern wurde für ihr Verhalten gegen Siegfried eine Geldstrafe auferlegt, der Graf von Berg zur Herausgabe der pfandgemäß besetzten stiftischen Burgen genötigt, dem Erzbischof der Wiederaufbau aller Festen gestattet, ihm der königliche Schutz gegen etwaige Feinde zugesagt, endlich ihm für seine „Auslagen“ bei der Wahl 25 000 Mark versprochen, bis zu deren Zahlung eine Reihe von Reichsfesten in seiner Pfandschaft blieben. Aber mit der Entschädigung durch die Kölner hatte es trotzdem gute Wege. Adolf weilte vom August bis zum Oktober 1292 selbst in Köln und bekam dort ganz andere Anschauungen, so daß er an seinen Zugeständnissen nicht mehr festhielt. Er suchte vielmehr zu vermitteln.

Dennoch fühlte sich Siegfried durch die königlichen Bewilligungen sehr gehoben. Bereits im Herbste von 1292[9]) finden wir ihn in die Fehde des Bischofs von Osnabrück, Ludwig von Ravensberg, gegen Eberhard von der Mark verwickelt, deren Ausgang nicht bekannt ist. Auf dem Rückwege durch das bergische Gebiet wurde der Erzbischof von seinem früheren Feinde, Graf Adolf freundlich empfangen und bewirtet. Der Graf gab ihm noch das Geleite bis Deutz, wurde hier aber von Siegfried verräterisch festgehalten und gefangen gesetzt. Seine Haft dauerte mehrere Monate, und er kam nicht eher frei, bis er den Gegner aller Verbindlichkeiten ledig gesprochen hatte.[10])

Das Jahr darauf, 1294, griff der Gewaltige wieder in die hohe Politik ein. König Edward von England bereitete sich zum Kriege gegen König Philipp von Frankreich vor, der ihn in seinen französischen Besitzungen (Aquitanien) bedrohte. König Adolf, der des Franzosen Uebergriffe in Niederlothringen längst mit Unwillen sah, verbündete sich mit Edward, wobei Siegfried den Mittler machte. Letzterer söhnte sich dabei sogar mit Jan von Brabant aus, der auch auf des Engländers Seite stand. Unzweifelhaft dachte der Prälat, das Weitere werde sich nach der Besiegung Philipps, der doch bisher Jans Stütze gewesen war, von selbst finden. Aber zu einem Feldzuge Adolfs gegen Frankreich kam es nicht; denn er wurde durch seine thüringischen Händel allzusehr beschäftigt.

Siegfrieds größte Feinde starben bald hintereinander, Jan von Brabant noch 1294, Adolf von Berg 1296; letzterem folgte sein Bruder Wilhelm in der Regierung nach. Noch im Jahre 1295 hatte sich eine neue Fehde erhoben, in welcher Siegfried gegen die Grafen von Berg, Mark, Kleve und Jülich stand. Absichtliche oder unabsichtliche Irrungen über die Abmachungen nach der Worringer Schlacht und über die Auslegungen der königlichen Bewilligungen mögen den Anlaß zu den Feindseligkeiten gegeben haben. Der Erzbischof geriet in arge Bedrängnis; in dem Treffen bei Wesseling am 6. III. 1296 wurde er geschlagen und mußte auf seine Feste Godesberg flüchten. Daselbst hielt er indes eine längere Belagerung aus, bis König Adolf den Frieden vermittelte.

Der unruhige Mann wandte darauf seine Aufmerksamkeit wieder der Stadt Köln zu. Er hatte seine Absicht, die Bürger unter seine Herrschaft zu zwingen, nicht aufgegeben; nominell war ihm durch die königliche Bewilligung sogar die Oberherrschaft zugesprochen worden. Aber was half das, wenn die Bürger ihm hartnäckig die Tore verschlossen und ihn als Erzfeind behandelten, trotz Bann und Interdikt, die dauernd auf ihnen ruhten! Schon kündeten mancherlei Maßnahmen neue offene Feindseligkeiten des Kirchenfürsten an; da erkrankte er und starb am 7. IV. 1297, etwa 56—60 Jahre alt. Zu Bonn,

[9]) Nach anderen 1291, bezw. 1293.

[10]) Diese verräterische Gefangennahme Adolfs ist hier und da bezweifelt worden. Siegfrieds gewalttätigem Sinne ist aber die Tat ganz entsprechend. Dagegen wollen wir die Fabel von der entsetzlichen Pein, die der Erzbischof den Gefangenen habe erdulden lassen, gern als Mache erklären im Hinblick darauf, daß uns auch das von Adolf an Siegfried geübte Verfahren (s. Note 8) nicht glaubwürdig erscheint. Vergl. übrigens die gerade damals (1289) zu Pisa vom Erzbischof Ruggiero an dem Grafen Ugolino begangene Untat, wie sie der große Dante schildert.



im Münster des hl. Cassius, wurde sein Körper beigesetzt. Dort hatte er auch die Minoritenkirche begründet.

König Adolf hatte alle Ursache, den großen Mann zu betrauern. Denn wenn er am Leben geblieben wäre, würde wahrscheinlich die Fürstenrebellion und Meineidstat des folgenden Jahres, die dem ritterlichen Herrscher Thron und Leben kostete, nicht erfolgt sein. Uns gefällt beim Vergleiche der beiden Königsmacher Siegfried und Gerhard der erstere entschieden besser. Seine Herrschsucht und Gewalttätigkeit war nicht ohne einen großen, geradezu gesagt patriotischen Zug, und dem einmal erhobenen Könige hat er bis zuletzt die Treue gewahrt. Dagegen war bei Gerhard alles bloß egoistische Berechnung zu Gunsten seines mainzischen Fürstentums und seiner Geldtasche; ein einigermaßen idealer Schwung ging ihm ab. — — —

Das Bild eines mächtigen deutschen Kirchenfürsten, der von Kopf bis zu Fuß in Erz gehüllt, auf gepanzertem Rosse sich in die feindliche Schlachtreihe wirft: fürwahr, es mutet uns sonderbar an. Doch müssen wir eben die Erscheinung aus der Zeit heraus zu verstehen und zu begreifen suchen. Betrachten wir aber die Gestalt Siegfrieds von Westerburg, losgelöst von allem Akzidentellen, so müssen wir wohl gestehen, daß der gewaltige Westerwälder, wenn er uns auch wenig sympathisch erscheint, doch imponiert, wie alle Gewaltmenschen, die treibend ins Rad der Weltgeschichte gegriffen haben.

Die Hugenotten- und Waldenser-Kolonien in Nassau II.

Von Wilhelm Wittgen.

2. Die Hugenottenkolonie Homburg v. d. Höhe.[1])

Des Landgrafen Friedrich Absicht war, seiner durch die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges entvölkerten Hauptstadt Homburg durch Ansiedelung der Hugenotten wieder aufzuhelfen. Er richtete darum sein Augenmerk darauf, recht viele Gewerbetreibende für seine Siedlung zu bekommen, und so finden wir denn unter den Einwanderen namentlich Wollwarenfabrikanten, Färber, Spinner und Weber. Von dem Landgrafen auf alle nur mögliche Weise begünstigt, erbauten die Hugenotten die sogenannte „Neustadt".[2]) In Bezug auf ihren Gottesdienst behielten sie völlig freie Hand und durften ihn in der Väter Weise ausüben. Der erste französische Geistliche in Homburg war P. Richier, der von der Gründung im Jahre 1686 bis 1733 in großem Segen wirkte und auch den Schwestergemeinden Friedrichsdorf und Dornholzhausen seine Fürsorge angedeihen ließ.

In welch herzlicher Weise der Landgraf mit den Ansiedlern verkehrte, entnehmen wir dem Umstand, daß er bei der ersten Kindtaufe Patenstelle vertreten wollte. Der Fall trat bereits am 27. Juli 1686 ein bei dem Söhnchen des Nicolas Robert, das zu Ehren des Fürsten den Namen Friedrich erhielt. Dieser Taufakt ist der erste Eintrag in das französisch-reformierte Kirchenbuch von Homburg, das übrigens auch heute noch die wichtigste Urkunde über diese Kolonie bildet.

Ihren Gottesdienst hielt die neue Gemeinde ebenso wie die deutsch-reformierte Hofgemeinde in der Schloßkapelle ab.[3]) Im Jahre 1718 gelangten die Hugenotten in den Besitz eines eigenen Gotteshauses, das sie ihrem hohen Gönner, dem Landgrafen Friedrich Jakob zu Ehren, „Jakobskirche" nannten. Ein schönes Beispiel von christlicher Nächstenliebe gaben sie den Mitgliedern der deutsch-lutherischen Gemeinde im Jahre 1759 dadurch, daß sie ihnen ihre eigene Kirche, während sich die jener in Reparatur befand, abtraten und sich selber wieder mit der Schloßkapelle behalfen.

Die Kolonie nahm unterdessen einen gedeihlichen Fortgang, vor allem deshalb, weil die durch die Hugenotten gebrachte Industrie sich fröhlich entwickelte und durch die Nähe der Frankfurter Messe reichen Absatz fand; dazu kam die väterliche Fürsorge sämtlicher Landgrafen, die sich von Friedrich II. auch auf seine Nachfolger vererbt hatte.

Wie sehr es z. B. Friedrich Jakob Ernst war auch in relogiösen Dingen, ersehen wir aus folgendem Erlaß (Wiesbadener Staatsarchiv):

Erlaß. „Von Gottes Gnaden Friedrich Jakob, Landgraf 2c. 2c.

Nachdem Wir auß Ableben Unseres Evangelisch Reformirten Hof- und Frantzösischen Predigers, Johann Ulrich Hahn vor gut befunden haben, Euch in Ansehung Eurer besitzenden guten Eigenschaften und Geschicklichkeit sowohl als an hoffentlichen Eigenschaften, Auferbauung und Sorge vor die Euch anvertrauende Gemeinde, nach eingeholten unterthänigsten Pflichtmäßigen Bericht Unseres Evangelisch Reformirten Consistorii, die Charge eines Predigers bey hiesiger und der Dornholtzhäuser frantzösischen Reformirten Gemeinde hinwiederum in allen Gnaden zu conferiren.

[1]) Vgl. „Nassovia" 1903, Nr. 13, 14 u. 15. Ich kann mich in diesem Kapitel kürzer fassen, weil manches darüber unter „Friedrichsdorf" u. „Dornholzhausen" gesagt wurde oder wird. Herrn Oberlehrer Achard in Homburg, der bereits Auszüge aus dem dortigen Kirchenbuche gemacht hatte, spreche ich für die Ueberlassung derselben auch an dieser Stelle meinen herzlichsten Dank aus.

[2]) In dem von Homburg etwa 3 Stunden entfernten Usingen wanderten unter dem Schutze des Fürsten Walrad etwa 15 französische Familien ein, welche die dortige „Neustadt" erbauten und im Jahre 1700 den Grundstein zu der kalvinisch-reformierten Kirche legten. Die Eingewanderten waren zumeist Handwerker, deren Einfluß es zu danken ist, daß gewisse Industriezweige (Gerberei und Strumpfweberei) bis zur Stunde in Usingen gepflegt werden. Die Gemeinde war aber zu klein, um wenigstens kirchlich ihre Zusammengehörigkeit zu wahren. Bereits der 3. Geistliche wird in seiner am 25. April 1705 ausgestellten Berufung als Prediger der französischen und deutschen Gemeinde bezeichnet. Wir haben es darum auch unterlassen, der Einwanderung in Usingen ein besonderes Kapitel zu widmen.

[3]) Daneben bestand die deutsch-lutherische Gemeinde, der die meisten Bürger Homburgs angehörten.

So machen Wir Euch ein solches hiedurch nicht nur bekandt und ernennen Euch nunmehr in Gottes Nahmen dazu in allen Gnaden, versehen Uns aber auch zu Euch, daß Ihr Uns und Unserem Fürstlichen Hauße alle schuldige Treue erweisen, Eure Predigten als Catechisationen nach der Heiligen Schrift als der einzigen Norm in Glaubens Sachen einrichten, fort nicht nur mit Eurem Collegen und übrigen Vorstehern der Kirche, sondern auch andern Evangelischen Religions Verwandten friedlich betragen, wie nicht weniger in allen Vorfallenheiten mit ersteren collegialiter conferiren und sodann nach gemeinschaftlichem Rath und Guthbefinden zu Werke gehen, Euch auch von der Euch anvertrauten Gemeind niemahlen ohne Noth, weniger ohne Vorwissen Unserer, des Consistorii und der Kirche Vorstehern, absentiren, mithin Euch in Euren publiquen, auch privat Amts-Vorrichtungen, und endlich in alle Weg, wie einem treuen, gewissenhaften Evangelischen Prediger zustehet, aufführen werdet.

Falls Ihr etwa Euer Amt sollet wieder aufgeben wollen, habt Ihr wenigstens ein Viertel Jahr vor Eurem Abzug Uns und gedachtem Consistorio dato die gebührliche christliche Anzeige zu thun.

Dahingegen versprechen und assigniren Wir Euch in Kraft dieses zu Eurem Jährlichen Gehalt

1) Freye Wohn- Stallung und Garten.		
2) Von Unserm Fürstlichen Ambt	fl.	104
3) Die zu Salirung eines zeitl. frantzösischen Predigers zu Dornholtzhausen aus Engelland jährlich eingehende Liebesgelder	fl.	135
4) Von dem in 50 fl. bestehenden Beytrag, welcher jährlich von dahiesigen reformirt-frantzösischen Haus-Vättern gehoben wird	fl.	41
5) Das in 7 Morgen Acker und in 2 Morgen Wiesen bestehende Pfarr-Guth zu Dornholtzhausen nebst denen bißanhero gewöhnlich geleisteten emolumenten, und bleiben Euch mit fürstlichen Hulden und Gnaden wohl beygethan	fl.	20

Homburg vor der Höhe, den 31. Dec. 1745.

Der Aufschwung der Kolonie läßt sich auch aus dem Umstande schließen, daß eine ganze Anzahl in Friedrichsdorf und Dornholzhausen bereits ansässiger Réfugiés nach Homburg übersiedelte, so die Familie Achard, Foucar, Privat und Fabre.

Im ganzen sind in Homburg seit dem Jahre 1686 folgende französische Familien nach und nach eingewandert: Robert, Chevalier, de Rambeau (pasteur), Royer, Champenois, Vautrin (bonnetier), Buet, Bonnemain, Verrin, Noé, l'Homme, Gemalle, Anguel (chapelier), Braconnier, Hourel, Fabre, Alcoy (chapelier), Aubert, Chopin, Archer, Démon, Drap, Bodemon, L'Abbé, Hautenon, Bernard, Mollet, Le Faur (faiseur de bas), Loun, Jacquenoud, Vasset, Fontes (drapier), Salis, Jacquerond, Perin (peigneur de lain), Blanbois (ouvrier en bas), Minet (manufacturier en bas), Renier, Gougon, Marcilli, Fouquet, Borel, Soucher, Mornet, Leblauc, Rey, Mulet, Fauvont, des Moyers, Gemel, Pipon, Moillet, Clet, Droz, Mojon, Rocques (pasteur), Fournier, Deshours, Chalanqui, Bourges, Pache (pasteur), Wigand, Griot, Chappuis, Marion, Ferrand, Jordan, Madau, Pettavel, Courtien, Oudot, Collin, Paradis, de Peters, Huguenin, Reboul, Calame.[4])

Von allen diesen Namen sind in dem heutigen Homburg nur noch die folgenden erhalten: Hangard, Garnier, Minet, Achard, Foucar, Privat, Vasserot, Chevalier und Fabre.

Die Freiheitskriege brachten auch für die Kolonie Homburg trübe Zeiten; die Durchmärsche und Einquartierungen wollten kein Ende nehmen. Die französisch-reformierte Kirche wurde eine Zeitlang als Heu- und Proviantmagazin benutzt und derartig zugerichtet, daß sie für die Abhaltung des Gottesdienstes geradezu unbrauchbar wurde. Deshalb nahmen diesmal die Hugenotten die Hilfe der lutherischen Gemeinde in Anspruch und hielten gegen eine geringe Jahresmiete abwechselnd mit diesen in der lutherischen Kirche ihren Gottesdienst ab.

Als im Jahre 1814 der französische Pfarrer Pache, welcher der Gemeinde 35 Jahre lang treu gedient hatte, starb, faßte man den Entschluß, die französisch-reformierte, und die deutsch-reformierte Gemeinde zu e i n e r Kirchengemeinschaft zu vereinigen. Es war dies um so erwünschter, als viele der Hugenottennachkommen des Französischen doch nicht mehr hinreichend mächtig waren und Mangel an Geld die Anstellung eines eigenen Geistlichen ferner sehr erschwerte. Die Verhandlungen zogen sich bis zum Jahre 1818 hin. Von da an amtierte Hofprediger Breitenstein an der nun vereinigten französisch-deutsch-reformierten Gemeinde um so segensreicher, als er auch die französische Sprache verstand und sich ihrer bediente, so oft es die Umstände erheischten. Er setzte die Einträge in das alte Kirchenbuch französisch fort.

Immerhin ein Beweis auch für die materiell günstige Lage der Kolonie ist der Umstand, daß sämtliche Geistliche bis zu ihrem Tode bei der Gemeinde blieben; es waren: Pierre Richier (1686—1733), Jean Ulr. Hahn (1733—1745), Jean Chr. Rocques (1745—1778), und Claude Ls. Pache (1779 bis 1814).

Es ist selbstverständlich, daß auch die Refugierten zu Homburg von vornherein großen Wert auf die Unterhaltung einer Schule legten. Und wenn man in derselben auch nicht über Lesen, Schreiben, Orthographie, Rechnen, Gesang und Katechismuslehre hinauskam, so muß der Unterricht selber doch nicht schlecht gewesen sein. Namentlich scheint man den französischen Sprachunterricht genau so wie in Friedrichsdorf und den meisten übrigen Kolonien in Deutschland eifrig gepflegt zu haben; das beweisen die Protokolle im Kirchenbuch, die zum Teil von den Aeltesten in Abwesenheit der Geistlichen geführt worden sind und zwar in recht gutem Französisch.

Einige der französischen Lehrer waren: Henri Grand Pierre, Isaak Grand Pierre, Heddoi und Seiffert. Im Einvernehmen mit dem Konsistorium wurde für den französischen „Präceptor" am 4. Februar 1741 folgender jährliche Gehalt festgesetzt:

	fl.
1. Vom Landgrafen: wann solche anderst ihre richtigkeit haben und Höchstdieselben solche fortzahlen zu lassen schuldig sind	14
2. Von denen familien, obgleich deren einige mehr und ohngefähr 24 sind, sie aber ab- oder zunehmen können, auch einige wohl in Armuth sich befinden, von jedem 1 fl.	20
3. Schulgeld von denen Kindern, der ohngefähr 25, weilen aber auch arme unter denselben sich befinden und man überhaupt also nur 20 rechnen will, von jedem 2 fl., thut	40
4. Von der Kirch, wobey aber zu remarquiren, daß, wenn es nöthig gefunden würde, von dem Dornholtzhäuser Schulmeister auch sollte gezahlt werden gleiche Summa an den Kirchengefällen	10
5. Vor Holtz von jedem Kind 1/2 rthlr, thut	15

[4]) Wir werden finden, daß eine Anzahl Namen bei den Waldensersiedlungen wiederkehren, daß wir es also auch bei Homburg keinesfalls mit einer reinen Hugenottenkolonie zu tun haben.

6. Herr Hofprediger Hahn verspricht freywillig zu bezeugung seines guten Willens gegen allerseits die frantzösische Gemeinden von seiner Besoldung abzugeben 10
7. Frey logement estimirt zu 20
8. Privatstunden können nicht ausgeworfen werden, doch solte es auch wohl mit zu seinem desto bessern unterhalt behülflich seyn, wenn es ein tüchtiges Subjectum seyn würde.

fl. 129

Bei der Gründung der „Allgemeinen Bürgerschule" im Jahre 1834 ging die französische Schule ein.

Von 1814, resp. 1818 an bestand in Homburg neben der lutherischen Gemeinde nur noch die reformierte. Die Geistlichen an der letzteren waren nacheinander: Georg Breitenstein, Rading, Dr. Lieberknecht, und Hestermann. Die „Union", welche 1817 im Herzogtum Nassau eingeführt wurde, fand in der Landgrafschaft Hessen-Homburg keinen Eingang; die beiden Gemeinden bestanden nebeneinander, jede für sich getrennt. In Wirklichkeit aber lebte die Bevölkerung in der schönsten Union, indem die einzelnen Gemeindeglieder den Gottesdienst hüben wie drüben besuchten und vielleicht nur noch bei Taufe, Trauung und Abendmahl zu ihrer besonderen Kirche hielten.

Da brachte das hochherzige Gnadengeschenk Seiner Majestät des Deutschen Kaisers, bestehend in einem Bauplatz für eine neue Kirche, beide Gemeinden noch näher; auf allseitigen Wunsch führte man im Jahre 1901 die Union ein. Nunmehr finden wir in Homburg nur noch eine evangelische Kirchengemeinde. Die Vereinigung fußt namentlich darauf, daß die reformierte Gemeinde den bisherigen Ritus des lutherischen Gottesdienstes und die lutherische Gemeinde die Erteilung des Abendmahls nach reformiertem Brauch annahm. Der zur Zeit der Vereinigung amtierende reformierte Pfarrer Hestermann rangierte nunmehr nach dem seitherigen lutherischen Oberpfarrer Dekan Wagner und vor dem 2. lutherischen Geistlichen Kranz.

Das Kirchenvermögen beider Gemeinden ist vereinigt worden; ebenso ist das alte französische Kirchlein nunmehr gemeinsamer Besitz geworden; eine Zeitlang war es an die katholische Gemeinde vermietet. Nachdem sich diese im Jahre 1895 eine eigene Kirche erbaut hatte, wurde es pietätvoll hergerichtet und kann im Notfall wieder zu gottesdienstlichen Zwecken verwandt werden.

Die nunmehr vereinigte evangelische Gemeinde beabsichtigt, auf dem durch des Kaisers Huld erhaltenen Bauplatz ein neues würdiges Gotteshaus zu erbauen.

Möge der äußeren Vereinigung auch die Einigkeit im Geist und das Band des Friedens niemals fehlen.

Zwei Streiter.

9) Von J. Wilhelmi. (8. Fortsetzung.)

Ein heißer Sommertag war wieder zur Rüste gegangen. Der Abend war hereingebrochen. Draußen ergingen sich die Bürger in der Abendkühle; Soldaten der kleinen französischen Besatzung, die in Koblenz zurückgeblieben, schweiften umher; hie und da drang ein heiteres Gelächter in das halbdunkle Zimmer, in dem Marie sich erging, als es leise an der Türe anklopfte. Geffroy trat ein und bat um Erlaubnis, ein Viertelstündchen mit ihr verplaudern zu dürfen. Die Jungfrau gebot der Dienerin, Kerzen anzuzünden und suchte sie noch im Zimmer zu beschäftigen, um einem Alleinsein mit dem Franzosen zu entgehen. Der aber scheute die Gegenwart der Dienerin nicht; er war offenbar etwas angetrunken und ward immer dreister mit seinen Liebeserklärungen, daß das gepeinigte junge Mädchen ihn mit Ernst zurückwies und ihm sagte, ob das eines Mannes würdig sei, eine Tochter, die um den Vater in Sorge sei, so zu bedrängen. Zu ihrem Unglück erschien in diesem Moment ein Diener, der das Dienstmädchen aufforderte, einen Augenblick hinauszukommen, da sie jemand zu sprechen wünsche. Das benutzte der Douaneninspektor. Dringlicher wiederholte er seine Bewerbung. Nehme sie dieselbe nicht an, dann möge sie die Folgen tragen. Sie müsse sein werden, ob mit oder ohne priesterlichen Segen, und einen Kuß von ihren vestalischen Lippen müsse er gleich haben. Erschreckt wich die Jungfrau zurück; er suchte sie am Arme festzuhalten, als sie, laut nach der Dienerin rufend, die Türe gewinnen wollte. Da ward die Türe von starker Hand aufgerissen, der Franzose ließ das junge Mädchen fahren, und im selben Augenblick erhielt er schon einen Stoß gegen die Brust, daß er wie ein Toter wider das Fenster flog, dessen Scheiben klirrend auf die Straße fielen.

„Hund von einem Franzosen, wagst du, meine Schwester anzutasten!"

„Um Gottes Willen, Bernhard," so fiel ihm Marie in den Arm, „laß ab, fliehe; man sucht dich schon lange."

„Mögen sie mich suchen und finden. Ich war hierhergekommen, um von hier zu fliehen; aber wenn es nicht gelingt, diesem Buben mußte ich sein Handwerk stören."

Der Franzose hatte sich erhoben und die Türe erreicht, durch die er verschwand. Wenige Minuten später kehrte er mit einigen in der Eile zusammengerufenen Soldaten zurück. „Den verhaftet, er soll mir büßen, was er getan. Und auch Sie, Mademoiselle, Sie werden mich kennen lernen. Sie werden bedauern, was Sie über Ihren Vater und Bruder gebracht. Diese Kopfwunde, und er wies auf das Blut, das von der Stirne herunterrann, verdanke ich Ihnen, und ich will es nicht vergessen."

Bernhard, der Blicke der Verachtung auf seinen Gegner richtete, ward abgeführt, und die Schwester blieb allein in ihren Tränen. Aber ihr Entschluß war bald gefaßt. Hier war ihres Bleibens nicht

länger; sie konnte hier nichts nützen und war selbst in stündlicher Gefahr. Gegen zehn Uhr schlich sie mit ihrer Dienerin, beide in der Kleidung gewöhnlicher Bäuerinnen, aus dem Hause; sie gewannen die Rheinbrücke, indem sie den bestechlichen Aufseher, der meinte, zwei verspätete Landbewohnerinnen vor sich zu haben, durch Darreichung eines Geldstücks dazu vermochten, sie passieren zu lassen, und ein Stündlein später rollte von Ehrenbreitstein ein leichter Bauernwagen nach der Lahn hin, nach dem Gute des Großvaters.

8. Erlösung.

Ueber ein Jahr ist verflossen. Es ist Ende Dezember 1813. Eine ungeheure Veränderung ist in Europa in politischer Beziehung vorgegangen. Den französischen Kaiser hat in Rußland das Gottesgericht erreicht. Und welch ein Gottesgericht! Die Armee, wie es größer und glanzvoller nie eine gegeben, ist vernichtet. In jammervollstem Zustande sind die Trümmer derselben zurückgekehrt. Ganze Armeekorps sind zu Divisionen, diese zu Bataillonen und letztere zu Kompagnien herabgeschmolzen. Soldaten aller Regimenter haben sich auf dem gräßlichen Rückzug aus Rußland zusammengetan, Pferde hatte die Reiterei längst nicht mehr; Stiefel oder Schuhe sah man nur noch bei einigen; mit Stücken von Tornistern, Hüten und Kleiderfetzen hatten sie sich die Füße umwunden. Unzählige hatten sich die Füße, Hände, Ohren und Nasen erfroren. So zogen sie ein in Deutschland, statt des Säbels oder Gewehrs den Stecken in der Hand; 25 000 Mann von den 600 000 waren noch übrig, und diese kaum noch Menschen zu nennen. Hie und da erbarmte man sich der armen Leute; hie und da reichte vielleicht eine mitleidige Bäuerin einem solchen Unglücklichen einen Becher Milch oder ein Stück harten Brotes, das er gierig verschlang. Meistenteils aber standen die Bauern mit geballten Fäusten und zusammengebissenen Zähnen da, wenn die Leichengestalten an ihnen vorüber durch die Dörfer taumelten. Die Leute hatten Jahre lang unter dem fränkischen Despotismus zu furchtbar gelitten. Sie waren selbst ausgehungert nach dem schweren Winter; alles war ihnen von dem nach Rußland ziehenden Heere genommen worden, die Pferde, das Vieh, der Hausrat. Oft die letzte Kuh im Dörfchen war weggeführt und geschlachtet worden, das Gersten- oder Haferbrot, mit dem sich die Leute nährten, ihre Kinder am Leben erhalten mußten, hatte man warm aus dem Backofen genommen, und, wenn es den verwöhnten Jungen nicht schmeckte, spottend in die Gosse geworfen. So schauten denn die Leute vielfach mitleidslos auf das Elend ihrer fremden Dränger, und wenn sie dieselben nicht mit dem Dreschflegel totschlugen, so war es vielfach weniger christliche Besonnenheit und Milde, welche die erbitterten und zur Verzweiflung gebrachten Leute zurückhielt, sondern das, daß es ihnen zu gering war, an den dem Tode Geweihten sich zu vergreifen. Und immer neue Häuflein dieser Jammergestalten wankten durch die Städte und Dörfer. Kamen sie, dann hörten sie vielleicht das Lied, das ein alter Invalide, ein Veteran aus dem Siebenjährigen Krieg, zu den Tönen seines mißgestimmten Leierkastens sang; — denn die Volkspoesie hatte sich alsbald schon des grausigen Stoffes bemächtigt:

„Trommler ohne Trommelstock,
Kürassier' im Weiberrock,
Der Kaiser auf der Flucht,
Soldaten ohne Zucht;
Mit Mann und Roß und Wagen,
So hat sie Gott geschlagen."

Der Schmied drüben von der lodernden Esse rief ihm zu, er solle das Lied vom Bonaparte spielen, und wenn jener erwiderte, er könne es nicht, dann sprang der Schmied ins Freie und sang, seinen Hammer schwingend:

„Warte, Bonaparte,
Warte, Napoleon,
Warte, wir kriegen dich schon!
Ja, der Russ',
Hat uns gezeigt, wie man's machen muß.
Tief unterm Schnee
Liegt deine grande armée.
Warte, Bonaparte,
Warte, Napoleon,
Warte, wir kriegen dich schon!"

Und jubelnd stimmte die Volksmenge ein:

„Warte, Napoleon,
Warte, wir kriegen dich schon!"

So sahen die Trümmer der großen Armee in Deutschland, wo sie Hilfe erwartet hatten, nicht bloß Haß und Ingrimm, sondern auch beginnende Hoffnungsfreudigkeit auf dem Antlitz der Leute und in ihren Worten. Kaum in Deutschland eingezogen, erblickten sie schon den sich wappnenden Feind. Und wie hatte er sich gewappnet!

Der preußische General York war dem von Macdonald kommandierten 10. Korps zugeteilt gewesen, das bestimmt worden war, den linken Flügel des französischen Heeres zu decken und gegen Riga zu operieren. Macdonald hatte schon im Anfang des russischen Feldzugs, als alles noch günstig für die Franzosen stand, zu klagen gehabt, daß die preußischen Befehlshaber wohl ihre militärischen Pflichten erfüllten, aber doch nicht mehr täten, als gefordert werden könne. Jetzt nach dem Rückzug der Franzosen waren die nach Rußland geflüchteten Deutschen, der Freiherr vom Stein, Clausewitz und andere, mit den vor Riga kommandierenden deutschen Heerführern in Verbindung getreten, und als Macdonald mit den ihm zugeteilten 20 000 Mann Preußen den Rückzug beginnen wollte, hatte der eiserne York, wie ihn die Soldaten nannten, am 30. Dezember 1812 zu Poscherun bei Tauroggen einen Vertrag mit dem russischen Oberbefehlshaber abgeschlossen, nach welchem sich das preußische Hilfsheer an den weiteren Kämpfen nicht beteiligte. Macdonald war verlassen und mußte ohne die Preußen seinen Rückzug antreten.

Dann war in Preußen die mächtige Volkserhebung gekommen. Der Aufruf des Königs „An mein Volk" war erschienen. Alles war zu den Waffen geeilt. Der alte Blücher und seine Mitstreiter hatten die alte preußische Tapferkeit wieder zu Ehren gebracht. Endlich hatte auch Oesterreich die Waffen ergriffen wider den Bedränger Deutschlands, und in der Völkerschlacht bei Leipzig war er von seiner Höhe gestürzt worden.

Da sitzen nun gegen Ende 1813 drei Leute im Hause des Rittmeisters Fernau an der Lahn zusammen, der alte Rittmeister selbst, Fernau und seine Tochter, der erstere voll Freude und Humor, die anderen sorgenvoll. Besonders auf dem Angesichte Fernaus war Kummer und Sorge ausgeprägt. Er hatte viel gelitten. Nach längerer Haft war er endlich frei gekommen, wohl weniger, weil man ihm, der wirklich unschuldig war, des geziehenen Verbrechens keine Schuld beweisen konnte, als vielmehr darum, weil das französische Regiment nach dem unglücklichen Rückzug der französischen Armee aus Rußland nicht mehr so gewalttätig wie früher vorzugehen wagte. Doch sein Vermögen war längst konfisziert und in den französischen Staatsschatz geflossen; seinen Sohn aber hatte man zum Soldaten gemacht und zu dem Korps des Marschalls Macdonald geschickt.

„Ihr seid doch recht geängstete Gemüter, sorgenvoll, wo der allmächtige Gott so große Wunder tut," so sprach der alte Rittmeister. „Was wollt ihr denn eigentlich mit euren Klagen und Sorgen? Daß der Sohn im Kampfe steht, der ein so ehrenvoller Kampf wie irgend einer ist? Nur getrost, Marie, jede Kugel trifft nicht ihren Mann, und ich hoffe, weder für Friedrich noch für Bernhard ist eine gegossen. Als ich im Kriege war, da haben uns die Offiziere ausgerechnet, daß auf jeden Mann so viel Blei verschossen wird, als er schwer sei. Ja, das war eine Zeit! Als der Alte Fritz vor der Schlacht bei Leuthen stand und kämpfen oder untergehen mußte mit seinem kleinen Heere — die Feinde nannten es spottend die Berliner Wachtparade —, da sprach er zu den Generalen: „Ich werde gegen alle Regeln des Kriegs den Feind angreifen, wo ich ihn finde. Wir müssen den Feind schlagen oder uns alle von seinen Batterien begraben lassen. Darauf bereiten Sie Ihre Offiziere, darauf den gemeinen Mann vor. Ist aber einer, der sich fürchtet, die letzte Gefahr mit mir zu teilen, der kann noch heute seinen Abschied erhalten, ohne den geringsten Vorwurf von mir zu erleiden." Es hat keiner seinen Abschied genommen. Als die Generale zu uns kamen und uns die Ordre des Königs mitteilten, da sprengte auch der König an uns heran, sah uns mit seinen blauen Augen an und wendete sich mit lauter Stimme zu uns: „Das Bataillon, das, es treffe, worauf es wolle, nur zu stocken anfängt, verliert die Fahnen und die Seitengewehre, und ich lasse ihm die Borten von der Montierung abschneiden." Es bedurfte dieser Drohung nicht. Wir gingen drauf wie die Löwen. Und als wir am Abend einen vollkommenen Sieg errungen, da sangen wir, von allen Spielleuten begleitet: „Nun danket alle Gott, mit Herzen Mund und Händen."

Damals bin ich, kaum 20 Jahre alt, Leutnant geworden, und an der Katzbach hat jetzt mein Friedrich das Eiserne Kreuz erhalten, und Bernhard wird es sich auch erkämpfen. Sollen wir da nicht fröhlich sein? Was ist das für ein heiliger Krieg! Die junge Mannschaft, die Leutchen, wie schlagen sie sicher, der Scharnhorst hat gut vorgearbeitet und das Militär in Ordnung gebracht. Neulich wurde mir erzählt, der Bonaparte sei im Jahre 1811 darauf aufmerksam gemacht worden, daß in Preußen etwas vorgehe, daß dort so viele junge Burschen mit militärisch kurzgeschnittenen Haaren umhergingen, da habe er hochmütig geantwortet: „Bah, die Preußen habe ich so klein gemacht, daß sie kaum mehr atmen können." Jetzt hat er's gesehen, wie sie noch zu atmen vermögen. Der alte Blücher hat die Scharten ausgewetzt, die dem preußischen Säbel geschlagen waren. Meinen Husarensäbel habe ich dem Friedrich mitgegeben, er wird ihn recht gebrauchen und in Ehren halten.

(Schluß folgt.)

Königliches Theater zu Wiesbaden.

*

Rose Bernd, Schauspiel in 5 Akten von Gerhart Hauptmann, zum erstenmal am 12. April. — Hauptmann, einer der Führer der Jüngstdeutschen, ist bisher auf der Hofbühne nur mit seinen symbolischen Stücken vertreten gewesen. Nun hat uns die Intendantur sein letztes soziales Drama vorgeführt. Rose Bernd, die Tochter eines alten Wirtschafters, ein prächtiges Naturkind, viel umworben und begehrt, ist gewissermaßen Pflegling im Hause des Erbschulzen Flamm, der, an eine kranke Frau gefesselt, seine Leidenschaft auf das Mädchen wirft. Und Rose ihrerseits fühlt sich in wirklicher Neigung zu dem mit allen Attributen überwältigender Männlichkeit Ausgestatteten hingezogen, obschon sie einem armen, doch ehrlichen Buchbinder versprochen ist. Der heimliche Umgang mit Flamm wird von einem verschmähten Anbeter Roses, einem wüsten Maschinisten, belauert, und nun geschieht das Unerhörte, Unglaubliche, Unwahre: Rose gibt sich dem Ekel, damit er schweige, preis. Der Unglücksaugenblick hat Folgen, und diese reißen die Gefallene unaufhaltsam ins Verderben. Sie schwört den Umgang mit dem Elenden ab, sie bringt den Vater und den Verlobten in Kummer und Verzweiflung, Flamm in Verdacht, der doch nicht völlig gegründet ist; sie wird zur Kindesmörderin und verfällt zuletzt der Hand der Gerechtigkeit. Die Sünde wider Moral und Sitte wird zum unerbittlichen Verhängnis. Und diese Folgen der Sünde, der Fluch der bösen Tat, die sind glaublich; aber die Tat selbst ist wie gesagt, nicht glaubhaft, und das ist die große Schwäche des Dramas. Das Stück ist im schlesischen Dialekt geschrieben, ein Umstand, der es uns seelisch nicht näher bringt, zudem alle Darsteller ohne Ausnahme mit der Aussprache zu kämpfen hatten. Wir nennen dies Schlesisch nicht häßlich; denn im Dialekt gibt es kein schön oder häßlich; aber hart klingt es, und es hilft verhärten.

Gespielt wurde vortrefflich. Die Künstler, sonst nur an vornehm tragische Rollen gewöhnt, fanden sich auch im Kreise der Proleten zurecht. Da war Herr Vallentin (alter Bernd) ein vortrefflicher Charakterkopf aus dem biederen, arbeits- und pflichttreuen Volksteile. Herr Leffler (Flamm) gab den Erbschulzen wie ihn der Dichter verlangt, begehrend, selbstbewußt, der Herrschaft über Frauenherzen sicher. Unsern Salonherrn Schwab (Maschinist Streckmann) kannte man in der Maske des rotbärtigen Halunken kaum wieder. Herr Malcher (Buchbinder Keil) hat wohl sein frommes Wesen anfangs zu sehr ins Frömmelnde verkehrt. Im Mittelpunkte des Interesses standen natürlich die beiden Damen, Frau Haubrich-Willig (Rose) und Frau Renier (Frau Flamm); erstere legte ihre ganze Kunst, ihre große Leidenschaftlichkeit in die Rolle; mitunter mag die Heroine zu sehr hervorgetreten sein. Frau Renier fand sich vortrefflich in die Lage der nachsichtigen und verzeihenden Dulderin hinein. Auch die Nebenrollen waren gut vertreten.

Das Publikum nahm, unserer Beobachtung nach, das Stück mit schwankenden Gefühlen auf. Der Beifall galt in erster Reihe den Künstlern, und sie hatten ihn auch verdient. —

Als Altistin ist vom 1. September 1904 ab Frau Schröder-Kaminsky und als Schauspielerin Frl. M. Spielmann (vom Münchener Volkstheater) verpflichtet worden.

Literatur.

* **Schwarzrotgold.** Roman aus dem XIX. Jahrhundert von Egbert v. Frankenberg. 132 S. Wiesbaden, R. Bechtold & Co. — Das Buch führt in eine teilweise vergessene Zeit, in jene des Ausgangs des Deutschen Bundes, zu Beginn der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts und ins Hauptlager des Gegners von Preußen: Frankfurt. Eine Frankfurter Bankierstochter steht im Mittelpunkte der Erzählung, viel umworben, am meisten von einem süddeutschen und einem norddeutschen Offizier, also von Schwarzrotgold und Schwarzweiß, die beide ihre Wertigkeit haben und der Dame Anerkennung beanspruchen, so daß ihr die Wahl schwer fallen muß. Auf dem Fürstenkongreß entscheidet sie sich unter dem Einfluß des preußenfeindlichen Vaters für Schwarzrotgold, ohne Schwarzweiß ganz aus dem Herzen verbannen zu können. Sie bleibt der Trikolore treu, bis ihr Gatte deren Untergang im preußisch-deutschen Kriege bei Tauberbischofsheim in den Tod begleitet. Die Neubildung Deutschlands beginnt; sie wird im deutsch-französischen Kriege beendet, und nun steht auch der Verbindung der Süddeutschen mit dem Preußen nichts mehr im Wege; im Gegenteil, die Ereignisse drängen sogar zu diesem Bündnisse. Es liegt etwas Symbolisches in der Erzählung. In sie hinein verwoben sind viele zeitgeschichtliche, bundestagliche Reminiszenzen, die den historisch Veranlagten recht schön anmuten; dem Durchschnittsromanleser werden sie Hekuba sein. Die Handlung dürfte belebter, die Charakteristik der Personen schärfer durchgeführt sein. Stimmung und Schilderung überwiegen zu viel.

Neues aus Nassau.

S. K. H. der Großherzog Adolf von Luxemburg, Herzog von Nassau, hat zum Bau der neuen Augenheilanstalt zu Wiesbaden einen namhaften Beitrag aus seiner Schatulle gestiftet.

Am 19. April wurde im preußischen Abgeordnetenhause über die Resolution der bestellten Kommission in Sachen der Verpachtung der fiskalischen Mineralbrunnen in Nassau verhandelt. Die Resolution beantragte, die Verlängerung der Verpachtung der Brunnen an die Gesellschaft Siemens & Co. nicht vorzusehen, die letztere an eine genauere Innehaltung der Bedingungen des Vertrags zu mahnen und zu fordern, die Versandflaschen so zu gestalten, daß eine Verwechselung mit denen anderer, nichtfiskalischer Brunnen unmöglich sei. Es kam wieder die Verweigerung des Haustrunks an die Einwohner der Brunnenorte und die Schädigung der Kannenbäcker zur Sprache. Minister v. Podbielski nannte die Beschwerden „ein nassauisches Spektakelstück“ und ging ziemlich leicht darüber hinaus. Völlig anderer Ansicht war das hohe Haus, das nach den Reden der Abgeordneten Cahensly, Dr. Dahlem, Dr. Lotichius und Schaffner die Resolution nahezu einstimmig annahm.

Am 16. April war der 100. Geburtstag „Vater Hergenhahns“, des ehemaligen nassauischen „Märzministers“ († 1874). Sein Lebensbild ist für die „Nassovia“ vorgemerkt.

Die Simultankirche zu Ried soll demnächst gegen eine noch festzusetzende Geldentschädigung der dortigen evangelischen Gemeinde überlassen werden. Die herausbezahlte Summe soll den Grundstock eines Baukapitals für eine neuzuerrichtende katholische Kirche abgeben.

Der Bau des Franziskanerklosters auf dem Kapellenberge bei Hofheim ist ministeriell nicht genehmigt worden.

Bei Hofgut Retters sind alte Mauerreste, wie man vermutet, Ueberbleibsel der Kreuzkapelle, die vor Erbauung des Augustinerklosters (1146) an dessen Stelle stand, entdeckt worden.

Ems will ein städtisches Archiv, verbunden mit einer Art von Museum anlegen. Der historisch-kulturhistorische Sinn beginnt sich allgemach zu regen.

Am 1. Mai wird die neue (verlegte) Bahnstrecke Wiesbaden—Dotzheim eröffnet.

Nassauischer Geschichtskalender.

5. Mai.

1292. Graf Adolf zu Nassau wird in Frankfurt a. M. zum Deutschen Könige gewählt.

1374. Eine überaus feierliche Gerichtssitzung wird zu Limburg unter den Linden auf dem Berg gehalten. Kuno von Falkenstein, Kurfürst-Erzbischof von Trier, Johann Herr zu Limburg, Friedrich von Saarwerden, Kurfürst-Erzbischof von Köln, Graf Johann zu Sayn, die Herren Reinhard von Westerburg, Dietrich von Runkel und viele Ritter und Edelknechte wohnten bei. Dietrich der Waltbote stand auch im Ring und stellte in der Herren Namen mehrere Fragen an die Schöffen von Limburg über ihre Rechte und Freiheiten. Diese „weiseten“ dann Trier“ für ihren gekauften, Johann von Limburg für ihren geborenen Schutzherrn, das Gesetz und Gericht aber für ihren eigentlichen Herrn, „da es niemand erlaubt sei, ohne Schöffenweistum an eines Bürgers Leib und Gut zu greifen.“

10. Mai.

966. Graf Eberhard III., der letzte aus dem Hause der Konradiner, Gaugraf im Niederlahngau, stirbt. Er ist wahrscheinlich Konrad Kurzbolds Bruder und Nachfolger gewesen.

1591. Johannes Gottslebius (er nannte sich auch Theobius), aus Allendorf in Hessen gebürtig, wird Professor der Philosophie zu Herborn. Er war schon seit 1587 Lehrer der ersten Klasse an der Lateinischen Schule und Pädagogearch daselbst gewesen. Nachher kam er als Hofprediger auf das Schloß Dillenburg und starb 1612 als Pfarrer zu Krombach im Siegenischen.

15. Mai.

1810. Nach der Einnahme von Hostalrich, Lerida und Las Medas geht Marschall Augerau, der bisherige Befehlshaber der Armee von Katalonien (dabei das 1. Regiment Nassau), nach Frankreich und wird durch Marschall Macdonald ersetzt.

1872. Die Taunusbahn geht aus dem Besitze einer Privatgesellschaft durch Kauf an den preußischen Staat über. Am gleichen Tage wurde der Verkehr auf der Zweigstrecke Biebrich-Kurve, der bisher durch Waggons von Pferden (!) gezogen vermittelt ward, in solchen mit Lokomotivbetrieb verwandelt.

Briefkasten.

K. S. in W. Old Hock sagt der Engländer für alten Hochheimer. Hock ist eine Abkürzung von Hockamor, was eben englisch Hochheimer ausdrücken soll. Der Name ist schon sehr alt. Walter Scott kennt ihn als bereits lange geläufig.

H. H. in N. Erhalten. Besten Dank und frdl. Gruß.

H. M. in S.-A. Dankend erhalten. Wird kommen.

Redaktionsschluß: 22. April.



№ 10. Wiesbaden, den 16. Mai 1904. 5. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20, beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Lahnlied.

Gar viele Lande hört' ich preisen,
Gar vieler Flüsse Lob und Ruhm,
Mit schönen Worten, schönen Weisen,
Ich aber kümmert' mich nicht d'rum.
Ein Ländchen nur von allen andern
Hat's mir auf immer angetan;
Ich möchte hin zur Heimat wandern
An meine liebe, teure Lahn.

Du liebe Lahn sei mir gepriesen;
O Heimattal, wie bist du schön,
Mit deinen Wäldern, deinen Wiesen
Und schloßgekrönten Bergeshöh'n.
Reich mir den Trunk vom nahen Rheine,
Du blondes Mädel, trink ihn an;
Sing mir beim milden Mondenscheine
Die alten Weisen, teure Lahn.

Von Marburg sing mir traute Lieder,
Von Gießen und so manchem Scherz,
Erzähl' vom alten Weilburg wieder,
Wo ernst der Bergmann gräbt das Erz.
Von Limburg magst du Grüße bringen,
Von Diez' und Nassaus wald'gen Höh'n,
Und von dem Kleinod Ems mir singen,
Wo tausend Kranke Heil erfleh'n.

Ich höre sie, die alten Weisen,
Ich lausche ihnen immerdar.
Was soll's, die Heimat laut zu preisen,
Die mir von Kind auf teuer war!
Mit keiner andern möcht' ich tauschen,
Sie hat's allein mir angetan.
Gegrüßt sei mir mit deinem Rauschen
Auf ewig, einzig schöne Lahn!

Grüß mir mein Mädel!

Grüß mir mein Mädel, erwachendes Licht,
Lach ihm ins rosige Kindergesicht,
Guck ihm nur tief in die Augen!
Mach ihm das Herzchen recht sonnig und hell,
Trübe Gedanken, verscheuche sie schnell,
Weil sie der Jugend nicht taugen!

Grüß mir mein Mädel, du lustiger Wind,
Wühl' in den Locken dem schelmischen Kind,
Küß' es auf Mund und auf Wangen!
Wehe hinweg, was nicht lustig und fein,
Hauche nur lachende Freude ihm ein.
Husch! und mein Schatz ist gefangen. —

Grüß mir mein Mädel, du lachender Tag,
Lock es heraus, in den sprossenden Hag
Unter die knospen Bäume;
Bett' es recht weich auf das duftige Moos,
Schüttle ihm Blüten herab in den Schoß,
Daß es vom Liebsten dann träume!

Hans Ludwig Linkenbach.





Die Drangsale des Amtes Idstein im Dreißigjährigen Kriege,

insbesondere des Kirchspiels Oberrod.

2) Von O. Dienstbach. (Schluß.)

Dieser traurige Umschlag trat schon bald nach dem Tode Gustav Adolfs ein, besonders aber nach der Niederlage der Schweden bei Nördlingen, 1634, wodurch der Kaiser wieder die Uebermacht gewann. Die fliehenden Schweden zogen sich nach Frankfurt (und der Pfalz), und von dort aus verwüsteten die zuchtlosen Soldatenhaufen, in die sich das Heer aufgelöst hatte, die Taunusgegenden furchtbar. Das ihnen nachrückende kaiserlich-spanische Heer hauste womöglich noch schlimmer in den evangelischen Landschaften. Steinfischbach, Esch, Walsdorf, Idstein wurden ausgeplündert und wohl ebenso auch die anderen, nicht besonders genannten Dörfer des Amtes Idstein. Das war im September 1634; im Dezember desselben Jahres kamen abermals kaiserliche Truppen, Dragoner unter dem Generalmajor von Bönninghausen, nach Idstein und raubten die Stadt gründlich aus. Auch nach Wehen unternahmen sie eine Raubfahrt, und durch einen Zug derselben nach Reifenberg, das eingenommen wurde, litten die Dörfer im Emstal und jedenfalls auch Heftrich, Oberrod und Kröftel sehr; sie mußten überdies noch die Besatzung von Reifenberg mit Proviant versehen.

Im Laufe des Jahres 1635 wurden die nassauischen Lande ganz von den kaiserlichen Heeren besetzt. Graf Johannes von Idstein, der treu zu den Schweden gehalten, wurde mit seinen Brüdern von dem Kaiser geächtet und des Landes verlustig erklärt. Er flüchtete nach Metz. Die Herrschaft Idstein erhielt 1637 der brandenburgische Minister Graf Adam von Schwarzenberg, ein Katholik, für eine Forderung von 250 000 Gulden, die er an den Kaiser hatte. Doch gab er sie bald wieder ab, da sie ihm so viel Geld nicht wert schien, und so kam sie unter kaiserliche Verwaltung. Sie war allerdings damals fast eine Wüste; beinahe alle Dörfer waren zerstört, verbrannt und menschenleer. Als Schwarzenberg sich zu Idstein huldigen ließ, waren dazu noch keine 50 Leute aufzutreiben gewesen. Das Elend im Amt Idstein und überhaupt im ganzen Taunus war in den Jahren 1635—1637 unbeschreiblich. Alle Bande der Zucht und Ordnung hatten sich gelöst. Alles war von den Kriegsvölkern verheert. Eine furchtbare Hungersnot wütete unter den Einwohnern. Man aß Hunde, Katzen und Ratten, Häute von Pferden und Ochsen, Gras und Blätter; man schlug und mordete sich um ein Stück Fleisch von gefallenen Tieren; selbst an den Leichnamen von Menschen vergriff man sich. Wer fliehen konnte, flüchtete sich in die größeren Städte und Festungen, wie Königstein, Frankfurt a. M., Mainz. Viele raffte der Hunger im Bund mit Krankheit dahin. Oft fehlte es an Leuten, die Kranken zu pflegen und die Sterbenden zu begraben; letztere blieben in den Häusern liegen, und die Hunde fraßen an den Leichen oder das wilde Getier, das ohne Scheu in die menschenleeren Dörfern drang. In jenen Hungerjahren ward in Idstein ein Morgen Ackerland für 1 Malter Korn, ein Garten für 4 Laib Brot, ein halber Morgen Land für 2 Taler verkauft. Die Not trieb die Menschen zu mancherlei Raub- und Gewalttaten. In Oberrod hatte Pfarrer Roßbach den Abendmahlskelch im Kuhstall vergraben, als er flüchtete. Der Bauer Johann Ott von Niederrod wußte darum; er grub den Kelch aus und verkaufte ihn an einen Juden von Kamberg für 6½ Rtlr., um sich vor dem Hungertod zu schützen, dem schon drei seiner Schwestern erlegen waren. Weil er sich in so großer Not befunden, wurde ihm verziehen, als nach Schluß des Krieges seine Tat herauskam; er mußte 20 Gulden gegen Unterpfand verzinsen und später an den Kirchenfonds zurückzahlen. In Steinfischbach hatten drei Einwohner die Glocken entwendet und verkauft, ebenfalls wohl aus Not. Auch dieser Raub wurde später entdeckt, und die Täter mußten neue Glocken liefern und 15 Taler Strafe zahlen. Auch in Oberrod wurden die Glocken gestohlen, ob von Einwohnern oder Soldaten, wird nicht berichtet. Der Glocken bedurfte man nicht mehr, um zur Kirche zu rufen; denn der Gottesdienst hörte fast an allen Orten auf, und Pfarrer waren nicht mehr da. Auroff, Wörsdorf, Walsdorf, Esch, Steinfischbach, Heftrich und Oberrod hatten keine Geistlichen; nur in Idstein hielt sich Pfarrer Philipp Kleyberger. Oberrod blieb ohne kirchliche Bedienung bis zum Schluß des Krieges.

In den nun folgenden Jahren von 1638 an hatte die Herrschaft Idstein etwas Ruhe, wenn nicht gerade eine Truppenabteilung durch- oder in der Nähe vorbeizog. Dann gab es wieder Erpressungen und Plünderungen, und für die befreundeten Heere mußten schwere Kriegssteuern gezahlt werden. Zum Glück waren die Ernten etwas besser; das Jahr 1641 war sehr fruchtbar, so daß auch das folgende Jahr noch von seinen Vorräten zehren konnte. Aber 1643 war die Ernte wieder schlechter. Die Unsicherheit und Unordnung im Lande nahm sehr zu. Es trieben sich räuberische Banden überall herum, die sogenannten Marodebrüder, welche die Ortschaften plünderten, einzelne Leute auf den Landstraßen ermordeten und beraubten. Diese Banden bildeten sich aus entlassenen oder entlaufenen Soldaten und solchen Leuten, die, durch den Krieg von Haus und Hof ver-

trieben, und um alles gebracht, sich einem wüsten Leben ergaben.

Die geflüchteten nassauischen Grafen waren in Metz nicht untätig; sie versuchten, ihre Länder wieder zurückzuerhalten. Graf Johannes von Idstein verschmähte indessen, sich wie die anderen mit Gnadengesuchen an den Kaiser zu wenden; er vertraute auf die Hilfe von Schweden und Frankreich. Er machte dem französischen König Ludwig XIII. in Paris seine Aufwartung und erhielt einstweilen eine jährliche Pension von 6000 Lires. Von Metz siedelte er nach Straßburg über, wo sein Schwiegervater, der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach lebte. Anno 1645 begannen die Friedensunterhandlungen zwischen dem Kaiser und seinen Gegnern in Münster und Osnabrück. Durch die Vermittlung von Frankreich und Schweden erhielt Graf Johannes sein Land wieder zurück. Er wartete indessen nicht den Abschluß der Friedensverhandlungen ab, sondern ließ im Mai 1646 durch seine Bevollmächtigten in Idstein feierlich wieder von seinem Land Besitz ergreifen, und am 20. Dezember desselben Jahres traf er selbst zur großen Freude seiner Untertanen in Idstein ein, dem er 12 Jahre lang fern gewesen war.

Das Jahr 1647 brachte noch einmal Truppendurchzüge. Ein Heer der Landgräfin von Hessen-Kassel zog über Kamberg, Idstein und Wehen nach Katzenelnbogen. Reifenberg wurde dabei belagert, eingenommen und besetzt. Die ausgesogene Gegend konnte kaum die geforderten Lebensmittel für die Truppen aufbringen; aber mit großer Härte wurden die Lieferungen beigetrieben. In Wüstems und Reichenbach nahm man den armen Bauern auch noch 20 Stück Rindvieh. Der Anführer dieses hessischen Heeres, Generalleutnant Mortaigne, staunte über die ungeheuere Verwüstung der Herrschaft Idstein, die er bei seinem Durchzug sah. Er äußerte sich darüber gegen den Landgrafen Ernst von Hessen-Kassel: „Euer Gnaden sollten doch den großen Landesruin sehen, den diese Herrschaft erlitten hat; ob man mir wohl viel davon gesagt, habe ich es nicht geglaubt, daß das Land so könnte verderbt sein, wenn ich es nicht mit eigenen Augen gesehen". Die Grafschaft Idstein hat also in dem unheilvollen Krieg so schwer gelitten wie kaum ein anderer Teil Deutschlands.

Am 24. Oktober 1648 kam endlich der Friede zustande. Große Freude herrschte deshalb im ganzen Lande. Nur die Soldaten waren vielfach darüber ergrimmt, daß sie ihr wildes Leben mit Rauben, Morden und Prassen nicht mehr fortsetzen konnten. Man wurde sie auch nicht sogleich los. Durch den Friedensschluß waren den Schweden 5 Millionen Satisfaktionsgelder bewilligt worden; Nassau-Idstein-Wiesbaden hatte davon 8544 Gulden aufzubringen. So lange diese nicht entrichtet waren — und es hielt schwer sie aufzubringen —, blieben schwedische Kommandos im Lande. Erst 1651 zogen sie ab.

Am 29. Oktober 1648 wurde zu Idstein ein Dankgottesdienst für den Friedensschluß abgehalten. Superintendent Erythropilus hielt die Dankpredigt über Jer. 33,6. Pfarrer Kleyberger, der die ganze Schreckenszeit in Idstein mitgemacht hatte, predigte über Nah. 3,15: „Aber das Feuer wird dich fressen, das Schwert töten; es wird dich abfressen wie die Käfer, es wird dich überfallen wie Heuschrecken." Das konnte man in der Tat auf die Herrschaft Idstein anwenden. Die Stadt Idstein, obwohl mit Mauern und Gräben geschützt, hatte nur noch einige 30 Familien. Viele Häuser standen leer. Engenhahn, Königshofen und Niedernhausen waren ganz menschenleer und wurden mit Leuten aus Belgien besiedelt. Heftrich hatte nur noch 10 Bürger, Bermbach und Kröftel 3, Ober- und Niederrod 4. Vor dem Krieg betrugen die Zahl der Bürger in den Aemtern Wiesbaden, Idstein und Wehen 3000, nach dem Krieg waren es nur noch 450, darunter 50—60 Witwen. Auch das älteste Kirchenbuch von Oberrod, das mit 1649 beginnt, läßt erkennen, wie sehr die Einwohnerschaft zusammengeschmolzen war. In den ersten 30 Jahren nach dem Krieg werden nur 5—8 Geburten jährlich im ganzen Kirchspiel verzeichnet, in den ersten 10 Jahren zusammen nur 12 Trauungen, in 4 Jahren gar keine. Manche Dörfer waren ganz eingegangen, so das Dorf Gassenbach, das in ein Domanialgut umgewandelt wurde, und der Ort Fackenhofen, aus dem der Hof Henriettenthal wurde.

Graf Johannes von Idstein gab sich alle Mühe, in seinem vom Krieg so hart mitgenommenen Land Ordnung zu schaffen. Er ordnete 1649 eine Landesvisitation an, die feststellen sollte, wie die Verhältnisse vor dem Krieg gewesen waren, und auf Mittel und Wege sinnen sollte, alles nach und nach wiederherzustellen und in seine Richtigkeit zu bringen. Es war das nicht so leicht; denn eine große Unordnung und Verwilderung war durch den langen Krieg eingerissen, der alle Leidenschaften entfesselt und so viele Menschen dahingerafft hatte. Welche Unsicherheit auch nach dem Krieg noch herrschte, zeigen einige Vorgänge in dem Kirchspiel Oberrod. Am Pfingstdienstag 1653 wurde Elisabeth, Tochter des Schultheißen David Usinger zu Oberems, auf dem Seelenberger Feld durch ein Reifenberger Geschütz getötet. Die Bemerkung, mit welcher der Pfarrer seinen Eintrag in das Kirchenbuch begleitet: „Gott wolle dieses unschuldig vergossene Blut rächen," läßt die Entrüstung erkennen, die diese trotz des Friedensschlusses vollbrachte Bluttat erregte. Anno 1661 wurde zu Niederrod ein von der Mosel gebürtiges Weib, das mit ihrem Mann die Kühe hütete, von diesem „mit einem Krautstößer und Messer grausam und erbärmlich" ermordet. Und 1669 wurde der „gewesene Schuldiener" von Oberrod, Georg Kaspar Bapst, auf dem Heimweg von dem Wolfsbacher Markt von einem Förster aus Heftrich überfallen und tödlich verletzt; er war erst 41 Jahre alt. Da das Kirchenbuch später nichts mehr von solchen Uebeltaten berichtet, sind sie wohl auf Rechnung der durch den Krieg hervorgerufenen Verrohung des Volkes zu setzen.

Viel Sorgfalt verwandte Graf Johannes auf die Wiederherstellung des Kirchen- und Schulwesens. Auch hier gab es viel zu tun. Die Kirchen- und Pfarrgüter waren von den Gemeinden in Benutzung genommen worden, wo sie nicht wüst lagen. Da die Pfarrer hinweg gestorben oder geflohen waren, hatte die richtige Verwaltung des Pfarrvermögens aufgehört; die Kapitalien der Fonds waren verkommen,

die Schuldner gestorben und verdorben, die Zehnten und Zinsen nicht mehr gezahlt worden. Die Kirchen waren nicht mehr unterhalten worden und der Ausbesserung bedürftig. Die Kirche zu Kröftel, schon vor dem Kriege baufällig, war während diesem ganz in Trümmer zerfallen und wurde erst 1703 wieder aufgebaut. Die kirchlichen Geräte waren zum Teil geraubt; es fehlten in Oberrod die Abendmahlsgeräte und die Glocken, in Heftrich die Kanzel; an anderen Orten mag es ähnlich gewesen sein. An den meisten Orten fehlten die Pfarrer seit vielen Jahren und konnten nicht so bald durch neue ersetzt werden, da der Krieg die jungen Leute dahingerafft hatte. Oberrod hatte 20 Jahre lang, 1635—1655, keinen Pfarrer; von 1649 bis Ende 1655 wurde der Kirchendienst daselbst von Pfarrer Wicht zu Heftrich versehen, dann kam als erster Pfarrer Molther, ein Schwiegersohn des verstorbenen Pfarrers Roßbach dahin. Ein noch vorhandenes Zehntenbüchlein des Pfarrers Molther zeigt, welche Mühe es kostete, die Einkünfte der Pfarrei wieder festzustellen. Auch die Besetzung der Schulstellen gelang nach dem Friedensschluß nicht so bald, da es an geeigneten Personen fehlte. Nach Oberrod kam erst 1655 wieder ein Lehrer, Jakob Weitz mit Namen.

Durch die Bemühungen des Grafen Johannes und seiner Beamten und durch den Fleiß der Bevölkerung kehrten nach und nach wieder geordnete Zustände zurück. Die Dörfer und Städte erhoben sich aus Schutt und Asche. Ackerbau, Handel und Gewerbe kamen wieder in Betrieb. Doch dauerte es lange, bis die Schäden des Krieges ausgeheilt waren; viele waren überhaupt nicht mehr gut zu machen. Wie man im Kirchspiel Oberrod sich bemühte, nach dem Schrecken des Krieges wieder Ordnung zu schaffen und die früheren Zustände herzustellen, darüber noch einige kurze Mitteilungen. In Kröftel zeigen Jahreszahlen, in die Balken einiger Häuser und Scheuern eingeschnitten, daß diese in den ersten Jahrzehnten nach dem Krieg erbaut worden sind. Anno 1657 wurde zu Oberrod auch eine neue Pfarrscheuer aufgestellt; die alte war jedenfalls dem Krieg zum Opfer gefallen. Das Holz dazu wurde von Peter Kops Witib in Oberems für 22 Rtlr. gekauft, doch war es schlecht, weil es lange ohne Dach gelegen hatte. Die 22 Rtlr. wurden erst nach 11 Jahren bezahlt. In 1659 kaufte man einen neuen Abendmahlkelch und Hostienteller für 17 Taler; sie wurden bezahlt mit dem Geld, das für den entwendeten Kelch erlegt worden war. In 1661 kam Oberrod auch wieder in den Besitz neuer Glocken; sie waren am Tage vor Pfingsten zu Heftrich gegossen worden und wurden am Montag nach dem 1. Trinitatissonntage aufgehängt. Die Kirche zu Oberrod hatte den Krieg überdauert, ebenso wie die zu Oberems; war aber jedenfalls in schlechtem Zustand. Denn sie erhielt 1669 einen neuen Anstrich und einen neuen Kranz über der Kanzel und 1681 ein neues Pflaster aus Backsteinen, das 9½ Taler kostete. Hierzu stiftete Valentin Schlott 9 Taler aus „christlich wohlmeinender Gesinnung". In der jetzigen Kirche zu Oberrod, die um die Mitte des 18. Jahrhunderts neu gebaut wurde, befindet sich noch ein kleines rundes, schön ausgeführtes Glasbild, das einen vor Maria mit dem Kinde betenden Mann darstellt, daneben das nassauische Löwenwappen mit der nicht ganz lesbaren Umschrift: Philippus Drotz von — ao 1514. Es ist dies wohl das einzige, was sich durch die Stürme des Krieges hindurchgerettet hat bis in unsere Zeit.

Aus der Vilmarer Pfarrchronik.

Von Msgre. J. Ibach.

Der Name des Fleckens Vilmar kommt eigentümlicherweise urkundlich erst im Jahre 1053 vor, obwohl der Ort bereits längst als Pfarrei existierte. Seine ursprüngliche Schreibweise lautet Vilmar und nicht Villmar, aus dem man erkünstelter Weise im mittelalterlichen Latein Villa Mariae gemacht hat. Er ist ein deutscher Name, in welchem das V auch stets als F und nicht als W ausgesprochen wird. In Vilmar besaß Kaiser Heinrich III., auch der Schwarze genannt, ein großes Hofgut, das er von dem Grafen Godebold ererbt hatte. Als Heinrich in Goslar ein Kloster erbaut hatte, erhielt er von seinem Vetter, dem Erzbischof Eberhard von Trier, neben anderen Reliquien auch den Leib des heil. Valerius, welcher in Gesellschaft mit dem heil. Eucharius den christlichen Glauben in Trier verkündet hatte. Aus Erkenntlichkeit schenkte der Kaiser dem Kloster Sankt Eucharius zu Trier, dem späteren Kloster Sankt Matthias, den genannten Hof zu Vilmar (curtem) mit allem Zubehör an Land und Leuten im Jahre 1053. Das Kloster ließ sich die von Heinrich III. gemachte Schenkung durch Kaiser Heinrich V. im Jahre 1111 bestätigen. Da in dieser Schenkung auch die Kirchen mehrerer in derselben aufgeführten Ortschaften und in Vilmar selbst einbegriffen waren und hiermit in die Rechtsame der Kirche eingegriffen wurde, so erhob der Erzbischof Hillin von Trier gegen diese kaiserliche Schenkung, die er kurzweg als kaiserliches Privilegium bezeichnete, Protest und ordnete die kirchlichen Rechte derart, daß er die Pfarrei Vilmar dem Kloster Sankt Eucharius inkorporierte, und dem Pfarrer von Vilmar, welchen das Kloster investierte, während es den Archidiakon zu Dietkirchen mit der Seelsorge betraute, als Dotation den dritten Teil des Zehnten in Groß-Vilmar und Velde, sowie andere kleinere Emolumente zuwies. Aller übrige Zehnte und Nutzen wurde dem Kloster Sankt Eucharius zugewiesen. Erzbischof Boemund bestätigt 1292 die von Heinrich gemachte Schenkung mit all ihren in einer 2. Urkunde vom Jahre 1054 aufgeführten Appertinenzen und verleiht dem Stift Sankt Eucharius das Recht, einem von seinen Mönchen die Pfarrei Vilmar zu

übertragen, damit „eure dort verlorenen Rechte wieder hergestellt werden". Zugleich gibt er dem Archidiakon von Dietkirchen das Recht, den vom Abte Alexander präsentierten Mönch Hermann de Solmis zu investieren.

Endlich ersuchte der Abt Walter v. Monzingen und der Konvent des Klosters, welches mittlerweile den Namen Sankt Matthias, von dem daselbst aufbewahrten Leibe des Apostels Matthias angenommen hatte, den Kaiser Karl IV. nochmals um Bestätigung der ursprünglichen kaiserlichen Schenkung. Dieselbe erfolgte 1354, und es werden in ihr alle jene in der zweiten Stiftungsurkunde von 1054 aufgeführten Appertinenzen nochmals namentlich aufgeführt, so daß das Kloster von nun an im gesicherten Besitz eines großen Güterkomplexes in Vilmar selbst und des Zehnten aus einer Reihe von Ortschaften der Umgegend verblieb und dieser Vilmarer Besitz von solcher Bedeutung wurde, daß er im Jahre 1803 dem Fürsten von Wied-Runkel als volle Entschädigung für seine auf dem rechtsrheinischen Ufer an Frankreich verlorenen fürstlichen Güter angerechnet werden konnte.

Die Profangeschichte von Vilmar enthält nach Aufzeichnung der hiesigen Chronik viel des Interessanten. Sein Schutzherr war der Graf von Isenburg in der von ihm erbauten Burg; doch wurden dem Abt von Sankt Matthias viele Rechte vorbehalten. Auch hatte Vilmar seinen eigenen Amtmann und seine eigene Gerichtsbarkeit, die sich selbst über Leben und Tod erstreckte. Es fühlte sich mit der stark herangewachsenen Zahl seiner Bürger seinerzeit so mächtig, daß es in Vereinigung mit den Herren von Isenburg Streifzüge in das trierische Gebiet unternahm und viele Höfe mit Feuer und Schwert verwüstete. Erzbischof Balduin von Trier zog deshalb 1348 vor Vilmar und nahm es ein. Aber die Vilmarer machten sich bald wieder frei und fielen in ihr altes Wesen zurück. Dafür belagerte Erzbischof Boemund II. 1359 Vilmar von neuem, wozu das Reich und der wetterauer Städtebund mithalfen. Die Vilmarer aber wehrten sich wacker und eroberten und verbrannten die große Wurfmaschine der Belagerer, Katz genannt, welche von den betrunkenen Frankfurter-Stadtknechten schlecht behütet wurde, wobei 50 Frankfurter fielen. Doch mußte sich Vilmar schließlich ergeben. Neun Ritter wurden gehenkt. Erst 1361 durfte Isenburg die Feste wiederherstellen, mußte sie aber dem Reich offen halten.

Im Jahre 1359 erbaute Philipp von Isenburg auf dem Vilmar gegenüber liegenden Felsen Trier zum Trotze eine Burg, die er seiner Gemahlin zuliebe Gretenstein nannte, deren Witwensitz sie sein sollte. Die Burg wurde mit Burgmännern aus der Pfalz und Baiern und seinen Lehnsleuten besetzt, so daß die Nachbarschaft leicht beunruhigt werden konnte. Anno 1361 aber wurde der Koadjutor des Erzbischofs Boemund, Kuno von Falkenstein, beauftragt, die Isenburger zu bekriegen. Kuno kam mit seinen Rittern und Reisigen nach Limburg, wo dessen Bürger sich gewappnet ihm anschlossen, und führte unter dem Klange der Glocken seine auf 1800 Mann angewachsene Schar vor die Burg Gretenstein. Der kurtrierische Amtmann befahl den Bürgern von Limburg, im Kampfe voran zu gehen. Der eine der Bürgermeister, Boppe, aber antwortete ihm, daß die Limburger zwar bereit seien, zu fechten, doch wollten sie mit ihren Leibern nicht zuerst die Gräben füllen. Wenn die edlen Ritter und ihre Knechte die ersten wären, so würden die Limburger nicht die letzten sein. Der Adel und der Koadjutor griffen nun im Verein mit den Bürgern tapfer an und bewarfen die Burg mit Steinen und Pfeilen. In einem halben Tage war sie genommen. Kuno wurde durch einen Steinwurf verwundet, der junge Graf Heinrich von Runkel desgleichen, letzterer starb nach einigen Tagen. Philipp von Isenburg, Johann von Montfort und 36 andere wurden gefangen genommen, auf Anhalten Ruperts von der Pfalz aber im folgenden Jahre wieder freigelassen. Die Burg selbst aber wurde von Grund aus geschleift, daß selbst die Fundamente nicht übrig blieben. Dagegen befestigte nunmehr Philipp von Isenburg seinem Kurtrier gegebenem Versprechen zuwider die Runkel gegenüber liegende Burg Schadeck zur Beunruhigung der trierischen Lande. Kurfürst Boemund bekriegte ihn aufs neue und nahm ihn zum zweitenmal gefangen. Er mußte mit seinem Sohn Eberhard und seiner Gemahlin Margarete Grenzau zum Wohnsitze aus der Hand von Trier annehmen, desgleichen die Herrschaft über Vilmar als Trierisches Lehen anerkennen. Die Vogtei über Vilmar kam 1565 von Isenburg an Trier, das auch 1596 die Landeshoheit der Gemarkung von Wied-Runkel erwarb.

Da Vilmar auch seine eigene Gerichtsbarkeit hatte, so wurden dort auch Hinrichtungen vollzogen; so eine 1601 wegen Inzestes, 1602 mehrere wegen Diebstahls, 1697 wegen Brandstiftung und mehrere andere. Von besonderer Bedeutung aber sind für die damalige Zeit die in Vilmar vollzogenen Hinrichtungen und Verbrennung von Hexen. Schon im Jahre 1567 wurden 2 Weiber der Hexerei wegen angeklagt, und der Graf von Isenburg ließ sie mit Fackeln brennen und erhängen. Die toten Leiber wurden vor den Stadttoren ausgestellt und blieben lange unbegraben. Im Jahre 1603 wurden 4 Weiber gefoltert, 2 von ihnen verbrannt, 2 freigegeben; 1618 sind wieder 3 verbrannt, eine gefoltert, aber dann freigegeben worden. Mit dieser grausamen Strenge nicht zufrieden, wurde am 30. Juli 1643 durch die Glocke die ganze Gemeinde auf das Rathaus berufen, um zu beraten, „wie man das hoch- und halssträfliche Laster der Zauberei dieser Orten ausrotte, worauf alle einmütiglich beschlossen, gegen das Laster als ein Mann zu stehen." Auch Arfurt stimmte bei, und alsbald wurden Kläger und Bürgen angeordnet, welche die Hexen aufzusuchen hatten. Noch ist in Vilmar der Rest des Hexenturmes vorhanden, in welchem dieselben bis zur vollendeten Untersuchung eingesperrt wurden. Der genannte Beschluß wurde 1652 wieder auf einer Bürgerversammlung auf dem Rathause erneuert, und die Chronik bemerkt dazu: „Gott gebe Glück hierzu, daß dieses Laster ohne Verletzung des guten Weizens möge ausgerottet werden." Welch tolle

Hexenjagd mag nunmehr entstanden sein, da auch die Nachbarschaften sich diesen Beschlüssen anschlossen!

Eine weitere Eigentümlichkeit jener Zeit war die öffentliche Kirchenbuße, die schweren Sünderinnen auferlegt wurde. So mußte 1612 eine Ehebrecherin an der Kirche stehen, das Haupt mit Asche bestreut, einen schweren Stein und eine Kerze tragend. Dieselbe Strafe wurde 1652 über zwei andere Ehebrecherinnen verhängt, während in demselben Jahre auch eine Hexe enthauptet wurde.

Aus dem Jahre 1636 wird ein großes Sterben in Vilmar berichtet, wo 205 Personen an der Pest hingerafft wurden. Auch furchtbare Brände haben in Vilmar gewütet. So wird aus dem Jahre 1536 berichtet, daß die ganze Stadt mit Ausnahme zweier Häuser, der Kirche und der Pastorei abgebrannt sei. Im Jahre 1608 brannten 86 Häuser ab, während 1611 ganz Oberbrechen samt der Kirche verbrannte, mit Ausnahme von 3 Häusern. Ueber jenen großen Brand von Vilmar 1536 hat ein gleichzeitiger Dichter namens Reinhold Lorrich aus Hadamar ein schönes lateinisches Gedicht im Stile der Humanisten damaliger Zeit gefertigt, worin er den großen Brand mit lebhaften Farben schildert und zugleich das Mitleid und die Teilnahme der Nachbarschaft für die Unglücklichen wach zu rufen sucht.

Im Jahre 1618 wurde zu Vilmar der erste Jahrmarkt gehalten, zu dem 99 Wein- und Bierwirte erschienen waren. Das Malter Korn kostete damals 3½ Gulden, die Maß Wein 3½ Albus. Am 7. September 1622 eroberte der Graf Philipp Ludwig von Wied-Runkel die Burg von Runkel ohne Schwertstreich, indem er bei Nacht, als die vom Wein berauschte Besatzung in tiefem Schlafe lag, mit seinen Truppen in die Burg eindrang. Zu derselben Zeit bestand in Vilmar ein Silberbergwerk, aus welchem die Kurfürsten Richard und Karl Taler mit der Inschrift schlagen ließen: „Geschenk Gottes aus den Gruben von Vilmar."

Am Tage von Simon und Judas (28. Oktober) 1648 wurde zu Vilmar der schon Jahre lang ersehnte Westfälische Frieden verkündet und Gott Dank gesagt, daß nun der Zeit der langen, schrecklichen Drangsale des unseligen Krieges ein Ende bereitet wurde, von denen die Chronik viel zu erzählen weiß.

Die Pfarrkirche von Vilmar war aller Wahrscheinlichkeit nach ein frühgotischer Bau, der aber im Laufe der Jahrhunderte sehr schadhaft geworden war und im Anfang der vierziger Jahre des 18. Jahrhunderts samt Turm abgerissen werden mußte. Am 22. September 1746 wurde der Grundstein zur jetzigen Kirche gelegt und der Bau von Thomas Neurohr, einem zu Boppard wohnenden Tiroler, als einfacher Renaissancebau mit Gewölben und Strebepfeilern ausgeführt. Die Benediktiner von Sankt Matthias übernahmen die Kosten für das Schiff der Kirche, die Gemeinden Vilmar und Arfurt gemeinsam die Kosten des Turmbaus samt den Glocken.

Die Kaiserbrücke Wiesbaden—Mainz und ihre Weihung.

Von Dr. C. Spielmann.

Am 1. Mai hat sich an der Grenze unseres lieben Nassau ein bedeutsames Ereignis vollzogen: die Eröffnung der Kaiserbrücke Wiesbaden-Mainz, die nun das rechte und linke Rheinufer dauernd verbindet.

Schon vor fast 2000 Jahren, zur Zeit der Römerherrschaft, wurde die Bedeutung der Rheinüberbrückung an dieser Stelle erkannt und unter dem Augustus Domitian um 90 n. Chr. auch ausgeführt. Die damalige Pfahlbrücke stand vor dem späteren Mainzer Kurfürstenschlosse, in dessen Hof ein Rost davon entdeckt wurde; der Rhein ist also zu jener Zeit noch mächtiger und breiter gewesen. Die Brücke wurde öfter erneuert, zuletzt von Karl dem Großen 803; sie brannte indes 813 wieder ab, und später vermittelten nur Fähren den Verkehr zwischen beiden Ufern. Erst 1661 errichtete Kurfürst-Erzbischof Johann Philipp von Schönborn eine Schiffbrücke, die bis zur Erbauung der Straßenbrücke, 1885, bestand. Die erste Eisenbahnbrücke (Strecke Mainz-Frankfurt) wurde 1863 eröffnet.

Längst schon war das Bedürfnis einer besseren Verbindung der Rheinufer auch unterhalb von Mainz und zugleich dieser Stadt mit Wiesbaden in verkehrstechnischer und strategischer Beziehung anerkannt. Güter, die von Stationen der linksrheinischen Bahn zwischen Mainz und Koblenz nach der rechten Rheinseite, namentlich Wiesbaden, bestimmt waren, mußten allemal den weiten Umweg über Koblenz oder Frankfurt machen. Auch die Militärverwaltung erkannte das Fehlen einer Brücke als mißlich; Moltke hat bereits 1869 zum Bau einer solchen geraten. Die Hessische Ludwigsbahn-Gesellschaft wollte bauen; aber man machte ihr notgedrungen kostspielige fortifikatorische Auflagen, und so stand sie vom Plane ab. Die Verlegung des Bahnhofs Mainz, seine Ausgestaltung zum Zentralbahnhof und die Anlegung des Tunnels halfen vorläufig dem dringenden Bedürfnis etwas ab, doch nicht für lange. Gerade an dem Tunnel staute und stopfte sich nun der Verkehr. Da trat 1896 die preußisch-hessische Eisenbahngemeinschaft den Besitz der genannten Privatgesellschaft an, und nun kam der Stein ins Rollen. Die beiden Staaten und das Reich wurden interessiert; 1900 kam der Vertrag zustande. Eine zweigleisige Umgehungsbahn von Mainz über Mombach und den Rhein, um Kastel herum nach Kostheim und dort über den Main, mit Anschluß (bei Amöneburg) nach Kurve-Wiesbaden wurde bewilligt. Zu den Kosten, 12 837 000 Mark, trug das Reich 60%, den Rest Preußen und Hessen bei. Dazu kamen noch, von diesen (ohne Reichshilfe) aufzubringen, 2 820 000 Mark für die Strecke Kostheim-Bischofsheim und 2 240 000 Mark für die Strecke Wiesbaden-Mainz von der Brücke bis zum Mainzer Bahnhofe. Mithin kostet die Gesamtanlage 17 897 080, rund 18 Millionen Mark. Davon kommen auf die Rheinbrücke 5 200 000, auf die Mainbrücke (b. Kostheim) 1 120 000, auf Kunstbauten 2 320 000, insgesamt auf die Brücken 8 640 000 Mark. Die Erbauung fiel zusammen mit der Entfestigung von Mainz, namentlich an der Nordostfront, wodurch zugleich der beengende Gürtel der Aurea Moguntia gelockert und ihr Raum zur Ausdehnung gegeben wurde.

Im Oktober von 1901 wurde der Bau der Strecken begonnen; im April von 1904, nach 2½ Jahren, war er vollendet.

Die neue Bahn ist, wie bemerkt, eine doppelte.[1] 1. Die Linie Mainz-Wiesbaden beginnt im Mainzer Bahnhof, läuft über einen hohen Damm auf die Rheinbrücke und auf dem diesseitigen Ufer im Bogen wieder über einen Damm allmählich neben dem Geleise der Taunusbahn in den Bahnhof Kurve ein. 2. Die strategische oder umgehende Linie verläßt die Bahnlinie Bingerbrück-Mainz beim Bahnhof Mombach und führt auf einem Damm unter der Linie Wiesbaden-Mainz her auf die Brücke, auf dem rechten Ufer noch eine kurze Strecke auf dem gemeinsamen Damm fort, wendet sich dann in gewaltigem Bogen um Kastel herum, geht zwischen Kostheim und Hochheim über den Main, um bei Bischofsheim zu münden. Diese Bahn ist in Friedenszeiten nur für den Güterverkehr bestimmt. Zwischen Kostheim und Hochheim ist eine Blockstation errichtet, durch welche mittels Weichen die Züge nach verschiedenen Richtungen dirigiert werden. Die Bahn Niederlahnstein-Kastel-Frankfurt (also auch die Taunusbahn) führt unter der neuen Bahn Wiesbaden-Mainz und der Umgehungsbahn durch. Zwischen Wiesbaden und Mainz verkehren nunmehr täglich 52 Züge, 26 hin und 26 her. Der direkte Verkehr Wiesbadens mit Süddeutschland (ohne den bisherigen Umweg über Frankfurt) ist somit hergestellt. Die Züge gehen sämtlich über Mainz und von da entweder linksrheinisch oder rechtsrheinisch (über Bischofsheim) weiter.

Die Länge der alten Strecke Mombach-Bischofsheim (durch den Mainzer Tunnel) beträgt 11,54 Km., die der neuen (Umgehungsbahn) 13,12 Km., also nur 1,58 Km. mehr. Die Länge der Strecke Mainz—Kurve beträgt 5,98 Km.

Die Dammbauten auf beiden Ufern stellen sich als gewaltige Werke der Erdarbeit dar. Schmerzlich war es den Mainzern, daß sie durch die ungeheuren Dämme von Mombach abgeschnitten wurden; es sehen diese auch nicht schön aus; aber was war zu machen! Die Eisenbahnverwaltung ist den Wünschen der Stadtverwaltung sehr entgegengekommen; Durchfahrten und Durchlässe sind zahlreich angebracht worden. Auch eine Haltestelle, Mainz-Nord genannt, (im Gegensatz zu Mainz-Süd, früher Neutor), ist errichtet. Die Durchlässe sind Eisenkonstruktion; nur der am Floßhafen ist Mauerwerk. Auf der rechten Rheinseite sind die Dämme weniger störend bemerkbar; sie verlaufen hier rascher in den Obstgärten und Fruchtfeldern. Auf der Biebrich-Kasteler Rheinstraße, dicht am Aufgang zur Brücke, läuft unter dem Damme die elektrische Bahn Biebrich—Kastel—Mainz her. Zu den Dammbauten auf dem rechten Ufer sind 830 000, zu denen auf dem linken 1 400 000, zusammen also 2 230 000 Kbm. Erde verwandt worden.

Nun zur Rheinbrücke, der Kaiserbrücke. Der Rhein ist an dieser Stelle 450 Meter breit, im linken Arm 250, im rechten 200. Dazwischen liegt die Petersau, deren altes Fort nun wie ein angeschnittener Ratonkuchen aussieht. Die Länge der Brücke beträgt 838 Meter. Sie hat 16 Pfeiler; davon sind 13 Landpfeiler, von denen wiederum 6 auf die Petersau kommen, die übrigen auf das rechte und linke Ufer. Im linken Stromarme stehen 2, im rechten steht 1 Pfeiler mit 3, bezw. 2 weitgespannten Bogen; die Oeffnungen am linken Ufer betragen 2 × 107,20 und 1 × 93,80, die auf der Au 6 × 39,20, die auf der rechten Seite 2 × 116,80 Meter. Die Brücke hat 3 Doppeltürme und einen Hauptturm; das Material, aus dem sie erbaut wurde, ist roter Sandstein und Flußeisen. Die Hauptkonstruktion der Mitte trägt die beiden Geleise; die durch ein Schutzgitter getrennten Fußsteige rechts und links sind auf Konsolen angelegt. Sie führen an beiden Ufern über breite Treppen hinunter. Auf beiden Ufern leiten außerdem Fahrrampen zu den Landstraßen hinab, damit in Kriegszeiten Geschütze und andere Fahrzeuge die Brücke passieren können. In den Turmbauten befinden sich die elektropneumatischen Stellwerksanlagen.

Der Stil der Steinoberbauten ist romanisch; von weitem erscheinen sie etwas nüchtern; kommt man aber näher, so wirken die Einzelheiten belebend und erfreuend. Besonders reich ausgestattet ist der alles überragende Hauptturm an der Mainzer Seite, ein mächtiges Bauwerk an sich, das von vier kleineren Türmen flankiert, mit einem Balkon geschmückt und von einem gewaltigen Reichsadler gekrönt ist. Dieser Turm darf als das eigentliche Wahrzeichen der Kaiserbrücke angesehen werden. Der bildnerische Schmuck verteilt sich hier so, daß unter den beiden Fenstern unter-, bezw. oberstrom die überlebensgroßen Büsten des Kaisers, bezw. des Großherzogs von Hessen, aus Kupfer getrieben, in den Dachgiebelnischen nach der Landseite, bezw. dem Rheine zu die Standbilder Gutenbergs und des Bischofs Willigis, anderweitig die Embleme Kaiserkrone und Bischofsmütze, hessischer Löwe und Wappentier der Buchdrucker angebracht sind. An Pfeiler I und II und an den beiden Oeffnungen sind u. a. verwandt: Kaiser Marcus Aurelius, Siegfried der Drachentöter, Sankt Crescentius, Bischof Siegbert, Karl der Große und Frauenlob, sowie die Büsten des preußischen Eisenbahnministers Budde und des hessischen Finanzministers Gnauth. An den Pfeilern VI und XIV—XVI, sowie an den Oeffnungen dazwischen sind, wie an den Schlußsteinen und Tympanonfüllungen überhaupt, mehr ornamentale und symbolische Darstellungen, oft satirischer Art, zu bemerken.

Die Mainbrücke bei Kostheim ist einfacher gehalten; sie ist 525 Meter lang und hat 4 Bogen.

Im ganzen hat die Umgehungsbahn 50 Brückenbauten (mit 85 eisernen Ueberbrückungen), 30 gewöhnliche Brücken und 8 Durchlässe erfordert. Dazu sind 11 Millionen Kg. Flußeisen, d. i. etwa 1100 Wagenladungen Eisen verbraucht worden.

Die Stelle des Bahnbaudezernenten versah Regierungs- und Baurat Everken aus Berlin; Erbauer der Brücke ist Geheimer Baurat Professor Schwechten; Bauleiter war Eisenbahn-Bau- und Betriebsinspektor Merkel. Die Unterbauten und architektonischen Aufbauten führte die Firma Ph. Holzmann & Komp., Frankfurt, die eisernen Oberbauten die Brückenbauaktiengesellschaft Gustavsburg und die Dortmunder Union aus; erstere hat auch die statischen Berechnungen geliefert. Die Erd- und Mauerarbeiten auf der rechten Seite sind gleichfalls von Ph. Holzmann & Komp., die auf der linken von Schneider, Berlin, die Stellwerksanlagen von C. Stahmer, Georgs-Marien-Hütte ausgeführt. Als Bildhauer waren Prof. Schott und Riegelmann tätig.

Am ersten Tag des Wonnemonds lag morgens ein dichter Nebelflor auf dem majestätischen Strome und seiner Umgebung; nur undeutlich waren die Umrisse der Gegenstände zu erkennen. Die Stadt Mainz hatte sich in große Gala geworfen; von Türmen und Fenstern flaggte und wimpelte es; frisches Grün und bunter Schmuck zeigten sich überall; auf dem Rheine, am linken Ufer von der Straßenbrücke abwärts, und am rechten aufwärts von ihr, hatte sich eine ganze Dampferflotte in Parade vor Anker gelegt. Allmählich zog das Militär auf, Spalier zu beiden Seiten des linken Stromarms zu bilden, auf dem linken Ufer Regiment 117 (unterhalb der Brücke), links davon die Fußartillerie, rechts die Regimenter 87, 63 (Artillerie), 13 (Husaren); auf der Petersau die Unteroffizierschule Biebrich, die Regimenter 80, 27 (Artillerie), 88 und die 21. Pioniere, also Hessen und Nassauer. Vereine und Schulen halfen die Reihe am linken Ufer erweitern und verstärken. Dahinter drängte sich bald eine nach Zehntausenden zählende Zuschauermenge von der Ingelheimer Au bis zum Winterhafen rheinauf. Musterhaft war die Ordnung; die Polizei zu Lande und die Regierungsdampfer und Boote zu Wasser unterhielten sie maßvoll. Die Brücke zeigte nur Flaggenschmuck; am Brückenkopfe des linken Ufers waren das Fürstenzelt und die Tribünen für die Festgäste errichtet; das Gelände wurde durch eine Postenkette abgesperrt. Die Ehrenkompagnie mit der Fahne hatte das 2. nassauische Infanterie-Regiment 88 unter Hauptmann Kuhlo gestellt. Ein Sonderzug brachte die Ehrengäste vom Bahnhof Mainz zum Festplatze. Neben dem Kaiserzelt sah man u. a. den Reichskanzler, die preußischen Minister v. Einem und Budde, den hessischen Erstminister Dr. Rothe, den hessischen Gesandten

[1] H. Merkel, Umgehungsbahn Mainz (Festschrift).

Dr. v. Neidhardt, den Präsidenten des Reichseisenbahnamtes Schultz, den Oberpräsidenten v. Windheim, den kommandierenden General v. Lindequist, den Provinzialdirektor Frhr. von Gagern, die Eisenbahndirektionspräsidenten v. Rabenau (Mainz) und Thomé (Frankfurt), die Oberbürgermeister Dr. Gaßner (Mainz) und Dr. v. Ibell (Wiesbaden) und den Bischof Kirstein.

Das Kaiserpaar kam mit dem Großherzoge von Hessen rechtsrheinisch herauf über Bischofsheim. Kurz vor 12 Uhr verkündeten die Salutschüsse der Forts, Böllergeknall, Musik und Glockengeläute das Nahen des Hofzugs, der langsam auf die Brücke rollte. Nachdem Kaiser, Kaiserin und Großherzog ihre Plätze eingenommen hatten, die Kaiserin mit einem von zwei kleinen weißgekleideten Mädchen überreichten Rosenbukett in der Hand, trat Minister Budde in Generalsuniform vor, hielt eine kurze, auf die hohe Bedeutung des neuen Verkehrsmittels hinweisende Ansprache, teilte den vom Kaiser verliehenen Namen Kaiserbrücke mit und brachte auf die beiden fürstlichen Schirmherren der preußisch-hessischen Eisenbahngemeinschaft drei Hurra aus. Der Kaiser dankte, reichte dem Minister einen blauen Brief — das Adelspatent enthaltend — und sprach dann zu v. Budde gewandt in kurzen Worten seinen Glückwunsch zu dem gelungenen Werke und die Hoffnung aus, daß jenes der friedlichen Entwickelung von Industrie und Handel dienen und namentlich der Stadt Mainz zum Segen gereiche. Darauf stattete Oberbürgermeister Dr. Gaßner dem Kaiser den Dank der Stadt für die Auflassung der Festungswerke ab und überreichte die von ihm verfaßte Schrift über die Geschichte der Festung Mainz. Der Monarch unterhielt sich eine Weile mit dem Oberbürgermeister und der Umgebung, wobei er auch dem General von Lindequist einen Brief — Ernennung zum Inspektor der 3. Armeeinspektion, Hannover (als Nachfolger Waldersees) enthaltend — übergab. Dann besichtigten die Fürstlichkeiten die Brücke näher, während die Festgäste sich zum Ufer hinab begaben. Dort lagen unterhalb der Brücke die beiden schönen Rheinschnelldampfer „Elsa" und „Barbarossa", ersterer für den Kaiser und den Großherzog nebst Gefolge bestimmt, ohne besonderen Schmuck, letzterer bunt bewimpelt und beflaggt.

Nachdem der Kaiser mit seinem Gefolge die „Elsa" bestiegen hatte, heißte das Schiff die gelbe Kaiserstandarte und die blaue hessische Hausflagge mit dem weißen, rotgestreiften Löwen. Um ½1 Uhr fuhren beide Schiffe langsam linksseitig rheinauf, begrüßt von Musik, Glockenklang, Böllersalven und dem Zuruf der gewaltigen Menschenmenge. Kaiser und Kaiserin saßen auf dem Vorderdeck; hinter ihnen stand der Großherzog, Einzelheiten der Umgebung erläuternd. Die Fahrt ging bis zum Winterhafen der Mainmündung gegenüber; vor der alten Eisenbahnbrücke wendeten die Schiffe. Der „Barbarossa" wandte sich nach Mainz; die „Elsa" fuhr rechtsseitig stromab. Die Stadt Mainz gab ihren Gästen, etwa 100, um 3 Uhr im Kasino Hof Gutenberg ein Festessen, wobei die Minister Dr. Rothe und v. Budde die preußisch-hessische Verbrüderung feierten und ersterer auf die beiden Fürsten, letzterer auf Deutschland das Hoch ausbrachte. Konzerte in der Stadthalle beschlossen die Feier zu Mainz.

Nun erwarteten die Nassauer den Kaiser und König. Wiesbaden und Biebrich hatten sich nicht weniger festlich als Mainz zum Empfange gerüstet. An der Landestelle, wo der Monarch nach seiner Erholungsreise zuerst den Boden des Nassauerlandes betreten sollte, war eine prächtige Ehrenpforte mit der außen entsprechend angebrachten Inschrift „Willkommen in der Heimat!" errichtet. Flaggen und Wimpel wehten überall; auch das Schloß hatte seine blau-orangenen Banner aufgezogen. Die Adelheid-, die Rathaus- und die lange und breite Kaiserstraße waren in eine einzige Triumphstraße verwandelt worden; Flaggenmaste, girlandenumwunden, mit den Wappen nassauischer und anderer deutscher Städte, Fahnen an den Häusern, Kränze und Bäumchen in jungem, frischem Grün und andere bunte Zier belebten das freundliche Bild, das sich dem Auge darbot. Außerhalb Biebrichs setzte die herrliche Kastanienallee mit ihrem natürlichen und deshalb schönsten Schmuck die Dekoration fort; die Bäume hatten meist schon ihre Blütenkerzen aufgesteckt. Den ersten Gruß bot Wiesbaden am flaggengeschmückten Rundell; dann eröffnete sich an der Adolfstraße, durch Rhein- und Wilhelmstraße weiterziehend, wiederum die natürlich-künstliche Triumphstraße, die sich dem Fürstenpaare schon so oft aufgetan hat.

Am reservierten Platz am Rheinufer hatten die Ehrenkompagnie der Unteroffizierschule, eine Schwadron der 13. Husaren, 32 Kriegervereine des Landkreises Wiesbaden, der Ruderklub Biebrich und die Veteranen Aufstellung genommen; bei letzteren saß in schwarzem Anzug und Zylinder, mit seinen Ehrenzeichen der hundertjährige Becht von Delkenheim. Kurz nach ½2 Uhr landete die „Elsa". Regierungspräsident Hengstenberg, Landrat v. Hertzberg und Bürgermeister Vogt empfingen den Kaiser; zwei kleine rosagekleidete Mädchen überreichten der Kaiserin Blumen. Leutselig unterhielt sich das hohe Paar mit dem alten Becht, und auf Anregung seiner Gemahlin übernahm der Monarch Patenstelle bei des Veteranen 55. Urenkel, der gerade an dem Tage geboren war. Der Großherzog von Hessen verabschiedete sich hier und kehrte — er trauert noch um sein einziges Kind — zu Wagen über Amöneburg nach Mainz zurück.

Der kaiserliche Viererzug setzte sich, von der Husarenschwadron geleitet, nach Wiesbaden in Bewegung; die Wagen des Gefolges schlossen sich an. Wie in Mainz hatte sich auch auf dem langen Wege nach Wiesbaden eine große Menschenmenge angesammelt; gewaltig schwoll diese in Wiesbaden selbst an, wo schon in den Tagen zuvor Tausende von Fremden angelangt waren. Um 2 Uhr fuhren die Wagen ins Schloß; Kaiser und Kaiserin zeigten sich dort der Menge vom Balkon aus und nahmen dann das Frühstück ein. Um 6 Uhr fuhren sie mit dem Gefolge zur Festvorstellung „Maurer und Schlosser" ins Hoftheater. (S. u. Königliches Theater.) In den Pausen der Oper wurde der Tee eingenommen und Cercle gehalten; dabei begrüßten die Fürstlichkeiten den anwesenden Herzog Karl Eduard von Sachsen-Koburg und Gotha und dessen Mutter, die Herzogin-Witwe von Albany, sowie den Erbgroßherzog von Mecklenburg-Strelitz. Während der Vorstellung tobte ein mächtiges Gewitter, das draußen der Kurdirektion das Festprogramm verdarb. Doch ließ der Regen noch vor Schluß des Theaters ganz nach. Kurz vor 9 Uhr verließ das Kaiserpaar das letztere und fuhr, während die Anlagen des Warmen Dammes und Blumengartens in bengalischer Beleuchtung erstrahlten, durch die mit Menschen dichtbesetzte Wilhelmstraße zum Taunusbahnhof, um nach Potsdam heimzufahren.

Der Kaiser sah recht wohl und ein wenig gebräunt aus; er war in seinen Bewegungen wie immer lebhaft, doch schonte er seine Stimme naturgemäß noch etwas. Die Kaiserin scheint ihr Leiden ebenfalls glücklich überstanden zu haben.

Die Kaiserbrücke wurde bereits am Nachmittage des 1. Mai dem Fußgängerverkehr freigegeben. In unabsehbaren Reihen zogen Hessen und Nassauer hinüber und herüber. Mit ihrem ersten Zuge am 2. Mai, nachts 12,03 Uhr, kamen schon einige hundert Mainzer nach Wiesbaden herüber, um mit dem ersten Zuge von dort, nachts 12,45 Uhr, wieder heimzukehren. Das wird ihnen eine bedeutsame Erinnerung bleiben.

Bedeutsam war der Tag für Hessen und Nassauer gewiß, und für Mainz und Wiesbaden noch insbesondere. Ein großes stammverbindendes Kulturwerk ist hier vollendet worden. Ob wohl einer unter all den vielen Festteilnehmern an jene Nacht gedacht hat, in der die Hessen den Nassauern zum Trotz den famosen Nebeljungenstreich vollführten, gerade unterhalb der Stelle, wo nun die neue Brücke sich erhebt![2]) Gott sei Dank: das Alte ist vergangen; alles ist neu geworden!

Leicht und gefällig im kühnen Schwung der Bogen erscheint das neue Bauwerk von fern und stellt sich in der Nähe doch als ein monumentales Werk aus den weltbildenden Elementen Stein und Eisen, bezwungen

[2]) Vergl. „Nassovia" Nr. 1 von 1903: Nebeljungenstreich und Nebeljungenschatz.

und gebildet nach menschlichem Sinnen durch Menschenhand, ein Denkmal unseres mächtigen Kulturfortschritts am Anfang des 20. Jahrhunderts dar. Von der Brücke aus trifft der Blick, mag er über das stolz sich ausdehnende Goldene Mainz oder über die sonnbestrahlten Wald- und Rebenhöhen des Rheingaus in herrlicher Fernsicht schweifen, keine feindlichen Ufer hüben und drüben, sondern nur einiges deutsches Land. Es gibt keine Trennung mehr; die Verbindung von Mainz und Wiesbaden ist eine enge geworden, der Weg für die Güter von 80 auf 15 Km. verkürzt worden. Und kein Zoll besteht, diese häßliche, scheidende, verbitternde Einrichtung; denn wenn auch an der Brücke auf der einen Seite der Cerberus bösartig auf den Wanderer niederblickt, lachend dreht auf der anderen Seite, ebenfalls im Bilde, der Schusterbub' dem Zollwächter eine Nase: „Die Zeiten sind vorüber." —

Möge, wie diese Brücke sich wölbt zwischen deutschen Stämmen, bald Brücke auf Brücke geschlagen werden zwischen den Völkern Europas zum Nutzen der arischen Gemeinschaft und zum Schutze gegen die Gefahren, die vom fernen Osten blutigrot heraufdämmern.

Zwei Streiter.

10) Von J. Wilhelmi. (Schluß.)

Des Alten Gesicht glühte vor Begeisterung. „Und wenn einer fiele von den beiden, wir wollten ihn gerne dahingeben, er wäre eines schönen Todes gestorben. Wie sagt Kleist:

Wer in unzählbaren Wunden
Jener Fremden Hohn empfunden,
Brüder, wer ein deutscher Mann,
Schließe diesem Kampf sich an.

Sie haben sich als deutsche Männer dem Kampfe für Deutschlands Ehre angeschlossen, und Gott wird mit ihnen sein. Ein' feste Burg ist unser Gott."

„Ja, Oheim," sagte der Kaufmann, „Ihr beschämt recht meinen Kleinmut. Gott hat Großes an uns getan. Und daß Friedrich meinen Bernhard bei der Katzbach herübergelockt hat von den Franzosen zu dem preußischen Heer, das danke ich ihm noch in der letzten Stunde."

„Wird nicht viel zu locken gehabt haben," lachte der Alte. „Ich denke, der Bernhard war froh, als er von den Rothosen loskam auf die rechte Seite."

„Auf mir," so fuhr Fernau fort, „lastet aber noch ein anderes. Schon ein halbes Jahr hause ich hier wie ein Bettler, und was soll in der kommenden Zeit aus mir werden, da ich alles beraubt bin, alles mir genommen ist?"

„Was aus dir werden soll? Nun werde ich aber ordentlich wild. Hier sollst du bleiben. Das Gütchen nährt uns alle, und wie lange wird's dauern, daß man den alten Rittmeister zu Grabe trägt und die letzten Salven in sein Grab feuert. Ihr werdet schon zu leben haben. Freilich an Reichtümer darfst du nicht mehr denken. Aber hast du damals dein Glück darin gefunden, als du vor den Fremden katzenbuckeln mußtest! Ein freier Mann, auch wenn er nur sein täglich' Brot hat, ist glücklich. Und unser Vaterland wird jetzt frei, frei durch seine Söhne. Die junge preußische Landwehr, wie hat die sich gehalten! Der Napoleon hat seinen Generalen Auftrag gegeben, sie sollten dieses Gesindel zerstreuen; aber der Blücher hat ihm gleich darauf an der Katzbach gezeigt, was es mit dem Gesindel ist. Jetzt sind die Franzosen klein geworden. Als ich in voriger Woche mit meinem Nachbar nach Koblenz fuhr, es hat mich nicht vornehmlich der Wunsch, allerlei Einkäufe zu machen, dorthin getrieben; ich wollte auch einmal sehen, wie es den Rothosen gehe. Der Geffroy mit seiner ganzen Douane hat sich schon aus dem Staube gemacht. Der Präfekt Doazan war zweimal in einer Stunde am Rhein, weil man immer wieder das Gerücht verbreitete, die Kosaken kämen über den Rhein. Gleichgültig und höhnisch sah das Volk zu, und ein Rheinarbeiter sagte ganz laut, so daß es der Präfekt noch hören konnte: „Der packt auch bald ein." Auch hier wird es bald anders werden. Der Rheinbund ist aufgelöst und der Herzog tritt der Vereinigung wider Napoleon bei."

Draußen hörte man immer lauter werdende Hufschläge. Ein helles Gewieher von Rossen ward laut, die offenbar nach dem Stalle sich sehnten. Marie war ans Fenster geeilt. „Zwei Offiziere steigen von den Pferden; Großvater, Vater, wenn es Friedrich und Bernhard wären!" Die beiden Männer waren aufgesprungen, um nach der Türe zu eilen; aber schon ertönten draußen rasche Tritte, die Türe ward aufgerissen, und die Ersehnten traten ein.

„Marie, Vater, Großvater!" so tönten die Stimmen durcheinander.

Fest umschlungen hielten sich die Männer. Mariens Hand hatte Friedrich ergriffen, und die Jungfrau schaute mit leuchtenden Augen zu ihm auf.

„Großvater," so rief Friedrich aus, „auch Bernhard hat das Eiserne Kreuz erhalten und ist zum Leutnant ernannt worden. In der Schlacht bei Möckern, als wir nach Leipzig durchdringen wollten, hat er eine französische Kanone erobert und ist mit dem Eisernen Kreuz und dem Leutnantspatente belohnt worden. Und ich bin bei Leipzig Hauptmann geworden; mein Oberleutnant und mein Hauptmann sind dort den Heldentod für König und Vaterland gestorben, und mir ist die Kompagnie, lauter wackere preußische Burschen, zur Führung übergeben worden."

„Du hast meinen Säbel ehrenvoll geführt, ich wußte es im voraus," so sprach bewegt der alte Rittmeister, „du hast dir das Hauptmannspatent damit erkämpft. Aber willst du nicht noch etwas anderes dir erobern?" fragte der Alte mit einem Seitenblick auf die erglühende Marie, die Hand in Hand mit dem Hauptmann stand.

„Das Herz meiner Marie brauche ich mir nicht zu erobern, denn das habe ich, ohne viel Worte zu machen, schon lange besessen. Doch ich bitte jetzt ihren Vater: Oheim, gebt mir Mariens Hand, gebt mir die Tochter, wenn Gott mir ein glückliches Ende des Krieges schenkt, zum Weibe. Es wird jetzt hoffentlich bald zu Ende gehen. Napoleons Macht ist gebrochen, das französische Heer ist in voller Auflösung, die Soldaten werfen ihre Waffen weg, um nur rasch nach Frankreich zu kommen. Bald wird der Krieg beendet sein. Das deutsche Heer denkt

daran, den Rhein zu überschreiten, und durch die Gunst unserer Vorgesetzten haben wir die Erlaubnis erhalten, zu euch zu eilen, ehe es zum Rheinübergang kommt und einige Tage bei euch zu verweilen."

„Und du willst von mir die Tochter haben, die ich in meiner Verblendung dir verweigert, weil du mir zu gering dünktest?" sprach erschüttert Fernau.

„Laßt das ruhen, Oheim; es waren, wie Ihr richtig gesagt, Zeiten der Verblendung. Gott sei gedankt, daß wir uns wiedergefunden!"

„Aber," wandte Marie ein, „ich komme als Bettlerin zu dir, ich habe nichts, als die Kleider auf dem Leibe, all unser Hab und Gut ist eingezogen."

„Du kommst mit dem größten Reichtum, der mir nur werden kann, mit deinem treuen, frommen Herzen, das mir mehr gilt, als Geld und Gut. Ich bin Hauptmann, und der alte Feldmarschall Blücher hat, als er zufällig hörte, daß ich den Säbel trage, den mein Großvater einst bei Roßbach und Leuthen geschwungen, sich zu mir gewandt, hat mich gefragt nach dem Großvater und hat mir zugesagt, daß ich nach geschlossenem Frieden bei dem Heere bleiben solle. Dabei ist es denn auch an den Tag gekommen, Großvater, daß bei Freiberg, als du am Bein verwundet wurdest, er auch eine Wunde erhalten und Oberleutnant geworden ist. Er hat gesagt, ich solle seinen alten Kriegskameraden von ihm grüßen."

„Der Marschall Vorwärts läßt seinen alten Kriegskameraden grüßen," sprach tiefbewegt der Rittmeister.

Der Vater aber legte segnend seine Rechte auf die der beiden Verlobten, die Hand in Hand vor ihm standen, und die anderen folgten seinem Beispiel.

„Ihr seid zwei treue Streiter," sprach der Alte. „Du, mein Sohn, bist auf des Königs Ruf auch aus nichtpreußischem Gau hingeeilt zu des Vaterlands Befreiung und hast tapfer einen alten Husarensäbel geschwungen, und du, meine Marie, du hast mit den weiblichen Waffen gekämpft, mit den Waffen geduldigen Ausharrens in rechtem Gottvertrauen, unbeirrt durch die Verlockung zu welschem Reichtum und Tand. Ihr habt den Siegespreis erlangt, darnach ihr begehrtet. Gott allein die Ehre; er führet alles herrlich hinaus."

Das Graue Weibchen.

Eine Sage aus Heckholzhausen, bearbeitet von Christian Heinz.

Da, wo der Kerkerbach sein Wässerlein an dem Kirchberge von Heckholzhausen vorbeitreibt, liegt nicht weit entfernt ein Hügel, auf welchem einst eine stolze Burg stand. Hoch ragten ihre Zinnen und Türme in den blauen Himmel, und lustig stieß der Wächter ins Horn, wenn die kühnen Ritter von Merenberg oder von der Gleisenburg den alten Burgherrn auf der Burg besuchten.

Heute ist der Ort kahl und verödet, und nur ein hohles Tönen unter den Füßen sagt dem Wanderer daß er sich über dem alten Keller der Burgschale befindet.

Welch anderes Leben aber herrschte hier zu alter Zeit! Da zog mit lustigem Klang der Jagdtroß den Maiberg hinunter, voran der alte Ritter, ihm zur Seite sein blühendes Töchterlein Walhilde, den gezähmten Falken auf der Faust.

Wie schön war sie, wenn sie in Erwartung des Jagdvergnügens kühn dem Zug voransprengte, gleichsam verwachsen mit ihrem falben Zelter, den sie in allen möglichen Gangarten bewegte.

Ritter Udo von der Gleisenburg hatte ihre Vorzüge längst erkannt, und stets war er an ihrer Seite. Doch Walhilde verspottete und höhnte ihren getreuen Begleiter, wo er sich nur zeigte; denn sie besaß kein liebendes Herz. „Nicht eher werde ich die Eure, bis ich so grau wie Asche bin." So hatte sie ihm einmal lachend auf seine Bewerbungen geantwortet und war davongesprengt.

Udo war außer sich. Zornig drückte er seinem Hengst die Sporen in die Weichen, setzte, einen gräßlichen Fluch ausstoßend, den Felsen hinab und fiel zerschmettert ins Wasser des Kerkerbaches.

Sein Fluch galt Walhilde. Und sieh — die herrliche Jungfrau schrumpfte auf einmal zusammen; häßliche Runzeln durchzogen ihr einst so schönes Gesicht; dazu war sie so grau wie Asche geworden. Grau war das Haar, grau das Gesicht, grau die ganze Kleidung. Das Pferd das sie geritten, hatte sich in einen Stab verwandelt, auf den sie sich stützte. Ihr Jagdgefolge war plötzlich verschwunden und die Burgschale zerfallen.

Jetzt mußte Walhilde wandern im dunklen Wald. Eisiger Frost durchschüttelte ihre Glieder; ein Eisklumpen ist ihr stolzes Herz geworden. Und zitternd und frierend irrt sie heute noch oft an der Stelle umher, wo früher ihre stolze Burg gestanden hat.

Doch sie kann erlöst werden.

Alle hundert Jahre wächst ein Kirschbaum aus den Trümmern der Burgschale, dessen Holz zu einer Wiege verarbeitet wird. Derjenige, der in dieser Wiege seine ersten Tage verlebt hat, kann das „Graue Weibchen" entzaubern. Er muß ihm nur ohne Schreck über die linke Achsel sehen können. Dies ist aber nicht so leicht, da er dann das grinsende, die Zähne fletschende Gerippe Ritter Udos erblickt, das dem Beherzten mit einem seiner Oberschenkelknochen droht.

Oft kommt das Weibchen in die Häuser am Fuße der Burgschale. Geräuschlos tritt es ein, geht zum glühenden Ofen, legt die frierenden, eiskalten Hände darauf und sieht die geängstigten Bewohner mit unsagbar traurigen Blicken an, weil niemand beherzt genug ist, ihm über die linke Achsel zu schauen, ohne zu erschrecken. Es kommt so lange, bis der, welcher einst in der Kirschbaumwiege gelegen hat, gestorben ist. Mit dessen Tode verschwindet die Wiege.

Einmal aber brachte es ein Schäfer fertig, ohne Schrecken über des Grauen Weibleins Schulter zu blicken. Darauf nieste dieses, und der Schäfer sagte:

„Helf dir Gott!" Es nieste zum zweiten Male. „Helf dir Gott!" sagte der Schäfer wiederum. Als es nun zum dritten Male nieste, wurde der Schäfer unwillig, schrie die Verzauberte an und sagte: „Ei, wenn dir Gott nicht helfen will, dann mag's der Teufel tun!" Kaum aber hatte er diese Worte gesagt, als nach einem furchtbaren Knall das Graue Weibchen langsam in die Erde versank. „Hättest du deinen Wunsch zum dritten Male wiederholt", sagte die Versinkende, „so war ich erlöst; die Burg wäre wieder da und alles wäre dein!" — Damit verschwand das Weiblein und wurde nicht mehr gesehen.

Der Schäfer aber magerte seitdem ab und starb bald darauf; denn er hatte den Tod geschaut.

Miszellen.

C. S. **Sanskulottenwirtschaft in Rheingau.** Wie die Soldaten der französischen Revolution im Rheingau hausten, davon erzählt der Pater Scheerer von Eberbach in seinen Aufzeichnungen folgendes Stücklein. Am 11. Juli (1796) Abends kamen ungefähr 200 Reuter und Fußgänger zu Steppeshaußen (Stephanshausen) an, nur die Offiziere logirten sich in die Häuser. Sie verlangten Brod, Fleisch und Wein. Man schlachtete 2 Ochsen und holte 2 Ohm Wein auf dem Johannesberg. Den 12. marschirten sie durch das Rheingau nach Eltvill. Johannesberg mußte 400 Brod und 6 Malter Haber und Winkel 600 Brod und 8 Malter Haber nach Eltvill liefern. Den 14. Juli maschirte ein Bataillon nebst verschiedenen Husaren durch Winkel. Der Kommandant ließ auf Ersuchen eine Sauvegarde von einem Unterofficier mit 7 Mann da. Nebst Kost und Trank bekam der Unterofficier täglich 40 kr., ein Gemeiner 30 kr. Sie nutzten aber nicht viel. Daß die Franzosen große Liebhaber von Weibsleuten sind ist bekannt. Der Adjutant des Generals Marceau kam nach Gottesthal, nahm sich eine Nonne mit nach Vollraths, bei der er die Nacht vom 16. bis auf den 17. Juli schlief. Die Geschichte ist folgende. Ein reiches und junges Judenmädchen von Mainz, das mit den bei seinem Vater einquartirten Soldaten schon Buhlschaft trieb, gab sich an, daß es katholisch werden wollte, seine eigentliche Absicht war aber aus seines Vaters Haus zu kommen und freier leben zu können. Der Herr Weihbischof schickte es in das Kloster Gottesthal. Da die Franzosen da waren, dachte die Aebtissinn, das Mädchen, das schön war, würde vor den Franzosen in den Nonnenkleider sicherer als in weltlicher Kleidung seyn. Als der Adjutant da war, stach es ihm gleich in die Augen. Als er nach Vollraths kam, erzählte er, daß er zu Gottesthal eine schöne, junge Nonne gesehen, die ihm Blicke zugeworfen habe, die nicht gleichgültig waren, sie seye verliebt, und er müsse sie aus dem Kloster haben. Die Schwester der Frau von Greifenklau hatte die Unbesonnenheit, ihm zu sagen, daß es ein Judenmädchen wäre; er holte es nach Vollraths, wo es die Nonnenkleidung ablegte und die Hur des Adjutanten wurde. Verschiedene Officiere und der Gen. Bonami speißten am 21. Juli zu Vollraths. Ueber Tisch spaßte der Adjutant und sagte, ich bin doch ein anderer Kerl wie ihr, ich habe mir eine schöne Nonne aus dem Kloster geholt. O das kann ich auch sagte Bonami. Die Jüdinn sagte ihm die Namen der schönsten Nonnen. Bonami, der zu Algesheim lag, ritt mit dem Gen. Dubillie, der zu Eltvill lag hinüber und begehrte einige Nonnen mit Namen. Die Aebtissinn ließ erschrocken den Pater rufen und eine Nonne holen, schickte sie aber bald wieder ab, um ein Glas Wein für die Gäste zu holen. Die Nonne, die aus der Geschichte des Judenmädchens die Absicht dieser Herren ahndete, ließ Wein Wein seyn, machte sich über die Gartenmauer hinaus nach den Weinbergen und verbarg sich hinter den Hecken, die übrigen Nonnen verbargen sich im Kloster. Als die Nonne ausblieb, war Feuer im Dach, der Pater sollte absolut die Nonne herbeischaffen. Die Generäle schickten die bei sich habenden Husaren um das Kloster herum, da sie nichts mitbrachten, so ging es über den Pater her. Er mußte sich mit zusammengelegten Händen hinknien und die 2 Generale schlugen ihn so mit ihren Säbeln, daß Buckel und Aerme keinen andern Fleck als blau und schwarz hatten, wenn einer müde war, fing der andere wieder an, sie nahmen ihn noch ein Stück Wegs mit gen Vollraths, wo er noch manchen Hieb unterwegs aushalten mußte. Nun ging die Aebtissinn mit den Nonnen und dem Pater nach Schwalbach, wo er lange Zeit unter dem Feldscherer lag.

Königliches Theater zu Wiesbaden.

Kaiservorstellung am 1. Mai.

* **Maurer und Schlosser.** Komische Oper in 3 Akten von Daniel François Esprit Auber, Text von A. Eugène Scribe u. Germain Delavigne.

Maurer und Schlosser hatten bei der neuen Rheinbrücke gezeigt, was sie gemeinsam zu leisten vermochten. Sinnig war es von der Intendantur, diese Oper als Festspiel zu wählen. Recht angebracht erschien es ferner, den graziösen Auber mit dem hübschesten Erzeugnis seines „Esprit" zu wählen; ist die neue Brücke doch — geistig schon längst — auch nach Frankreich hinübergeschlagen. Die süße Melodik und das leichte Spiel gewährten überdies den vom Feste strapazierten Herrschaften eine Erholung, die ihnen von Herzen zu gönnen war. Den Darstellern und all den übrigen bei der Neueinstudierung und Neuinszenierung tätigen Kräften hat die Herausbringung des Werkchens gerade keine Erholung gebracht.

Der Inhalt der Oper ist bekannt. Zeit: kurz vor dem Beginn der Großen Revolution, Ort: Vorstadt Saint=Antoine von Paris, Milieu: kleine Bourgeoisie, Handlung: Zwei biedere Schwäger, Maurer und Schlosser von Beruf, werden am Abend der Hochzeit des ersteren von den Eunuchen des türkischen Gesandten gepreßt, um dessen Favoritin, die mit einem jungen französischen Edelmann aus dem Harem entfliehen wollte, samt letzterem zu fesseln und lebendig einzumauern; sie finden aber, wieder entlassen, Mittel, die Unglücklichen mit Gewalt zu befreien. Zwischendurch laufen die notwendigen komischen Personen und Situationen, abwechselnd mit tragischen und düstern, und das musikalisch-dramatische Genrebildchen alten Stils ist fertig.

Das Ensemble war zusammengestellt aus hiesigen Künstlern und aus Gästen. Herr Jörn aus Berlin gab den jungen Offizier Leon von Merinville; er war nicht sehr glücklich bei Stimme, und das Spiel ließ manches an Gewandtheit vermissen. Seine Partnerin dagegen, Frl. Robinson, früher die Unsere, jetzt in Karlsruhe, war als Favoritin Irma in den rein lyrischen wie in den kraftvolleren Teilen ihrer Rolle vorzüglich und ebenso im Spiel innig und minnig. Ein treffliches Paar gaben unser wackerer Tenorbuffo, Herr Henke (Maurer Roger) und die von Herbst ab engagierte Soubrette Frl. Hans (Henriette, Rogers Frau) ab. Eine glockenhelle, weiche Stimme und schönes, nicht geziertes Spiel finden wir bei letzterer. Den Schlosser Baptist gab der Baßbuffo Herr Knüpfer gesanglich sehr zufriedenstellend, im Spiel aber etwas zu steif, während seine Gegenspielerin, Frau Schröder=Kaminsky, die aufgeputzte, schnupfende und eifersüchtige Klatschbase Madame Bertrand in Sang und Spiel mit trefflicher Routine verkörperte. Der wilde Eunuch Usbeck und sein wackerer Genosse Rica fanden in den Herren Oberstötter und Winkel höchst entsprechende Vertreter, auch das Röllchen der Zobeide war bei Frl. v. Strozzi gut aufgehoben. Der Chor der Hochzeitsgäste und der Nachbarsfrauen, der Odalisken und Sklaven fügte sich, die Handlung belebend, frisch und fröhlich ein.

Selbstverständlich waltete über allem die gediegene Regie von Hofrat Dornewaß und die Direktion Professor Mannstädts, dessen Orchester durch Exaktheit und Wirkungsfülle glänzte.

Die Ausstattung war geradezu prächtig. Eingehende Studien waren wiederum voraufgegangen, um das Milieu bis ins kleinste richtig zu treffen. Meister Schick hatte im 1. Akt die Barriere von Charenton (genau bis auf die aufgewundenen Kerzenlaternen), im 2. ein herrliches Harem=Interieur, im 3. ein nettes Bürgerheim

im Vorstadtwinkel hervorgezaubert und ließ seine wunderbaren Beleuchtungseffekte mit gewohntem „Schick" spielen. Meister Rauppš Nachfolger, der junge, oft erprobte Kostüminspektor Nitzsche, hat gerade hier in der Zeichen- und Bekleidungskunst ein Kabinettstückchen geliefert. Ob französische bürgerliche Cidevants oder orientalische Schönen, die Kostümstudien verrieten wieder ein mit historischer Treue verbundenes feines, künstlerisches Verständnis, das nicht von gestern ist.

Die fürstlichen Besucher, die Festgäste und das zahlreiche Publikum waren von der Vorstellung in jeder Hinsicht hochbefriedigt. Der Kaiser hat dieser Befriedigung wiederholt Ausdruck gegeben.

Literatur.

*** Gedichte.** Von Hans Ludwig Linkenbach. 104 S. Ems H. Chr. Sommer. — Mit Vergnügen haben wir dies Liederbuch eines Landsmannes durchgelesen. Ein starkes lyrisches Talent offenbart sich in den kleinen Poesien, von denen wir zwei Proben in der heutigen Nummer wiedergegeben haben. Innigkeit des Gefühls und Gewandtheit in der Form, gutklingende Verse und meist ansprechende Motive nehmen den Leser rasch ein. Im Reim hätte der Dichter mitunter etwas exakter sein dürfen: fremd und könnt, möchtest und gedächtest, Höh' und Schnee passieren heutzutage nicht mehr. Aber wie gesagt, das Büchlein als Ganzes genommen ist das Produkt eines ernsten Wollens und guten Könnens.

*** Aus der Geschichte der evangelischen Gemeinde Kamberg.** (Heft 2 der Geschichtsbilder a. d. nass. ev. Diaspora). Von Ernst, Pfarrer. 23 S. Pr. 50 Pfg. Kamberg, Selbstverlag. — Der Verfasser gibt eine kurze aber lebendige Darstellung der Entwickelung der evangelischen Gemeinde Kamberg und ihres Kirchbaus. Anno 1859 begannen die Evangelischen der sieben zur Gemeinde gehörenden Orte den Gottesdienst in einem Saale der Kamberger Taubstummenanstalt; erst nach fast vier Jahrzehnten 1897 gelang es, das schöne kleine Gotteshaus zu errichten, das uns auf dem Titelbild vorgeführt wird. Das Schriftchen liest sich sehr nett; es ist sachlich gehalten und liebevoll gearbeitet und liefert den Beweis dafür, wie tapferes Festhalten am Plan und unbeirrtes Streben zum Ziele führt.

Neues aus Nassau.

S. K. H. der Erbgroßherzog von Luxemburg hat wegen eines Augenleidens sich in die Behandlung seines Schwagers Herzog Karl Theodor von Baiern gegeben. Die Besserung hat bereits erhebliche Fortschritte gemacht, was wir anderen Gerüchten gegenüber erfreut melden können.

S. Exz. der Chefpräsident der preußischen Oberrechnungskammer, Wirkl. Geh. Rat Eduard Magdeburg, unser früherer Oberpräsident, ein geborener Nassauer, hat vom Könige den erblichen Adel erhalten. In Nassaus Sohn wird Nassau selbst geehrt.

Der Westerwaldklub zählt nunmehr 39 Untervereine. Davon fallen auf Nassau 21, nämlich die Verschönerungsvereine Nassau, Dillenburg, Ems, Grenzau, Grenzhausen, Hachenburg, Hadamar, Hartenfels, Herborn, Herschbach, Höhr, Montabaur, Ransbach, Rennerod, Selters, Wallmerod, Westerburg, die Sektion Hoher Westerwald (Marienberg), Taunusklub Diez, Sektion Haiger, Westerwald- und Taunusklub Weilburg. Der Klub sorgt gleich seinen älteren Brüdern, dem Taunusklub und dem Rhein- und Taunusklub im Süden mit größtem Eifer für die touristische Erschließung des seiner Wirksamkeit unterstehenden Gebietes.

Die Kosten im Prozeß Moët u. Chandon gegen Söhnlein u. Komp. betragen 21800 Mk., welche die französische Firma zu tragen hat.

Nassauischer Geschichtskalender.

20. Mai.

1292. Die Kirche in Veltpach (Feldbach) wird von der Mutterkirche in Herborn getrennt. Wegen der Entlegenheit der Burg Dillenburg von Herborn und der Beschwerlichkeit des Wegs hatte sie Graf Otto von Nassau zu bauen angefangen, dessen Witwe Agnes sie aber vollendet und ihre Trennung von Herborn bei dem Deutschen Orden bewirkt. Sie war seitdem die Pfarrkirche für Dillenburg, das auch seine Toten dahin begrub, und blieb es bis zum 10. September 1490, wo die Pfarrei nach letzterem Orte übertragen wurde.

1686. Katharina Franziska, Fürstin zu Nassau, geborene Prinzessin von Croix, stirbt. Sie war die Tochter des Fürsten Eustache de Croix und am 16. Juni 1678 mit dem Grafen Walrad von Nassau-Usingen vermählt worden. Sie schenkte ihm fünf Kinder, darunter den am 2. März 1684 geborenen Thronfolger Wilhelm Heinrich.

25. Mai.

1632. Graf Ernst Kasimir von Nassau-Diez, der Stifter dieser besonderen Linie, wird, als er unter dem Prinzen Friedrich Heinrich von Nassau-Oranien in den Niederlanden als General vor Roermond gerückt war, um dieses zu belagern, aus der Festung durch den Kopf geschossen und getötet. Er war am 22. Dezember 1573 auf dem Schlosse Dillenburg geboren und ist der Stammvater der auf dem Königsthrone der Niederlande noch blühenden nassau-oranischen Linie.

1736. Die nassauischen Häuser walramischen und ottoischen Stammes schließen ihren ersten Erbvertrag, veranlaßt durch das rasche Eingehen einer ganzen Anzahl Zweige beider Stämme binnen kurzer Zeit. Die Bestimmungen besonders der wechselseitigen Besitznachfolge sind 1783 und 1815 ergänzt worden.

30. Mai.

1664. Graf Ernst von Isenburg stirbt kinderlos zu Brüssel. Mit ihm erlosch die seit dem 13. Jahrhundert blühende jüngere isenburg-grenzauische Linie. Trier ergriff damals unter dem Vorwande, als seien es heimgefallene Lehen, Besitz von den Aemtern Grenzau, wozu 12 Dörfer, und Herschbach, wozu die beiden Kirchspiele Marienrachdorf und Horhausen gehörten. Seitdem blieben sie in trierischem Besitz. Das Amt Isenburg (Maischeid) kam in die Gemeinschaft von Wied und Walderdorff.

1727. Fürst Lebrecht zu Anhalt-Bernburg-Schaumburg stirbt. Geboren am 28. Juni 1669, erhielt er als 2. Sohn die Gebiete Zeiz und Hoym und heiratete am 12. April 1692 Elisabeth Charlotte, die Tochter des Fürsten Adolf von Nassau-Schaumburg, die 1700 starb. Er verpflanzte den bernburgischen Zweig nach Schaumburg und Holzappel. Den Besitz trat er indes erst 1707, nach dem Tode seiner Schwiegermutter, der Fürstin Elisabeth Charlotte, Peter Melanders Tochter, an. Er war noch zweimal verheiratet. Sein Geschlecht, 1806 mediatisiert, erlosch 1812.

Briefkasten.

W. Z. in H. Eingegangen. Frdl. Gruß.
K. W. in G. Dankend erhalten, Verfügung vorbehalten.
K. M. in H. Besten Dank und frdl. Gruß.
L. S. in W. Siegfried oder Sifrid III. von Mainz 1230—1249.



№ 11. Wiesbaden, den 1. Juni 1904. 5. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20, beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Der schönste Lohn.

Wenn in dem Ringen deines Lebens
Du dich als stolzen Sieger wähnst,
Erwartungsvoll, doch ach, vergebens
Nach deiner Saaten Frucht dich sehnst;

Wenn der Verzweiflung Wogen brausen,
Ersticken dir des Lebens Lust —
Dann wende deinen Blick von außen
Und schau' in deine eigne Brust!

Wer edel strebte, wird dort finden
Den Lohn, der über allem steht:
Gewissensruhe wird ihm winden
Den Kranz, den nie ein Sturm verweht.



Variatio delectat.

Wenn es keine Wünsche gäbe,
Jeder sein Genügen hätte,
Und die Woge unsres Lebens
Eilte hin in lichter Glätte,

Ach, dann würde bald sie seufzen
Voll Verdruß in ihrem Bette:
Wenn ich doch zum Zeitvertreibe
Bald ein kleines Stürmchen hätte!

Geläute.

Wenn ich in dem tiefsten Schmerze
Auf der Glocken Klänge höre,
Sprechen zu mir aus dem Erze
Zaubervolle Himmelschöre.

Engel schweben auf und nieder,
Die mir Trostesworte spenden,
Altes Glück und Freude wieder
Streuen aus mit vollen Händen.

Frieden füllt mich; neues Leben
Löset meines Herzens Enge:
Neuer Hoffnung frohes Streben
Schenken mir die Glockenklänge.



Die boshafte Fortuna.

Als ich einst ein Los genommen,
Warf ich ein paar Aepfelschalen
Hinter mich; nach altem Glauben
Sollen sie die Zukunft malen.

Schnell ich schaue, ob dem Jaspruch
Oder einem Nein sie gleichen,
Voll Begierde. Auf dem Boden
Lag ein deutlich' Fragezeichen.

August Ammann.



Kronberg und sein Geschlecht IV.

1)

Von Albert Geyer.

Unter den Kronbergern des 16. Jahrhunderts ragen wegen ihres allgemein menschlichen Wertes und ihrer bedeutenden politisch-kirchlichen Stellung, die sie einnehmen, zwei Männer leuchtend hervor: Hartmut XII. und der Deutschmeister Walter XI. Wohl sind sie nach Charakteranlage und Lebenslauf grundverschieden; vor der Nachwelt aber stehen sie versöhnt da durch ihre Ueberzeugungstreue, durch ihre Standhaftigkeit in guten und bösen Tagen, durch ihre sittliche Höhe und durch den Ernst ihres Christentums, der sie beherrschte. Wir bemerken in ihnen nichts mehr „von der hohl widerklingenden Rüstung des mittelalterlichen Rittersmannes“; sie strebten Zielen nach, die in veränderter Zeitfärbung und Form noch unter uns verfolgt werden. Lassen wir die Lebensbilder beider Männer heute an unserem Geiste vorüberziehen.

1. Hartmut der Reformator.

Hartmut XII. wurde im Jahre 1488 geboren. Sein Vater Johann IX., früher kurpfälzischer Amtmann zu Oppenheim, starb im Jahre 1506 als kurmainzischer Vizedom in Aschaffenburg; seine Mutter war Klara von Helmstadt. Wahrscheinlich hat Hartmut seine Kinderjahre in Aschaffenburg verlebt. Schulbildung und ritterliche Erziehung erhielt der Knabe am Hofe des Pfalzgrafen Philipp des Aufrichtigen zu Heidelberg. Philipp VI. von Kronberg, Hartmuts Oheim und späterer Schwiegervater, war damals Marschall der Pfalz. Unter ihm lernte der junge Neffe den praktischen Krieg kennen in der blutigen „Pfälzer Fehde“ von 1503 bis 1507. Universitätsstudien machte Hartmut nicht. „Seine geistige Bildung war die des damaligen Uebergangs von der ritterlich feudalen zur kirchlich gelehrten.“

Nach seines Vaters Tode im Jahre 1506 trat er, 18 Jahre alt, an die Spitze des Kronenstammes. Bald darauf wurde er Mainzer Erbmundschenk, 1509 Burgmann zu Friedberg, 1510 Ganerbe zu Falkenstein und am 19. August 1511 Pfälzer Amtmann und Oberschultheiß zu Oppenheim. Diese Stellung behielt er bis 1515. Im Jahre 1511 verheiratete er sich mit seiner Base Anna vom Flügelstamm.

Zu dieser Zeit trat Luther auf. Die Wittenberger Kraftgestalt imponierte dem Kronberger Helden. Hartmut wurde ein besonderer Freund Luthers, dessen Ideen er erfaßte und bei seinen Standesgenossen und den Frankfurter Patriziern zu verbreiten suchte. Man hat ihn je nach der konfessionellen Stellung verschieden beurteilt. Der eine Geschichtsschreiber sagt, er sei ein ehrenwerter und eifriger Vor- und Mitkämpfer der Reformation, der andere, er gehöre ins Tollhaus. Wir möchten indes behaupten: Ein Mensch, der rückhaltlos seiner heiligsten Ueberzeugung Hab und Gut, seine eigensten Interessen opfern kann, ist mehr als ein Durchschnittsmensch, und wenn Hartmut hier und da gefehlt haben und nach unseren heutigen Begriffen mitunter einseitig gewesen sein sollte, so ist zu bedenken, daß er eben ein Kind seiner Zeit war und in einer religiös bewegten Zeit lebte.

Luthers Schrift „An den Adel der deutschen Nation“ (1520) wirkte anregend auf Hartmut. Mit dem vollen Eifer der Jugend — er stand in seinem 33. Lebensjahre — unterstützte er Luthers Werk. Bald schon finden wir ihn im brieflichen Verkehr mit dem Reformator; auch zu Ulrich von Hutten stand er in freundschaftlichen Beziehungen. Als der junge Kaiser Karl V. eine feindliche Haltung Luther gegenüber eingenommen hatte, verzichtete Hartmut freiwillig auf seinen Jahrgehalt von 200 Gulden, welchen er seit 1519, der Kaiserwahl Karls, aus der kaiserlichen Kasse bezog. An den Papst Hadrian VI. schrieb er: „Dein Papsttum steht wahrlich auf bösem, faulem Grund; das Haus, so darauf gebauet, mag vor dem Wind und Platzregen nicht bestehen.“ Darauf schilderte er das Verderben der Kirche, riet dem Papste, sich der weltlichen Herrschaft zu begeben, dem Kaiser Karl V. seine irdische Macht zu übertragen und sich bloß dem Amte eines Hirten zu unterziehen. Karl V. stellte er die nicht ganz leichte Aufgabe, den Papst mit „höchster Gütigkeit“ zu überzeugen, daß er der Statthalter des Teufels, ja der Antichrist selber sei. Dann sagte er einmal, wenn Luther dem Kaiser 100 000 Mann auf die Beine bringen würde, um nach Rom zu ziehen und die Kirche zu reformieren, möchte man die antichristlichen Güter, die „itz und geistliche Güter genannt sind, gebrauchen nach aller Notdurft“.

Das waren freilich merkwürdige Vorschläge, die wir aber verstehen, wenn wir uns in den Geist jener Zeit versetzen.

Luther, den diese Begeisterung Hartmuts erfreute, sprach ihm schriftlich seinen Dank und seine Anerkennung aus.

Hartmut, der schon verschiedene Ritter, wie Eirich von Reifenberg, Konrad von Hattstein, Lösch von Möllenheim und Georg von Stockheim in das Wesen der neuen Lehre eingeführt hatte, trat auch

---

1) Vergl. „Nassovia“ 1902 Nr. 15, 16, 22; 1903 Nr. 2.

Quellen: Henninger, Das Herzogtum Nassau; Rhein. Antiquarius II. Abt. 15. Band; Uthmann, Franz von Sickingen; v. Ompteda, Die von Kronberg; Rommel, Hess. Geschichte; Ranke, Die römischen Päpste; Albert Geyer, Die Pioniere des Deutschtums.

für den Prediger Hartmann Ibach zu Frankfurt a. M. wegen seiner religiösen Haltung in die Schranken.

Auf Veranlassung des Ritters Amandus von Holzhausen wurde es genanntem Prediger ermöglicht, am Sonntage Invocavit 1522 in der Katharinenkirche zu Frankfurt zu predigen. Er sprach über Ehe und Zölibat, und zwar so deutlich, daß der Dompfarrer Peter Meyer sich an den Kurfürsten in Mainz zu wenden für nötig hielt und um Verbot des Predigens und um Schutz bat. Hartmut verfaßte darauf ein geharnischtes Schreiben gegen Meyer, in dem er „vor den reißenden Wölfen" warnte, ließ es an der „Fahrpforten" anschlagen und schickte eine Abschrift an das Bartholomäusstift und an den Rat.

Die Frankfurter, durch Hartmuts Worte angeregt, setzten es durch, daß Ibach am Sonntage Oculi — 23. März — und am Sonntage Judica — 6. April wiederholt in der Katharinenkirche predigen durfte. Als er in der einen Predigt sagte, „man solle Pfründen und Almosen nicht mehr den Pfaffen und Geistlichen geben, sondern unter die Armen austeilen," und als er in der letzten wider die Anrufung der Mutter Gottes und der Heiligen sprach, gab der Rat den Beschwerden von Kurmainz nach und Ibach wurde „heimlich und in der Stille dimittiert."

Trotzdem brach sich seit dieser Zeit die lutherische Lehre in Frankfurt weiter Bahn.

Hartmut lag es auch sehr am Herzen, Kronberg und Eschborn für Luthers Ideen zu gewinnen, und bald sammelte sich in der kleinen Taunusstadt die erste protestantische Gemeinde innerhalb des späteren Herzogtums Nassau. Auch mit Ulrich von Württemberg trat Hartmut in Verbindung und wußte bestimmend auf diesen einzuwirken, daß er zur neuen Lehre übertrat, die er dann später auch in seinem Lande einführte.

Mit staunenswerter Ausdauer und Tatkraft verfolgte Hartmut das hohe Ziel, das er sich gesteckt. Den Bettelorden gab er auf, ohne genaue Prüfung der lutherischen Lehre nicht gegen diese zu agitieren. Luther, dem jene Schrift durch den Hauptmann von Berlepsch überbracht wurde, nahm einige Aenderungen an ihr vor, und dann erschien sie im Druck.

Wie hoch Luther Hartmuts Ueberzeugungstreue schätzte, geht aus folgenden Worten hervor, die er nach Durchlesung obigen Sendschreibens an ihn richtete: „Ich danke meinem Gott für die Gunst und Gabe, so Euch gegeben ist an der Erkenntnis der Wahrheit, dazu auch an der Lust und an der tätigen Liebe zu derselben; denn man spüret wohl, daß Euer Wort aus Herzensgrund quillt und zeiget, daß es nicht wie bei vielen allein auf der Zunge und in den Ohren schwebet, sondern im Herzen wohnet!"

In dieser Zeit sehen wir auch Hartmut kriegs- und kampfbereit an der Seite seines nahen Verwandten Franz von Sickingen. Schon 1518 schloß er sich mit Kaspar von Kronberg der Sickingischen Fehde gegen den erst vierzehnjährigen Philipp von Hessen an. Sickingens Bestrebungen, „dem Evangelium ein Fenster und der Freiheit eine Gasse zu machen," sollten aber für ihn selbst und Hartmut verhängnisvoll werden, weniger in diesem Kriegszuge — denn da blieben sie Sieger — als vielmehr vier Jahre später.

Am 27. August 1522 zog Sickingen in dem bekanntlich von ihm erregten Kampfe der Reichsritterschaft gegen die höheren Reichsfürsten gegen Trier, um den dortigen Kurfürst-Erzbischof Richard von Greiffenklau, der von der neuen Lehre nichts wissen wollte, zu befehden. Hartmut hielt es für seine Pflicht, an diesem Kampfe (wenn auch nicht aktiv) teilzunehmen. Während Sickingen mit seinen Verbündeten vor den Toren der Stadt Trier lagerte, bewachte er die Ebernburg, seines Freundes Schloß; denn ein feindlicher Ueberfall war nicht ausgeschlossen. Doch alles blieb friedlich um die stolze Feste. Da vertauschte Hartmut sein Schwert mit der Feder und schrieb verschiedene Schriften, so „Die Bestallung". Darin sieht er den himmlischen König als den wahren Kriegsherrn an, der allem Kriegsvolk zu Fuß und zu Pferd gebietet, der für die Ewigkeit anwirbt und der jeglichem Streiter als Lohn das ewige Leben verheißt.

Der Ausgang des Sickingischen Heereszugs ist bekannt; die Angreifer wurden zur Umkehr gezwungen.

Aber nicht allein auf Sickingen, sondern auf alle, die sich an jener Fehde beteiligt hatten, fiel die Katastrophe schwer zurück, hauptsächlich auf Hartmut XII., dessen Familienglieder seit Jahrhunderten im Lehnsverhältnis zu Trier gestanden. Er wurde geächtet und beschuldigt, den Zug gegen Trier in der Hauptsache veranlaßt und unterstützt zu haben.

Auf jenen Rückzug Sickingens folgte der Angriff durch die Bündner Trier, Pfalz und Hessen. Zunächst sollte Kronberg belagert werden. Am 11. Oktober 1522 rückten die drei Feinde Sickingens, Kurfürst-Erzbischof Richard von Trier, Kurfürst Ludwig von der Pfalz und Landgraf Philipp von Hessen mit großer Heeresmacht gegen Kronberg heran und umringten es von Osten, Süden und Westen. Hartmut verfügte über eine Besatzung von etwa 160 Kronberger Bürgern, 68 Landsknechten und 60 Bauern aus Eschborn und Niederhöchstadt. Kronberg geriet bei dem unerwarteten Ueberfall in große Bestürzung. Weiber, Greise und Kinder flüchteten aus der Feste, die so rasch als möglich in den erforderlichen Verteidigungszustand gesetzt wurde.

Vergebens hatte Hartmut, der bei dem Anmarsch des beträchtlichen Heeres von über 3000 Reisigen eine Niederlage befürchtete, seinen Vetter, den Deutschherren-Komtur Walter von Kronberg in Sachsenhausen, den nachmaligen Deutschmeister, um Hilfe und Vermittelung angegangen; vergebens hatte er die Feinde persönlich um Gnade gebeten; vergebens machte auch Hartmuts Gattin Anna, die, wegen ihrer Schönheit und Milde berühmt, im Geleite der Gräfin von Königstein und anderer anwesenden Damen in das feindliche Lager ritt, ihren ganzen Einfluß geltend; — die Fürsten blieben hartnäckig. Es wurden Schanzen aufgeworfen, Geschütze aufgestellt, und das Bombardement begann.

Hartmut, der an der Spitze seiner sehr geringen Besatzung kämpfte, mußte bald einsehen, daß er der Uebermacht nicht gewachsen sei, und so entfloh er

in Begleitung seines treuen Dieners Paulus Wysseln durch einen unterirdischen Gang und überließ den Befehl dem Junker Quirin. Dieser mußte die Verteidigung aufgeben, und am 16. Oktober erfolgte die Uebergabe von Schloß und Stadt, die Philipp von Hessen, ohne den Kaiser zu fragen, einstweilen (bis zum Jahre 1541) in Besitz nahm, worauf er trotz seiner Bündner Abraten die Reformation vollständig einführte.

Für den flüchtigen Hartmut begann nun eine harte Prüfungszeit. Zunächst eilte er nach Basel, verkehrte hier mit Erasmus und Oekolampadius, reiste zu Ulrich von Württemberg, hielt sich dann in Konstanz auf und machte vergebliche Versuche, die Sieger zur Herausgabe des ihm entzogenen Eigentums zu bewegen. Auch erließ er eine Rechtfertigungsschrift an alle Grafen und Edle in Deutschland, in der er sagte, er wolle öffentlich beweisen, daß der Papst mit seinem ganzen geistlichen Rat nichts anderes sei als Falschheit und Betrug; widerlege man ihm das, so wolle er sich schinden und vierteilen lassen.

Als aber sein Freund Sickingen am 7. Mai 1523 bei der Belagerung von Landstuhl getötet worden war, drei Monate später auch Hutten auf der Insel Ufnau elend dahinstarb, da überkam ihn eine große Verlassenheit. Er wohnte in demselben Jahre dem großen Rittertage zu Schweinfurt bei, trug den dort versammelten Rittern in Wort und Schrift das an ihm verübte Unrecht vor und bat, sich für ihn beim Reichsregiment zu Nürnberg zu verwenden. Er brachte dann, 1524, sein Gesuch um Wiedereinsetzung in sein Erbe dort persönlich vor, reiste hierauf zu Luther nach Wittenberg, suchte seinen alten Freund Ibach in Sonnenwalde auf, trat mit Spalatin in Verbindung und forschte erfolglos nach einer verschwundenen Schwester, die sich mit einem Juden verheiratet hatte.

Da der ruhelose Pilger in Sachsen nichts erreichte, begab er sich 1532 nach Prag an den Hof des Königs Ferdinand, wo er Gnade fand. Ferdinand sprach ihn von der Acht los; aber erst neun Jahre später gelang es ihm endlich durch warme Verwendung des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen sowie des Herzogs Moritz und des Grafen von Mansfeld, den Landgrafen von Hessen versöhnlich zu stimmen. Endlich, 1541, kehrte der vielgeprüfte Hartmut, nachdem die hessische Besatzung abgezogen war, in sein kastanienumrauschtes Kronberg zurück.

Hessen und Kronberg schlossen nun (1541) einen Burgfrieden, in welchem sich Landgraf Philipp verpflichtete, die in Kronberg eingeführte Augsburger Konfession zu unterstützen. Dieser Vertrag mußte von den Söhnen Hartmuts: Hartmut, Philipp und Johann Daniel von Kronberg mitunterzeichnet werden.

Hartmut XII. brachte die letzten acht Jahre seines Lebens auf der Burg Kronberg im Kreise seiner Familie zu. Er starb im 61. Lebensjahre, am 7. August 1549. Sein Leib wurde in der damals evangelischen Schloßkirche begraben. Nicht mit Unrecht paßte auf den großen Kronberger das Wort des Altmeisters Goethe:

„Irrtum verläßt uns nie,
Doch führet ein höher' Bedürfnis
Immer den strebenden Geist
Leise zur Wahrheit hinan." —

(Schluß folgt.)

Freiherr Eduard von Lade.

Von Dr. C. Spielmann.

Unser Nassauerland ist reich an Charakterköpfen in der Vergangenheit und Gegenwart. Die „Nassovia" hat ihrer schon eine Anzahl vorgeführt. Heute reihen wir abermals einen solchen Charakterkopf an: den in hohem Alter noch unter uns lebenden Freiherrn von Lade, der kürzlich sein 87. Lebensjahr vollendete.

Die Lades sind ein altes rheingauer Geschlecht; Geistliche und Beamte hat es dem kurmainzischen und nassauischen Regiment gestellt. Der älteste bekannte ist der Kanonikus Johannes Lade an der Kirche S. Maria ad gradus (zu den Greden d. h. Stiegen), der seinem Stifte anno 1371 (24. III.) auf vier Jahre eine Korngülte verschrieb und dafür u. a. seine beiden Höfe zu Geisenheim zu Pfand setzte. Im Jahre 1385 hören wir aus dem Geisenheimer Gerichtsbuche von einem andern Domherrn, Jakob Lade, zu Unserer Lieben Frauen zu Mainz; dieser verpfändete nämlich drei Bücher, versprach sie mit 60 Pfund Heller (56 Mark) einzulösen und verschrieb dafür lastenfrei 7 Viertel Weinberg im „Altbaum" und 5 Viertel Weinberg im „Fuchsberg", Distrikte in der Gemarkung Geisenheim gelegen. Es ist zu vermuten, daß diese beiden Lade Brüder waren; ein dritter, weltlicher, mag das Geschlecht fortgesetzt haben, das also in der Tat ein angesehenes gewesen sein muß.

Die folgenden Jahrhunderte sind leider für die Ladesche Geschichte dunkel. Doch geht aus der späteren Chronik hervor, daß neben der Linie in Geisenheim mehrere andere bestanden, bezw. sich von ersterer abgezweigt hatten. So finden wir, daß ein Lade im Großen Kriege Bürgermeister von Kassel war und dort bei der Verteidigung der Stadt den Heldentod starb. Wieder auf die Hauptlinie zurück führt uns Friedrich Christoph Lade, der 1680 starb und zu Aubach bei Weilburg, in dessen Nähe er Besitzungen hatte, beigesetzt wurde. Sein Sohn Friedrich August (I) Lade erscheint als nassau-weilburgischer Beamter und tritt bald darauf als in Schierstein begütert auf, näherte sich also dem Ursprungssitz des Geschlechtes wieder. Er starb 1748 in hohem Alter. Von seinen beiden Söhnen wurde der ältere, Frierich Christoph Lade, Landkommissarius in nassau-usingischen Diensten. Er soll ein schöner und gewandter Mann gewesen sein, wurde

aber leider nicht alt. Als im Oesterreichischen Erbfolgekriege, 1743, der König Georg II. von England mit der englisch-hannöverischen Armee den Rhein bei Neuwied überschritt, um seiner Verbündeten Maria Theresia zu Hilfe zu kommen, wurden namentlich die wilden Bergschotten bei ihrer Einquartierung in Biebrich und Wiesbaden den Einwohnern zur Last. Der Landkommissär Lade hat es damals verstanden, das schwerste Unheil abzuwenden. Friedrich Christoph Lade hatte drei Söhne, von denen Friedrich August (II) der Vater von Friedrich August (III) Lade, dem Vater des Freiherrn Eduard von Lade, wurde. Dem Großvater Friedrich August, der zuletzt nassauischer Hofkammerrat war, gehörte das sogenannte Weilburger Hofgut zu Wiesbaden, das an der Grabenstraße lag und jetzt dem Gebiete des königlichen Schlosses angegliedert ist. Der Vater Friedrich August (1783—1866) machte sich als Weingutsbesitzer und Weingroßexporteur dauernd zu Geisenheim ansässig.

Eduard von Lade, sein Sohn, ist am 24. Februar 1817, also im selben Jahre wie Großherzog Adolf, ein Jahr nach Gustav Freytag und zwei Jahre nach Bismarck, zu Geisenheim geboren. Die Jugendzeit verlief für ihn sehr glücklich. Von 1830 bis 1835 besuchte er das Gymnasium zu Saarbrücken, widmete sich dann dem Kaufmannsstande, führte 1839—1861 ein großes Export- und Bankgeschäft in London, Hamburg und Paris und war von 1845 bis 1860 Generalkonsul der italienischen Staaten, akkreditiert bei den Hansastädten und den übrigen norddeutschen Staaten. Außerdem vertrat er 1861, beim Ausbruch des nordamerikanischen Sezessionskrieges, die Unionsstaaten in Paris. Im selben Jahre kehrte er in die rheingauer Heimat zurück, hier das Ideal seiner Kindheit zu verwirklichen, sich einen Ruhesitz zu gründen mit einem Oekonomiegut, namentlich einem schönen Garten, um darin Obst- und Weinkultur zu treiben und einer Sternwarte, um sich der Astronomie widmen zu können. So entstand nicht weit von der väterlichen Niederlassung die reizende Besitzung Monrepos, die eine der schönsten Zierden des Rheingaus genannt werden darf.

Hier wirkt nun Eduard von Lade seit Jahrzehnten unermüdlich, ein Freund der Geschöpfe Gottes, seien es Pflanzen, Tiere oder Menschen, ihrer Veredlung und Pflege durch Tat und Schrift.

Monrepos vereinigt in sich den Zier- und den Nutzgarten harmonisch. Es ist das eben ein Zeugnis für das feine Verständnis, das den Freiherrn von Anfang an geleitet und immerfort begleitet hat. Mit dem ästhetischen Genuß des bloßen Schauens wird beim Besucher zugleich die praktische Beobachtung angeregt, in einer Weise, daß die Nutzkultur zu Monrepos nicht als solche an sich, sondern als notwendige Folge und Ergänzung einer schönen Ziergartenkultur sich bemerkbar macht. Das liegt schon in dem Prinzip der gesamten Anordnung. Da sehen wir das reizende Blumenparterre, das herrliche Rosarium, die Obstwaldungen und Rebenpflanzungen in so natürlicher Uebereinstimmung, daß sie sofort in die Augen springt. Der Ziergarten setzt sich in den Nutz- und Weingarten fort durch die künstlichen Formen, die wir in beiden gewahren und die wir doch nicht mit Rokokoschnörkeleien verwechseln dürfen. Denn die Baumpyramiden und anderen kunstvollen Pflanzungen tragen trotzdem den Stempel der Ursprünglichkeit, ja die einzelnen Exemplare, z. B. der Riesentraubenstock (er trug 1896 rund 2200 Trauben), stellen geradezu innerhalb ihrer Art und Gattung dar, was die Natur unter der Pflege der Zuchtwahl aus sich heraus zu leisten vermag.

Mitten in diesem Gartenparadies erhebt sich die schloßartige Villa mit dem Turm der Sternwarte; Statuen und Fontänen schaffen Abwechselung im Grün und in der Blumenpracht. Und all das unter des Rheingaus sonnigem Himmel und unmittelbar am grünen deutschen Rhein, im Ausblick auf die Wald- und Rebenhöhen des Niederwaldes, von denen das erzene Riesenbild Frau Germanias niederblickt, und auf den Rochusberg, von dem herüber das Kirchlein winkt!

Als Veredler der Pflanzen also haben wir Eduard von Lade schon teilweise kennen gelernt. Immerfort war er darauf bedacht, neue, vollkommenere, reinere, edlere Arten zu erzielen; Theorie und Praxis, Nachdenken und Erfahrung haben ihm die Mittel dazu an die Hand gegeben. Diese Bemühungen, ununterbrochen fortgesetzt, mußten bei steter konsequenter Ausnutzung des Errungenen schon bald hervorragende Erfolge erzielen. So kam es, daß die pomologischen Erzeugnisse von Monrepos auf Obstausstellungen die höchsten Auszeichnungen erhielten. Ebenso wurden die Traubensorten vielfach prämiiert; zwei neue, in Monrepos gezüchtete, erhielten den Namen „Lades Muskatgutedel“ und „Lades Lieblingstraube“. Wegen seiner Verdienste um die Rosenzücht wurde Freiherr von Lade zum Vorsitzenden, später Ehrenvorsitzenden des „Vereins für Rosenfreunde“ ernannt. Seine Erfahrungen hat er u. a. in der Schrift: „Der Obst- und Gartenbau in Monrepos“ niedergelegt.

Wie als Pflanzenfreund und Pflanzenveredler hat Freiherr von Lade sich auch stets an den Bemühungen der Vereinigungen für Tierschutz beteiligt. Ein Gedicht „Zur Beherzigung“, in dem in wohlklingenden, zu Herzen gehenden Versen der Jugend Mitleid mit den Tieren und liebreiche Behandlung der Geschöpfe einzuflößen gesucht wird, hat er in 75 000 Exemplaren unter warmer Befürwortung der Schulaufsichtsbehörden verbreiten lassen.

Das Höchste aber erschien wohl dem Herrn von Monrepos Menschenbildung, Menschenpflege. Aus diesen Bestrebungen entsprang zunächst die Gründung der Königlichen Lehranstalt für Obst- und Weinbau zu Geisenheim, 1871. Bereits fünf Jahre zuvor hatte Herr von Lade den König Wilhelm und den Grafen Bismarck unter Uebersendung der herrlichsten Proben seiner gärtnerischen Erzeugnisse für die Idee zu interessieren gewußt. Der Landtag bewilligte auch eine Summe; doch waren einige nassauische Abgeordnete für Kronberg, statt für Geisenheim. Aber Herr von Lade, einmal auf dem Wege, verfolgte sein Ziel mit Ausdauer, griff selbsttätig ein, entwarf Pläne, verteidigte das Projekt in Wort





und Schrift, unterstützte es in uneigennütziger Weise, und sein Vorhaben gelang. Heute blüht die Lehranstalt schon mehr als drei Jahrzehnte. Beim fünfundzwanzigjährigen Jubiläum (1896) wurde dem Freiherrn im Anstaltsgarten vom „Verein nassauischer Land- und Forstwirte“ und dem Landwirtschafts-Ministerium ein Denkmal gesetzt, auf dem er wie recht und billig der Gründer des Instituts genannt wird.

Damit ist für junge, arbeitsfrohe Menschen eine ebenso geistig erziehende wie körperlich gesunde Bildungssphäre eröffnet worden. Ueberhaupt hat Freiherr von Lade stets auf das alte lateinische Wort: Mens sana in corpore sano hingewiesen. Aeußerst lehrreich und interessant sind seine Schriften „Hygienische Winke“ und „Schulreform“, in welchen er seine hygieinischen Vorschläge entwickelt, deren Befolgung um so mehr angebracht erscheint, als er selbst ihr sein hohes Alter verdankt. [1])

Auch seiner Anregung, mehr weibliche Hände beim Obst- und Gartenbau zu beschäftigen, sollte man folgen. Wie sehr ist in gesundheitlicher Beziehung eine derartige Wirksamkeit jener in der Fabrik-Industrie vorzuziehen! Auch ist die Frauenhand geschickter und sorgsamer als die des Mannes.

Ueber die irdischen Angelegenheiten erhebt der Schloßherr von Monrepos nach des Tages Arbeit die Blicke zu den Sternen. Auch hier hat er höchst Anerkennenswertes geleistet. Nach seinen Angaben und unter seiner Leitung ist auf der Sternwarte durch die geschickte Hand von R. Dietz ein vorzüglich anschaulicher Mondreliefglobus entstanden. Die Astronomen haben ihn dafür geehrt, indem sie eine Mondlandschaft „Lade“ benannten. — Ferner wollen wir die Beschäftigung des Freiherrn mit der Lösung des Problems der unmittelbaren Ausnutzung der Sonnenenergie hier erwähnen.

Schießlich sei noch angeführt, daß unser Nassauerland, speziell der Rheingau dem Freiherrn von Lade die Erhaltung der Schönheit eines Teiles des Rheinufers zu danken hat. Bald nach der Annexion sollte die Rheinkorrektur von Rüdesheim stromauf der Schiffahrt zu Nutzen begonnen werden. Uferbauten, Dämme, Krippen u. s. w. würden die Naturromantik zerstört haben, ohne das Fahrwasser zu verbessern. Den Bemühungen des Herrn von Lade gelang es, dies zu verhindern. Die schon begonnenen Arbeiten wurden eingestellt, und als sie später infolge des preußisch-hessischen Stromkorrektionsvertrags wieder aufgenommen wurden, ist die Strecke Rüdesheim-Geisenheim ausdrücklich von allen Regulierungsarbeiten verschont geblieben; die bereits vorhandenen Buhnen sind sogar entfernt worden.

Die Verdienste des Herrn von Lade sind auch höheren Orts allseitig anerkannt worden. Fürst Bismarck attachierte ihn während des deutsch-französischen Krieges der norddeutschen Gesandschaft in Wien. Kaiser Wilhelm I., der ihn 1874 mit der Großherzogin von Baden in Monrepos besuchte, adelte ihn, sah ihn auch bei der Einweihung des Niederwalddenkmals, zu welcher von Lade seinen „Kaiser Wilhelm-Festmarsch“ komponiert hatte, stets in seiner Nähe. Bismarck nannte ihn seinen Freund, und Kaiser Wilhelm II. erhob ihn zum Freiherrn. Dankbar wird ihm auch seine Vaterstadt bleiben deren Ehrenbürger er ist, und die Zöglinge der Geisenheimer Lehranstalt werden seinen Namen in ihrem künftigen Wirkungskreise hoch in Ehren halten.

Möge dem rüstigen alten Herrn noch weiter ein gesegnetes Schaffen vergönnt sein.

[1]) Auf dem 1. Internationalen Kongreß für Schulhygieine zu Nürnberg, Ostern d. J., wurde auch des Freiherrn von Lade und seiner Bestrebungen höchst ehrend gedacht.

Drutgerestein.

Von J. Wagner-Wittenberg.

Auf dem Westerwalde, westlich der alten Residenzstadt Hachenburg, nördlich von Kirburger, südlich von Marienberger Gemarkung begrenzt, erhebt sich der über 500 Mtr. hohe Wolfstein. Die ganze Gegend um Marienberg herum, zu welchem der Wolfstein politisch gehört, hat eine hohe Lage, auf dem Gebirge, das sich südlich zur Großen Nister herabsenkt und rauhes, ja kaltes Klima. Trotz verhältnismäßig guten Bodens gedeihen die Knollengewächse besser als das Getreide oder gar Aepfel, Zwetschen und Nüsse; dafür aber ermöglichen vortreffliche Wicken das Halten eines gerühmten Viehschlages. Ueber die Kernhaftigkeit der dortigen Bevölkerung auch nur ein Wort zu verlieren, erübrigt sich; es sind die Enkel und Kinder derer, welche bei Waterloo, Wörth und Sedan mitgekämpft und gesiegt haben. In der Marienberger Landschaft blüht der Abbau von Erz; die dortigen Brauneisensteingruben sind hinreichend bekannt und geschätzt. So war es nur der natürliche Gang der Dinge, wenn die wasser-, wald- und wiesenreiche Gegend wohl schon frühzeitig besiedelt wurde, so früh, daß über jenem Vorgange nur der Schleier der Sage weht, den kein Strahl der Sonne der Geschichtskunde durchleuchtet. Daß aber unmittelbar vor den Germanen hier Kelten hausten, nimmt man nicht nur allgemein an, sondern auch der Dekan Vogel und der Beschreiber des Westerwaldes, E. Heyn, wissen davon zu berichten. Freilich, wissenschaftlich ist die weitere Folge der verschiedenen Landesbewohner noch nicht in loco zur Evidenz nachgewiesen, und wer den genannten Herren durchaus nicht glauben will, dem darf man darob nicht zürnen, denn Gründe oder Belege werden nicht angeführt oder gegeben — aus dem einfachen Grunde, weil das eine sehr schwere, noch nicht ganz geklärte Materie ist. Unzweifelhaft aber hat der jetzige Wolfstein seinen Namen wohl in den letzten Jahrhunderten erhalten; früher hieß er Drutgerestein, den Kremer II, 121 für das Jahr 1048 speziell anführt. Dieser Name kann uns vielleicht behilflich sein und ein brauchbares Mittel werden, um einen flüchtigen Blick in keltischen und altgermani-

schen Kultus bezw. Aberglauben zu tun. Außerdem aber erscheint mir gerade die nähere kritische Betrachtung des Namens darum interessant, weil er meines Wissens bisher noch nicht in der Literatur besprochen wurde und zudem geeignet sein könnte, die an dem Drutgerestein haftende Volksüberlieferung zu klären.

Männer, die ein Herz für ihr Volk haben, haben seit den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in sinniger Weise alles das gesammelt, was die gewöhnlichen Leute aus alten Zeiten einander erzählten, längst unverständlich gewordene Sagen und Mythen, die keiner laut zu erzählen wagte und die dennoch von Mund zu Mund gingen. Sie retteten dadurch einen goldenen Schatz des deutschen Volkes vor völligem Untergang, einen Schatz, der gleich den unscheinbaren Gaben der Zwerge zuerst in seinem Werte verkannt wurde, um dann jetzt endlich in seiner Kostbarkeit erkannt und auf seinen gediegenen Inhalt untersucht zu werden. In weiterem Sinne gehört hierzu die Angabe Vogels: „Auch von der Religion der Kelten, und daß auch sie sich einst über Nassau ausgebreitet, finden sich noch die unverkennbarsten Spuren. Der Druidenstein bei Herkersdorf (über den Verfasser dieses später in der „Nassovia" berichten wird) und der Drutgerestein (jetzt Wolfstein im Amte Hachenburg) erinnern an die festgeschlossene Priesterschaft des Keltentums." Und E. Heyn berichtet in seinem Buche „Der Westerwald", daß keltische Priester auf einem großen Felsblock des Drutgeresteins ihren Göttern Menschen- und Tieropfer dargebracht hätten.

Wahrlich, alle jene gewaltigen Bilder, welche dem innern Auge sich zeigen, wenn unsere Gedanken sich in jene keltischen Vorzeiten und zu deren blutigen Opferfeierlichkeiten zurückversenken: der mächtige hohe Berg, der zu den Wolken aufragt, den die Sonne mehr als die Hälfte des Tages in die Lande leuchten läßt, über den zur Nacht in Winter und Herbst die Stürme brausen und die Wolken brauen, — der finstere Wald —, die Einsamkeit des Ortes, sie alle sind beim Drutgerestein von der Natur selbst gegeben.

Auch weiß man, daß vor der ersten westgermanischen Wanderung in der Tat in der Nistergegend Kelten gewohnt haben. Mithin wäre es nicht unmöglich, daß Vogels Bericht der Wirklichkeit entspräche, — wenn man die erste Silbe des Drutgerestein oder auch Trutgerestein als völlig synonym mit Druide, dem keltischen Worte für Priester halten will. Ich tue das für meinen Teil nicht, oder wenigstens nicht ohne weitgehenden Vorbehalt, mit welchem Recht, wird sich später zeigen. Aber bleiben wir zunächst bei der Weiterbesiedelung der Marienberger Gegend. Angenommen kann werden, daß sie ungefähr 200 Jahre vor Christi Geburt von erobernden Germanen besetzt, daß sie nach der Völkerwanderung von neuem besiedelt wurde, und es ist geschichtlich sicher, daß es in ihr im frühen Mittelalter zwei sehr alte Orte gab, nämlich Kalczberg, welches später Kackenberg hieß und Hana, später Hoën; das erste ist schon 879, das letztere 950 von Bedeutung und urkundlich nachgewiesen. Für eine starke deutsche Bevölkerung der in Rede stehenden Landschaft zurzeit der Kaiser aus dem sächsischen Hause, spricht auch der Umstand, daß das Dorf Kirburg im Jahre 1048 bereits eigne Grundherrlichkeit ausübte, im Besitze des Blutbannes und des Zentgerichts war und ein eignes Kirchspiel bildete, weshalb es um 1215 den Namen Meginheresfanc, d. h. Bifang des Meginher ablegte und Kirchburg hieß; noch 1461 schreibt man es Kyrburch, erst 1534 erscheint der heutige Name: Kirbergk, den das Volk Kirwerich ausspricht. Der jetzige Kreisort Marienberg ist nicht ganz so weit in der Geschichte zu verfolgen; Kehrein führt sie 1167 und früher als Sante Mergenberg an, unter der Anmerkung, daß der Name Maria in der nassauischen Volkssprache sehr verstümmelt gesprochen wird, bald Marien, bald Merjen[1]), so 1710 Merenberg, heute aber gar Marmerich! Ueber die Dörfer Salzburg und Hof, letzteres gleichbedeutend mit Hofheim, habe ich Authentisches betreffs ihres Alters nicht in Erfahrung gebracht; ihrer Bildung nach sind sie jedoch ebenfalls aus der 1. Periode der Dorfgründungen. Wir sehen also, daß die Umgebung des Drutgeresteins schon zu verhältnismäßig frühgeschichtlicher Zeit von Germanen bewohnt war, und wir wissen, daß sie unsern Berg nicht Wolfstein, sondern eben Drutgerestein nannten, der auch bei ihnen wie angeblich bei den Kelten von besonderer Bedeutung war, denn es sollen auch bis vor 100 oder noch weniger Jahren dort Volksfeuer angezündet worden sein. Meine Nachforschungen für die Jetztzeit haben leider ergeben, „daß solche Feuer schon seit Menschengedenken (?) nicht mehr bestehen." Ich bin nun der Meinung, daß die Germanen und später die Deutschen keinesfalls auf dem Berge ihren Göttern Menschen- oder Tieropfer darbrachten; denn eben der Name, richtig verstanden, sagt uns etwas ganz anderes: Drut—gere—stein; so muß das Wort etymologisch angefaßt werden. Nun halte ich das deutsche Wort Drute für einen möglichen Verwandten des keltischen Druide, wie ja einzelne Worte beiden Sprachen gemeinsam sind, oder für ein Lehnwort; indes kommt hier die sprachliche Abstammung weniger in Betracht, als die Gewißheit, daß Trute und Drude bereits im Althochdeutschen nachgewiesen ist; ich erinnere nur an das so oft vorkommende trût = geliebt, das auch substantivisch = Liebling oder Liebchen vorkommt. Den Sprachforschern aber ist es nicht unbekannt, daß dieses selbe Wort im Laufe der Jahrhunderte seine Bedeutung wechselte oder erweiterte, indem es im Mittelhochdeutschen, also gerade im 11. Jahrhundert, in der Bedeutung: Geliebte des Teufels, das heißt Hexe erscheint. Ich komme zur Mittelsilbe gere; es ist dies das am schwersten zu bestimmende Wort, obgleich es des Rätsels Lösung enthält, denn es kommt bei weitem seltener vor als das gleichklingende geren oder geron, welches den Sinn des heutigen begehren hat. In unserem Falle aber stammt es von geren ab, was so viel bedeutet wie congregare d. h. versammeln. (Siehe Grimm.) Der keltischen Sprache gehört es nicht an.

[1]) Ueberhaupt am Rhein; am Niederrhein (Köln): Zint Märjen = Sankt Marien.

So ergibt sich ganz natürlich, will sagen ohne jede Künstelei: Drutgerestein ist der Stein, auf welchem die Hexen sich versammeln. Mögen früher die Druidenpriester ihre gemeinsamen Opfer hier abgehalten haben, sicher haben hier später Germanen und spätere Deutsche, früher wohl in den „Zwölf Nächten", dann in der Walpurgisnacht Feuer angezündet zur Abwehr der Dämonen und Unholde, besser, der nach dem Bocksberg ziehenden Hexen. Ich wähle diesen, für jene ferne Zeit unrichtigen Ausdruck, weil er uns allen geläufig ist; richtiger wäre es, böse Geister zu sagen, welche nach dem Glauben unserer heidnischen Vorfahren das behagliche Dasein der Menschen und ihre sorgenlose Existenz durch verderblichen Zauber jeder Art störten. Während sie den Schauplatz ihrer gefährlichen Ränke meist in den Wohnungen der Menschen fanden, verlegten die Zauberer und Zauberinnen ihre Tätigkeit auch auf Wald, Feld und Wiese; es sind die Stammeltern der späteren schwarzen Kunst, bei welcher schon damals Steine, Wurzeln, Tiere, Zähne und Schwänze eine große Rolle spielten. Der nächtliche Zug der späteren Hexen ist indessen uralt, und auf Wotans wilde Jagd zurückzuführen; den Unholden schließen sich bei dem Ritt auf dem Besenstiel alle übrigen bösen Geister an. Die älteste Veranlassung dieses Mythus beruht auf den brausenden Stürmen, welche zurzeit der Wintersonnenwende, seltsam gebildete Wolken vor sich herjagend, vernichtend über Berg und Tal fahren. Feuer aber galt den Germanen in erster Linie als das reinigende Element; wo Donars heilige Flamme lohte, war kein Wirkungskreis für dunkle Mächte.

In unsern Tagen liegt der Wolfstein unbeachtet von dem modernen Wanderer, fern von der Eisenbahn, in ländlicher Ruhe, schön wie vor zweitausend Jahren da. — Kein Priester weiht das Opfertier einem zürnenden Gotte, und in den Zwölf Nächten oder in der Walpurgisnacht toben wohl noch Stürme ob seinem Haupt; aber die Hexen sind müde und sittsam geworden und bleiben fein daheim. Die hehren Tage, die der Drutgerestein sah, sie sind auf ewig dahingerauscht.

Der Leopardenritter.

Von Auguste Spielmann.

Es war im Frühling 1257. Die Sonne bestrahlte ein glänzendes Bild, das sich vor der alten Stadt Frankfurt am Main auf dem „Frankenfelde" den Blicken darbot. Der weite Platz war umsäumt von prächtig geschmückten Tribünen, auf denen viele edle Frauen und tapfere Ritter, sowie wohlhabende Patrizier und sonst achtbare Bürger Platz genommen. Sie alle kamen von nah und fern, um einem jener glanzvollen Schauspiele, einem Turniere beizuwohnen. Es war veranstaltet zu Ehren der deutschen Königswahl, die zu Frankfurt stattfinden sollte. Die Wähler waren in zwei Parteien gespalten; die eine stellte den König Alfons von Kastilien auf, die andere den Grafen Richard von Cornwall und Poitou. Am Tage nach dem Turnier sollte eine Einigung erzielt werden, so hofften die Beteiligten.

Kurz vor Beginn des Ritterspiels gab sich eine große Bewegung unter den Zuschauern, wie auch unter den bereits in den Schranken weilenden Geharnischten kund. Am Eingange zeigte sich nämlich eine wundervolle Erscheinung zu Pferde an der Seite eines älteren Ritters. Letzterer war Graf Dietrich von Falkenburg und erstere seine Tochter Beatrix — oder auch Guda genannt —, ein bildschönes Edelfräulein, entzückend von Gestalt und edlem Wesen, dabei, wie man sagte, von seltener Herzensgüte und -stärke. So war es nicht zu verwundern, daß alle Blicke sich ihr zuwandten. In Gesellschaft der beiden befand sich noch ein Jugendgenoß des Grafen, der Ritter Philipp von Falkenstein, den es gleich seinen Freunden aus dem Kölnischen von seiner Burg Kaub gen Frankfurt zur Wahl zog.

Leicht und graziös glitt Schön-Guda vom Pferde herab. Ihr Vater führte sie zu einer der Tribünen, ließ sie Platz nehmen und begab sich dann mit dem Freunde in die Schranken. Eine Anzahl der Ritter eilte zu der Edeldame hin, um eine Gunstbezeigung des holden Mädchens zu erhaschen. Mancher hoffte, daß Guda ihn als ihren Ritter nehmen würde. Aber sie verhielt sich gleichgültig gegen Bitten und Dringen der Edeln, ebenso gleichgültig, wie sie es stets gegen ihre zahlreichen Bewerber gewesen war.

Bald nahm das Spiel seinen Anfang, und Gudas Blicke folgten ihm mit Spannung. Es währte nicht lange, da fiel ihr besonders ein Ritter auf, der fast bei jedem Gange Sieger blieb. Ihre schönen strahlenden Augen suchten bald nur immer jenen unter den Kämpfenden. Wer mochte er wohl sein? Sein Schild war ihr fremd; er zeigte einen goldenen Leoparden im roten Feld. Der Ritter war von stattlicher Gestalt, die sich überaus vorteilhaft in dem sich anschmiegenden Kettenpanzer ausnahm. Jetzt — während einer Pause — bemerkte der Held sich von der Jungfrau beachtet. Seine glänzenden Blicke flogen zu ihr hin, so flammend, daß Guda holdselig errötete. Eine kleine Bewegung, — und von ihrem langwallenden weißen Gewande, das nur von einem kostbaren Gürtel umspannt wurde, löste sich eine blaue Schleife. Blitzschnell eilte der Leopardenritter auf das flatternde Ding zu; er neigte ein Knie vor dem herrlichen Geschöpf und bat, die Schleife in Kampfesspiel und -ernst tragen zu dürfen und so ihr Ritter zu sein. Ein wenig verschämt und doch beglückt, gewährte Guda ihm seine Bitte. Ihre Blicke tauchten dabei ineinander, als wollte eins in des anderen Seele lesen, ob wohl noch ein Plätzchen für ihn darin frei sei. Gering nur erschien dem Sieger der goldene Preis, den er für seine Tapferkeit errang, gegen das Pfand, das ihn zu Gudas Ritter machte.

Das Turnier nahte seinem Ende. Da fuhr Guda plötzlich erschreckt von ihrem Platze auf. Ihr Vater, der sich bisher siegreich seines Widerparts erwehrt hatte, war bei einem plötzlichen Scheuen seines

Streitrosses, das der Gegner schnell ersah, von diesem aus dem Sattel gehoben und in den Sand geschleudert worden. Der Herr von Falkenstein, der in der Nähe des Gestürzten stand, eilte auf ihn zu, ebenso der Leopardenritter. Die beiden Edeln hoben den Grafen auf und trugen ihn zu einem Zelte. Guda, todesbleich, litt es nicht länger auf ihrem Platze. Geleitet von ihren Frauen, begab sie sich durch die Reihen, der ihr ehrerbietig Platz Machenden, von vielen mitleidsvollen Blicken verfolgt, ebenfalls nach dem Orte, wohin ihr Vater gebracht worden war. Auf halbem Wege schon kam ihr Ritter ihr entgegen und führte die Zitternde zum Zelte an ihres Vaters Schmerzenslager.

Der Arme war bewußtlos. Der rasch gerufene Arzt stellte innere Erschütterungen fest, die allerdings nicht unbedingt lebensgefährlich wären, aber zur äußersten Vorsicht mahnten. Sofort wollte das bestürzte Mädchen Anstalten zur Heimreise treffen. Als der Arzt fragte: Wohin? und Guda angab: Ins Kölnische, schüttelte er bedenklich das Haupt. Ob sie keinen näheren Aufnahmeort wüßte, so fragte er. Da antwortete Ritter Philipp von Falkenstein, daß er seinen Freund auf seine Burg Kaub am Rheine bringen wolle, was nur die Hälfte des Weges sei. Dankerfüllt gegen den Edlen, gab Guda ihre Einwilligung.

Der Transport des Grafen konnte aber nur langsam von statten gehen, so hatte es der Arzt befohlen. Der Leidende wurde weich auf einem Wagen gebettet, und die Rückkehr konnte erfolgen. Beim Abschied küßte der Leopardenritter die Hand seiner Herzensdame, versicherte sie seiner innigen Liebe und Treue und erbat sich eine hoffnungspendende Antwort. Was benötigte es vieler Worte! Gudas Mund bestätigte ihm nur die Sprache ihrer Augen; sie gab ihm mit süßer Stimme ihre Liebe ebenfalls zu erkennen. Da bat er die Holde, drei Monate auf ihn zu warten. Sie gelobte es ihm fest, und mit liebebeglücktem, wenn auch schwerem Herzen, schieden sie von einander. Noch lange sah der Leopardenritter dem stattlichen Zuge nach, in dessen Mitte die Geliebte von dannen zog, leicht und sicher auf ihrem Zelter sitzend, vom langen Blondhaar, das nur von einem Stirnband gehalten wurde, wie von einem Mantel umweht. — — —

Am Tage nach dem Turnier fand die Wahl des deutschen Königs statt. Eifrig hatten Trier und Sachsen für Alfons gestimmt; aber Köln und Mainz widersprachen lebhaft und wählten schließlich Richard, der ihnen hohe Summen Silbers zahlen mußte. Die Gegenpartei räumte das Feld, und der feierlichen Ernennung zu Frankfurt stand nichts mehr im Wege. Die Krönung sollte zu Aachen stattfinden. Allerdings vergingen noch einige Wochen bis dahin, denn so schnell vollzog sich in damaliger Zeit die Reise nicht, und Richard wollte zuvor auch noch die Gelder aus England in Empfang nehmen.

* * *

Drei Monate waren seit der Krönung Richards ins Land gegangen, als ein glänzender Reiterzug sich den Toren der Burg Kaub näherte. Der Burgwart stieß laut ins Horn, worauf der Schloßvogt in den äußeren Burghof eilte, um zu sehen, wer ankäme. Da forderten auch schon zwei Herolde Einlaß im Namen des Königs Richard. Die Zugbrücke rasselte herab, und in majestätischer Schönheit sprengte an der Spitze des Zuges der neue Herr des deutschen Reichs in den Burghof.

Beglückt durch die Ehre des hohen Besuches eilte nun der Burgherr selbst herbei, um seinen König zu empfangen und in den Palas zu führen.

Richard erkundigte sich sogleich nach dem Befinden des Grafen von Falkenburg und nach dessen schöner Tochter, der sein Besuch gelte. Vorerst aber wünschte er, den Vater zu sprechen. Da berichtete der edle Falkensteiner seinem hohen Gaste, daß sein Freund zwar noch der Schonung bedürfe, aber doch glücklich wiederhergestellt sei. Er öffnete dabei den Vorhang zum Nebengemache und bat den Grafen herein zu kommen. Graf Dietrich eilte auf den König zu und wollte ein Knie beugen; doch der Herrscher ließ dies nicht zu, sondern reichte ihm freundschaftlich die Hand.

„Es freut mich," sprach Richard zum Grafen, „daß Ihr Euch wieder so weit erholt habt; ich trete heute als ein Bittender vor Euch. Man rühmt im ganzen Lande die Schönheit Eurer Tochter, und so, Graf von Falkenburg, gewährt mir die Hand Eurer edlen Beatrix oder Guda, wie sie ihrer inneren Vorzüge halber geheißen wird, zum Bunde fürs Leben."

Der Vater war hocherstaunt über solchen Antrag. Wohl war sein Kind vielumworben; aber nun der König selbst! Doch seine Freude währte nicht lange. Ernst antwortete er, daß seine Guda wohl bald sterben werde. Sie habe ihn mit Aufopferung gepflegt; bald aber sei sie bleich geworden und still und täglich trauriger. Er wisse diesen Zustand seiner Tochter sich nicht zu erklären, da sie früher stets voll Fröhlichkeit gewesen sei. Der hohe Werbende bat den Bekümmerten, dennoch Guda seinen Antrag zu offenbaren; vielleicht würde sie im Glanze seiner Krone wieder genesen.

Graf Dietrich verbeugte sich zustimmend und verließ das Gemach, während sich der König mit dem Falkensteiner unterhielt, der ihn bisher insgeheim forschend betrachtet hatte. Es währte nicht lange, so erschien der betrübte Graf wieder — und sogleich merkte der Werbende den ablehnenden Bescheid; er freute sich im Innern darüber, aber äußerlich blieb er ernst.

„Es ist, wie ich Euch, meinem erhabenen Herrn, schon im voraus sagte. Guda weigert sich, Euern gnädigen Antrag anzunehmen. So wie sie alle anderen bisher abgelehnt habe, so müsse sie auch Euch denselben Bescheid geben. Sie sei sich wohl der hohen Ehre bewußt, die ihr werde, aber auch der Glanz der Königskrone könne ihren Entschluß nicht wankend machen. Sie läßt Euch bitten, ihr nicht zu zürnen. Dies sind ihre eigenen Worte, mein hoher Gebieter", vollendete Graf Dietrich.

Währenddessen flog ein heller Strahl der Freude über des Königs Antlitz. Er faßte in sein Wams und — zog eine blaue Schleife daraus hervor.

„Nehmt dies, edler Graf," sprach er, „und bringt es Eurer Tochter, die ebenso fest am Treuschwur hält,

als sie berühmt an Schönheit ist. Denn wißt nun, daß Guda mich längst kannte, wenngleich sie weder meinen Namen noch Rang wußte." Und unter atemloser Spannung der beiden Edeln erzählte Richard von seiner Anwesenheit beim Turnier zu Frankfurt, daß er jener Turnierkämpfer sei, den Guda dort zu ihrem Ritter erkoren, und dem sie diese blaue Schleife zum Pfand gegeben habe. Nichts verschwieg er; auch nicht, daß sie sich Liebe und Treue zugeschworen, und daß er Guda um drei Monate Wartezeit gebeten habe. Allerdings seien vier Monate daraus geworden; er habe aber begreiflicherweise nicht eher kommen können, bis die Reichsangelegenheiten geordnet gewesen wären. Guda habe sicher gedacht, sie sei von ihrem Ritter vergessen, und nur dies könne ihre Leiden deuten.

Hohe Freude kehrte ob dieser Nachricht in Falkenburgs Herz ein. Mit der Schleife in der Hand eilte er abermals zu seiner Tochter. Doch nahm er sich vor, sie zu prüfen, ob sie Richard wirklich in Liebe zugetan sei.

Als ihr Vater eintrat, erhob sich Guda und ging ihm entgegen; doch plötzlich blieb sie stehen, preßte die Hände gegen die Brust, die sich heftig hob und senkte und erglühte purpurn. Sie hatte die Schleife, das Pfand der Liebe, in ihres Vaters Hand erblickt. Der alte Graf aber trat näher zu ihr hin und fragte sie streng, ob sie das Band kenne und ob also vielleicht Liebesgram ihr Leid gewesen sei bisan? Es sei ein armer Rittersmann im glänzenden Zuge des Königs mitgekommen und habe angegeben, daß er zu Frankfurt einst von ihr dies Band als Liebespfand erhalten habe; — ob dem wirklich so sei?

Guda neigte sich vor dem Vater und flehte ihn an, ihr zu vergeben. Ja, sie liebe jenen Ritter, den sie, da sie keinen Namen von ihm wisse, stets bei sich den Leopardenritter genannt habe, denn dieses Wappen hätte er im Schilde geführt. Daß er aber ein kühner Recke sei, das habe er beim Turnier bewiesen. Es sei auch wahr, daß sie ihm Treue geschworen habe, und sie würde diese halten. So endigte sie sanft aber fest.

Graf Dietrich stellte sich empört, daß eine Gräfin von Falkenburg so schnell einem Unbekannten ihre Liebe geschenkt habe; er werde sie in ein Kloster bringen, auf daß dessen kahle Mauern ihr Herz und Sinn kühlten. Doch jetzt solle sie sich mit ihm zur Halle begeben, um ihren erhabenen König zu begrüßen.

Guda wollte etwas dagegen einwenden, aber der Graf befahl ihr, schweigend zu gehorchen. Ein wenig zitternd, bleich, doch festen Schrittes, stieg Guda an ihres Vaters Arm hinab in den Saal.

Da stand im Sonnenglanz des Glücks mit einem Lächeln auf seinem männlich schönen Antlitz König Richard und blickte sehnsüchtig auf die Geliebte. Als Guda sich eben auf des Vaters nochmaliges Geheiß, den Gebieter zu bewillkommnen, diesem zuwandte und das Köpfchen erhob, da — klang plötzlich ein heller Jubellaut durch den Raum, und mit hocherrötendem Antlitz eilte die holde Gestalt auf ihren Leopardenritter zu.

„Wohl sind schon mehr denn drei Monde verflossen, teure Guda," sprach Richard, „aber wartetest du trotzdem auf mein Erscheinen, so soll dir's hinfort gelohnt werden. Willst du denn meine Krone mit mir teilen? Einmal hast du sie schon ausgeschlagen, wiewohl sie deiner Schönheit eine würdige Glorie gäbe." „Doch," so fuhr er ernster fort, „Dank dir dafür! du ließest dich durch den Glanz der Macht nicht verleiten, dem Unbekannten treulos zu werden. Dein edles Herz hat sich bewährt."

Mit diesen Worten schloß er sie an seine Brust und drückte den Verlobungskuß auf ihre süßen Lippen.

So wurde Beatrix oder Guda von Falkenburg auf der Burg Kaub die Braut Richards, des erwählten deutschen Königs.

Zum ewigen Gedächtnis aber dieses frohen Ereignisses nannte der Herr von Falkenstein seine Burg fortan: Gutenfels.

Miszellen.

Sch. L. **Feuerlöschordnung für den Grund Breidenbach.** (Aus hessen-darmstädtischer Zeit.)

Actum Gladenbach, am 23. Febr. 1784.

Weil sich Bey Verschiedenen Gelegenheiten ergeben, daß die Feueranstalten im Grund Breidenbach noch nicht, wie sie sein sollen, sondern ziemlich schlecht sind: So wir den sämtl. Schultheißen anheute Vorgeladen und ihnen folgendes aufgegeben:

1. Wann in einem Ort selbsten Feuer entsteht, sollen so gleich 4 Junge Bursche, oder andere Flüchtige Personen, die am ersten zu haben sind, in die nächst gelegenen 3 Dörfer, sie mögen in oder außer dem Amt gehörig seyn, eilends fortlaufen, die 4. aber an den Beamten weggeschickt werden.

So dann sollen alle die Leute im Ort, welche Brunnen in Höfen, oder Häußern haben, eine Person dabei stellen und Wasser ziehen laßen und solches in eine dabei zu stellende große Bütte schütten.

Die Mans Leute sollen mit Ledern Eimern das Wasser herbei tragen, die Weibs Personen aber mit Hölzern Eimer und zwar letztere, wo nicht, aber doch größtenteils aus denen Brunnen lauter helles und solches nach den Feuerspritzen, so bald dieser eine da ist, bringen, damit lauter reines Wasser darin komme.

Niemand soll, wenn das Feuer noch nicht nahe an seinen Gebäuden ist, sich mit Rettung seiner Effecten Beschäftigen und dadurch das Löschen versäumen, sondern sich beim Löschen gebrauchen laßen und arbeiten helfen.

Entsteht das Feuer bei Nacht, so soll in Jedem Hauß eine Laterne mit Licht in die Fenster gehangen und eine Person, allenfalls alte schwächliche, oder sehr junge Leute, die nicht helfen löschen, dabei gestellt werden, das Licht zu unterhalten und Vor Schaden in acht zu nehmen.

2. Ist das Feuer in einem andern Ort aber doch im Amt, so soll aus Jedem Hauß, eine erwachsene Person, theils mit Ledern, theils mit Hölzern Eimern, theils mit Aexten nach dem Ort zu laufen.

Folglich:

Von	Anzahl der Häuser	Mann mit Ledern Eimer	Personen mit Hölzern Eimer	Mann mit 1 Feuer Haaken	Mann mit Aexten
Breidenbach	60	40	17	2	6
Wolzhausen	24	20	8	2	4
Niedereisenhausen	48	30	10	2	6
Quotshausen	17	10	4	—	3
Obereisenhausen	27	16	6	2	3
Steinperf	30	16	8	2	4
Niederdieten	37	22	8	2	5
Oberdieten	31	18	8	2	3
Niederhörlen	18	10	4	2	2

Von	Anzahl der Häuser	Mann mit Ledern Eimer	Personen mit HölzernEimer	Mann mit 1 Feuer Haaken	Mann mit Aexten	
Oberhörlen	37	22	8	2	5	
Gönnern	57	37	17	2	4	
Frechenhausen	28	16	6	2	4	
Lixfeld	54	32	14	2	4	2Mann zum Laufen ins Dillenburgische
Simmersbach	54	32	12	2	6	2Mann zum Laufen ins Dillenburgische
Roth	44	26	8	2	6	2 M. z. Laufen ins Dillenb. Wittgenst.
Achenbach	32	18	8	2	4	
Gladenbach	24	14	6	2	2	
Wiesenbach	27	16	6	2	3	
Breidenstein	27	16	6	2	3	
Wallau	77	42	16	2	10	Die übrigen laufen ins Wittgenst. und Amt Biedenkopf
Weiffenbach	28	16	6	2	4	

Nota a) Die mit Hölzern Eimern nach dem Feuer laufen, tragen im Ort, wo es brennt, nur Brunnen oder sonstiges Wasser nach den Feuer Spritzen, geben also ihre Eimer nicht aus den Händen.

b) Die mit Aexten laufen, werden am Ort, wo es brennt, theils zur Bewachung der geflüchteten Effecten, theils zum niederhauen der Gebäude, wenn solches nötig ist, theils auch um die Feuer Leitern anlegen zu helfen, gebraucht.

Soviel Landsoldaten aus einem Ort nach dem Feuer laufen, so viel weniger brauchen mit Aexten zu laufen.

c) Wenn es zwar im Amt, aber über 2 Stunden entfernten Orte Brennt, so werden keine Feuer Hacken mitgenommen. Die dazu bestellte Leute nehmen demnach, wenn das Feuer im Amt ist, Eimer mit. Ist es aber außer Amt, so bleiben sie zu Hauß.

d) Wenn diese Leute mit denen Feuer Haacken ans Ort Kommen, wo es Brent, melden sie sich gleich Bey dem Beamten, oder wenn dieser noch nicht da ist, Beym Schultheißen und halten sich nahe ums Feuer auf, Helfen auch, wenns nöthig ist, Leitern anschlagen, gehen aber gleich wieder zu ihrem Kommando.

e) Die nächste Dörfer, an den Ort, wos Brent, müssen allemal einen Wagen anspannen und 2 Feuer Leitern mitgeben und nach dem Feuer fahren laßen, da dann auch auf solchen Wagen die Feuer Haacken geworfen werden. Folglich sollen die zu Feuer Haacken bestimte 2 Mann allemal den Wagen anspannen.

f) Wenn das Feuer soweit gedempft und gelöscht ist, daß kein Schade weiter zu besorgen stehet, muß der Schultheiß des Orts, wenn etwa der Beamte nicht daran denken sollte, alle die Land Soldaten und die, welche mit Aexten gekommen sind, um das Dorf herum, besonders, wo Ausgänge sind, zur Wacht ausstellen, welche niemand eher aus dem Ort fortgehen laßen sollen, bis die Ledern Eimer wieder alle an ihre Herrn ausgegeben und die Leute von Jedem verleßen und ob sie auch alle dageweßen, untersucht sind. — Zu dem Ende.

g) Sollen nach gelöschtem Feuer alle Leute eines Orts sich zusammen begeben und der Schultheiß ihres Orts, welcher allemal mit zum Feuer kommen und das Verzeichniß der Feuer Laufer mit Bringen muß, soll solche bey sich Versammeln, sodann dem Beamten, der beym Feuer ist, Vorführen, demselben das Verzeichniß geben, damit sie verleßen werden können.

Wenn aber das Feuer außer dem Amt oder außer dem Land ist: So laufen nur die Helfte von den vorbeschriebenen Leuten.

Die mit Feuer Haacken sonst laufen müßen, bleiben zu Hauß.

Dieses soll nebst der Fürstl. Feuerordnung alle Jahr Viermal Bey versamleter Gemeinde Verleßen und dabei Jedes mall die Leute Benahmt werden, die Bey entstehendem Feuer mit Ledern, oder Hölzern Eimern, oder mit Aexten, oder im Amt mit Feuer Haacken laufen sollen.

P. H. Krebs.

Königliches Theater zu Wiesbaden.

* **Die Erbschleicher**, Komödie in Versen in 4 Akten von François Regnard, übersetzt und bearbeitet von Theobald Rehbaum, zum erstenmal am 17. Mai. — Ein kranker reicher Junggeselle will sein Testament machen. Der Neffe, der alles erben möchte, läßt durch seinen Diener, einen brauchbaren Filou der scheinheiligfrommen Gesellschaft unter Ludwig XIV., die andern Erben: einen weiteren Neffen und eine Nichte, die er verkleidet darstellt, dem Onkel gründlich verleiden. Schon scheint der Spitzbubenstreich gelungen, da stirbt der Erblasser. Aber dem Gauner von Lakai tut das nichts; er spielt nun seine Rolle als kranker Erbonkel vor den Notaren, vergißt dabei aber nicht, sich selbst und seine Geliebte gründlich zu bedenken. Und als der Totgeglaubte später wieder erwacht, weiß die Erbschleicherbande den alten Mann zu überreden, daß er in lethargischem Zustande das Testament so, wie es vorliegt, in der Tat, aufgegeben habe. Die ganze Handlung ist in ein Netz von komischen und drolligen Situationen eingewickelt und in der derben Weise eines Schülers des alten Molière, der wohl manches von des letzteren „Esprit und Elegance" aufweisen kann, zum Vortrage gebracht, so recht im frivolen Charakter jener Periode, die den Grund zur Großen Revolution legte. Der Bearbeiter, in Wiesbaden lebend, hat das Stück dem deutschen Geiste, soviel es ging, annehmbar zu machen versucht.

Die Inszenierung durch Herrn Köchy war gut und das Spiel flott und leicht. Den alten Onkel Geront gab Herr Tauber mit Glück, den vornehmen Windbeutel Eraft, Herr Schwab mit gewohnter Routine. Die resolute Haushälterin Geronts wurde von Frau Rodius-Doppelbauer gegeben, der die Rolle trefflich lag. Frl. Santen und Frl. Katajczak als Madame und Mademoiselle Argant und die Herren Andriano und Zollin als Apotheker und Notar Strupel wären in den Nebenrollen noch zu erwähnen. Den Vogel schoß der berühmte Gast Herr Konrad Dreher ab, der das geriebene Chamäleon von Diener Crispin mit aller ihm zu Gebote stehenden Komik verkörperte. Das Publikum amüsierte sich im allgemeinen, wenn auch vereinzelter Widerspruch laut wurde.

Der Abend schloß mit dem reizenden Ballet „Monrepos" des Freiherrn E. von Lade.

Literatur.

* **Klänge vom Rhein.** Gedichte von August Ammann. 315 S. Pr. 3 Mark. Breslau, E. Trewendt. — Der Dichter mit dem in Nassau geachteten Namen ist den Verehrern der Poesie kein Fremder mehr. Er gehört zu den rheinischen Sängern, die in schön abgeklärter Weise Ernst und Humor zu vereinen wissen, wie das die lied- und weinfrohe Heimat eingibt. Schon seine Sammlung „In ernsten und heiteren Stunden" hat das sattsam bewiesen. Nie schlägt Ammann, um es trivial aber bezeichnend auszudrücken, über die Schnur; er verliert sich nicht in weltschmerzliche Fernen und wird im Humor nicht banausisch; eine edle Selbstbeherrschung zeigt sich da wie dort, und darum kann man seine Poesien allzeit mit Genuß lesen. Besingt er in treuem Gedenken seine frühverklärte Gattin, oder schildert er mit glühenden Farben seine geliebte Heimat, preist er mit echt rheinischem Frohsinn den funkelnden Wein, oder ruft er in sanft elegischen Tönen nach Seelenfrieden, überall weht es uns warm und heimelnd an. In seinen trefflichen Spruchgedichten erweist er sich als Schüler Mirza Schaffys; er hat dessen Gedanken und Formen in eigenartiger Weise fortgebildet, ist also kein bloßer Nachbilder geworden. Was Reimkunst und äußere Gestaltung angeht, huldigt er der alten Schule; er hat sich auch vom modernen Naturalismus nicht ankränkeln lassen, und daran tat er recht. Denn daß der Naturalismus im Absterben begriffen ist, nachdem er nun schon bald zwei Jahrzehnte hindurch seine Zeit übersättigt hat, das liegt offen zu Tage. Allen Freunden einer echten Poesie sei also das Ammannsche Liederbuch empfohlen. Einige Proben haben wir in dieser Nummer gegeben.

* **Erlöste Kunst.** Ein Weckruf an alle Wagnerfreunde. Von Ernst Lauterer. 21 S. Pr. 60 Pfg. Nürnberg, Verlag des Verfassers. — Der Verfasser des Schriftchens wendet sich gegen die geschäftsmäßige Ausbeutung von Wagners Kunst in Baireuth und München,

Recht hat er. Es ist bald an der Zeit, daß die unsterblichen Werke unseres größten Wort-Tondichters Gemeingut des deutschen Volkes werden und nicht mehr dazu herhalten müssen, die Neugier eines sonst überreizten oder bloß zahlenden Publikums aus aller Welt zu befriedigen. Mehr Kunst ins Volk; los von Baireuth! Was schlägt nun der Verfasser vor? Er will die Gründung eines Volks-Festspielhauses und zwar — auf dem Gipfel des Feldbergs im Taunus, dort, wohin kein Getümmel der Großstadt dringt, wo deutscher Wald, deutscher Himmel nah, wo Brunhilde ihr Reich überschaute, wo Asgart und Mittgart aus der Ferne winken, wo schon ein halb Jahrhundert deutsche Volksfeste gefeiert werden. Der Gedanke ist durchaus nicht phantastisch. Man lese nur die sehr trefflichen Ausführungen. Bloß ein deutscher Carnegie oder Rockefeller fehlt. Fände er sich, dann könnte geholfen werden.

Neues aus Nassau.

Der König und die Königin von Schweden und Norwegen, letztere bekanntlich Stiefschwester Großherzog Adolfs, feierten den 15. Mai (Sophientag) zu Rüdesheim und auf dem Niederwald.

Großfürst Michail Michailowitsch von Rußland, des Prinzen Nicolas von Nassau Schwiegersohn, ist zum Kapitän im russischen Heere ernannt worden.

Die Stadt Kaub begeht am 25. September d. Js. das 400. Jubiläum der glücklich überstandenen Belagerung durch den Landgrafen von Hessen. Das damals kurpfälzische Rheinstädtchen hat sich in der sogenannten „Pfälzer Erbfehde" wacker gewehrt, und die Kauber Bürgerschaft tut ganz recht, daß sie den Gedenktag mit einer kleinen Festlichkeit begehen will. Als poetisch verklärende Gestalt ragt in die denkwürdige Begebenheit das „Elslein von Kaub", in Lied und Erzählung gefeiert, hinein; auch dieser lieblichen rheinischen Sagengestalt wird man beim Feste nicht vergessen. Wir werden auch in der „Nassovia" unsern Beitrag zu dem Tage liefern.

Auf den diesjährigen Kölner Blumenspielen (1. Mai) erhielten u. a. Preise: Freiherr D. v. Zedlitz und Neukirch und H. Stobitzer (beide in Wiesbaden); ehrenvoll erwähnt wurden A. C. Strahl, Wiesbaden, L. Tepe van Heemstede, Oberlahnstein, u. Freifrau M. C. von Malapert-Neufville, Dresden.

Die Keramische Fachschule zu Höhr hat auf der Internationalen Ausstellung in Petersburg in den Gruppen „Pädagogik" und „Gewerbe und Industrie" die höchste Auszeichnung (Ehrendiplom) und in der Gruppe „Kunst" die Goldene Medaille erhalten.

Im Jahre 1903 ist die Zahl der Volksschullehrer im Regierungsbezirke von 2164 auf 2198, die der Volksschullehrerinnen von 375 auf 393 gestiegen.

Zu Wiesbaden ist mit dem Sommersemester eine Volksschulklasse für Schwachbegabte errichtet worden, die 18 Schüler zählt.

Die letzten Idsteiner, d. h. Lehrer, die 1851 noch das alte Simultanseminar zu Idstein besuchten, feierten am Pfingstdienstag in Limburg ihr fünfzigjähriges Jubiläum.

Der emeritierte Lehrer Ch. Ph. Pulch zu Wiesbaden beging am 18. Mai die Feier seiner fünfzigjährigen Tätigkeit als Lehrer der Stenographie. Vor 20 Jahren feierte er das gleiche Jubiläum als Lehrer und ist nun fast 90 Jahre alt.

Die evangelische Bergkirche zu Wiesbaden beging am 12. Mai die Feier ihres fünfundzwanzigjährigen Bestehens.

Die Gesellschaft „Elektron" zu Griesheim hat für die Hinterbliebenen der 26 bei der Explosion von 1901 Verunglückten einen Unterstützungsfonds von 400 000 Mark gestiftet. Bravo!

Ein Langenschwalbacher, Thomas Diefenbach, ging in den fünfziger Jahren als Kellner in die Welt. Nach und nach schwang er sich zum Hotelbesitzer in Mailand auf. Jetzt ist er gestorben und hat den Diakonissen zu Schwalbach 100 000 Mark vermacht, seinen Verwandten außerdem das Dreifache hinterlassen.

Ein Frankfurter Rentner hat dem Kaplan zu Wirges sein Vermögen vermacht; 275 000 Mark soll der Erbe einer würdigen katholischen Landgemeinde zum Kirchenbau überweisen. Die Wahl ist auf Siershahn gefallen, das seinen bereits gesammelten Baufonds einer bedürftigen Gemeinde überlassen will.

Das Mandat des nassauischen Landtagsabgeordneten Kommerzienrat E. Bartling ist für ungültig erklärt worden.

Bei der Bergfahrt der „Deutschen Motorradvereinigung" auf den Feldberg am 12. Mai legte der Fahrer Geiger die 12½ Km. von Oberursel bis zum Gipfel in 15½ Minuten zurück. Donnerwetter Parapluie! würde Schloßvogt Pedro gesagt haben.

Dillenburg hat an Kurgästen derart Zuspruch, daß es sein Kurhaus erweitert.

In Dillenburg kommen auf 4400 Einwohner nicht weniger als 87 Personen im Alter von 70—94 Jahren, in Wied-Selters auf 1176 Einwohner 38 im Alter von 70—89 Jahren.

Nassauischer Geschichtskalender.

5. Juni.

1288. Schlacht bei Worringen. Erzbischof Siegfried von Köln aus dem Hause Westerburg wird von Herzog Jan von Brabant geschlagen und vom Grafen Adolf von Berg gefangen genommen. (Vgl. den Aufsatz des Herausgebers in Nr. 5 u. ff.)

1351. Der älteste nassauische Erbverein wird von den Grafen Adolf und Johann, walramischer Linie, geschlossen. Die wechselseitige Nachfolge nicht nur in der Grafschaft Nassau, sondern auch in den neu erworbenen Herrschaften Gleiberg, Merenberg und Weilnau wurde darin festgesetzt. Dieser Verein kam erst 1605 nach dem Erlöschen der Idsteiner Linie in Anwendung.

10. Juni.

1646. Die Feste Gleiberg, während des Großen Krieges mit dem Amte (nassau-weilburgisch) durch Verleihung seitens des Kaisers an Hessen-Darmstadt gekommen, wird von dem hessen-kasselischen Generalmajor Geiße erobert und in eine Ruine verwandelt. (Der Tag steht nicht genau fest.)

1810. Das Theater zu Wiesbaden wird einer Herzoglichen Intendantur unterstellt. Erster Intendant war Reg.-Rat und Kammerherr Frhr. von Ungern-Sternberg. Das Theater befand sich damals in einem Saale des Badhauses zum Schützenhof.

15. Juni.

1324. Der erste umzäunte Tiergarten im Lande wird angelegt. Er lag bei der Burg Nassau, und die walramische Linie überließ dessen alleinigen Besitz dem Grafen Emich I. von Nassau-Hadamar.

1702. Fürst Walrad von Nassau-Usingen, niederländischer und kaiserlicher Feldmarschall, erobert die von den Franzosen besetzte Festung Kaiserswerth. (Spanischer Erbfolgekrieg.)

Briefkasten.

A. L. in K. Das eingesandte Manuskript steht zwar nur in indirektem Zusammenhang mit Nassau, nichtsdestoweniger wollen wir es unter Miszellen bringen.

A. L. J. in M. Wird mit einer kleinen Aenderung kommen.

L. B. in W. Sowie im Briefkasten die Notiz: Dankend angenommen! steht, wird das Betreffende auch früher oder später kommen.

Redaktionsschluß: 27. Mai.



№ 12. Wiesbaden, den 16. Juni 1904. 5. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20, beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Gedenkblatt an Kaiser Friedrich.



Zur Klage alle Wesen sich vereinten;
Die Felsen, Pflanzen und die Tiere weinten,
Daß lauter Wehruf weit die Welt durchtöne,
Weil Baldur sank in seiner Sonnenschöne.

Von Ruhm und Frühlingswonne freudetrunken,
Sah'n plötzlich wir in dunkle Nacht versunken
Des Vaterlandes Stolz, die Zukunftssonne,
Der Männer Vorbild und der Frauen Wonne.

„O kehre wieder!" klang des Volkes Rufen
Jnnbrünstig an Osiris Altarstufen,
„O kehre wieder!" klingt durch unsre Tage
Wie bei den Griechen die Adonisklage.

Was schmerzerlöst zu süßem Todesfrieden
Als lichtes Vorbild ist von uns geschieden,
Ist es verloren, ewig uns vergangen,
Weil Todesnacht das Sonnenaug' umfangen?

Sind Baldur, Siegfried noch in Grabesbanden?
Wir sah'n bei Deutschlands Osterfest erstanden,
Den einst gerufen unsre Sehnsuchtsklage:
Nicht totgeboren war die Baldursage.

Denn Kaiser Friedrich war die Siegfriedblüte,
War Baldur gleich an sonnigem Gemüte;
Er war das Vorbild, das wir heiß ersehnten,
Der Führer, wie ihn unsre Väter wähnten. —

Du Volksliebling mit dem milden Herzen,
Du Friedensfürst und Dulder bitt'rer Schmerzen,
Des Geist erleuchtet stets das Höchste suchte,
Den alle liebten und dem keiner fluchte:

„O kehre wieder!" rufen Deutschlands Söhne,
Denn nicht dem Grab gehört das Lichte, Schöne.
Was wir beglückt geschaut als Zeitgenossen,
Erstehe neu in deines Stammes Sprossen!

Friedrich Fischbach.



Johann Philipp und Friedrich Rudolf Karl Krebs.

1) Von Prof. Lic. Dr. Albert Krebs.

Am 27. Mai 1904 waren es hundert Jahre, daß ein Mann geboren wurde, dessen auch heute noch viele, die auf dem altehrwürdigen Weilburger Gymnasium einen Teil ihrer Geistesbildung erworben haben, mit dankbarer Verehrung gedenken. Wenn daher von dem Herrn Herausgeber der „Nassovia" an den Schreiber dieser Zeilen das freundliche Ersuchen gerichtet worden ist, ein kurzes Lebensbild seines Vaters Friedrich Rudolf Karl Krebs zu entwerfen, zugleich damit aber auch seines Großvaters Johann Philipp Krebs zu gedenken, damit das Andenken an diese beiden hervorragenden Gelehrten und Schulmänner Nassaus auch noch weiter wach erhalten werde, so hat er sich dieser Aufgabe mit Freuden unterzogen und bittet bei der Beurteilung dessen, was er schreibt, nur um die Nachsicht, die der Sohn und Enkel wohl in Anspruch nehmen darf, wenn es gilt, dem Vater und Großvater ein Ehrendenkmal zu setzen.

Von dem älteren der beiden, dessen Name ebenfalls noch heute in der philologischen Welt einen guten Klang hat, soll zuerst die Rede sein.

Johann Philipp Krebs wurde geboren am 4. Juli 1771 zu Halle an der Saale, wo sein Vater, der als Wundarzt den Siebenjährigen Krieg mitgemacht hatte, seit dessen Beendigung in der Vorstadt Glaucha wohnte und als Chirurg praktizierte. Unter den fünf Söhnen seines Vaters war Johann Philipp der dritte, die beiden ältesten wurden Geistliche, der nächstjüngere wurde ebenfalls Schulmann, der jüngste, der Rechtswissenschaft studiert, dann aber als Blücherscher Husar die Freiheitskriege mitgemacht hatte, wurde später Steuerbeamter. Nach des Vaters Willen hätte Johann Philipp den Beruf eines Arztes ergreifen sollen; als er aber bei einer Operation, bei der er dem Vater Handreichung tun sollte, ohnmächtig wurde, verzichtete der Vater auf die Freude, einen seiner Söhne in seinem Berufe zu sehen, und Johann Philipp durfte das Studium ergreifen, das ihm doch das liebste war, Theologie und Philologie und zwar vorzugsweise die letztere. Nachdem er daher von seinem vierten Lebensjahre an in der deutschen, und vom neunten Jahre an in der lateinischen Schule des berühmten Franckeschen Waisenhauses in Halle Unterricht genossen hatte, bezog er im Jahre 1788 die Universität seiner Vaterstadt. Die Schulverhältnisse am Halleschen Waisenhause waren damals höchst mangelhaft, und von den etwa 30 Lehrern, die er in seiner Schulzeit dort gehabt hatte, hat außer einem einzigen, keiner einen bleibenden Eindruck auf ihn gemacht. Ganz anders war es auf der Universität. Da genoß er in ganz besonderem Maße den Unterricht des größten Philologen seiner Zeit, des großen Friedrich August Wolf, der auch später der Haupt-Lehrer seines zweiten Sohnes Rudolf werden sollte. Diese Zeit, in der er Wolfs Vorlesungen hörte und mehrere Jahre — länger, als es sonst gestattet war — Mitglied des von Wolf geleiteten philologischen Seminars war, nennt er selbst die Zeit reichster wissenschaftlicher Ausbeute. Von unnennbarem Werte, sagt er selbst, war ihm das häufige Zusammensein mit Wolf, der Verkehr mit anderen gleich strebsamen Studierenden, von denen einige mit ihm dauernde Freundschaft fürs Leben schlossen, die Teilnahme an ihren Arbeiten und die aus allem dem sich ergebende gründliche philologische Ausbildung. Das Schülerverhältnis zu Wolf verwandelte sich denn auch in eine bis zu des Meisters Tode dauernde herzliche Freundschaft. Und wenn in späteren Jahren, als Johann Philipp Krebs bereits längst in Weilburg war, Wolf, inzwischen Professor an der Berliner Universität geworden, bei Gelegenheit von Badereisen in dem Nassauischen oder sonst in der Nähe sich aufhielt, dann kam auch immer eine dringende Einladung von dem großen Gelehrten an den einstigen Schüler und jetzigen Freund, ihn zu besuchen und Stunden fröhlichen Wiedersehens mit ihm zu feiern. Von einem solchen Zusammensein wird später noch geredet werden.

Doch zurück nach Halle, wo Johann Philipp im Anfang der neunziger Jahre noch das Glück hatte, Wolfs Schüler zu sein, und wo er sogar bei dessen wissenschaftlichen Arbeiten ihm allerlei Hilfe leisten durfte, woraus wiederum das Vertrauen Wolfs in seines Schülers Tüchtigkeit und Gewissenhaftigkeit ersichtlich ist. Der rühmenden Empfehlung Wolfs verdankte Johann Philipp es auch, daß er vom Jahre 1792 an als Lehrer des Lateinischen und Griechischen im Halleschen Waisenhause beschäftigt wurde. Und auch da entbehrte er nicht des freundlichen Rates seines väterlichen Freundes, der ihm nicht nur ein Wegweiser in wissenschaftlichen Fragen, sondern auch in solchen der Didaktik, Pädagogik und Disziplin wurde.

Das Jahr 1795 brachte die Berufung an das Weilburger Gymnasium. Ein glänzendes Zeugnis Fr. Aug. Wolfs hatte auch hier die Wege geebnet, und am 16. Oktober 1795 reiste Johann Philipp Krebs von Halle ab, selbst schweren Herzens und begleitet von guten, aus bangem Herzen hervorquellenden Wünschen seiner Angehörigen und Freunde, ganz besonders aber seiner schon hochbetagten Mutter. Niemand kannte den Ort genauer, der die neue Heimat Johann Philipps werden sollte; nur einer wußte weniges davon. Der Kanzler der Universität, Dr. Niemeyer, ein entfernter Verwandter

der Krebsschen Familie, konnte ihm einiges wenige davon sagen, da er einmal auf einer Reise kurz Weilburg berührt hatte. Er rühmte die schöne Hainallee unten an der Lahn und sprach von der interessanten Kettenbrücke mit den Wasserröhren. Er konnte ferner noch berichten, daß die Stadt auf einem Berge liege; sonst wußte auch Niemeyer nichts. Aber mit festem Gottvertrauen im Herzen zog Johann Philipp in die Fremde, in eine nach damaligen Begriffen weite, weite Ferne, noch dazu in einer unruhig bewegten Zeit. Denn der deutsch-französische Krieg erhielt die Gemüter trotz des freilich eben geschlossenen Baseler Friedens noch immer in Angst und Sorge. Das feste Gottvertrauen sollte den 24jährigen jungen Gelehrten aber nicht nur nicht täuschen, sondern es belohnte sich ihm in reichlichstem Maße. Am 20. Oktober 1795 kam Johann Philipp in Weilburg an und stellte sich seinem neuen Vorgesetzten, dem damaligen Rektor des Gymnasiums Schellenberg, vor, dessen erster, freilich scherzhaft ausgesprochener, aber ernst gemeinter Wunsch war, daß Johann Philipp sich den Zopf abschneiden lassen und sein Haar nicht mehr pudern sollte, was in Halle damals noch gebräuchlich, in Weilburg aber schon nicht mehr Sitte war.

Am 26. Oktober wurde Johann Philipp in sein Amt eingeführt, und nun begann für ihn eine Zeit reichstgesegneter Tätigkeit. Und zwar war es nicht nur der Lehrer und Pädagoge, sondern auch der ungemein fruchtbare Schriftsteller, der unbestrittene große Erfolge erzielte und neben seinem ebenfalls sehr tüchtigen Kollegen Eichhoff wesentlich dazu beitrug, den Ruhm des Weilburger Gymnasiums zu begründen, das bald als eine leuchtende Stätte klassischer Bildung für das ganze westliche Deutschland galt. Als Kollaborator am Gymnasium hatte er auch das Amt eines Mitpredigers an der lutherischen Kirche zu versehen, und in diesem Nebenamte lag ihm besonders die Predigt und Seelsorge in dem Weilburger Zuchthause, oder, wie es damals genannt wurde, „Arbeits- und Narrenhause" ob. Diese Tätigkeit freilich dauerte nur bis 1816, und von da an war Johann Philipp nur Schulmann, und diese Tätigkeit behielt er bei, bis er im Jahre 1837 am 8. Juli seine letzte Lehrstunde gab.

Er selbst teilt in seiner handschriftlich hinterlassenen Lebensbeschreibung die Zeit seiner Lehrtätigkeit in drei Perioden ein, die er die goldene (1795—1816), die silberne (1817—1828) und die eherne (1828—1837) nennt. Bestimmend waren für den Charakter dieser drei Abschnitte, abgesehen von dem, was das persönliche Leben an Freud und Leid brachte, besonders die Verhältnisse an der Schule, und zwar spielten dabei wiederum eine große Rolle die drei Direktoren, unter denen er diente, Schellenberg bis 1817, Chr. W. Snell bis 1828 und Fr. Traugott Friedemann von da bis zu Krebs' Ausscheiden aus dem Amte. Im Laufe der Zeit wurde nämlich in der Organisation des Gymnasiums mancherlei geändert, was die Zustimmung des alten Schulmannes nicht fand. So wurde 1817 das Gymnasium in der Weise geteilt, daß die vier Oberklassen als eigentliches und einziges Gymnasium des inzwischen aus dem Fürstentum entstandenen Herzogtums in Weilburg verblieben, während die vier Unterklassen als eigene Anstalten, Pädagogien genannt, vom Gymnasium losgelöst, von Weilburg entfernt und nach Dillenburg, Hadamar und Wiesbaden verlegt wurden. In dieser Teilung sah Johann Philipp Krebs einen großen Nachteil für die Schule, und seine Befürchtung bestätigte sich auch in dem Maße, daß 1844 — also freilich erst nach Krebs' Rücktritt — die Vollgymnasien wiederhergestellt und außer Weilburg auch Hadamar und Wiesbaden dazu gemacht wurden. Daß er die Zeit seines Schulamts unter Friedemann die eherne nannte, lag wohl daran, daß einesteils sich bei ihm das herannahende Alter immer fühlbarer machte, anderenteils der neue Direktor, der mit jugendlichem Ungestüm die ihm gestellte Aufgabe, recht verrottete Verhältnisse an der Schule wieder in Ordnung zu bringen, anfaßte, vielfach den älteren Lehrern, die die Mängel der vergangenen Periode ebensogut wie Friedemann erkannt hatten und scharf verurteilten, durch seine teilweise überstürzten Neuerungen vor den Kopf stieß. Zwar stand Krebs mit dem Direktor anfangs auf recht gutem Fuße, aber allmählich wurde ihm die Unruhe, die sich des ganzen Schulwesens bemächtigte, zu groß, und das Verlangen nach der Ruhe, wie sie ihm nur der Verzicht auf das Amt geben konnte, gewann die Ueberhand. Herzog Wilhelm, selbst früher sein Schüler gewesen, der immer noch in Krebs den alten Lehrer verehrte, hörte von diesem Verlangen und willfahrte ihm, indem er ihn mit vollem Gehalt und unter Verleihung des Titels eines Oberschulrats in den Ruhestand versetzte.

Nun soll man aber nicht denken, daß die freilich nicht allzu erheblichen trüben Erfahrungen der letzten Dienstjahre oder gar der beiden letzten Dienstperioden, der „silbernen" und „ehernen", ihm seinen Beruf weniger wert gemacht hätten: vielmehr blieb die Liebe zur Schule bei ihm dieselbe bis an sein Lebensende. Und das ist auch erklärlich, wenn man die großen Erfolge bedenkt, die er an seiner wissenschaftlichen und didaktischen Tätigkeit davongetragen hat, wozu noch kommt, daß sein Verhältnis zu seinen Schülern ein geradezu ideales war; daß er es verstand, in richtiger Weise sich das Vertrauen und die Verehrung der Schüler zu erwerben, war auch etwas, das er seinem Lehrer Fr. Aug. Wolf großenteils verdankte. Gerade in der Snellschen Periode bereitete es den Lehrern viel größere Schwierigkeiten als früher, Disziplin zu halten. Viele von außen auf einmal nach Weilburg gekommene, zum Teil schon erwachsene Schüler wollten sich in die bisherigen patriarchalischen Formen nicht fügen, und das gab oft große Schwierigkeiten. Aber Krebs verstand es, den Dreistigkeiten, der Roheit, dem Uebermut in ruhiger und ernster Weise entgegenzutreten und so auch bei übelen Elementen Gehorsam und Achtung zu erzielen. Von solchen, die noch Schüler Johann Philipp Krebs' gewesen waren, wurde noch in späteren Jahren gerühmt, daß Ruhe und Gelassenheit der Grundzug seines Wesens, daß Härte und Rauheit ihm ganz fremd gewesen seien, daß er aufs gewissenhafteste alles vermieden habe, was ihn in den Augen seiner Schüler hätte herabsetzen können. Und so erscheint er als das Musterbild eines trefflichen Schulmannes, als





der er auch in der Gelehrtenwelt und unter den Pädagogen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts allgemein anerkannt wurde.

Zahlreiche Briefe, die Johann Philipp Krebs auch noch in späteren Jahren von früheren Schülern empfing, legten Zeugnis ab von der Liebe und Verehrung, die ihm weit über die Zeit der Schule hinaus von diesen bewahrt wurde. Zu seinen Schülern gehörten, da das Weilburger Gymnasium weit über die Grenzen des Herzogtums hinaus einen bedeutenden Ruf genoß, viele Männer, die in Wissenschaft und Politik später eine hervorragende Rolle gespielt haben. So z. B. die Söhne des Ministers Hans von Gagern, der selbst dem alten Krebs stets ein äußerst wohlgesinnter Gönner war. Unter den Söhnen Gagerns waren es besonders Friedrich und Heinrich, die sich allezeit als dankbare Schüler erwiesen haben. Rührend war das innige Verhältnis, das zwischen Krebs und Friedrich von Gagern bestand, so lange dieser lebte, der ja bekanntlich als General der Reichsarmee am 20. April 1848 bei Kandern den Heldentod starb. Fr. von Gagern liebte und verehrte seinen alten Lehrer mit geradezu kindlicher Liebe, wovon eine eifrig zwischen beiden geführte Korrespondenz, deutlichen Ausdruck gab. Nachdem Gagern schon in der Schlacht bei Leipzig mitgefochten hatte und als Hauptmann in holländischen Diensten stand, lasen Krebs und er, als er einmal in Urlaub in Weilburg war, des Tacitus Annalen zusammen, und tief erschüttert war der schon in hohem Alter stehende Lehrer, als ihm die Kunde vom Tode seines Lieblings gebracht wurde. Daß auch Herzog Wilhelm zu Nassau ein Schüler von Johann Philipp Krebs war, ist schon angedeutet, und auch er hat seinem alten Lehrer stets treue Dankbarkeit und eine wohlwollende Gesinnung bewahrt. Schreiber dieses besitzt noch eine Ausgabe der Vitae des Cornelius Nepos, die der nachmalige Herzog Wilhelm als Erbprinz seinem Lehrer von einer Reise nach Paris als Zeichen treuen Gedenkens mitgebracht hat. — Johann Philipp Krebs hat ein ziemlich genaues Verzeichnis aller seiner Schüler aus der Zeit von 1795 bis 1837 hinterlassen, wonach deren Zahl 1408 beträgt.

Er unterrichtete fast ausschließlich in Latein und Griechisch, nur im Anfang seiner Weilburger Tätigkeit kam eine Zeitlang auch Religion, Deutsch und Naturgeschichte dazu. Mit der vollen Liebe zu seinem Berufe verband er die größte Gewissenhaftigkeit, Treue und ein außerordentliches Lehrgeschick. Sorgsame Vorbereitung auf den Unterricht erachtete er stets als seine Pflicht. „Ich hielt nichts", sagt er in seiner Lebensbeschreibung, „für zu klein und niedrig, worüber ich nicht vorher nachgedacht hätte." Er war durch und durch klassischer Philologe wie auch sein Kollege und Freund Eichhoff und hegte die feste Ueberzeugung, „daß die klassische Literatur der Grundstein und die Quelle aller wahren und echten Geistesbildung und Humantität sei."

Doch nicht nur in der Schule, auch durch eine reich ausgedehnte schriftstellerische Tätigkeit wirkte er für die Ausbreitung und Vertiefung der altklassischen Bildung, und auch da hat er große Erfolge erzielt. Seine Lehrbücher für lateinischen und griechischen Unterricht, vornehmlich für den lateinischen, waren lange Zeit in vielen Schulen in- und außerhalb Nassaus die meistgebrauchten Schulbücher. Als eine besondere Freude und Ehre empfand er es, als seine „Anleitung zum Lateinschreiben" ins Englische übersetzt wurde. Der „Antibarbarus" wird heute noch gebraucht. Der finanzielle Gewinn der vielen von Krebs verfaßten, teils rein wissenschaftlichen, teils zum Schulgebrauch bestimmten Werke war verhältnismäßig gering, Schriftstellerhonorare waren damals recht karg bemessen. Aber alles, was seine Bücher ihm an klingender Münze einbrachten, das verwendete er zur Vergrößerung und Vervollständigung seiner eigenen vortrefflichen Bibliothek, die sich schließlich auf mehrere tausend Bände belief.

Krebs' wissenschaftliche Bedeutung wurde auch von den Vertretern der Wissenschaft in vollstem Maße anerkannt. Schon 1810 hatte die Universität Marburg ihn durch die Verleihung der philosophischen Doktorwürde ausgezeichnet. Mit vielen Geistesgrößen seiner Zeit stand er in fortwährendem schriftlichem Verkehr. Fr. Aug. Wolf ist als solche Geistesgröße schon erwähnt. Viele andere wären, wenn es nicht zu weit führte, noch zu nennen. Creuzer in Heidelberg gewann ihn zum Mitarbeiter an den „Heidelberger Jahrbüchern". Mit Boeckh, Savigny, Morgenstern, Becker, Vater u. a. stand er — mit einigen von ihnen noch von Halle her — in Briefwechsel, manche von ihnen besuchten ihn auch in Weilburg. — So konnte Johann Philipp Krebs, als er 1837 in den wohlverdienten Ruhestand eintrat, mit großer Befriedigung auf eine reichgesegnete Tätigkeit zurückblicken.

Im Jahre 1800 hatte er sich mit Johannette Marie Schlosser, der ältesten Tochter des Regierungsrats L. Fr. Th. Schlosser in Weilburg vermählt, mit der er in einer 49jährigen glücklichen Ehe lebte, bis diese durch den am 29. Dezember 1849 erfolgten Tod der Gattin getrennt wurde. Aus dieser Ehe waren drei Söhne hervorgegangen: Friedrich Wilhelm, geboren am 6. April 1802, der Rechtswissenschaft studierte, später aber sich dem Kaufmannsstand widmete und am 8. März 1877 in Weilburg starb, Friedrich Rudolf Karl, von dem später die Rede sein soll, und Johann Karl Albert, geboren am 13. Februar 1807, der Medizin studierte und, nachdem er etwa 20 Jahre als niederländischer Militärarzt auf der Insel Java gelebt hatte, in die Heimat zurückgekehrt, dort 1869 starb.

In der Zeit nach seinem Eintritt in den Ruhestand hatte Joh. Phil. Krebs noch ein Ereignis zu verzeichnen, das bei ihm noch einmal die Erinnerung an seine Tätigkeit als Lehrer in vollem Glanze aufleben ließ. Es war die Feier des Tages, an dem er vor 50 Jahren sein Lehramt in Weilburg begonnen hatte, das zu feiern seine Schüler und Freunde sich nicht nehmen ließen, obwohl der Jubilar schon seit acht Jahren im Ruhestand lebte. Es war ein Fest, das nach den damaligen Anschauungen großartig verlief, und von dem Krebs selbst sagt: „Nulla in vita illuxit mihi dies laetior." Fackelzug mit Ständchen am Vorabend, offizielle Begrüßungen durch Ansprachen von Vertretern der Schule, der Geistlichkeit — auch der katholischen —, der staatlichen und städtischen Behörden fanden statt; auch

das Hadamaer Gymnasium war durch eine Deputation vertreten. Den Schluß bildete ein Festessen. Auch viele Zuschriften, deutsche und lateinische, erhielt der Jubilar, und Festgedichte wurden überreicht. Eine Anzahl von Schülern und Freunden erwies ihm noch eine besondere Aufmerksamkeit durch Ueberreichung einer sehr wertvollen goldenen Dose. Auch die Herzogliche Landesregierung beteiligte sich an der Ehrung dieses allgemein verehrten Staatsdieners, indem sie bestimmte, daß ein Oelbild des Jubilars gemalt und in der Aula des Gymnasiums aufgehängt werden solle, was auch geschah.

Die letzten Jahre seines Lebens verliefen für Johann Philipp Krebs still und friedlich. Im Kreise seiner Kinder und Enkel fühlte er sich beglückt, bis nach kurzer Krankheit am 25. September 1850 ein sanfter Tod den fast 80jährigen Greis seiner ihm vor nicht ganz neun Monaten vorangegangenen Gattin in die Ewigkeit nachfolgen ließ.

(Schluß folgt.)

Kronberg und sein Geschlecht IV.

2) Von Albert Geyer. (Schluß.)

2. Walter, der Deutschmeister.

Walter XI., der, ohne ein Günstling des Glücks zu sein, im damaligen öffentlichen Leben Deutschlands eine hervorragende politisch religiöse Kampfstellung einzunehmen berufen ward, war der jüngere Sohn Johanns VII. und der Katharine von Reifenberg und wurde im Jahre 1479 auf der Burg Kronberg geboren. Anno 1502 trat er in den Deutschen Orden, wurde schon 1506 Hauskomtur und rückte drei Jahre später zum Komtur des wichtigen Hauses Frankfurt auf. Durch die Beziehungen zur Stadt Frankfurt erhielt er vielfache besondere Aufträge durch den Deutschmeister. Im Jahre 1517 errichtete er in Frankfurt a. M. eine Brüderschaft „zu Ehren der allerseligsten Jungfrau und des hl. Sebastian.“ Gleichzeitig erbaute er auf der Südseite der Deutschordenskirche zu Sachsenhausen die Kapelle des hl. Sebastian. In 1520 wurde Walter „Ratsgebietiger“ der Ballei Franken. (In diesem Jahre stand König Sigismund von Polen, der mit dem Deutschen Orden im Kampfe lag, mit einem großen Heere vor Thorn. Da befand sich der junge Hochmeister Albrecht von Brandenburg in großer Not; denn es fehlte ihm an klingender Münze, und die Söldnerhaufen zerschmolzen, weil der Sold nicht bezahlt werden konnte. Es trat ein mehrjähriger Waffenstillstand ein.) Als Franz von Sickingen im September 1522 gegen Trier zog, wurde auch Walter als hessischer Vasall zur Lehnsfolge gerufen; aber er erwiderte pflichtmäßig, daß der Deutschmeister ihm zu Hause zu bleiben befohlen habe.

Gegenüber der Tatsache, daß der Hochmeister Albrecht am 10. April 1525 das Ordenskleid abgelegt, Preußen in ein weltliches Herzogtum und polnisches Lehn verwandelt und sich mit der Tochter des Königs von Dänemark verheiratet hatte, stand der Orden in Deutschland ratlos da. Zugleich lähmte ihn der Bauernkrieg. Erst nach Monaten wurden die Bauern niedergeschlagen; aber die Ordensorte hatten schwer büßen müssen. Klüger war der Komtur Walter zu Sachsenhausen gewesen. Er stellte sich als Frankfurter Bürger unter des Rats Schutz und bat um gütige Warnung falls Gewalt drohe. Dann verzichtete er u. a. auf mancherlei Dienste, Steuern und Ungelder, beschränkte auch die unpopuläre Ordensschäferei auf 1000 Stück und brach endlich ein Haus an der Mainbrücke ab, das der Stadt schädlich stand. Auf diese Weise leitete er den Sturm von dem ihm anvertrauten Hause und Gute ab, das allein in Sachsenhausen 450 Acker Feld und Wiesen hielt.

Jetzt meldete sich auch der alte Deutschmeister. Auf dem Reichstage zu Speier vertrat ihn der Landkomtur Walter von Kronberg mit einer heftigen Klageschrift, die die Aechtung des abtrünnigen Hochmeisters Albrecht forderte. Am 15. Dezember 1526 wurde Walter, da der Deutschmeister sich der Not der Zeit nicht mehr gewachsen fühlte, auf einem Kapitel zu Mergentheim zu dessen Nachfolger gewählt und am 18. Januar 1527 von Kaiser Karl V. zu Nürnberg als unabhängiger Reichsfürst bestätigt. In demselben Jahre erhielt er dann noch die Würde und Stelle eines „Administrators des Hochmeisteramtes in Preußen“ und wurde als solcher am 26. Juli 1530 mit allen hochmeisterlichen Rechten feierlich belehnt. Dieses Amt ist freilich stets ein Amt „in partibus“ geblieben.

Denn so ernst es der Kaiser auch mit dieser Belehnung meinen mochte, so rief sie bei der Partei, die Albrechts Schritte billigte, doch nur ein verächtliches Lächeln hervor. Da erließ der Kaiser an Albrecht den Befehl, das Ordensland dem Administrator sofort abzutreten oder binnen neunzig Tagen vor dem kaiserlichen Kammergerichte zu erscheinen, um seine „Beweise und Ursachen“ für den Besitz das Landes darzutun. Albrecht stellte sich nicht, noch trat er ab.

Walter übernahm als Verweser des Hochmeisteramtes in Deutschland eine schwere, unlösbare Aufgabe: er sollte den zerrütteten Bau des Deutschordens wieder neu aufrichten. Er schlug seinen Wohnsitz in Mergentheim auf. Um der Abbröckelung des Ordens vorzubeugen, ließ er zuerst den Befehl ergehen: Ritterbrüder und Priester sollen sich ordentlicher und gebührlicher Tracht befleißigen, auch beim Ausreiten der Feder sich enthalten, in Häusern und Städten ihre Mäntel tragen, wie es altes Herkommen sei; im Felde an ihren Kleidern angenähte oder mit Silber umlegte Kreuze führen, damit alles tadellos sei und niemand dadurch ein Aergernis gegeben werde.

Der Herzog Albrecht wies die Angriffe des Deutschmeisters gegen seine Person mit dem gebührenden Unwillen zurück. Am 19. Januar 1532 sprach darauf der Administrator Walter über den

Herzog die kaiserliche Acht aus. Das war ein großer Schritt vorwärts. Walter nahm nun die hochmeisterlichen Kammerballeien — immer nur im Reiche, nicht in Preußen — in Besitz und Verwaltung und ließ die Landkomture scharf beobachten, damit sie ihre Schuldigkeit täten; war es doch vorgekommen, daß man in den Ordenskirchen zu Frankfurt und Ulm bei Gottesdiensten sogar die Messe abgestellt hatte. Gleichzeitig lebte Walter in unausgesetzter Abwehr gegen den hessischen Landgrafen Philipp und zahlreiche andere fürstliche Nachbarn über Steuern und Belastungen der Ordenshäuser. Dazu kam der stete Zwist, Unfriede und Zerfall im eigenen Lager. Um dem Ruin seiner Untertanen vorzubeugen, erließ er von Mergentheim aus am 20. September 1540 die strenge Verordnung, niemand solle fortan mehr, weder heimlich noch öffentlich von Juden etwas borgen, mit ihnen handeln, ihnen etwas verpfänden und dergl. mehr.

In demselben Jahre hörte Walter, daß zwischen Polen und dem Kaiser wegen Aufhebung der preußischen Acht Verhandlungen stattfänden. Sofort richtete er eine Beschwerdeschrift an den König Ferdinand. Doch die Antwort mutete wenig tröstlich an, da der König mehr auf Seiten Albrechts stand. Man hob die Acht auf ein Jahr auf und ernannte einstweilen Kommissare zur Vermittelung der Sache.

Unter solchen gewaltigen Mühen und Sorgen war Walters Kraft verbraucht worden. Etwa 63 Jahre alt, starb er nach mehrmonatigem Krankenlager am 4. April 1543. Sein Leichenbegängnis fand am 30. April mit großem, feierlichem Gepränge statt; zu ihm fanden sich auch seine Verwandten Hartmut XII. und Kaspar II. von Kronberg ein.

Walter war ein echt deutscher Mann von großer Ueberzeugungstreue. Dafür spricht sein unerschütterlicher Kampf für eine verlorene Sache. Mit unwandelbarem Heldensinn trat er innerhalb des Ordens der eingerissenen Unsitte, dem drohenden Zerfall, nach außen den feindlichen Mächten entgegen, auch wenn er sich in seinen Erwartungen getäuscht sah. Sein Grundsatz war und blieb eben:

„Recht muß doch Recht bleiben.
Unrecht kann niemals Recht werden."

3. Kurfürst-Erzbischof Johann Schweikard von Mainz.

Das an politischen und religiösen Stürmen reiche 17. Jahrhundert zeitigte aus dem Geschlechte der Kronberger einen Mann, der sogar leitend in den Gang der deutschen Geschichte eingriff: es war der Erzbischof Johann Schweikard von Mainz.

Er wurde am 15. Juli 1553 als dritter Sohn Hartmuts XIII. und der Barbara von Sickingen geboren. Schon frühzeitig für den geistlichen Stand bestimmt, unterzog er sich auf dem von Jesuiten geleiteten Collegium Germanicum zu Rom mit seltenem Fleiße dem Studium der Philosophie und Theologie und wurde, nachdem er Domdechant und Mainzer Stadtkämmerer geworden war, nach dem Ableben des Kurfürsten Johann Adam von Bicken am 17. Februar 1604 zu dessen Nachfolger erwählt, welche Stellung er bis zu seinem im 73. Lebensjahre erfolgten Tode, 1626, bekleidete.

Er war ein hochgebildeter, erfahrener Staatsmann und ein Fürst von Geist und Klugheit, welche Eigenschaften durch langjährige Uebung in oft verwickelten Geschäften so geschärft waren, daß er selten den richtigen Gesichtspunkt verfehlte. Dabei war er äußerst tätig und wußte die Herrschaft über sein Gemüt derart zu behaupten, daß er im Unglück weder verzagte, noch durch glückliche Ereignisse sich überhob. Er war auch wohltätig gegen die Armen. Sehr löblich und zweckmäßig verfaßt sind seine Kirchenordnungen für das Eichsfeld und die darin vorgeschriebenen Verhaltungsmaßregeln für Pfarrer, Altaristen und Schultheißen.

Eine ungemeine Prachtliebe entfaltete Johann Schweikard bei öffentlichen Bauten. So errichtete er innerhalb sechs Jahren (1613—1619) das herrliche Schloß zu Aschaffenburg, in dem er auch starb, sodann das ehemalige Universitätsgebäude in Mainz und das Stadtgerichtshaus auf dem Höfchen. Ferner befestigte er Mainz durch Anlegung der Zitadelle und rief eine bewaffnete Bürgerwehr ins Leben, die sich besonders zurzeit des Dreißigjährigen Krieges gut bewährte.

Er war es auch, der die Herrschaft Poritschen samt dem Gute Barau in Böhmen ankaufte und nach dem Ableben des Flügelstammes mit den übrigen Erben am 18. Juli 1618 einen Vertrag abschloß, kraft dessen er das von dem Burggrafen von Friedberg hinterlassene elsässische Erblehn lebenslänglich allein genießen wolle, daß dies aber nach seinem Tode dergestalt verteilt werden solle, daß Hermann von Kronberg und Adam Philipp von Kronberg je einen Teil und Hartmuts XIII. Söhne: Johann Daniel, Hans Schweikard, Johann Hartmut und Hartmut auch jeder einen Teil erhalte.

Schon vorher, am 1. September 1610, hatte Johann Schweikard vom Kaiser Rudolf II. eine „Exspectanz auf Ludwigs und Friedrichs von Hirschhorn, Gevettern, Reichslehn, nämlich das Dorf Rodtenberg mit seiner Zubehörung und den Teil der Weiler Winckenbach, Himborn und Maßborn mit Vogteien, Gerichten und Rechten vor sich und sein gantzes Adeliches Geschlecht derer von Kronberg," unter dem 17. Februar 1623 aber eine „Confirmation" dieses Anwartungsbriefes von Kaiser Ferdinand II. erhalten, worin die Sukzessionsordnung bestimmt ist. Als nun Friedrich von Hirschhorn, der letzte dieses Geschlechts, gestorben war, „so hat Adam Philipps, Graf von Kronberg, die Belehnung bei gedachtem Kaiser gesuchet, solche auch sub dato Wien den 27. Februar 1634 würcklich erhalten."

Als Johann Schweikard nach dem Tode seines Vaters am 28. Mai 1611 die Huldigung der Kronberger entgegennahm, gelobte er an Eides statt, die Untertanen in der Augsburger Konfession zu erhalten und zu schützen, wich aber nur zu bald von seinem Versprechen ab. Daß er als katholischer Priester bemüht war, neben der protestantischen auch die in Kronberg verdrängte katholische Lehre wieder einzuführen, verübeln wir ihm keineswegs, daß er aber kein Mittel unversucht ließ, um zu seinem Ziele zu kommen, erscheint uns weniger löblich.

An den Vertretern seiner Adelsfamilie, die sich außer seinem katholischen Bruder und zwei anderen katholischen Vettern alle zur Augsburgischen Konfession bekannten, fand er durchaus keine Förderer seiner Pläne; denn diese blieben ihrem Glauben treu. Sie wären auch unzweifelhaft als Sieger aus diesem Kirchenstreite hervorgegangen, wenn man nicht das Testament eines auf seinem Todbette zur katholischen Kirche bekehrten Hermann von Kronberg benutzt hätte, um Kaiser Ferdinand II. zu beweisen, wie sehnlich die Kronberger Ritter selbst den Wunsch hegten, die Bewohner ihrer Stadt wieder in den Schoß der katholischen Kirche zurückgeführt zu sehen.

Durch kaiserlichen Befehl kam es 1620 bald dahin, daß die protestantischen Geistlichen und Lehrer Kronbergs entlassen wurden und solche katholischen Glaubens an ihre Stelle traten. Einen treuen Gehilfen in seinen Bestrebungen fand der Erzbischof in seinem Neffen Adam Philipp von Kronberg. Das, was die Evangelischen Kronbergs unter diesem seltsamen Herrn und Grafen und überhaupt um ihres Glaubens willen zu erdulden hatten, hier eingehender zu behandeln, liegt nicht in dem Zwecke dieser kleinen Arbeit. Wer sich über die vielfältigen Wandlungen, welche die Kirche zu Kronberg innerhalb jenes kurzen Zeitraumes erfahren hat, genauer unterrichten will, dem sei das Büchlein von Dr. Wilhelm Basse „Das Rittergeschlecht und die Stadt Kronberg im Taunus ꝛc." hiermit empfohlen. Als zu Anfang des Jahres 1635 die Schweden Kronberg besetzten, wurde die evangelische Lehre durch sie wieder eingeführt, so daß Kronberg heute noch ein evangelisches und katholisches Pfarramt hat. Die Bürger erfreuen sich, Gott sei es gedankt, eines konfessionellen Friedens. Möchte es auch in der Zukunft so bleiben!

Die Oberliederbacher Mark.

Von J. Brumm.

Neben der „Hohen Mark" war wohl die Oberliederbacher Mark einer der größten Waldbezirke der ganzen Taunuslandschaft. Sie umfaßte insgesamt 3241 Morgen 80 Ruten, wobei zu bemerken ist, daß die Messungen mit dem bei der Generalmessung in den altnassauischen Landen eingeführten Maß- oder Meßschuh, wovon 16 Schuh auf 1 Rute und 160 Quadratruten auf 1 Morgen gerechnet wurden, geschehen ist. Nach dem Eppsteiner Saalbuch waren die Grenzen der Mark folgende:

„Sie beginnt bei der Niederhofheimer Heide, zieht von da dem Meylborn und der Vogtei hinauf ins Altenhainer Feld, weiter die Hornauer Wiesen herab bis an den Kelkheimer Busch, auf den Solmisch und die Wingerte und Steinkauten vor dem Münsterer Berg herab auf gemeldete Kauten an der Niederhofheimer Heide. In diesem Bezirke liegt das Dicknit und der Neuberg mit ihrer Zugehör, ist Mark. Ferner an den Beydinger Wiesen vor dem Rodenberg, welcher jetzt contra die Bartholomäus Herren zu Frankfurt und den Hornauern und Kelkheimern rechtsstreitig ist, hinauf über den Haneberg bis auf den Pfalzgrafenstock, an den Kühgrund bis an die Solzbacher Mark hinauf, an derselbigen Mark hinauf bis auf den grauen Born, ferner an derselbigen Mark hinauf den Tannen herum auf der Borner Brücken, ferner an den Ruppertshainer Bannwald, da dannen auf den Entenpfuhl bis an den Fischbacher Bannwald, da dannen bei den Retters Wiesen hinauf an das Kloster zum Retters Wald. In diesem Bezirk liegt der Kühgrund, der Eichköppel, der Rodenberg samt dem Bamberg mit ihrer Markgerechtigkeit. Weiter zieht die Grenze vom Retters Wald die Retters Acker hinab bis auf die Braubach, diesseits dem Rodenberg hinab an das Hornauer Feld, dannen das Hornauer Feld hinaus an den Mühlrain bis wieder an den Retters Wald. In diesem Bezirke liegt das Reisig und der Mühlrain mit deren Gerechtigkeit.

Auch der Rossert ist Mark. Er fängt oberhalb Fischbach auf dem Felde an, daselbsten hinaus bis unten an den Hensberg, vor dem Hensberg hinauf bis an den Schlag, ferner am Hensberg hinaus an der Eppsteiner Gemarkung, ferner zwischen dem Eppenhainer und Ruppertshainer Wald herab an den Ruppertshainer Wiesengrund und ihre Feldmarken, daselbst herab an das Fischbacher Feld und da herab unten an den Hensberg. In diesem Bezirke liegt der Rossert mit seiner Gerechtigkeit.

Ebenso gehört der Staufen zur Mark. Er fängt vor Eppstein, unten auf dem Wege an, zieht durch die Fischbach hinauf bis an die Reissigkirchen, ferner nach Gimborn, da dannen bis an den Münsterer Bannwald, dannen auf die Malsteine, so zwischen Hartmut von Kronberg seligen und der Mark gesetzt, dann wiederum auf die Ecke des Münsterer Bannwalds; von dem Münsterer Bannwald hinab bis auf das Münsterer Feld, an dem Feld hinauf bis unten vor die hohe Buche, auf der zu Hausen vor der Sonn Feldmark, da dannen vor der Hauser Heide hinauf bis an den Weg, so von Lorsbach nach Münster läuft, fürders über die weiße Erden, der Lorsbacher Feldmark über die Höhe oberhalb dem Grauenstein, herab bis auf den Frauenborn, dann vor der Eppsteiner Sauweide und an den hessischen Großen See und Wiesengrund herauf, bis an den Eppsteiner Weg." —

In diesem Bezirk besaßen rund 20 Gemeinden die Markgerechtigkeit: Eppstein, Ehlhalten, Schloßborn, Eppenhain, Ruppertshain, Fischbach nebst Hof Retters und Hof Gimbach, Hornau, Kelkheim, Kriftel, Hattersheim, Zeilsheim, Münster, Niederhofheim, Höchst, Sossenheim, Sindlingen, Oberliederbach, Unterliederbach, Lorsbach und Okriftel.

So lange die Herrschaft Eppstein Eigentum der Dynasten von Eppstein war, lag das Amt des Obermärkermeisters in den Händen jener Herren; nachdem aber im Jahre 1492 der Landgraf Wil-

helm von Hessen den halben Teil des Eppsteiner Gebietes mit aller seiner Herrlichkeit und Obrigkeit käuflich erworben hatte, wurde dieser Obermärkermeister, in welches Recht er sich später mit dem Kurfürsten von Mainz, welcher die andere Hälfte der Eppsteiner Herrschaft inne hatte, teilte. Das Märkergeding wurde jedes Jahr am Sankt-Veits-Tag, d. i. am 18. Dezember, zu Oberliederbach abgehalten und zwar durch die Beamten der beiden Obermärkermeister im Beisein der Deputierten der Markberechtigten. Wie es bei diesen Märkerzusammenkünften zuging, ist früher schon an dieser Stelle ausführlich dargelegt worden, und es ist diesen sachkundigen Ausführungen weiteres nicht mehr hinzuzufügen. Jedoch möchte ich hiermit das Protokoll einer Märkerversammlung zu Oberliederbach der Oeffentlichkeit übergeben, das uns einen Blick in den Gang derartiger Versammlungen tun läßt. Es lautet:

Actum Eppstein, am 19ten Dezember 1804.

Demnach der allhiesige Ortsvorstand unterm 17. Art: 1. Wurde von der hochlöbl. Kommission der Oberliederbacher Mark auf den 18. Dezember bei der Versammlung der andern Mark-Ortschaftsvorständen zu Oberliederbach erscheinen sollten, so begaben sich von dem allhiesigen Ortsvorstand dahin Fürstl. Schultheiß J. Grui, Gerichtsschöffe Georg Fischer, Reinhard Mauer und Bürgermeister Kaspar Reif. Der Vorgang bei der Versammlung war folgender Art: 1. Wurde von der Hochlöbl. Kommission der Oberliederbacher Mark die nunmehro geendigte Grenzberechtigung der Oberliederbacher Mark bekannt gemacht und die Markgrenzbegehung mit den daranstoßenden Nachbarn von Stein zu Stein vorgenommen, wobei an die Stelle entkommener und fehlender Steine neue gesetzt wurden, auch wurden mehrere neue Steine zum sicheren Mal gesetzt. Das von mehreren hundert Jahren her schon strittige sogenannte Dicknit, (Anmerkung: Walddistrikt in der Nähe von Altenhain), welcher niemalen mit seinen Nachbarn Hornau, Kelkheim, Soden und Altenhain, in einem sicheren, festen Mal und Absteinung gestanden, ist nunmehro in feste Male und Absteinung gebracht worden. Vorgelesen, von den Mitmarksortschaften gegenwärtigen Deputierten für gut befunden und unterschrieben.

2. Wurde von hochlöbl. Kommission der Oberliederbacher Mark die von der Bürgerschaft Eppstein unterm 12. Oktober eingereichte Vorstellung um das vorhin von alters hergebrachte Mitmärkerrecht der Oberliederbacher Mark der Versammlung bekannt gemacht und darüber beratschlagt durch Hin- und Widerreden der Markortschaften gegen Eppstein, die hochlöbl. Markkommission den Weg der Vermittelung vorgeschlagen, welchen die Markortschaften und Vorsteher auch annahmen, daß 1. das Städtlein Eppstein die in der Mark urbar gemachten Güter, welche ohnstrittig in der Mark liegen, bei der Markmessung mitgemessen werden sollen, und an dem Quantum, welches Eppstein erhalten soll, angerechnet werden, den Privateigentümern aber verbleiben müssen; daß 2. weilen Eppstein niemalen keine Kosten und Lasten in der Mark getragen, keine Hauptverkündigungs-Kreuzer entrichtet hat, der Ort ein gewisses Quantum Geld zur Bestreitung der Markkosten zum Einstand und Wiederaufnahme in die Mark und Mitmärkerrecht bezahlen soll, welches Quantum Geld von den Markvorstehern zu 200 Gulden war angefordert, aber von der hochlöbl. Kommission auf 100 Gulden vermindert und herabgesetzt worden, worauf die Eppsteiner Vorstände bittliche Vorstellungen machten, um einige Tage Bedenkzeit, um solches der Bürgerschaft vortragen zu können, alsdann hochlöbl. Kommission die Entschließung der Bürgerschaft zu überbringen, welches die Herren der Kommission verwilligt und uns Eppsteiner Vorgesetzten acht Tage anberaumt haben." —

Die vorstehenden Beschlüsse wurden daraufhin der Eppsteiner Bürgerschaft unterbreitet, welche einstimmig beschloß, daß die urbar gemachten Grundstücke nach dem Antrage der Markkommission bei der Messung der Mark mitgemessen werden möchten und der Gemeinde Eppstein bei ihrem Anteil angerechnet werden müßten, doch mit der Bedingung, daß den Privateigentümern ihr Privateigentum verbleiben sollte. Bezüglich der Einstandssumme zur Wiedererlangung der Markgerechtigkeit, beschlossen die Bürger von Eppstein, eine nochmalige Vorstellung an die Markkommission um Befreiung von der Zahlung einer Entschädigung wegen allzu großer Armut und Kriegskostenlast ergehen zu lassen. Die Markkommission ging aber hierauf nicht ein, sondern bestand auf der Zahlung der 100 Gulden seitens der Gemeinde; auch Ehlhalten, welches gleichfalls sein Märkerrecht verloren hatte, mußte eine einmalige Entschädigung von 350 Gulden zahlen, um wieder in den Besitz seiner Markgerechtsame zu kommen.

Die mehr und mehr abnehmende Nutzung aus der Oberliederbacher Mark und der infolgedessen entstehende Holzmangel in der betreffenden Gegend, sowie die mancherlei Streitigkeiten, die durch die gemeinsame Verwaltung gezeitigt wurden, veranlaßten die nassauische Staatsregierung im Jahre 1808 die Teilung der beinahe gänzlich verödeten Waldung vorzunehmen. Bei dieser Teilung erhielt das herzogliche Haus, dem das oberste Märkerrecht seit 1802 zustand, als Entschädigung für den Verlust dieser Gerechtsame 400 Morgen Wald am Eichkopf und am Rossert. (Anmerkung: Als oberstem Märker stand dem Fürstenhause das Recht zu, das benötigte Holz in der Mark zu fällen, zwei Drittel der Forststrafen, der Mastintraden, ingleichen des Erlöses für verkauftes Holz, ferner das sogenannte Amt- und Wachtholz zu beziehen; wie auch der ehemaligen Burg Hofheim, dem Haus oder Schlosse zu Höchst und dem ehemaligen Antoniterkloster daselbst.) Die Gemeinden Königstein und Altenhain, welche in den Markdistrikten des Eichkopfs, am Frankenborn, im Kühgrund und im Dicknit Weidegerechtigkeit besaßen, wurden in der Weise entschädigt, daß Königstein 18 Morgen Wald an der Grenze der Sulzbacher Mark erhielt, und Altenhain wurden 6 Morgen vom sogenannten Dicknit als Eigentum überlassen.

Es erhielten bei der Teilung:

		Morgen	Ruten	Schuh	Zoll
1.	Das Herzogl. Haus	400	—	—	—
2.	Die Stadt Höchst	447	59	34	65
3.	Die Gem. Sindlingen	174	136	95	88
4.	„ „ Sossenheim	147	141	36	39
5.	„ „ Eppstein	243	109	16	54



			Morgen	Ruten	Schuh	Zoll
6.	„	„ Ehlhalten	38	21	35	81
7.	„	„ Schloßborn	134	137	97	34
8.	„	„ Eppenhain	40	147	79	90
9.	„	„ Ruppertshain	58	95	25	74
10.	„	„ Fischbach	153	74	24	57
11.	„	„ Hornau	117	30	51	48
12.	„	„ Kelkheim	148	130	17	76
13.	„	„ Kriftel	137	104	51	43
14.	„	„ Hattersheim	207	65	43	51
15.	„	„ Zeilsheim	107	142	37	87
16.	„	„ Münster	126	78	65	9
17.	„	„ Niederhofheim	90	34	92	51
18.	„	„ Oberliederbach	85	90	85	20
19.	„	„ Unterliederbach	105	15	93	79
20.	„	„ Lorsbach	96	116	61	54
21.	„	„ Okriftel	69	121	2	7
22.	Die beiden Erbbeständer zu Hof Hausen vor der Sonne		3	115	25	45
23.	Die Erbbeständer auf dem Gimbacher Hof		1	137	62	72
24.	Desgleichen auf Hof Retters		1	137	62	72
	Die Gemeinden Königstein und Altenhain		24	—	—	—

	Morgen	Ruten	Schuh	Zoll
Wenn man noch die im ganzen Betrag eingerechneten Wege, Steinklippen pp. mit	77	75	—	—
anschlägt, erhält man	3241	80	—	—

So war nunmehr das weit ausgedehnte Waldrevier in eine große Anzahl kleinerer Gemeindewaldungen umgewandelt; die einzelne Gemeinde nahm ein größeres Interesse am eigenen Walde und suchte unter der forstlichen Oberaufsicht des Staates selbst dahin zu wirken, daß die durch unsinnige und leichtfertige Bewirtschaftung verödeten Waldungen in ihren Beständen nach und nach wieder gebessert wurden, so daß wir heute, wenn wir durch die ehemals zur Oberliederbacher Mark gehörigen Waldungen wandern, fröhlich mit Eichendorff und Mendelssohn singen:

Wer hat dich, du schöner Wald,
Aufgebaut so hoch da droben?
Wohl den Meister will ich loben,
Solang' noch mein' Stimm' erschallt

Spinnstuben-Geschichten II.

1)

Von C. Trog.

Elf Jahrhunderte lang bestanden in Deutschland die Spinnstuben im christlichen Reiche, Kaiser Karl der Große soll sie, der Sage nach, in den achtziger Jahren des achten Jahrhunderts, zur Zeit als er seine Frau und Töchter zum Spinnen anhielt, ins Leben gerufen haben.

Das heidnische Germanien kannte die Spindel und den Rocken schon lange, ehe der große Kaiser das Christentum durchführte. Spindel und Kunkel galten als das Sinnbild der Frau, wie das Symbol des Mannes der Speer und das Schwert darstellt. Denn das Wort Speer bedeutet in der alten Sprache „Mann" oder „Mannesstamm"; die Verwandten väterlicherseits hießen „Speermagen" oder „Schwertmagen"; jene von seiten der Mutter wurden „Spindelmagen" genannt.

Im vorchristlichen Deutschland schon bestanden Sitten, welche bewiesen, daß der Spinnrocken in allen Familien sehr hoch geehrt wurde. In den germanisch-gallischen Grenzlanden, zumal im Elsaß, legte man jedem neugeborenen weiblichen Kinde die Kunkel in die Wiege und jeder gestorbenen Frau die Spindel in den Arm. Es war die eine wie die andere Zeremonie hervorgegangen aus dem Volksglauben, wonach jede Familie ihren Schutzgeist hatte. Dieser, damals noch heidnische Schutzpatron, wachte über allen häuslichen Tugenden, über Ordnung, Fleiß und Zufriedenheit und bestrafte alles, was ihnen zuwider lief. Und nun war die Sorge für den Flachsbau der Hausgöttinnen erste Aufgabe und sodann die zweite das Spinnen. Sie belohnten die fleißigen Spinnerinnen und bestraften die faulen.

Es gab in den Häusern unserer Altvorderen ein besonderes Spinnzimmer; Cornelius Tacitus und Julius Cäsar nannten es griechisch gynaeceum. In den Gesetzbüchern der alten Allemannen wird eine Kleidermagd eine Obermaid in der Spinnstube genannt, ohne Zweifel eine Aufseherin über die leibeigenen Spinnerinnen.

Nach der Durchführung der Christianisierung durch Kaiser Karl übernahmen die Frauen und Töchter des großen Herrschers das Amt der Aufsicht. Hatte der Kaiser damit bewiesen, daß er den häuslichen Fleiß der Frauen in höchstem Grade ehre, so nahmen seine Nachfolger Anlaß, ein gleiches zu tun. Ottos I. Tochter Luitgard bekam über ihrem Grabmal in der Kirche zu Mainz eine silberne Spindel aufgehängt.

Es wurde ein Ehrengeschäft der deutschen Hausfrau, die Spindel zu handhaben und die deutsche Jungfrau hatte am Spinnrocken ihren Ehrenplatz. Die Mädchen waren stolz auf ihre von eigenen Gespinnsten gefüllten Kisten und Kasten, in deren Besitz sie in das Haus ihres Ehemannes einzogen. Zu jener Zeit konnten die Mädchen noch auf eine sehr tugendhafte Weise dafür sorgen, daß sie nicht sitzen blieben; denn der Ruf ihres im Spinnen bekundeten Fleißes und des Besitzes mehrerer Kisten voll Leinwand verbreitete sich in der Männerwelt. Heut zu Tage denkt von den zahlreichen heiratsfähigen Töchtern keine mehr an dies vortreffliche Mittel, sonst würden wohl viele unter ihnen bis zum Umsinken das Rädchen schnurren lassen.

Wie das Leben und Treiben in den Spinnstuben verlief, ist in einer früheren Darstellung gesagt worden. Heute mögen noch einige Spinnstubengeschichten den früher erzählten folgen.

Der Jägerfritz und die Müllergustel.

Es war spät im Herbst. Die Kartoffeln waren im Keller, die Aepfel und Birnen auch, der Flachs und der Hanf waren gebrecht und gehechelt, und draußen herum war nicht viel mehr zu tun. Das war die Zeit, da hatten sie dahinten im Usingerland, wo meine Großmutter daheim war, Kirmes,

und das hat sich meine Großmutter nie nehmen lassen, sie ging jeden Herbst heim auf die Kerb, und der Zwetschenkuchen, den sie jedesmal mitbrachte, schmeckt mir heute noch gut.

Zu meiner Großmutter Zeit wurde in ihrem Dorf wie in den meisten Dörfern im Usingerland, die Kirmes noch nicht in einem Wirtshaus gehalten. Da gab's Kirmesburschen und Kirmesmädchen, die lehnten sich im Dorfe eine große Stube, kauften den Kirmeswein und bestellten die Musikanten; die Kirmesburschen holten im Wald den Kirmesbaum, den ihnen der Förster angewiesen hatte, und die Mädchen machten unter der Krone her einen weiten Kranz von allerlei Grün, Eierschalen und bunten Bändern. Der Kirmesbaum wurde vor dem Kirmeshaus auf der Straße aufgestellt, und wenn am Kirmestage gutes Wetter war, dann wurde am Tage auch um den Baum getanzt. Damals gab's nur immer „aufziehende" Kerb; voraus ging der Schäfer mit dem aufgeputzten Kirmeshammel, der später verlost wurde, dann kamen die Musikanten mit der großen „Trumm", dann die Kirmesburschen und die Kirmesmädchen im Staat; dem Pfarrer, dem Schullehrer und dem Schultheiß wurde ein Ständchen gespielt und der Versuch vom Kirmeswein eingeschenkt, und dann ging's zum Kirmesbaum zurück, wo ein Kirmesbursche einen Spruch oder eine Rede hielt, wozu alle Leute mitgekommen waren. Jetzt banden die Kirmesburschen und die Kirmesmädchen weiße Schürzen vor, weil sie die Gäste bedienen mußten, und dann ging der Spaß los.

So wars auch damals auf der Kerb im Usingerland. Der Baß brummte, die Geiger strichen ihre Fiedeln und der Trompeter blies die Backen auf, daß ihm fast die Tränen in die Augen traten, und die Burschen schwenkten die Mädchen im Kreise herum, daß es allen eine Lust war. Besonders der lange Dietrich mit der Müllergustel, die wollten gar nicht müde werden; so oft die Musikanten zu einem neuen Tanze aufspielten, waren sie an der Spitze. Einer aber war da, der machte ein trübseliges Gesicht, und das war der Jägerfritz. Der schielte immer nach dem Dietrich und der Gustel, und so oft die Musik ruhte, schlich er zur Gustel hin und bat sie um den nächsten Tanz. Dann fuhr aber der lange Dietrich fuchswild dazwischen und brüllte dem Jägerfritz zu: „Such' dir ein anderes Mädchen, die Gustel tanzt nur mit mir!" Und die Gustel lächelte dazu und war's zufrieden. So ging das den ganzen Abend fort, immer kam der Jägerfritz wieder, und immer wieder wies ihn der lange Dietrich mit seinen stechenden Augen und groben Worten ab. Der Jägerfritz bebte am ganzen Körper, sein Gesicht war so finster wie die Nacht, und die Tränen standen ihm in den Augen. Da versuchte er es noch einmal; er ging hin und sagte: „Guste, tanze den nächsten Tanz mit mir. Morgen ist Jahrmarkt in Usingen; ich gehe hin, und bringe dir das schönste bunte Tuch mit, das ich auftreiben kann." Aber ehe Gustel noch antworten konnte, rief Dietrich dazwischen: „Nichts da! Ein buntes Tuch bekommt Guste von mir und nicht von dir! Bind' du dein Tuch um das Flintenschloß, wenn du im Walde umherschleichst und Jagd machst auf die Bauern, die sich etwas Holz holen wollen. Dort in der Ecke sitzt dem Lumpensammler seine bucklige Kathrin, die frage; vielleicht tanzt sie mit dir!"

Das war zu viel für den armen Jägerfritz; eine abschlägige Antwort konnte er ertragen, aber solchen Spott nicht. Es zuckte ihm in den Fäusten, aber er mußte sich doch ruhig halten; denn wenn er es mit dem langen Dietrich aufgenommen hätte, so hätte er es doch auch mit allen anderen Dorfburschen zu tun bekommen. Dies bedachte er, drum verließ er schweigend den Tanzboden und ging in die Schenkstube, wo noch vier ältere Bauern beim Kartenspiele und an einem anderen Tisch sein Herr, der Förster, mit dem Heidenmüller, der Gustels Vater war, beisammen saßen.

Der Jägerfritz setzte sich an einen Tisch allein und ließ sich Wein bringen, aber er rührte ihn nicht an, so sehr war er mit seiner Eifersucht und seinem Zorn beschäftigt. Der Förster redete mit dem Heidenmüller sehr leise, damit der Jägerfritz nichts hören möchte; aber sie hätten nur getrost laut reden können, der Jägerfritz hätte doch nichts gehört; sein Liebesgram verleidete ihm alles. Dadurch ging ihm nun eine rare Neuigkeit verloren. Der Förster war ein Witwer ohne Kinder; er stand in seinen besten Jahren und war ein schöner und kräftiger Mann und hatte auch Geld; da war's nun weiter nicht zu verwundern, daß er nach einer Frau ausschaute, aber daß er die Müllergustel freien wolle, das hätte sich doch niemand im Traume einfallen lassen. Denn er wußte doch, daß die Gustel und der Dietrich ein Gehängsel hatten. Aber gerade in dem heimlichen Getuschel in der Schenkstube hat's der Förster mit dem Heidenmüller fertig gekriegt, daß er und kein anderer die Gustel zur Frau haben solle. Und der arme Jägerfritz hat dabei gesessen und hat's nicht geahnt, daß die Gustel, die ihm lieber war wie sein Leben, an seinen Herrn, den Förster, verschachert wurde.

Wie das Heiratsgeschäft zwischen den zweien im reinen war, fing der Förster an von anderen Dingen zu sprechen, auch von den vielen Holzdiebstählen, die fortwährend in seinem Reviere vorkämen. Die Oberforstbehörde hätte ihn wieder gemahnt, schärfer aufzupassen und die Diebe abzufangen; aber wie er und seine Leute auch auf der Lauer liegen möchten, so wolle es ihnen doch nicht gelingen, die schlaue Bande abzufassen. Er wisse wohl, daß hierin das ganze Dorf unter einer Decke stecke, und wer die Hauptdiebe seien, aber sie fädelten alles so schlau und pfiffig ein, daß, wenn er mit seinen Leuten auf einer Seite aufpasse, sie auf der entgegengesetzten Seite hausten.

Dem Heidenmüller merkte man's an seinem Zucken und Rucken an, daß er von den Holzdiebstählen mehr wußte wie der Förster, und der wußte auch ganz gut, daß der Heidenmüller ein Erzgauner war; er war aber pfiffig genug und merkte aus dem Schmunzeln des Heidenmüllers, daß dieser seine Spießgesellen wohl verraten würde, wenn es ihm nur Vorteil brächte. Drum schmeichelte ihm der Förster so lange und machte allerlei Versprechungen, bis er endlich mit der Sprache herausrückte und entdeckte, daß man in übernächster Nacht um Mitternacht in dem Revier bei seiner Mühle einige Eichenstämme wegholen wollte. (Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

A. L. **Die Eisenindustrie im Schmittröder bei Königstein.** Schon im ersten Jahrhundert nach Christi Geburt wurde im Hochtaunus von den Römern Eisen zu ihren Waffen und Werkzeugen verfertigt; denn bei der Durchsuchung der noch vorhandenen Schlackenhügel auf dem sogenannten „Schmittröder", einem Wiesendistrikt bei Königstein, fand die Limes-Kommission gebackene Steine in den Löchern, die aus den ersten Jahren nach Christi Geburt stammten. Es steht also nach den gemachten Funden außer allem Zweifel, daß die Römer die ersten waren, welche im Taunus Eisen verfertigten. Ganz in der Nähe ihrer Eisenschmelzen hielten sie, die bekanntlich nahezu 300 Jahre den Taunus beherrschten, Spiele ab. Ein großer behauener Stein gab Zeugnis davon; dieser Stein war noch im vergangenen Jahrhundert vorhanden und kam in das Saalburgmuseum. Die Eisenschmiede hatten obrigkeitliche Schmiedegerechtigkeit im ganzen Taunus. Es stand ihnen damit das Recht zu, Eisensteine zu suchen und Brennholz zum Eisenschmelzen zu hauen, wo sie wollten. Die Eisensteine brachten sie aus den Sümpfen in den fiskalischen Walddistrikten Herrnwald und Kammerbruch. — Die Zubereitung des Eisens geschah auf folgende Weise: Auf einer kleinen Anhöhe wurde ein rundes Loch gegraben; am Fuße desselben befand sich das Ablaufloch; beide waren ausgemauert. Oben am Schmelzloch befand sich eine Art Gebläse, welches vom Winde getrieben wurde. Sollte geschmolzen werden, so wurde das Loch einige Stunden vorher mit Holz oder Holzkohlenfeuer geheizt. Dann kam eine Schicht gepochter Eisensteine hinein, hierauf eine Lage Holzkohlen, und so wurde abwechselnd fortgefahren, bis der Haufen eine Höhe von 40 Fuß hatte. Das Feuer wurde dann dermaßen unterhalten, daß die Erze zum Schmelzen gelangten und die flüssige Masse sich in dem Schmelzloche sammelte. Die gewonnenen Eisenklumpen wurden von den Schmieden dann ausgestreckt und verarbeitet. Von diesen Eisenschmelzen gab es nach den gemachten Funden über 20 im Taunus. Das Feuer auf diesen Eisenschmelzen nannten die Römer Lupenfeuer. — Außer zu Zeiten der Römer wurde im 5., 9., 10., 12. und 15. Jahrhundert Eisen im Taunus gegossen. In der Zeit von 1468 bis 1670 wurden sogar auf vorgenanntem Schmittröder Feldschlangen, Kartaunen, Stückgeschütze und Kanonen gegossen. Ein von dem Schmittröder durch den nahegelegenen Romberg führender Weg diente zur Fortschaffung der Geschütze nach Königstein und Mainz; es heißt dieser heute noch im Volksmunde der „Kanonenweg". Die Eiseninduſtrie, welche damals im Taunus eine bedeutende Erwerbsquelle vieler Bewohner war, erlosch 1670 gänzlich, aus welchen Gründen ist nicht recht aufgeklärt.

Königliches Theater zu Wiesbaden.

* **Tartuffe.** Lustspiel in 5 Akten von J. B. P. Molière, am 10. Juni. Es ist des großen Franzosen größtes Charakterlustspiel, worin er die Scheinheiligkeit an dem Hofe des Roi Soleil mit den erbarmungslosen Hieben der Peitsche seines Sarkasmus geißelt. Alle widrige Heuchelei, die sich hinter der Maske des Frömmlertums versteckt, ist in dem Titel„helden" potenziert, und man merkt ordentlich das Vergnügen des Dichters, ihn und die in ihm verkörperte Hofgesellschaft gründlich abzuführen.

Das Stück war vorzüglich inszeniert; die Rollen waren mit den ersten Kräften unserer Bühne besetzt. Den trefflichen Meister der alten klassischen Schule, Herrn Köchy, in der Hauptrolle wieder einmal zu sehen, freute uns sehr. Die übrigen Künstler bildeten mit ihm ein gutes Ensemble: Herr Vallentin als verblendeter Orgon, Herr Zollin als ehrlicher Wahrheitsfreund Cleanth, Herr Schwab als Damis und Herr Malcher als Valère, die Damen Haubrich-Willig als Elmire, Santen als Madame Parnelle, Ratajczak als Marianne und Rodius-Doppelbauer als mundfertige Zofe. Klassische Stücke mit diesem Personal sollten immer auf dem Repertoire zu finden sein. Das Publikum erwies sich als sehr beifallfreudig und schien der Ansicht, daß man nicht bis in die Zeit Louis' XIV. zurückzulangen brauche, um gewisse Vorgänge und Personen im Leben wiederzuerkennen. —

Den Schluß machte die immer freundliche „Puppenfee"; zwischen krasser Realistik und luftiger Phantasie möge dein Gemüt, o Mensch, die rechte Mitte wandeln.

Literatur.

* **König Konrad** I. Geschichtliches Schauspiel in 1 Vorspiel und 5 Akten. Von Hanns von Gumppenberg. 166 S. Pr. 2 M. München, G. Callwey. — Der Verfasser liest der dramatischen Charlatanerie unserer Zeit mit Recht kräftig die Leviten. Unsere Leser wissen, wie oft und sehr wir es beklagt haben, daß die meisten neuzeitlichen Schauspiele so elend verflacht sind, und daß sich die Autoren nicht die Mühe geben, den nationalhistorischen Sinn des Volkes wieder zu wecken. Er ist keineswegs tot; wir merken seine Lebensäußerung sozusagen täglich; es kommt nur auf den rechten Wecker an. H. von Gumppenberg, der sich im leichten dramatischen Genre schon hervorgetan hat, will die neue Bahn des Heils einschlagen. Nicht subjektiv historisch wie die Klassiker, nicht im jambischen Pathos und in kraftgenialer Prosa, sondern historisch objektiv, möglichst im Anschluß an das Tatsächliche, unter Wahrung der notwendigen dichterischen Gestaltungsfreiheit, in einer die Sprache und Denkweise der Vorzeit ins Moderne übersetzenden Weise will er dem deutschen Volke eine Reihe zusammenhängender deutscher Königsdramen vorführen, wie Shakespeare sie seinen Engländern gab, ohne daß er auch in den Anachronismen dem großen William nachahmt. Band I der Dramenreihe behandelt unsern einheimischen Fürsten König Konrad I., den früheren Graf im Niederlahngau und Herzog von Franken. Ein prächtiges, lebendiges Bild seiner kurzen, bewegten Regierungszeit rollt sich vor unseren Augen auf. Menschen jener Zeit, und ihrer Anschauungen, Gestalten von Fleisch und Blut, jeder in markigen Zügen charakterisiert, treten uns vor Augen. Vor allem Konrad, der König, ist uns sympathisch, der edle wackere Patriot mit dem ernsten Wollen und dem erfolglosen Wirken, der Freund der Kirche, in der er den großen Einheits- und Friedens-, den Fortschritts- und Segensgedanken verkörpert sah, und die ihn doch so egoistisch ausnützte und schließlich ihn im Stiche ließ. Zu erschütternder Tragik erhebt sich die allzeit bis zum Schluß spannend verlaufende Handlung in der Szene zwischen Konrad und seiner Gemahlin bei der Hinrichtung der schwäbischen Kammerboten, seiner Schwäger, ferner bei der Absage an den Sachsenherzog Heinrich und am Schlusse: Testament zu Weilburg. Diese Szene ist auch lokal so treu, als ob Gumppenberg droben gestanden hätte, wo man von der hohen Terrasse hinabschaut ins geschwungene Schluchtental der Lahn. Eins nur will uns etwas anfremden: der Umfall des Bischofs Salomo von Konstanz erscheint uns zu jäh. (Auch hätten wir Weilburg gern als Pfalz im nassauischen, statt hessischen Franken bezeichnet gesehen.) Aber was will das im Verhältnis zum Ganzen bedeuten! Der große Wurf hat schön eingesetzt, möge er mit den höchsten Nummern oben bleiben. Wir empfehlen den „Konrad" allen heimischen Poesie- und Geschichtsfreunden aufs wärmste. Erbaue dich, Heimat, an dem Bilde dieses Tatpatrioten; wenn er auch unglücklich war: in magnis voluisse sat est!

* **Führer durch Wiesbaden und Umgebung.** Von Dr. C. Spielmann. Ca. 100 S. Pr. 75 Pfg. Stuttgart, Klemm und Beckmann. (Selbstanzeige.) Bis die Leser diese Nummer der „Nassovia" in Händen haben, wird der Führer des Verfassers durch die schöne Weltkurstadt erschienen sein. Er ist nach neuen Grundsätzen verfaßt, namentlich, was die 100 Touren (nach 4 Regionen konzentrisch sich erweiternd) betrifft. Die Führerreihe des Verlags ist durch solide Ausstattung und feine Illustrierung längst bestens bekannt.

* **Festschrift zum Pulch-Jubiläum.** Von H. Paul. Pr. 30 Pfg. Wiesbaden. Selbstverlag. — Der in Wiesbaden um die Stenographie so verdiente Herausgeber feiert

in dem hübsch zusammengestellten und ausgestatteten Blatt den würdigen älteren Kollegen und bringt im übrigen eine Anzahl auf die Stenographie bezügliche Artikel: Biographisches, Chronikalisches, Statistisches, Aussprüche u. a. m. Eine sehr passende Gedenkschrift.

*** Die Familie.** (Der „Naturgeschichte des Volkes" 3. Band.) Von W. H. Riehl. 12. Auflage, 321 S. Pr. 5 Mk. Stuttgart, J. G. Cotta, Nachf. — Fünfzig Jahre sind dahingegangen, seit der berühmte Kulturhistoriker sein Buch schrieb. Nach fünfundzwanzig Jahren nahm er die ersten Verbesserungen daran vor. Und heute? Nun, es hat sich manches anders entwickelt als Riehl sich dachte, und der Rückschlag zum Guten, wie er ihn erwartete, ist nicht erfolgt. Der Familiensinn ist nicht zur Genesung gelangt, und daran sind unsere sozialen Verhältnisse mit ihrer Hast, ihrem Vorwärtsdrängen, mit ihrem Leben von der Hand in den Mund und anderseits mit der Sucht nach dem Genießen unter den Besitzenden schuld. Da wie dort also ungesunde Zustände, und kein Ende abzusehen. So vertieft sich der Menschenfreund gern in die idealen Pläne des Verfassers, erhebt mit ihm Wünsche und Hoffnungen auf eine künftige bessere Zeit. Den „Wiederaufbau des Hauses", wie gern möchten wir ihn nach dem Riehlschen Grundriß sich vollziehen sehen, wenn auch der Ausbau sich mitunter anders gestalten dürfte! Die Ausführungen über die „soziale Ungleichheit als Naturgesetz" dürften in vieler Beziehung den Beifall sogar aller nicht „Unentwegten" unter den Gegnern der bestehenden Ordnung finden. Ebenso vernünftig und lesenswert sind die Ausführungen über die „Scheidung der Geschlechter", wenn man heutzutage auch den Frauen einen erweiterten Arbeitskreis wohl wünschen kann. Aber vor der „Blaustrumpf-Epidemie" wird der denkende Sozialpolitiker einen gelinden Horror immer behalten. Ob Riehls Wünsche in Bezug auf Aenderung der Hausanlage und -architektur einmal zur Verwirklichung kommen werden — wer weiß es? Also für den pietätvoll Gesinnten bleibt die „Familie" ein liebes Buch, und für den bedächtigen Fortschrittler nicht minder.

Neues aus Nassau.

Mainz beschwert sich, daß die Züge rechtsrheinisch aufwärts erst nach Wiesbaden und dann über die neue Brücke geleitet werden. Sie sollen also uns Wiesbadenern, die wir Millionen zur Einrichtung eines Zentralbahnhofes und zur Verbindung der Stadt und damit der nassauischen Bahnen mit dem Rheine ausgegeben haben, an der Nase vorbeigeführt werden. Schöne Moguntia, sei ein wenig erkenntlich! Sollen wir denn gar nie aus dem An- und Abhänge-Elend in Biebrich herauskommen! Da müssen wir uns doch wehren.

Auch in der Simultanschulfrage wehren wir uns, und zwar in ganz Nassau. Alle sind doch gut mit der Schule gefahren seit 1817: die Konfession, die Pädagogik und der Gemeindesäckel. Aber gern schwarz auf weiß möchten wir's haben, daß die Simultanschule bei uns unangetastet bleibt, und das werden wir auch hoffentlich unter allen Umständen bekommen.

Die Gemeinde Dillingen verzeichnete am 5. Juni ihr hundertjähriges Bestehen. Das Dorf wurde 1804 von Landgraf Friedrich V. von Hessen-Homburg anstelle des durch die Pest vernichteten älteren gleichen Namens angelegt und mit Einwanderen aus dem Vogelsgebirge besiedelt.

Die weltbekannte Firma Dyckerhoff Söhne, feierte am 4. Juni ihr vierzigjähriges Geschäftsjubiläum. Die beiden Teilhaber spendeten 200 000 Mark als Unterstützungsfonds für die Arbeiter. Bravo!

Die Stadt Wetzlar erhält zwei neue Dillbrücken, im Zuge der Bann- und der Schleußenstraße.

Nassauischer Geschichtskalender.

20. Juni.

1544. Fürst Renatus von Nassau-Oranien und -Breda, Kaiser Karls V. Generalstatthalter in Holland, Seeland u. s. w. und Heerführer, errichtet sein Testament. In diesem setzte er den ältesten Sohn seines Oheims, Wilhelms des Reichen von Nassau-Dillenburg, den nachher so großen Wilhelm I. von Nassau-Oranien zum einzigen Erben des Fürstentums Oranien und aller niederländischen Besitzungen des Hauses Nassau ein. Schon im folgenden Monat wurde Renatus bei der Belagerung von Saint-Dizier tödlich verwundet und starb am 18. Juli im 26. Lebensjahr.

1622. Schlacht bei Höchst. Herzog Christian von Braunschweig, Parteigänger Friedrichs von der Pfalz, wird von dem ligistisch-spanischen Heere unter Feldmarschall Tilly völlig geschlagen. (Der Hauptkampf fand auf der Sossenheimer Ebene statt.) (Großer Krieg.)

25. Juni.

1349. Kaiser Karl IV. überläßt dem Edeln Philipp von Falkenstein das Reichsdorf Sulzbach pfandweise für 2000 Pfund Heller, die er ihm als seinem Helfer gegen Günther von Schwarzburg schuldig geworden war.

1643. Die kurtrierische Kannenbäckerzunftordnung wird erlassen. Sie ist am 30. Juni 1775 erneuert, aber da sie zu harte Bestimmungen enthielt und die Industrieentfaltung hinderte, am 13. März 1804 unter nassau-weilburgischer Herrschaft aufgehoben worden.

30. Juni.

1292. König Adolf verlobt seinen Sohn Ruprecht mit der Tochter des Königs Wenzeslaus von Böhmen. Das geschah zu Aachen im Beisein des Landgrafen Heinrich von Hessen, Johannes, Herrn von Limburg und Ludwigs (von Idstein) des Vizedoms im Rheingau. Die Ehe blieb aber unvollzogen, da Agnes vor der Mannbarkeit starb.

1557. Nassau-Dillenburg und Hessen vergleichen sich über die katzenelnbogische Erbschaft auf dem Tage zu Frankfurt. Hessen zahlte dafür, daß es im Besitze der katzenelnbogischen Lande blieb, an Nassau 600 000 Gulden. Davon wurden dann 150 000 Gulden abgezogen, und für solche der hessische Anteil an der Grafschaft Diez mit den Aemtern Kamberg, Weilnau, Wehrheim, Ellar und Driedorf, sowie die Hälfte der Grafschaft Hadamar abzutreten.

Briefkasten.

Bestimmungen von allgemeiner Geltung. Bitte: 1) Leserlich schreiben, wenn kein Gebrechen hindert. 2) Manuskripte nur auf einer Seite beschreiben. 3) Sich im allgemeinen an dem erbetenen Umfange halten. 4) Von Gedichten sich Abschriften aufbewahren, da solche nicht zurückgesandt werden. 5) Textmanuskripte an den Herausgeber: Dr. Spielmann, Wiesbaden, Bismarckring 30, senden. 6) Beachten, daß bei dem beschränkten Raume Garantie für Aufnahme eines Beitrages in eine bestimmte Nummer nicht erfolgen kann.

N. D. in W. Steht in Nr. 6 von 1902.

E. F. in S. Dankend angenommen.

H. H. in M. Wird gelegentlich verwendet.

O. St. in D. Dankend erhalten, kommt also gelegentlich. Die Einsendung des 2. Teils hat noch etwas Zeit.

K. L. in W. „Muffel" und „Hampel" kommt von „Mundvoll" und „Handvoll". Letzteres übertragen = nicht viel wert, nicht bedeutend, nichts dran.

Redaktionsschluß: 10. Juni.



№ 13. Wiesbaden, den 1. Juli 1904. 5. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20, beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.



Gott in der Natur.



Wenn morgens ros'gen Wolken
Der Sonne Glanz entsteigt,
Der Kehle kleiner Sänger
Manch süßes Lied entweicht;

Wenn sich am blum'gen Ufer
Die grüne Welle bricht,
In tausend Perlen spiegelt
Des Himmels ew'ges Licht;

Da halt' ich meine Kirche,
Da bete ich so gern,
Da schlägt mein Herz am höchsten,
Voll Lieb' zu Gott dem Herrn.

Sehnsucht nach dem Vaterlande.

Nach dem Lande meiner Väter
Reißet mich mein Saitenspiel,
Und die Särge meiner Ahnen
Sind der Sehnsucht fernes Ziel.
Ach, in diesem fremden Lande
Werd' ich nimmermehr gesund,
Welk und krank sind meine Glieder;
Bald verstummt der bleiche Mund.

Nur ihr lieben, gold'nen Träume,
Meiner Schmerzen süße Frucht,
Habt gelieh'n mir Zauberschuhe,
Drin die Heimat ich besucht.
Unter hohen, mächt'gen Eichen
Hab' ich mich zur Ruh' gelegt,
Ließ im freien Liede steigen,
Was das Herz mir hat bewegt.

Doch auch ihr seid mir entflohen,
Lasset mich allein zurück;
In der Nächte dunkeln Stunden
Schließt sich nicht mein irrer Blick.
Aus dem fernen Sternenhimmel,
Der Zitronen gold'nem Glüh'n,
Sprießen keine Eichenblätter,
Muß nur früher Tod erblüh'n.

Konrad Beyer-Boppard.







Der Engersgau.

1)

Von Erwin Engert.

An den Gau Einrich setzte sich, durch die Lahn von ihm getrennt, im Norden der um ein beträchtliches Stück größere Engersgau an, welcher den ganzen westlichen Westerwald umfaßte und mit einem bedeutenden Teile außerhalb Nassaus lag. Am Rheine entlang erstreckte er sich bis unterhalb des Städtchens Linz; von da lief die Grenze am Kasbach aufwärts und weiter nach Osten zum Wiedbach, welcher unsern Gau vom Avalgau schied, diesen Bach aufwärts und weiterhin zur großen Nister bis in die Gegend von Hachenburg, nun gen Süden über die Quellen des Sayn- und des Aubachs zur Ahr, an der Ahr und am Gelbache hinunter bis dahin, wo heute das Dörfchen Giershausen liegt, dann eine kurze Strecke östlich zur Quelle des Daubachs, und mit diesem Bache lief die Grenzlinie zur Lahn, welche den Gau auf der ganzen Südseite abschloß.

Im Süden also von dem engen, felsigen, stellenweise fast unzugänglichen Tal der unteren Lahn begrenzt und von den kleineren, aber nicht minder wildromantischen Tälern des Gelbachs und der Ems durchzogen, schließt die Landschaft des Engersgaues in ihrem mittleren Teile ein malerisches Bergland, das von weitgedehnten Hochwäldern bedeckt und um den Gebirgsstock der Montabaurer Höhe gruppiert ist, ein und verflacht sich allmählich nach Norden und Westen hin, einerseits zu dem mittelwesterwälder Hügelland, anderseits zu der fruchtbaren Tieffläche von Neuwied.

Der Umstand, daß der Gau mit seinem weitaus größten Teile außerhalb des Bereichs der römischen Eroberung lag, brachte es mit sich, daß er in den ältesten Zeiten unsrer heimatlichen Geschichte eine weniger bedeutende Rolle spielt als etwa die am Taunus und Main gelegenen Gaue. Die Grenze des römischen Germaniens durchzog bekanntlich den Engersau von Ems aus in einem Bogen, der an den Orten Neuhäusel, Höhr, Grenzhausen, Stromberg, Ober- und Niederbieber vorbei bei Rheinbrohl auf den Rhein traf. Innerhalb dieses Berings, also nach dem Rhein und der Lahn zu, liegen einige Ortschaften, deren Vergangenheit denn auch bis in die Römerzeiten zurückreicht, darunter vor allem Ems; im übrigen aber beginnt die Geschichte unserer Gegend erst mit der fränkischen Zeit. Von da an kann man ja überhaupt erst in allen westdeutschen Ländern mit einigermaßen geregelten staatlichen Zuständen rechnen; vorher waren die Völkerschaften in unaufhörlichem Wechsel und Wandel. Jetzt, nachdem sie endlich zur Seßhaftigkeit gekommen waren, entstanden in den Gegenden unserer Heimat und so auch im Engersgau die ersten Ansiedelungen, die bis auf unsere Zeit Bestand hatten. Bald errichtete man auch Kirchen und Klöster, Burgen und Schlösser; und allmählich kam so die Zeit, aus der uns die ältesten Urkunden, die Grundlagen der Geschichtsforschung, erhalten sind.

Die ersten Ortschaften, die in solchen alten Schriftstücken — meist kirchlichen Schenkungs-, Kauf- oder Tauschverträgen oder Grenzbeschreibungen — im Engersgau erwähnt werden, sind: Rodenbach bei Niederwambach (im Jahre 773 Rotenbach und auch Rodenbach genannt), Nassau an der Lahn (790 Nasongae, 795 Nassovia, 915 Nassowa, dieser Ort gehörte mit seinem südlichen Teil zum Einrichgau, mit dem nördlichen zum Engersgau), Meinborn bei Isenburg (821 Meineburum), Arenberg (868 Overanberg), Leutesdorf am Rhein (868 Liudwinesthorp), Ems (880 Aumenzu), Immendorf (880 Ibingdorf), Elsaff bei Linz (893 Elsaffe), Selters (950 Saltres), Helferskirchen (950 predium Helperici), Wirges (958 Widherigis, 959 Widhergis), Montabaur (959 Humbach, so wurde das Städtchen bis ins 13. Jahrhundert genannt), Heddesdorf bei Neuwied (962 Hedenestorp) und Eschelbach bei Montabaur (Aschebach im Jahre 1000).[1])

Der Gau selbst wird zum ersten Male schriftlich genannt im Jahre 773 und dann häufig in den folgenden Jahren und zwar unter Namensformen wie **Pagus Engerisgowe**, Angrisgowe, Angeresgauwe, Ingerisgowe und ähnlichen. Einige Forscher haben sich auch bemüht, diesen Namen zu erklären, und sind darauf gekommen, ihn von „Ingrionen" abzuleiten, dem Namen eines Volksstamms, den der berühmte Geograph des Altertums, Ptolemäus, als „nahe am Rhein ansässig" in einer seiner Schriften erwähnt. — Zu beachten ist bei dem Namen unseres Gaues insbesondere sein Zusammenhang mit dem des Fleckens Engers. Was liegt näher als die Annahme, daß dieser uralte Ort dem Gau den Namen gegeben hat, ähnlich wie der Name Haigergau von dessen Hauptort Haiger und Bonngau von der alten Rheinstadt Bonn herrührt, und wie noch in

Anmerkung. Wir setzen hiermit unsere Reihe von Aufsätzen über die Gaue im Nassauer Lande fort. Man vergleiche die seither erschienenen Aufsätze in der „Nassovia", Jahrgang 1901, S. 74 u. ff., 89 u. ff. und 100 u. ff.; Jahrgang 1902, S. 288 u. ff.

[1]) Nach Schliephake, Gesch. v. Nassau, Bd. I. Vogel, Historische Beschreibung des Herzogtums Nassau, und Wirtz, Zur Geschichte des Engersgaus bis zum Jahre 1070; letzteres Werkchen, welches im Buchhandel leider nicht erschienen ist, wurde mir vom Verfasser, [illegible] Oberlehrer Dr. Ludwig Wirtz in Düsseldorf, freun[illegible] übersandt.

zahlreichen anderen Beispielen aus dem ganzen Mittelalter Gaue, Herrschaften und Grafschaften ihren Namen von dem ihres Hauptortes erhalten haben. Dann muß man allerdings auch annehmen, daß Engers schon in vorfränkischer Zeit eine ziemlich bedeutende Niederlassung gewesen ist. Und dieser Annahme steht nichts im Wege; sind doch gerade in allerneuester Zeit an den zum Rheine hin abfallenden Vorhöhen des Westerwaldes ganz bedeutende Ansiedelungsreste aus keltischer und auch aus römischer Zeit aufgefunden worden. So dürfen wir also die einfache Erklärung wohl festhalten, daß schon zu Beginn der Frankenherrschaft eine ansehnliche Niederlassung zu Engers vorhanden war, und daß der spätere Gau danach seinen Namen erhielt. Wie nun allerdings der Name dieser Ansiedelung am Flachufer des Rheines, Engers, zu erklären ist, ob mit Hilfe der „Ingrionen" des Ptolemäus, ob aus keltischem Ursprunge oder sonstwie — das bleibe dahingestellt.[2])

Der ursprüngliche Mittelpunkt des Engersgaues, seine älteste Malstätte, befand sich, wie man allgemein annimmt, auf dem Malberg, einem zwischen den Dörfern Leuterod und Moschheim gelegenen, von prächtigen Wäldern gekrönten Bergkegel. Noch heute sprechen die Bewohner der Gegend mit einer gewissen Scheu und Achtung von dem Malberge; es ist, als ob ein jeder wüßte, daß eine sagenhaft graue Vergangenheit auf diesem weithin sichtbaren, schön ebenmäßig geformten Gipfel ruht. Und wenn man dort oben unter dem Laubdache des ernsten, schweigenden Hochwaldes zwischen den rings umher zerstreuten, mächtigen Basaltfelsen steht, kann man es wohl verstehen, wie einst in grauer Vorzeit das naturwüchsige Volk eine solche hehre Stätte zum Ort der Verhandlungen seiner wichtigsten Angelegenheiten machte.

Das Gaugrafenamt verwaltete hier ein reichbegütertes fränkisches Adelsgeschlecht, dessen Sprossen auch lange Zeit hindurch in dem benachbarten Niederlahngau als Gaugrafen herrschten. Der sonst so kritische „Rheinische Antiquarius" nennt allerdings als ersten der Engersgauer Gaugrafen keinen Geringeren als den Helden Roland, den berühmtesten der Paladine Karls des Großen; aber er fußt bei dieser Annahme auf ziemlich unsicheren Quellen. Er glaubt, daß unser Gau rheinabwärts bis Honnef reichte und auch die Insel Nonnenwerth und die gegenüber liegende Burg Rolandseck noch dazu gehörten. Hier wohnte und waltete der sagenberühmte Recke, den das französische Epos „Graf von Angers" nennt, der aber mit mehr Recht, wie der Antiquarius meint, „Graf von Engers" heißen müßte.[3]) Das klingt ja ganz schön; aber, wie gesagt, es wird sich schwer geschichtlich nachweisen lassen. Als erster mit Gewißheit zu nennender Graf im Engersgaue tritt vielmehr ums Jahr 918 ein aus dem vorerwähnten fränkischen Geschlecht stammender Hermann auf, der sich auch „Herzog von Allemannien" nennt.[4]) Er war vielleicht der Erbauer der alten Burg Humbach oder Himbach, die früher an der Stelle des heutigen Montabaurer Kurfürstenschlosses stand und die Residenz der Graugrafen aus Hermanns Geschlechte bildete. Graf Hermann starb im Jahr 949. Auf ihn folgte Graf Walbrat (959 genannt), der jedenfalls nicht aus Hermanns Hause stammte, dann Graf Heribert († 997), der Sohn von Graf Hermanns Bruder Udo. Heriberts Sohn Otto, setzte nach ihm die Reihe der Gaugrafen im Engersgaue fort. Dieser Otto nennt sich im Jahre 1036 „von Hammerstein"; die oberhalb des Städtchens Rheinbrohl gelegene Burg Hammerstein, die zu dem Besitz des alten Engersgauer Grafengeschlechtes gehörte, war also wohl infolge einer Gebietsteilung unter einzelnen Linien dieses Geschlechts in den besonderen Besitz Ottos gekommen, so daß dieser nach ihr seinen Namen führte. Gleichzeitig mit dem Grafen Otto tritt ein Graf Ello oder Hello (1021, 1022) im Engersgau auf; von ihm ist jedoch in der Geschichte kaum mehr als der Name bekannt.

Wenn in einem Gaue zu gleicher Zeit mehrere Grafen erscheinen, wie wir es auch hier sehen, so deutet das schon darauf hin, daß die Gauverfassung in Verfall begriffen ist. Der eine verwaltet in dem einen Teile des Gauberinges die gräflichen Rechte und Pflichten, während der andere die Herrschaft über den andern Teil gänzlich an sich und sein Geschlecht gerissen hat. So erging es in allen andern Gauen und so auch hier; die Stellung, die einst die Gaugrafen innehatten, hörte auf; an ihren Platz traten selbständigere Grafen und Herren, in deren Geschlechtern sich einzelne Stücke des Gaues vererbten. Als Repräsentanten der kaiserlichen Oberhoheit, wie es früher die Gaugrafen waren, sehen wir nun die Pfalzgrafen bei Rhein, welche die Rolle der vom Reich bestellten Lehnsherren der kleineren Grafen und Herren zu spielen scheinen, und zwar nicht nur im Engersgaue, sondern auch in einigen benachbarten rheinischen Landstrichen. Als „Erbvögte des Rheines", wie sie in älteren Schriften genannt werden, gaben sie einzelne Gebiete als Lehen an die mehr und mehr aufstrebenden kleinen Dynasten. So haben wohl auch die Herren von Isenburg und die Grafen von Wied und von Sayn von ihnen im Namen des deutschen Reichsoberhauptes den größten Teil ihres Landbesitzes im Engersgau erhalten. Diese drei Geschlechter, die später zu hohem Ansehen kamen und noch jetzt in einzelnen Linien fortleben, treten ungefähr gleichzeitig in unserm Gau auf, die von Wied um die Mitte des 11., die von Isenburg gegen Schluß des 11. und die von Sayn zu Beginn des 12. Jahrhunderts. Oftmals im Lauf der Geschichte, ja fast beständig standen diese Dynasten in freundschaftlichen, verwandtschaftlichen oder auch zuweilen in feindlichen Beziehungen zu einander. Ihre und ihres Landbesitzes Entwickelung ist infolge dieser vielfachen gegenseitigen Beziehungen eine sehr wechselreiche und bewegte; durch verschiedenartige Erwerbungen vergrößerten sich ihre Gebiete rasch und

---

[2]) Mone, Keltische Forschungen zur Geschichte Mitteleuropas, und nach ihm Dr. Wirtz, a. a. O., erklären sich für den keltischen Ursprung des Wortes Engers aus eachrus = Haus.

[3]) S. „Rheinischer Antiquarius", III. Abt., Bd. 2, S. 13 ff.

[4]) Er hatte die Witwe des Schwabenherzogs Burkhard I. geheiratet und war von König Heinrich I. mit Schwaben (Allemannien) belehnt worden. (D. H.)



sehr beträchtlich, während anderseits wieder durch Erbteilungen, besonders im isenburgischen und im wiedischen Hause der Besitz vielfach auseinander gerissen wurde. Es entstanden durch solche Teilungen und durch Vermählung zwischen den Angehörigen der benachbarten Dynastenfamilien vom 13. Jahrhundert ab die Linien Isenburg-Wied, Isenburg-Grenzau, Isenburg-Arenfels, Isenburg-Büdingen und Isenburg-Limburg, und als im Jahre 1243 mit Graf Lothar von Wied das altwiedische Haus erlosch, erbten seine Schwestersöhne Bruno und Theoderich von Isenburg-Wied den größten Teil seiner Lande und setzten damit die wiedische Dynastie fort. Auch diese isenburg-wiedische Linie starb 1462 im Mannesstamme aus, und die einzige Erbtochter Anastasia vermählte sich mit Dietrich IV., Herrn zu Runkel an der Lahn, der jetzt Stammvater des neuen Geschlechts der Grafen, späteren Fürsten zu Wied wurde.

Von den vielen isenburgischen Linien schied eine nach der andern aus den in unserer Gegend gelegenen Besitzungen aus, und es verblieben darin nur noch die neuere grenzauische und die wiedische Linie, welch letztere, wie gesagt, mit dem früheren wiedischen Grafenhause verschmolzen war. (Forts. folgt.)

Johann Philipp und Friedrich Rudolf Karl Krebs.

2) Von Prof. Lic. Dr. Albert Krebs. (Schluß.)

Neben dem großen Gelehrten und Lehrer Johann Philipp Krebs darf ohne Zweifel als seines Geistes Erbe sein zweiter Sohn, Friedrich Rudolf Karl Krebs, genannt werden. Der Vater nennt in seiner Lebensbeschreibung das Jahr 1804 ein schönes, frohes Jahr und zwar in erster Linie, weil ihm am 27. Mai 1804, also gerade jetzt vor hundert Jahren, sein zweiter Sohn geboren wurde. Auch ihm, wie seinen beiden Brüdern, verlief die Zeit der Kindheit schön und heiter im elterlichen Hause.

An die ersten Jahre ungebundener Kinderlust schloß sich frühzeitig ernste Arbeit an. Der Vater, der seinen drei Söhnen selbst den ersten Elementarunterricht erteilte, begann bei seinem Rudolf so früh damit, daß dieser erst acht Jahre alt, schon im Herbst 1812, das Gymnasium beziehen konnte und zwar als ein Schüler, der schon in die Elemente des Lateinischen und Griechischen eingeführt war. Acht Jahre lang besuchte er das Gymnasium. Zwar war er schon nach 7½ Jahren, Ostern 1820, für reif zum Besuch der Universität erklärt worden, da er aber damals noch nicht ganz 16 Jahre zählte, hielt es sein Vater für besser, ihn noch ein halbes Jahr in Weilburg zu behalten, so daß er erst Herbst 1820 die Universität bezog. Auf dem Gymnasium hatte er eine innige Freundschaft geschlossen mit Karl Friedrich Hermann aus Frankfurt am Main, dem nachmaligen bekannten Philologen an der Universität Göttingen. Die beiden, Hermann und Krebs, waren gleichalterig, sie wurden zusammen konfirmiert, und ihre Freundschaft währte ungetrübt bis zu Hermanns Tode im Jahre 1855.

Das Jahr 1820 wurde für Rudolf Krebs nicht nur durch seine Entlassung vom Gymnasium, sondern auch noch in einer anderen Beziehung bedeutungsvoll. In diesem Jahre machte er mit seinem Vater eine Reise nach Schlangenbad, Mainz und Wiesbaden, auf der er den Mann zum erstenmal von Angesicht zu Angesicht sah und kennen lernte, der, wie er auf die Erziehung des Vaters zum Philologen von entscheidender Bedeutung gewesen war, auch auf die philologische Erziehung des Sohnes den größten Einfluß gewinnen sollte: Friedrich August Wolf. Am 4. August sah Rudolf den großen Gelehrten zum erstenmal in Schlangenbad, wo Wolf damals zur Kur weilte, und wohin er seinen Schüler Johann Philipp Krebs zu sich geladen hatte. In Schlangenbad verweilte Rudolf mehrere Tage in beständigem Verkehr mit Wolf, und ein paar Tage später durfte er noch einen Tag in Mainz mit Wolf zusammensein. An diesen letzten Tag knüpfte sich noch eine ganz besondere Erinnerung für Rudolf Krebs. Die kleine Gesellschaft war um die Mittagsstunde über den Rhein nach Kastel gewandert, um dort in einem Gasthause in der Nähe des Rheins — dem jetzigen Bahnhofe gegenüber — zu speisen. Dort fand Wolf, der gerade vorher viel von griechischer Musik geredet hatte, einen Flügel, an den er sich niederließ und zuerst eine alte Ode von Dionysius in griechischer Sprache sang, seinen Gesang auf dem Flügel selbst begleitend, dann in wunderschön klingender Musik über Stellen aus Homer phantasierte, ebenfalls den griechischen Text dazu singend. Auf Rudolf Krebs hat dieses Erlebnis einen so tiefen Eindruck gemacht, daß er es nie vergaß, vielmehr noch in späten Jahren seines Lebens gern und lebhaft davon erzählte.

Nach Weilburg zurückgekehrt, rüstete sich Rudolf Krebs zur Reise nach Heidelberg. Wolf hatte zur Wahl dieser Universität geraten, da Rudolf, seinem Vater nachfolgend, Philologie studieren wollte, und Johann Philipp entließ schweren Herzens seinen „munteren Rudolf", wie er schreibt, der noch so jung war und nun schon „in die gefahr- und klippenvolle Studentenwelt eintreten" sollte. Die Besorgnisse erwiesen sich trotz Rudolfs Jugend als unnötig. In Heidelberg blieb der junge Philologe ein Jahr. Er hörte Vorlesungen bei Creuzer, dem Freunde seines Vaters, bei dem Historiker Schlosser u. a. Von Herbst 1822 bis 1823 studierte er in Göttingen, privatisierte dann ein halbes Jahr in Weilburg, um für sich weiter zu arbeiten, und siedelte Ostern 1823 nach Berlin über, wo Wolf natürlich sein Lehrer, aber nicht nur das, sondern auch sein väterlicher Freund und wissenschaftlicher Berater wurde. Rudolf Krebs verkehrte uneingeschränkt in Wolfs Hause, er begleitete ihn auf seinen Spaziergängen, durfte seine reichhaltige Bibliothek benutzen, soviel er wollte. Durch Wolf kam er auch in Verkehr und Beziehung zu anderen Geistesgrößen, ich nenne nur Schleiermacher und Varnhagen von Ense. Und als

Wolf im Frühjahr 1824 sich zur Wiederherstellung seiner zerrütteten Gesundheit nach dem Süden begab, beauftragte er seinen Schüler Krebs mit der Ordnung seiner Bibliothek und Briefsammlung. Von Wolf empfing Krebs in Berlin die stärkste Anregung, wie überhaupt die Berliner Studienzeit seine fruchtbarste und erfolgreichste war. Freilich hatte er dort auch noch andere Lehrer, denen er viel verdankte, so Immanuel Bekker, Boeckh, Bopp und Hegel. Ein jäher Schlag war es für den strebsamen Philologen, als von Marseille die Kunde kam, daß Fr. Aug. Wolf dort am 8. August 1824 gestorben sei. Mit einem Male hatte Berlin für ihn seinen Reiz verloren. Der ursprüngliche Plan, noch einige Semester dort zu bleiben, wurde aufgegeben, und Rud. Krebs reiste nach Weilburg zurück, wo Vater und Sohn gemeinsam den Tod des gemeinsamen verehrten und geliebten Lehrers, des größten Philologen seiner Zeit, betrauerten. Das Bildnis Fr. Aug. Wolfs hing bis zum Tode Rudolf Krebs' über dessen Schreibtisch zusammen mit dem Bildnis des eigenen Vaters.

Die nächsten Jahre waren sehr eingehenden Studien über Fragen aus der alten Geschichte, Chronologie und Genealogie gewidmet, da Rudolf Krebs die bestimmte Absicht hatte, die akademische Karriere zu ergreifen, und zwar war es die Universität Heidelberg, an der er sich zu habilitieren gedachte. Zuerst erschienen einige kleinere wissenschaftliche Arbeiten von ihm im Druck, die von der Gelehrtenwelt beifällig aufgenommen wurden. Seine erste umfangreichere Schrift aber wurde erst im Jahre 1830 fertig und erschien, da der Druck sich verzögerte, erst 1832. Es waren die Lectiones Diodoreae partim historicae partim criticae. Inzwischen waren aber Verhältnisse eingetreten, die seinem Leben eine ganz andere Wendung gaben, als er es sich in seinen Plänen gedacht hatte.

Im Jahre 1830 war der bisherige erste Professor Eichhoff in Weilburg in den Ruhestand versetzt worden und Johann Philipp Krebs in die erste Professorenstelle eingerückt. Für Eichhoff mußte ein Ersatz geschafft werden und zwar ein solcher der geeignet war, die klassischen Unterrichtsfächer erfolgreich zu vertreten. Direktor Friedemann dachte an Rudolf Krebs, der neben seinen Studien auch Privatunterricht erteilte, aus dessen Ergebnissen der Direktor die Lehrtüchtigkeit des jungen Philologen zur Genüge erkennen konnte und erkannte. Aber da stand ein großes Hindernis im Wege. Rudolf Krebs hatte keine Staatsprüfung gemacht und hatte auch gar keine Lust dazu. Und das war ihm auch nicht zu verdenken; denn der junge Gelehrte, der bis dahin seine ganze Kraft auf die eingehendsten Studien altklassischer Philologie, Geschichte und Philosophie verwendet hatte, hätte in der Staatsprüfung Kenntnisse nachweisen müssen auch in einer Reihe anderer Fächer, die ihm ganz fernlagen, wie z. B. Naturgeschichte, neuere Sprachen u. a. So schien sich Friedemanns Plan, Krebs zu gewinnen, nicht verwirklichen lassen zu wollen, zumal da für die zu besetzende Stelle von mehreren Meldungen eingelaufen waren. Als aber die mit diesen geführten Verhandlungen nicht zu einem Ergebnis geführt hatten, so griff man trotz des fehlenden Examens den Plan mit Krebs wieder auf, und es erschien eine Verfügung des Herzoglichen Ministeriums, worin bestimmt wurde, daß Rudolf Krebs ohne Staatsprüfung von Ostern 1831 an zum Kollaborator am Weilburger Gymnasium ernannt sei, mit der Verpflichtung, in den beiden oberen Klassen im Griechischen und Lateinischen zu unterrichten. Am 6. April erhielt er sein Ernennungsdekret, das vom 25. März 1831 datiert war, am 18. April wurde er den Schülern vorgestellt, und am folgenden Tage begann seine Lehrtätigkeit am Weilburger Gymnasium, dem von da an Rudolf Krebs volle 45 Jahre seine ganze Kraft widmete. 1837 wurde er zum außerordentlichen Professor und im Herbste 1839 zum ordentlichen Professor ernannt. Den Unterricht im Lateinischen und Griechischen hat er während seiner ganzen Dienstzeit behalten und zwar immer nur in den oberen Klassen. Nur ganz vorübergehend hat er auch einmal in der Mathematik und Geschichte unterrichtet. Von 1837 an bis zu seinem eigenen Ausscheiden aus dem Amte 1876 war er Klassenlehrer zuerst der Sekunda, später der vereinigten Ober- und Untersekunda, dann der Obersekunda allein, und Tausende von Schülern haben in diesen 45 Jahren zu seinen Füßen gesessen, denen er stets ein treuer, gewissenhafter Lehrer und wohlwollender Berater gewesen ist. Er besaß eine große Gelehrsamkeit. Daneben aber waren unwandelbare Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit, verbunden mit einem hochbedeutenden Lehrtalent, Grundzüge seines Wesens. Mit Recht nannte ihn sein Schüler, der große Philologe Hermann Usener in Bonn, in seiner Rede beim 350-jährigen Jubiläum des Weilburger Gymnasiums einen „Lehrer von Gottes Gnaden". Ganz besonders war es der griechische Unterricht, den er hochgebracht hat, und in dem er es verstand, seine Schüler in den großartigen Bau und in die Feinheiten der griechischen Sprache einzuführen und bei ihnen Sinn und Verständnis für griechische Sprache und Literatur zu erwecken. Wer von seinen Schülern erinnerte sich nicht z. B. der Klarheit und Uebersichtlichkeit, mit der er die griechischen Konditionalsätze behandelte! Die Disziplin in seinen Stunden war musterhaft. Da herrschte die größte Ruhe, zu strafen hatte er fast nie, ein mahnendes oder zurechtweisendes Wort genügte meistenteils, wenn es galt, einer Unaufmerksamkeit oder Trägheit entgegenzutreten. Mit peinlichster Gewissenhaftigkeit bereitete er sich vom Anfang bis zum Ende seiner Dienstzeit auf alle seine Lehrstunden vor, und die Sorgfalt und Genauigkeit, mit der er die schriftlichen lateinischen und griechischen Arbeiten durchsah und korrigierte, war geradezu vorbildlich.

Da Rudolf Krebs, wie sein Vater von ihm in seiner Lebensbeschreibung hervorhebt, seit seiner Anstellung nichts für höher achtete als sein Amt, da er auf dieses fast seine ganze Zeit, seine ganze Kraft verwendete, so kam er nicht mehr zu einer ausgedehnteren literarischen Tätigkeit. Außer einer griechischen Grammatik, die aber für den Schulgebrauch viel zu ausführlich und ausgedehnt war, einigen Programmabhandlungen und einer Neubearbeitung der „Anleitung zum Lateinischschreiben" seines Vaters, die er 1863 gemeinsam mit seinem Freunde





und Kollegen Eduard Francke besorgte, hat er nichts im Druck erscheinen lassen.

Seiner hervorragenden Lehrtätigkeit fehlte aber auch die gebührende Würdigung und Anerkennung nicht. Denn als im Jahre 1846 von der Landesregierung eine Revision des Lehrplans der höheren Schulen ins Werk gesetzt wurde, berief die Regierung auch ihn in die Kommission, der diese ehrenvolle und verantwortungsreiche Aufgabe oblag, und zwar waren es die alten Sprachen, die er zu bearbeiten hatte. — Auch unter seinen Berufsgenossen im ganzen Nassauerlande erfreute er sich hoher Wertschätzung und großen Ansehens. Dies zeigte sich besonders im Jahre 1864, als bei dem 25jährigen Regierungsjubiläum Herzog Adolfs der gesamte Lehrerstand des Herzogtums eine Deputation nach Wiesbaden und Biebrich sandte, um dem Landesherrn eine Adresse zu überreichen, und Krebs beauftragt wurde, die Ansprache an den Herzog zu halten. Auch seine Weilburger Mitbürger zollten ihm den Tribut der Hochachtung, indem sie ihn, da er in den Zeiten der Unruhe im Jahre 1848 durch besonnenes und würdiges Auftreten viel zur Aufrechterhaltung der Ordnung getan hatte, in demselben Jahre in den Gemeinderat der Stadt wählten, zu dessen Mitgliedern er so lange zählte, als es Staatsdienern erlaubt blieb, Gemeindeämter zu bekleiden, d. h. bis 1854. Sein Interesse für das Gedeihen der evangelischen Kirche, der er als überzeugtes Glied angehörte, zu betätigen bot sich ihm auch reiche Gelegenheit, da er seit 1846 dem Vorstande des Weilburger Zweigvereins der Gustav-Adolf-Stiftung und seit 1870 der evangelischen Kirchengemeindevertretung angehörte.

Rudolf Krebs' Lehrerlaufbahn dauerte, wie schon erwähnt, bis Ostern 1876. Er hatte in unermüdlicher Arbeit das 72. Lebensjahr erreicht. Da machten sich doch in mancher Hinsicht die Gebrechen des Alters geltend und veranlaßten ihn, die Entlassung aus dem Staatsdienste zu erbitten. Diese wurde ihm denn auch in der ehrenvollsten Weise zuteil, so daß der Tag, der als das Ende einer reichgesegneten Lehrtätigkeit ein schmerzlicher Tag sein mußte, doch zugleich ein Ehren- und Freudentag hervorragender Art wurde. Zu der Ordensverleihung kam die hohe Auszeichnung hinzu, daß die Universität Bonn ihn zum Ehren-Doktor der Philosophie ernannte unter ehrendster Anerkennung seiner Verdienste um Wissenschaft und Schule. Und eine sehr große Freude war es für ihn, daß bei dem Festmahl, das ihm zu Ehren veranstaltet wurde, und an dem eine große Anzahl von Bürgern und Beamten der Stadt, auch eine Deputation seiner dem Gymnasium noch angehörenden Schüler sich beteiligten, ihm ein künstlerisch ausgestattetes Album mit den Bildern mehrerer Hundert seiner Schüler überreicht wurde. Die Freude gerade an diesem Geschenk hat unvermindert gedauert bis an sein Lebensende.

So schloß seine Laufbahn als Lehrer in einer durchaus befriedigenden Weise, ohne jeden Mißklang. Die letzten Jahre seines Lebens — es waren ihm nur noch fünf Jahre beschieden — waren ausschließlich dem Leben in der Familie gewidmet. Denn das war von jeher seine Eigenart gewesen, daß er außer an seinem Amte und dem, was damit an wissenschaftlicher Arbeit zusammenhing, die größte Freude fand am Leben in seiner Familie, deren einzelne Glieder aufs engste mit einander verbunden waren. Im Jahre 1840 am 20. September hatte er sich einen eigenen Hausstand gegründet durch seine Vermählung mit Luise Ammann, der ältesten Tochter des damals bereits verstorbenen evangelischen Landesbischofs Gottlieb Ammann. An der Seite dieser vortrefflichen Gattin, der unvergeßlichen Mutter ihrer Kinder, verlebte er 40 glückliche Jahre. Sie war ihm eine treue Lebensgefährtin, die Freud und Leid mit ihm teilte, die sich geradezu verzehrte in der liebenden Sorge für das Wohl ihres Gatten und ihrer Kinder, bis sie in ihrem 70. Lebensjahre am 10. April 1881 aus dem Kreise der Ihrigen hinweg genommen wurde.

Hatte Rudolf Krebs schon seit einigen Jahren das Abnehmen seiner früher scheinbar unverwüstlichen Kräfte schmerzlich empfinden müssen, so vermochte er sich von dem Schlage, der ihn durch den Tod der treuen Lebensgefährtin getroffen hatte, nie mehr zu erholen. Auch nicht die Liebe der Kinder, deren er zwei, eine Tochter und einen Sohn hatte, und der Enkel konnte ihm das ersetzen, was er verloren. Er siechte dahin, und nur wenig mehr als ein Vierteljahr nach dem Tode der Gattin, am 21. Juli desselben Jahres 1881, starb auch er und zwar im 78. Jahre seines so inhaltreichen Lebens.

Als Rudolf Krebs, wenige Jahre vor seinem Tode, nicht lange nach dem Eintritt in den Ruhestand, einmal in Wiesbaden bei seinem Sohne weilte, besuchte er mit diesem eine Sitzung der bekannten, und damals in bester Blüte stehenden „Schiersteiner Konferenz", wo ein Vortrag über Melanchthon, den **Praeceptor Germaniae**, gehalten wurde. Nach dem Schlusse des wissenschaftlichen Teils der Konferenz, der auch zahlreiche frühere Schüler von Krebs beiwohnten, erhob sich einer von ihnen, der auch schon längst heimgegangene Kirchenrat Dietz aus Biebrich, und feierte in begeisterter Rede den verehrten Gast als den **Praeceptor Nassoviae**, und freudig stimmten alle Anwesenden, seine alten Schüler und die, die es nicht gewesen waren, in das dem verehrten Manne dargebrachte Hoch ein. So darf der Schreiber dieser Erinnerungen vielleicht auch hoffen, daß es unter den Lesern der „Nassovia" manche gibt, denen diese Zeilen zum Gedächtnis an zwei hervorragende **Praeceptores Nassoviae** nicht unerwünscht gewesen sind.



Auf dem „Honig".

1) Von J. Wagner-Wittenberg.

Im altnassauischen Amte Hadamar, in fruchtbarer Gegend zwischen den Dörfern Ellar, Lahr und Hintermeilingen liegt eine Anhöhe, welche den Namen Honig trägt. Dem Archäologen ist sie längst bekannt, weil sie auf ihrer Kuppe einen Steinwall aufweist, der bereits zu verschiedenen Malen von Sachverständigen untersucht wurde. Uns ist sie indes nicht aus diesem Grunde, sondern deshalb des Nähertretens wert erschienen, weil sie der Schauplatz uralter germanischer Sagen ist, welche der Mehrzahl nach, seit 1862, in Nassau allgemeiner bekannt wurden, und denen ich noch eine, erst jetzt gefundene, hinzufügen möchte. Sie alle harren noch ihrer mythologischen Erklärung, die ich im folgenden zu geben, versuchen werde; denn nur die richtig verstandene Sage hat wirklichen kulturellen Wert. — Die Gegend um Hadamar ist seit uralter Zeit besiedelt, ein Umstand, der die Reichhaltigkeit gerade dieses Teils unserer Heimat an Sagen am besten erklärt. Das älteste, urkundlich nachgewiesene Kirchdorf von den oben genannten drei Niederlassungen ist Lahr, welches bereits 770 vorkommt; ihm folgt Ellar, falls die 806 angeführte Allanaher Marca in Pago Loganaha mit ihm indentisch ist, was zweifelhaft bleibt. Früher war es größer als jetzt und besaß sogar eine Zeitlang Stadtrechte. Sein Name mag von Erlenbäumen herrühren, die in seiner Nähe standen. Am jüngsten ist Hintermeilingen; es kommt erst 1305 als Meynlingen vor. In diesem Gebiete nun liegt der „Honig", ein nicht allzuhäufig auftretender Gemarkungs-, bezw. Bergname. Seine Erklärung findet er in rein lokalen Beziehungen. Im Mittelalter verstand man unter einem Gelände dieses Namens entweder Wiesen, die mit „süßem" Gras bewachsen waren, oder, was hier besonders in Betracht kommen dürfte, eine Fläche, welche zum großen Teile mit Honigblumen bestanden war; erst in zweiter Linie ist an das Halten von Bienen und deren Honigproduktion zu denken.

Ueber diesen sagenumrauschten Berg mit dem süßen Namen weiß Joseph Kehrein folgendes zu berichten: „1. Unter der Jungfernbuche saß zu gewissen Zeiten eine weiße Jungfrau. Als später die Buche gefällt wurde, hörte man an diesem Ort noch eine Zeitlang die Jungfrau wehklagen. — 2. Einige Buben gingen im Frühjahr in den Wald, um Holz zu suchen. In der Nähe der Jungfernbuche kam ihnen ein kleines Hündchen entgegen, das ein Bund Schlüssel im Maul trug. Es ging schmeichelnd um die Buben herum, als wollte es ihnen sagen, sie sollten ihm die Schlüssel abnehmen. Die Buben aber verstanden das Hündchen nicht. Da kam aus der Buche eine weiße Jungfrau mit einem Körbchen und hielt's den Buben dar. Die Buben nahmen das Körbchen nicht, sondern liefen eiligst fort. — Und 3. Ein Mann ging einst an dieser Buche vorbei und fand unter derselben ein Körbchen mit Radnägeln. Weil er noch auf den Markt gehen wollte, und das Körbchen nicht gut mitnehmen konnte, so versteckte er es in einen Busch, nahm sich aber einige Nägel mit. Als er auf den Markt kam, und in den Sack griff, hatte er statt der Nägel lauter Goldstücke. Er eilte schnell zurück, — aber das Körbchen mit den Nägeln war verschwunden." —

In der knappen Form, in welche Kehrein diese jedenfalls alten und echten Sagen gefaßt hat — und das mit Recht, denn er durfte aus Eigenem nichts hinzutun —, erscheint für den flüchtigen Blick die einzelne, für sich allein betrachtet, wenig anziehend, und vermag deshalb uns nur wenig zu sagen oder gar zu erwärmen. Das ändert sich jedoch, sobald wir sie zusammen anschauen. Alle drei haben das Gemeinsame, daß sie sich um die Buche als ihren gegebenen Mittelpunkt gruppieren. Wir haben es daher in unseren drei Sagen offenbar mit dem germanischen Baumkultus zu tun. Es ist ja allgemein bekannt, daß bei den alten Deutschen sowohl Wälder wie einzelne Bäume in hoher Verehrung standen, wie das bei jeder Naturreligion der Fall ist. Die Germanen bevorzugten allerdings besondere Baumgattungen, welche den Asen, d. h. den Hauptgöttern sowohl wie den Halbgöttern und den niederen Geistern geweiht waren. In erster Reihe standen der Holunder- und Haselstrauch, die Erle, die Fichte, die Esche, die Eiche, und last not least — die Buche und Linde. Jahrhundertelang verehrte man seit den frühsten Zeiten in dieser Form die Götter, und wie dieser Kultus bei den Germanen der älteste war, so hielt er unter allen seinesgleichen auch am längsten an. So sind z. B. im alten Herzogtum Sachsen die Spuren einer solchen Baumverehrung noch durch ein Gedicht, dessen Ursprung in den Beginn des 13. Jahrhunderts fällt, nachgewiesen. Außerdem ist Grimm der Ansicht, daß unter einzelnen heiligen Bäumen auch noch zur christlichen Zeit anderwärts das Volk fortgefahren habe, die alten Götter zu verehren. Am bekanntesten ist, daß der heilige Bonifatius um 728 die berühmte Eiche bei Geismar aus keinem anderen Grunde fällen ließ, als weil sie göttlich verehrt wurde. Ein ähnliches Vorgehen kostete ihm wohl später das Leben; denn nach germanischem Gesetz mußte jeder getötet werden, der einen heiligen Baum zu fällen wagte. Die Friesen rächten die vermeintliche Unbill.

Wie bereits erwähnt, verehrten die alten Deutschen verschiedene Gottheiten unter den Bäumen; am meisten jedoch die Elben und Elbinnen, welch letztere denn wohl auch Holzweiblein hießen, ferner die Göttinnen Berchta und Holda. Die Elben waren Mittelwesen zwischen Göttern und Menschen. Freilich besaßen sie keine große Machtfülle; doch maß man ihnen übermenschliche Eigenschaften und Gaben bei, wie z. B. die Kenntnis der Zukunft, und das Vermögen, sich zu verwandeln. Ich möchte bei den Elben und Elbinnen noch ein wenig verweilen (obgleich sie nur in einem Falle zu der Buche in Beziehung zu stehen scheinen), weil ihre Existenz in der religiösen Vorstellung unserer Ahnen besonders charakteristisch ist; sind sie doch der Ausfluß jenes reinen und lebhaften Naturgefühls, welches auch den Hellenen ihre Bäume und Sträucher von Dryaden belebt sein ließ. Die Germanen personifizierten unter den Elben, Holzweiblein, Minnen, Wichten und wie sie sonst



noch heißen mögen, die im Verborgenen wirkende Kräfte der Allmutter Natur, welche über- wie unterirdisch der Erde in Feld und Flur tätig waren. Es waren meist menschenfreundliche Wesen, weshalb man ihnen, gleich den Göttern, Dankopfer darbrachte, die in solchen Speisen bestanden, welche als Lieblingsgerichte der Geister galten.

Das bisher Gesagte gibt uns noch keinen Anhalt, welche Elben oder Asen (Götter und Göttinnen) in unsrer Buche auf dem Honig verehrt wurden. Da kommt uns ihr Name zu Hilfe: warum spricht die Sage von einer Jungfernbuche? Sie steht hierdurch in einem Gegensatze zu vielen andern heiligen Bäumen, die im Volksmunde den Ehrentitel „Frau" führten. Denn das sie bewohnende Wesen galt in allen Fällen für weiblich. Der Titel „Jungfer" weist uns auf eine neue mythologische Beziehung hin, nämlich auf die „weißen Jungfrauen". Nachdem das Christentum alles, was sich auf den germanischen Glauben bezog, in Acht und Bann getan und sogar mit dem Teufel in Verbindung gebracht hatte, war die öffentliche Asenverehrung gebrochen. Aber für das Volk waren die alten Götter keineswegs vergessen; sie zogen sich nur vor dem übermächtigen feindlichen Elemente mehr zurück, um an geheimen Orten die Gebete ihrer Getreuen zu erhören. Ihr Kultus schloß sich, vor der Oeffentlichkeit zagend, ab; denn wer mit den entrückten und für „verwünscht" erklärten Geistern und Dämonen noch irgend etwas zu tun hatte, war der Kirchenstrafe verfallen. In tiefster Waldesstille hüten nun die Verfemten ihr Heiligtum und unermeßliche Schätze, die man sich besonders gern aus Gold und Silber aller Art bestehend dachte. Die Baumjungfern halten sich nicht immer verborgen; zeitweise erscheinen sie einzelnen bevorzugten Leuten, meist unschuldigen Kindern. Dann tragen sie das (schwarze) Haar zu langen Zöpfen geflochten, sind in ein weißes, durch einen kostbaren Gürtel geschlossenes Gewand gehüllt und von berückender Schönheit, zu der ihre trauernde Miene in schroffem Gegensatze steht. Oft auch wird das Gesicht von einem durchsichtigen, weißen Schleier überwallt. Eigentümlich erscheint es, daß die Jungfrauen sich mit den Menschen durch ein beredetes Mienenspiel verständigen und nur in seltenen Fällen wirklich sprechen. Wenden wir das bis jetzt Angeführte auf Sage 1 an, so werden wir nicht fehl gehen, wenn wir die wehklagende Jungfrau für ein „Holzweiblein" halten, da weitere charakterisierende nähere Züge fehlen. Die Baumelfen sind mit dem sie beherbergenden Stamm so innig verbunden gedacht, daß ein Fällen der Buche notwendigerweise auch ihre Weiterexistenz auf das ärgste bedroht; auf alle Fälle ist aber dann ihre endliche Erlösung auf das Ungewisse verschoben.

Etwas mehr Anhalt für die annähernde Bestimmung, welche Göttin hier unter der Jungfernbuche sich verbirgt, finden wir in Sage 2 und 3. Als Bote der Jungfer kommt den Buben im Walde ein Hund entgegen, welcher im Maul ein Bund Schlüssel trägt. Das hat seine besondere Bedeutung. In unsrer Mythologie spielt der Hüter eines verborgenen Schatzes annähernd stets dieselbe wichtige Rolle wie sein Herr; ich verweise zur Begründung auf Fafner Alberich und Siegfried. Namentlich Drachen und Schlangen sind oft zu Schatzhütern bestellt; am Honig ist es eben ein Hund, der deshalb nicht in der Gestalt eines Cerberus aufzutreten braucht, weil seine Herrin, jene mächtige, weiße Frau, anwesend ist. Die Schlüssel sollen dazu dienen, in das Schatzgewölbe eintreten zu können; den unschuldigen Kindern hat die Göttin reiche Spende zugedacht; blüht doch solch seltnes Glück armen Holzlesern und Hirten am ehesten. Zweimal wird den schüchternen Buben das Schlüsselbund angeboten, wie groß muß also der Wille, wohlzutun, oder der Drang nach Erlösung sein, der der Sage nach bei den unchristlichen Geistern immer wieder zu Tage tritt! Die ganze Handlung zieht wortlos an uns vorüber; jedes lautgesprochene Wort würde den Zauber brechen. Das Ende ist wiederum für die Jungfrau tragisch; — ihre Gabe wird entweder verkannt, oder, weil von einer Unholden stammend, abgewiesen.

In Sage 3 tritt die weiße Jungfrau nicht unmittelbar handelnd auf, und doch enthält jene für unsern Zweck einen instruktiven Hinweis. In der Regel bieten die „weißen Frauen" ihre kostbaren Geschenke in Gestalt ganz unscheinbarer, wertloser Sachen an, welche erst später sich in lauteres Gold verwandeln; es mag darin etwas von der Tendenz liegen, welche wir mit dem Satze ausdrücken: „Wer das Kleine nicht ehrt, ist des Großen nicht wert." In unserm Norden z. B. werden oft von solchen Zauberfrauen Schachteln vergeben, die schlecht gearbeitet, ja schmutzig aussehen, in ihrem Innern aber Goldsand bergen; hier findet ein Mann ein ähnliches Körbchen. Merkwürdigerweise enthält es Radnägel. Wiederum haben wir es da mit einer mythologischen Analogie zu tun; denn zu den Eigentümlichkeiten der weißen Jungfrauen oder Frauen rechnet man ihre langen Fingernägel, deren Form durch die ebenfalls langen Radnägel angedeutet erscheint. Auch der gereifte Mann hat gleich den Kindern kein Verständnis dafür, daß in dem Körbchen sein Glück beschlossen ist. Die Alltagssorgen des Marktes — wo er Gewinn zu haben glaubt — erscheinen ihm wichtiger; er eilt weiter, versteckt aber das Körbchen und nimmt einige wenige Nägel mit. Er greift beim Handel in die Tasche und findet echte Dukaten! Da will er sich noch mehr solcher Goldfüchse holen; er eilt zum Versteck des früher verachteten Körbchens, aber dieses und die Nägel sind verschwunden. Ist das Glück erst einmal vorbeigegangen, so kehrt es nicht wieder. — Kein Reiter wird's erjagen! Aber nach der alten heidnischen Auffassung trifft doch unsern Mann keine Schuld, — er war kein Glückskind gewesen, und diese Eigenschaft kann man sich nicht geben; man muß als solches geboren werden. Und das allein tut's auch noch nicht. Schon hundert Jahr vor solch eines Glücksmenschen Geburt muß ein doppelter Tannenstamm aus einer Wurzel hervorwachsen. Nach langer Zeit fällen dann zwei unverehelichte Leute den stärksten Baum und fügen aus dessen Holze die Wiege des gerade geboren werdenden Glückskindes zusammen.

(Schluß folgt.)

Konrad Beyer.

Zu seinem 70. Geburtstage.

Von Dr. C. Spielmann.

Am 13. Juli feiert in seiner Villa zu Wiesbaden unser Mitbürger Hofrat Professor Dr. C. Beyer seinen 70. Geburtstag. Der hervorragenden Bedeutung dieses Mannes für die deutsche Literatur gerecht zu werden, wollen die nachfolgenden Zeilen versuchen.

Konrad Beyer wurde am 13. Juli 1834 zu Pommersfelden bei Bamberg auf dem Landgute seines Vaters, eines Nachkommen der alten Ritter Beyer von Boppard, geboren, empfing sorgfältigsten ersten Privatunterricht und bezog nach Absolvierung des Gymnasiums die Universität Leipzig, um dort Philosophie zu hören. Es ging ihm von vornherein um gründliches universelles Studium; außer speziell der Philosophie und den Naturwissenschaften widmete er sich namentlich der Literatur und Geschichte; auch erwarb er in der Musik künstlerische Fertigkeit. Seine Doktorpromotion verlief glänzend; seine Dissertation „Erziehung zur Vernunft" erregte in pädagogischen Kreisen das größte Aufsehen; auch der berühmte Adolf Diesterweg erkannte sie als hervorragend an. Bs. Absicht, mit seinem ebenso hochbegabten Bruder Dr. Karl Beyer ein Internationales Erziehungsinstitut zu begründen, scheiterte an dem frühen Tode Karls, während Konrad in eine schwere Krankheit verfiel. Durch den Besuch von Kurorten, durch Seereisen und den regelmäßigen Winteraufenthalt im Süden kräftigte er sich wieder; seitdem ist er ein großer Reisefreund geblieben und hat fast alle Länder Europas, Palästina und viermal Afrika bis in den Sudan hinein besucht. Die pädagogische Tätigkeit hat er nur kurze Zeit ausgeübt, u. a. als Lehrer der Stenographie am Gymnasium zu Koburg, wie er auch eine Reihe von Jahren die Zeitschrift „Der praktische Stenograph" herausgab. Im übrigen blieb er unabhängig, wozu ihn seine ausgezeichnete Vermögenslage befähigte; er wandte sich mit Vorliebe der Literatur zu, für die ihn sein väterlicher Freund, der unsterbliche Friedrich Rückert, begeistert hatte.

Im Jahre 1861 heiratete er seine Jugendliebe, Klara Wagner aus Leipzig, mit der er mehr als zwei Dezennien eine sehr glückliche Ehe führte. In 1869 gründete er sich ein behagliches Heim in der Villa Arja bei Eisenach, dem Treffpunkt vieler hervorragender Personen. Hier erprobten sich auch seine Erziehungsgrundsätze an seinen beiden Söhnen aufs trefflichste. Nach der Gattin Tode, 1882, trieb es ihn wieder auf die Wanderschaft, gen Süden, wobei er dem großen Eisenbahnunglück bei Montecarlo und dem Erdbeben in Nizza (1886, 87) glücklich und fast wunderbar entging. Nach der Rückkehr nahm er, nach vorübergehendem Aufenthalte in Zürich (1887—89) dauernden Wohnsitz in Stuttgart, von wo er 1901 nach Wiesbaden übersiedelte.

Beyers Bedeutung hat sich auf vielen Gebieten, vorzüglich dem der Literatur erwiesen. Er ist der Begründer der Rückertliteratur; nicht weniger als 13 Schriften sind von ihm über diesen Dichter vorhanden, der durch B. öffentlich erst zu der ebenbürtigen Stellung neben Goethe und Schiller im deutschen Dichter-Pantheon gelangt ist. Die Volksausgabe von Rückerts Werken in der Auswahl und Anordnung Bs. ist von dem großen Dichter gewissermaßen autorisiert worden und zugleich die einzig authentische. In richtiger Anerkennung dieser Wirksamkeit wurde B. 1890 berufen, die Weiherede bei Enthüllung des Rückertdenkmals in Schweinfurt zu halten. B. ist ferner der Vollender der Wissenschaft einer deutschen Poetik; in dem dreibändigen Werke „Deutsche Poetik" (Schulauszug daraus: „Kleine Poetik"), hat er das akzentuierende Prinzip der deutschen Poesie als Gesetz aufgestellt und den freien Akzentvers (nach Heine) eingeführt: eine epochemachende Arbeit, der er nahezu ein Menschenalter widmete und die von allen hervorragenden Dichtern und Literarhistorikern als das erste und beste Werk seiner Art anerkannt wurde. Als Seitenstück dazu gilt das praktische Werk „Technik der Dichtkunst" für alle, die Poeten werden wollen; „denn," sagt B., „Dichten ist schwer, und will wie jede Kunst erlernt sein." Nunmehr hat B. auch eine populär-wissenschaftliche Literaturgeschichte verfaßt, die demnächst erscheinen wird. Aber der Lehrer der deutsch-nationalen Metrik und Prosodik ist auch selbst hervorragender Dichter. Auf epischem Gebiete besitzen wir von ihm die beiden Romane „Erzherzog Karls Liebe" und „Auf dem Niederwalde"; in seiner „Arja" hat er die orientalische Novelle auf deutschen Boden verpflanzt; viele Lyrikbände mit formvollendeten, feinsinnigen und gemütstiefen Dichtungen hat er uns geschenkt, nicht minder eine Reihe von Dramen, Festspielen, Prologen, u. s. w., von denen das Festspiel zum Sonnenberger Künstlerfeste im vorigen Jahre vielen noch wohlbekannt ist. Als Prosaiker ist B. besonders durch seine biographischen Werke über die Könige Ludwig II. von Baiern, Oskar II. von Schweden und Norwegen, Ernst II. von Sachsen-Koburg und Gotha, Ludwig Feuerbach, ferner durch sein prächtiges volkstümliches Reisewerk „Im Pharaonenlande" u. a. m. bekannt geworden. In zahlreichen patriotischen Schriften und Artikeln hat er sich als echter Deutscher und Anhänger der historisch fortschreitenden Entwickelung gezeigt. Seine philosophischen und pädagogischen Anschauungen: Erziehung des Menschen zur Wahrheit und Humanität hat er in den genannten Werken: „Erziehung zur Vernunft" und „Erzherzog Karls Liebe" niedergelegt. Die versöhnende Bruderliebe, die alle Menschen umfängt, den Religions-, Rassen- und Klassenhaß vermaledeit, sie findet in B. den beredtesten Verteidiger, der selbst in seinem Leben und Wirken tolerant, uneigennützig, anspruchslos und hilfsbereit war und ist. Endlich: die Zahl der kleinen Essays, Skizzen, Artikel u. s. w. die B. schrieb, geht weit über die Zahl Tausend hinaus..

An Anerkennung hat es B. nicht gefehlt. Er durfte die ersten Männer seiner Zeit seine Gönner und Vertrauten nennen; die Könige Ludwig von Baiern, Karl und Wilhelm von Württemberg, Oskar von Schweden und Norwegen, Großherzog Karl Alexander von Sachsen, die Herzoge Ernst von Koburg und Georg von Meiningen u. v. a. zeichneten ihn mit Titeln und Orden, in Worten und Zuschriften aus; mehrere standen mit ihm auf Freundesfuß. Trotzdem ist B. nie Höfling geworden, sondern hat sich das Recht der freien Meinung bei allem sonstigen Eintreten für seine Mäcene bewahrt. Die Preußische Akademie der Wissenschaften ernannte ihn zum Mitglied, das Freie deutsche Hochstift zum Meister, manche in- und ausländische wissenschaftliche Gesellschaft zum Ehrenmitglied; die hervorragendsten Literaten traten und blieben mit ihm im Verkehr; eine zahlreiche Dichterjüngerschar — darunter auch Schreiber dieses — blickt dankbar zu ihm empor. Von allen Seiten wird sein Rat, sein Urteil und seine Unterstützung gesucht, und wo er kann, hilft er; wen er für würdig hält, fördert er mit dem neidlosen Gemüt des Großgeistes; seine Villa, die neben vielen Gaben der Verehrung wertvolle Sammlungen, u. a. ein ganzes Rückertmuseum und viele Goethereliquien birgt, steht dem Besucher stets offen.

Möge es dem verehrten Meister auch ferner vergönnt sein, sich des Lebens und der Früchte seines Wirkens ungetrübt zu erfreuen, und möge er die deutsche Literatur noch mit mancher den früheren gleicher herrlichen Gabe erfreuen.



Spinnstuben-Geschichten II.

2) Von C. Trog. (1. Fortsetzung.)

Der Förster bedankte sich für die Nachricht, trank sein Glas leer und ging an den andern Tisch zu seinem Gehilfen, dem Jägerfritz, und fragte, ob er nicht mehr tanzen wolle. Der arme Bursche sah den Förster groß an, so unerwartet war's ihm gekommen, daß man ihn aus seinem Brüten aufstörte; dann sagte er: „Nein, tanzen mag ich nicht," und so stand er auf und ging mit dem Förster nach dem Forsthause.

Auf dem Wege fing nun der Förster an, ihm zu erzählen, wie er vom Heidenmüller gehört, daß die Holzfrevler in übernächster Nacht im Walde bei der Mühle mehrere Eichen zu Werkholz stehlen wollten, und wie er dann die ganze Sippschaft, mit dem langen Dietrich an der Spitze, aufheben und dem Gerichte übergeben wolle.

Wie der Fritz das alles hörte, da funkelten seine Augen ordentlich, und er sagte: „Ja, Herr Förster, den Hauptanführer der Spitzbuben, den langen Dietrich, nehme ich allein auf mich, der soll diesmal dem Zuchthaus gewiß nicht entgehen."

„Hast du den auch besonders auf dem Zug?" fragte der Förster. „Fritz, ich sage Dir, ich kann diesen Kerl mit seinem dummen Bauernstolz nicht riechen. Wenn du den erwischen könntest, ich bekäme Respekt vor dir."

„Lassen Sie mich nur gewähren," sagte der Fritz darauf. „Ich werde ihn diesmal schon kriegen und ihm die Hände auf den Rücken binden. Verlassen Sie sich darauf, er kommt diesmal nicht am Zuchthaus vorbei." —

Am Mittag des anderen Tages rief der Förster seine beiden Jägerburschen Fritz und Robert zu sich, um ihnen den Plan auseinander zu setzen, wie die Holzdiebe gefangen werden sollten. Er und Fritz wollten nach Usingen auf den Jahrmarkt gehen, dadurch würde die Bande sicher gemacht, und sie wollten erst am Abend heimkommen. Robert aber sollte den Tag über die Förster und deren Jägerburschen der Nachbarschaft bestellen, und mit diesen wollten sie sich dann bei der Heidenmühle in den Hinterhalt legen und die Spitzbuben von da aus, wenn sie mit dem gestohlenen Holz heimführen, abfangen.

Fritz und Robert waren mit diesem Plane einverstanden, und eine Stunde später wanderten Fritz und der Förster durchs Dorf, die Doppelflinte über den Rücken, nach Usingen zum Markt. Wie sie dort waren, sagte der Förster zum Fritz, er solle sich recht auf den Straßen und zwischen den Marktbuden sehen lassen, um von den Dorfleuten, deren auch viele zum Markte gekommen waren, gesehen zu werden; er wolle das auch so machen, und wenn sie sich am Tage nicht wieder treffen sollten, so möchte Fritz sorgen, daß er noch vor Mitternacht zur Stelle sei.

In Usingen trennten sie sich, und jeder ging seine eigene Wege. Fritz strich über die Straßen und zwischen den Buden hin, kehrte auch in den Wirtshäusern ein und sah endlich, wonach er lange vergeblich ausgeguckt hatte, die Müllergustel mit dem verhaßten langen Dietrich. Er ging den beiden Schritt für Schritt nach und diese bemerkten ihn gar nicht. Nicht lange dauerte es, da blieb das Pärchen vor einer Bude stehen, und die Gustel fing an unter den bunten Tüchern zu wählen. Jetzt fand sie ein Tuch, das ihr gefiel, und der Dietrich fragte nach dem Preis. Der Händler sagte, was das Tuch kosten solle, aber das war dem Dietrich zu viel, und er fing an herunterzuhandeln. Der Verkäufer wollte sich aber so viel nicht abzwacken lassen und nannte den genauesten Preis. Der war dem Dietrich noch zu hoch, und er ging ein Stückchen fort; die Müllergustel aber blieb stehen mit dem schönen bunten Tuch in der Hand, das ihr so gut gefiel. In diesem Augenblick trat der Jägerfritz hervor, warf dem Verkäufer ein Stück Geld hin und rief: „Da habt Ihr den geforderten Preis, und du, Gustel, nimmst das Tuch als Marktgeschenk von mir!" Aber wie ein wilder Stier kam jetzt der lange Dietrich herbeigerannt, er warf dem Verkäufer zwei harte Taler hin und schrie: „Was der elende Kerl kann, das kann ich auch und noch mehr! So'n hübsches Tuch ist für die bucklige Lumpenkathrin doch zu schade!" Damit nahm Dietrich die Gustel am Arm und ging mit ihr weiter, und hinter ihnen her in hellem Zorn schritt der arme Jägerfritz und knirschte zwischen den Zähnen: „Du entgehst mir nicht!"

Der Dietrich ging nun mit der Gustel in ein Wirtshaus zum Tanze, und der Jägerfritz ging auch dahin und setzte sich in ihre Nähe und sah in seinem Zorn, wie die Gustel immer mit dem Dietrich und mit gar keinem anderen Burschen tanzte. Nach einer Weile ging Dietrich hinaus, um Wein zu holen; aber kaum war er vor der Tür, da war auch der Jägerfritz mit einem Glase Wein schon bei der Gustel und nötigte sie zu trinken. Noch hielt die Gustel das Glas in der Hand und wußte nicht, ob sie trinken sollte oder nicht, da war auch schon der Dietrich wieder da und schlug ihr, mit einem spöttischen Blick auf den Jäger, das Glas aus der Hand, daß es in Scherben auf den Boden flog.

Alle, die diese Sache mit angesehen, lachten und machten ihren Jux über den Grünrock, und dieser sorgte, daß er weg kam, um dem Spott zu entgehen. Er ging langsam zum Städtchen hinaus und auf dem Wege hin, der zum Dorfe führt. Auf diesem Wege versteckte er sich in einem Gebüsch und wartete hier bis Dietrich mit der Gustel vorüber kam, dann folgte er ihnen in solcher Entfernung, daß er sie immer noch sehen konnte, aber er ging abseits des Wegs auf den Wiesen, daß man ihn nicht bemerkte.

So kam er hinter ihnen her bis vors Dorf, wo er dann auf einem Seitenwege nach der Heidenmühle eilte, in der sicheren Meinung, sie beide dort wieder zu sehen. Er täuschte sich auch nicht, denn eben hatte er sich in dem abgedämmten, wasserleeren Mühlgraben versteckt, als die beiden auf dem breiten Wege vom Dorfe herkamen und durch die Haustür in die Mühle eintraten.

Der Jägerfritz zitterte an allen Gliedern vor Eifersucht; aber er verhielt sich doch ruhig. Von Zeit zu Zeit hörte er Schritte herankommen, die Haustür öffnen, und er sah dunkle Gestalten in die

Mühle schlüpfen. Gegen Mitternacht hörte er endlich einen Trupp Männer die Mühle verlassen, er zählte ihrer sechzehn, und sie führten zwei Wagen mit sich. Sie wendeten sich nach der Richtung hin, wo der Förster sich mit seinen Leuten in ein Versteck hatte legen wollen.

Als die Leute sich ein paar tausend Schritte von der Mühle entfernt hatten, da erhob sich der Fritz aus seiner gebückten Stellung und schwang sich aus dem Wassergraben hinauf. Weil nun der Förster die Bande erst auf deren Rückkehr, wenn sie das Holz mit sich führten, angreifen wollte, so blieb ihm noch Zeit genug, und er ging um die Mühle herum, um zu sehen, ob irgendwo noch Licht sei.

Richtig, im ersten Stock, da war es hinter einem Fenster noch hell. Er rief nach dem Heidenmüller, und bald wurde das Fenster aufgemacht, und Gustel rief herunter, wer denn so spät noch da sei. Fritz gab sich zu erkennen, und Gustel kam die Treppe herab, um ihm die Tür zu öffnen. Sie war in großer Unruhe und konnte ihm nicht frei in die Augen sehen, als sie sich gegenüber standen. Er fragte nach ihrem Vater und erhielt zur Antwort, der sei noch nicht nach Hause gekommen. Er wollte nun wieder gehen, und Gustel forschte, wohin er gehen wollte. „In den Wald," sagte Fritz, „ich will den Holzdieben einmal gründlich auf die Finger klopfen." Jetzt suchte ihn die Gustel zurückzuhalten und lud ihn ein, er möchte doch mit in die Stube kommen und dort warten, bis der Vater heimgekommen sei. Diese Einladung, die so hastig-ängstlich vorgebracht wurde, erschien dem Jägerfritz verdächtig; allein er wollte sich genauer überzeugen und fing nun an, sie über den Dietrich auszufragen, und warum sie diesen so auffallend vorziehe und ihn so kalt zurücksetze. Da wurde sie noch verlegener und wußte ihm gar nichts zu antworten. Fritz aber glaubte nun, sie wolle ihn nur dem Dietrich zuliebe in der Mühle zurückhalten; deshalb ließ er sich nicht länger bereden, sondern wünschte ihr eine gute Nacht und ging den Weg, auf welchem vorhin die sechzehn Mann mit den zwei Wagen in den Wald gezogen waren.

Wie der Fritz an die Stelle kam, die der Förster zum Ueberfall der Holzdiebe bestimmt hatte, verwunderte er sich nicht wenig, als er weder den Förster noch sonst jemand vorfand. Er besann sich aber nicht lange, legte sich hinter einen umgestürzten Baumstamm und dachte, der Förster werde mit seinen Leuten wohl bald kommen. Der Förster kam aber nicht, auch seine Leute nicht. An der Stelle, wo der Jägerfritz lag, war der Wald licht und nur mit Heidekraut bewachsen; aber rundum war der Platz mit hohen Fichten umgeben, und durch die dunkeln Wipfel drang das Mondlicht und erhellte den freien Platz. Der Jägerfritz konnte also aus seinem Verstecke heraus alles was vorüberkam beobachten, ohne daß ihn selbst jemand bemerken konnte.

Die Mitternacht war längst vorüber, und Fritz lag noch immer hinter seinem Baumstamme; aber kein Förster noch sonst jemand ließ sich sehen. Er grübelte immerfort darüber nach, konnte aber keinen Grund für das Ausbleiben des Försters finden; doch blieb er an seinem Platze und dachte, wenn er auch ganz allein sei, so wolle er doch tun, was in seinen Kräften stünde.

Es währte nun nicht mehr lange, da hörte er von fernher ein Geräusch, das immer näher kam, dann vernahm er das Rollen der Wagenräder und das Knarren der Wagenachsen. Endlich fuhr ein Wagen mit Holz beladen auf die Lichtung, der Jägerfritz zählte zwölf Mann, aber wie er aus ihren Stimmen schließen konnte, war der lange Dietrich nicht dabei. Fritz ließ diesen Wagen ruhig vorüberfahren und wartete auf den andern, der nun auch bald herankam, und schon von weitem hörte er den Dietrich mit dem Heidenmüller sprechen. Der Müller erzählte, wie schlau er den Förster angeführt habe. Gestern habe er ihm gesagt, man würde von der Mühle aus in den Wald gehen, weil sie erst auf der anderen Seite hätten Holz mausen wollen. Wie sie dann aber ihren Plan geändert gehabt, da sei er noch spät am Abend ins Forsthaus gegangen und habe den Förster auf die andere Seite geschickt. Der lange Dietrich lachte darüber aus vollem Halse und schimpfte wie ein Zigeuner auf den Förster und seine Jägerburschen. Jetzt fuhr ihr Wagen auf die Lichtung, und Fritz sah aus seinem Verstecke, wie zwei Bauern vor den Pferden hergingen; der lange Dietrich aber und der Heidenmüller saßen auf dem Wagen oben auf dem Holze.

Jetzt erhob sich der Jägerfritz, er sprang mit einem Satz vor den Wagen und rief laut ein „Halt!" Die beiden Bauern, die vor den Pferden hergingen, liefen sofort davon in den dunklen Fichtenwald hinein, und Fritz ließ sie laufen und bekümmerte sich nicht weiter um sie. Er richtete aber seine Doppelflinte auf die zwei auf dem Wagen und gebot ihnen, abzusteigen, was sie auch taten. Der Heidenmüller war erschrocken; aber der lange Dietrich war frech wie Galgenholz und sagte, Fritz solle sie nur ruhig weiterfahren lassen, sonst würde er hier etwas erleben, was ihm gewiß nicht gut bekomme. Fritz hatte unterdessen gemerkt, daß Dietrich einen blinkenden Gegenstand unter seinem Mantel verborgen trage, deshalb rief er ihm zu, ehe er ein Wort mit ihnen spreche, solle Dietrich den Mantel abwerfen. Das tat dieser auch; aber blitzschnell erhob er auch die schwere Holzaxt, die er unter dem Mantel hatte, und wollte Fritz damit den Kopf spalten. Fritz hatte so etwas vermutet und war auf seiner Hut, und noch ehe der lange Dietrich den Mordanschlag ausführen konnte, krachte die Büchse des Jägers und der Holzdieb stürzte mausetot zur Erde.

Der alte Heidenmüller stand dabei und rührte sich nicht, so hatte ihn der Schrecken die Kurasche genommen, aber jetzt, wie ihn der Jägerfritz gefangen fortführen wollte, ward er wieder munter und trotzig und sagte, der Jäger solle ihn nur ganz ungeschoren lassen, sonst würde er vor Gericht zeugen, daß Fritz den Dietrich ohne Grund und meuchlings erschossen habe. Fritz, der das Zeugnis des alten Gauners vor Gericht fürchtete, ihn auch nicht, weil er Gustels Vater war, in den Prozeß verwickeln mochte, und in seiner Aufregung alles auch nicht ruhig genug bedenken konnte, ließ ihn laufen.

Dann wendete er die Pferde um und beeilte sich, mit dem Wagen von dem toten Dietrich hinweg und zum Forsthause zu kommen. Hier mußte er noch

ziemlich lange warten, ehe der Förster mit seinen Leuten aus dem Walde zurückkam und er ihm erzählen konnte, daß der lange Dietrich ein toter Mann sei. Der Förster dachte: Nun ist die Müllergustel frei, und so dachte der Jägerfritz auch; denn keiner von ihnen wußte, daß der andere von ihnen auch ein Auge auf die Gustel habe.

Der Förster fuhr nun mit einigen Holzhauern in den Wald, um den toten Dietrich zu holen. Sie fanden ihn bald und er hielt noch die Holzaxt in den erstarrten Händen. Die Sache kam vors Gericht; doch der Jägerfritz wurde von jeder Strafe freigesprochen, weil er sich in der Notwehr befunden hatte. Der Totschlag verursachte aber dem Jägerfritz doch noch viele Schmerzen; denn alle Bauern waren ihm nun spinnefeind geworden, und wo er sich sehen ließ, begegnete er finsteren und feindlichen Blicken, und überall wurde er beschimpft und bedroht. Der Förster, der das alles sah, gab ihm den Rat, er möchte die Gegend verlassen und er wollte ihm weit entfernt bei einem befreundeten Förster eine Stelle ausmachen. Fritz mochte das aber nicht; er hoffte, daß sich mit der Zeit der Zorn der Bauern legen würde, auch dachte er, daß er nun, wo ihm der lange Dietrich nicht mehr im Wege stand, bei der Müllergustel Gehör finden würde. Deshalb folgte er dem Rate des Försters nicht und blieb.

Wie er gehofft hatte, so kam es teilweise; der Zorn der Bauern verrauchte mehr und mehr, sie vergaßen den Dietrich und stellten ihre Feindseligkeiten gegen den Jägerfritz ein. Das ist so der Welt Lauf. Aber mit der Müllergustel war's ein ander' Ding.

Es war merkwürdig, und niemand wußte sich das zu erklären, am wenigsten der Jägerfritz, daß seit dem Mordtage der alte Heidenmüller täglich im Forsthause beim Förster sich einstellte und die zwei immer so ein heimliches Getuschel hatten. Wie nun an einem Mittage der Müller wieder beim Förster saß, dachte der Fritz, jetzt wäre die Gustel allein in der Mühle; deshalb hing er die Büchse über die Schulter und ging zu ihr hin; denn er meinte: Der Dietrich ist nun schon so lange tot, und da wird sie dich freundlich anhören, wenn du vor ihr das Herz einmal gründlich ausschüttest. Er traf die Gustel im Garten; sie sah noch etwas bleich aus; aber das machte sie in seinen Augen nur noch schöner. Er trat vor sie hin, aber zornig sah sie zu ihm auf und sagte:

„Was haben Sie hier zu tun? Wollen Sie mich etwa auch totschießen?"

„Aber Gustchen," sagte der Fritz, „du bist mir ja nie so abhold gewesen, und nun, da er tot ist, willst du mich so feindselig von dir stoßen!"

„Darüber wundern Sie sich noch?"

„Aber, Guste, du weißt es ja doch seit Jahr und Tag, daß ich dich lieber habe als mein Leben!"

„Was geht das mich an? Ich aber, Herr Jäger, ich hasse Sie bis in den Tod, ich hasse Sie, wie ein Mädchen nur den Mörder seines Schatzes hassen kann!"

Fritz wollte ihre Hand ergreifen; sie aber stieß seine Hand zurück und lief ins Haus.

Der Jägerfritz sah nun ein, wie wenig Aussicht ihm blieb, die Liebe der Müllergustel zu gewinnen, aber trotzdem blieb er in seiner Stelle und hoffte immer noch.

Mit dem Förster war auch eine Veränderung vorgegangen, die allen Leuten und auch dem Fritz auffiel. Er kleidete sich sehr sorgfältig und frisierte sich so fein, daß die Leute sich in die Ohren zischelten: „Er will die Spuren seiner vierzig Lebensjahre etwas verwischen; paßt auf, er geht auf Freiersfüßen". Doch kein Mensch wußte zu raten, wo die künftige Försterin stecken sollte. Eines Sonntags aber wurde es ihnen klar; denn als die Leute aus der Kirche kamen, da hieß es in allen Häusern: „Heute ist der Förster mit der Müllergustel von der Kanzel gefallen!" So war's, die beiden waren zum ersten Male aufgeboten worden, und das Verwundern darüber wollte kein Ende nehmen. Wer hätte das aber auch hinter der „Müllerdunzel" und dem alten Gauner, dem Heidenmüller, gesucht? Der arme Jägerfritz aber ging umher, als trüge er den Tod im Herzen; er wußte nicht, sollte er fortlaufen, oder sollte er bleiben. Endlich entschloß er sich, sein Bleiben oder Gehen von dem Willen des Försters abhängig zu machen. Der Förster aber ließ nicht das leiseste Wörtchen vom Gehen gegen Fritz fallen.

Fritz blieb im Forsthause. Der Hochzeitstag kam; doch der Fritz hing ganz wehleidig die Büchse über die Schulter und schlich in den Wald, wo er seinem Jammer und seinem Leid den freien Lauf lassen konnte. — — (Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

Kommission zur Erforschung und Erhaltung der Denkmäler innerhalb des Regierungsbezirks Wiesbaden.

Anfangs 1903 hat sich in Nassau die Bezirkskommission zur Erforschung und Erhaltung der Denkmäler gebildet. Sie hat im abgelaufenen Jahre bereits eine rege Tätigkeit entfaltet. Aus dem uns von Herrn Landeshauptmann Sartorius gütigst zur Benutzung überlassenen Jahresbericht heben wir nachfolgendes hervor:

Altweilnau. Den 1336 errichteten Torturm wollte die Gemeinde wegen Baufälligkeit ablegen. Landesausschuß, Kreis und Taunusklub haben die nötigen 800 Mark zur Wiederherstellung gemeinsam aufgebracht.

Arnstein. Der Rest des romanischen Fußbodenbelags im Chor der Klosterkirche ist gesichert worden und soll anderweitig verlegt werden.

Braubach. Ein Entwurf zur Erhaltung der alten Kirche Sta. Barbara und zur Umwandlung in einen Kirchengemeindesaal ist zur Ausführung empfohlen worden.

Cleeberg. Die alte Burg ist seitens des Landratsamts durch die notwendigsten Herstellungsarbeiten vorläufig vor dem weiteren Verfall geschützt worden.

Dillenburg. Zur Aufdeckung der Schloßge-



wölbe wurden dem Historischen Verein dortselbst vom Staate 500 Mark bewilligt.

Freienfels. Die Uebernahme der Ruine auf den Ressort des Kultusministeriums ist befürwortet worden.

Filsen. Das Rathaus, aus 1611, sollte als Verkehrshindernis beseitigt werden. Der Abbruch wurde abgelehnt, für die Herstellung vom Landesausschuß eine Beihilfe von 300 Mark bewilligt.

Hadamar. Der mit ausgezeichneten Stuckarbeiten versehene Wintersaal des Grafenschlosses soll zu einer Gymnasial-Aula ausgestaltet werden; die Kreisbauinspektion soll den Entwurf dazu ausarbeiten.

Haiger. Die neuaufgedeckten Gemälde in der Stadtkirche: Leidensgeschichte, Evangelisten und Jüngstes Gericht, sollen konserviert werden, wozu das Kultusministerium 3000 Mark bewilligt hat.

Herborn. Die Herstellung der Stadtkirche im Innern und der Ausbau ihrer Türme nach dem Entwurf des einheimischen Architekten L. Hofmann wird genehmigt.

Holzhausen a. d. H. Zur Sicherung der alten Wehranlagen des Limeskastells hat der Landesausschuß 300 Mark bewilligt.

Limburg. Sechs hervorragende Altarprunkgeräte des Domschatzes, aus dem 18. Jahrhunderte, sollen hergestellt werden. Drei Erdgeschoßräume des alten Grafenschlosses werden für Zwecke eines Diözesanmuseums hergerichtet.

Niederlahnstein. Zum Ausbau der Orgelbühne der Johanniskirche wird ein umgearbeiter Plan empfohlen.

Romborn. Der baufällige Kirchturm muß abgelegt werden. Der Wiederaufbau bei gestatteter Verlängerung des Schiffs, unter möglichster Beibehaltung der alten Turm-Silhouette wird empfohlen.

Oberlahnstein. Die wegen der Erweiterung des Bahnhofs abgelegte Wenzelskapelle wird in der Nähe wieder aufgebaut. Der Landesausschuß gewährte dazu 100 Mark.

Wiesbaden. Der alte Kurhaussaal wird im neuen Kurhause, um vier Interkolumnien verkürzt, unter Verwendung aller beim Abbruch zu erhaltenden Teile genau wiedererstehen.

K. S. **Ungeziefferregen.** In den Aufzeichnungen des Pater Scheerer von Eberbach (1751—1817) finden wir nachfolgenden sonderbaren Vorfall ernsthaft als Tatsache verzeichnet.

Am 11. Februar ereignete sich etwas, was unsern Nachkommen unglaublich vorkommen wird. Es schneiete nämlich den ganzen Morgen. Um 10 Uhr regnete es hinter Bingen allerlei Ungeziefer, das noch lebte. Köpfe und Kleider der Leute auf der Gasse waren von dem Ungeziefer wie übersäet. Es waren auch darunter Eidechse, Grasspinnen, Heuschrecken, Erdflöhe und Gliedslange auch kleinere schwarze und braunliche Würmcher. Diese hatten am Vorderleib 6 Füße, waren haarig und hatten übrigens fast die Gestalt und Größe wie die Mehlwürmer, doch waren sie platt. Die verschiedenen Gattungen des Ungeziefers rechnete man auf 72. Herr Manera in Bingen hatte bis 60 Sorten. Er ernährte die lebendigen mit Salat und grünem Futter, die todten bewahrte er in Spiritus auf. Er hatte unter andern Weinschröder, Käfern, Spinnen, Kellleresel, Heuschrecken, Erdflöhe, Wespen, Oerlen, Raupenpuppen und Würmer vieler Sorten, Schneider pp. Drei Schweine von der Mapper Heerde verreckten, und in ihrem Magen hat man ganze Hände voll Schneider gefunden. Die Geisenheimer haben in ihrem Kuhwege, die Rüdesheimer auf dem Ebenthal und Leute aus andern Flecken eine Menge der oben beschriebenen schwarzen Würmer in dem Wald auf dem Schnee liegen gesehen.

Etwas muß daran gewesen sein. Wer vermag eine ausreichende Erklärung dafür zu geben? (D. H.)

W. G.-F. **Aus dem Wirtshausleben zu Anfang des Dreißigjährigen Krieges.** Ao. 1619 erscheinen Peter Harpff und Peter Pfrauhmb vor dem Gericht zu Köppern und zeigen an, als sie beide ein halb Maß Weins mit einander kurz verwichener Zeit getrunken, seien auch damals noch mehr Leute im Wirtshause gewesen, unter denen auch Peter Zeuhn und sein Sohn Johann gesessen, hab Peter Zeuhn zu seinem Sohn, so in den Krieg ziehen wollen, gesagt: „Ich wollte, wann du hinauszeuchst und solltest von einem vor die Klinge gefordert werden, dem aber nicht erschienest, daß dich alsdann der Teufel holete!“ Peter Zeuhn habe hiermit alsbald zu einem Soldaten von Bommersheim, seines Handwerks ein Schreiner, so auch in der Zech gesessen und seinen Degen bei sich gehabt, gesagt, er solle doch aufstehen und seinen Sohn vor die Klinge fordern, auf welches dieser alsbald stillschweigend aufgestanden und seinen Degen aus der Scheide gezogen, aber kein Wort geredet, da sei ihm Peter Zeuhn unter den bloßen Degen gelaufen, in der Mitte den Schreiner ergriffen und selbigen auf die Erde und also unter sich geworfen, aber nicht geschlagen, der Schreiner aber habe mit dem Degen von unten herauf gekippet und Peter Zeuhn an den Kopf getroffen, daß es ein wenig geschweißet (!), da sei durch andere ihm der Degen genommen worden, es habe aber Peter Zeuhn ihm in das Maul gegriffen und dasselbige zerrissen, daß es geblutet, der Sohn sei auch auf dem Schreiner gelegen, und seien sie also von einander gebracht worden.

Nassauische Dialektproben IV.

Lehrlings Traam.

„Gott, Maaster, was hunn eich gehabt
Heint Nacht en schiene Traam:
Sie un mei Wenigkeit mir warn
Allan im Haus derhaam.“

„Sie fiele in e Honigfaß,
Wie's uf dem Boddem stieht,
Un eich in ans voll schwarzer Saaf,
Wie's in dem Keller lieht.“

De Maaster sprach: „Des war Dei Glick!
Hätt'st Du des Gegedaal
Getraamt, o weh, Du Galgestrick,
Dei Buckel blieb net haal!“

„Jo, Maaster, 's hot jo die Geschicht
Domit noch nit ihr End;
Denn noch dem Fall e jeder stieg
Aus seinem Faß behend.“

„Un dann hunn mir, wie sich's geheert
Mir hot's ganz gut geschmeckt —,
Recht friedlich gegeseitig uns
Die Buxe abgeleckt.“

W. Schütz-Westerfeld.

Königliches Theater zu Wiesbaden.

Die beiden letzten Wochen haben keine Neuheiten gebracht. Neueinstudiert wurde am 17. Juni Otto Ernsts „Jugend von heute“ gegeben.

Mit Schluß dieser Saison verläßt leider Herr Sigmund Krauß, unser Heldentenor, den Verband des Theaters. Zehn Jahre lang, seit 1894, hat er ihm ununterbrochen und vorher ebenfalls schon eine Reihe von Jahren angehört. Wir rufen dem Scheidenden herzlich Lebewohl zu und hoffen, daß er würdig ersetzt werden möge.

Literatur.

* **Derbe Faust.** Humoristische Gedichte mit Verwendung der nassauischen Mundart. Von W. Schütz-Westerfeld. 43 S. Pr. 80 Pfg. Frankfurt a. M., Johann Alt. — Der Verfasser, auch den Lesern der „Nassovia“ bereits bekannt, bietet in diesem Büchlein eine nette Gabe zu Vorträgen in frohen Kreisen. Wenn die Faust auch derb ist, so verliert sich doch der Geist, der sie lenkt, nie ins Niedrige. Der Dialekt ist nicht durchweg verwandt, sondern tritt meist mit Hochdeutsch untermischt auf. Die Berechtigung der Dialektdichtung wird seit Fritz Reuter allgemein anerkannt; es gibt unter den modernen Dichtern kaum einen, der nicht wenigstens in einigen seiner Gedichte die Sprechweise seiner Heimat verwandt hätte. Es ist nicht löblich von den sogenannten gebildeten Kreisen, daß sie sich so ganz der Mundart verschließen, und es ist eigentümlich, daß fast jeder Hoch-

deutschsprechende die heimische Mundart als etwas Gewöhnliches, um nicht zu sagen Gemeines ansieht. Das ist unbegründetes Vorurteil, weiter nichts. Eine Probe aus dem Büchlein s. u. „Miszellen".

* **Deutschtum und Anglophobie.** Von Heinrich Freiherrn Langwerth von Simmern. 2 Bde., 459 u. 290 S. Wiesbaden, W. Bröcking. — Ueber dieses Werk unseres nassauischen Landsmanns und deutschen Parlamentariers haben wir uns im „Rheinischen Kurier" Nr. 388 ds. Js. des längeren ausgelassen. Wir können uns daher für die Leser der „Nassovia" kurz fassen. Der Herr Verfasser bestrebt sich, England als das Musterland der historischen Entwickelung hinzustellen; er will ferner nachweisen, daß der Anglosachse unser germanischer Bruder und uns im Grunde des Herzens freundlich gesinnt ist, und endlich will er die Nützlichkeit, ja Notwendigkeit eines englisch-deutschen Weltbündnisses dartun. Er meint, beide Nationen hätten keine gegenteiligen Interessen, scheinbare Gegensätze ließen sich leicht überbrücken. Man müsse in Deutschland mit dem Mißtrauen brechen, das man gegen England hege und man müsse auch Englands Eigenheiten schonend beurteilen. Daß das notwendigerweise zur scharfen Gegnerschaft gegen Rußland führen muß, gibt der Verfasser zu; ja er wünscht sogar, daß wir Rußland den Krieg erklären und es nach Asien hineindrängen. Damit können wir nicht übereinstimmen; auch stößt uns die Art und Weise ab, mit der H. v. Langwerth die Buren behandelt. Nichtsdestoweniger geben wir gern dem Fleiße und auch der mutvollen Ueberzeugung, mit der der Verfasser seine Sache verficht, die Ehre, und weisen auf das Werk, das zu kritischer Denkarbeit auffordert, gern hin.

Neues aus Nassau.

Das Kraftwagenrennen in Nassau.

Am 17. Juni fand das große internationale Kraftwagenrennen in Nassau statt. Der Landratsvertreter des Obertaunuskreises, Dr. Ritter von Marx, Oberbürgermeister von Homburg, hatte sich im Bunde mit anderen angesehenen Sportsmännern unserer Heimat und von Frankfurt an den „Deutschen Automobilklub" gewandt und diesem unser romantisches Ländchen mit seinen trefflichen, zu den besten Deutschlands gehörenden Chausseen empfohlen. Als Ausgangs- und Endpunkt der Rennstrecke wurde die wiederhergestellte Römerzwingburg Saalburg bestimmt; die Strecke selbst führte von da über Wehrheim — Usingen — Grävenwiesbach — Einhaus — Weilburg — Heckholzhausen — Obertiefenbach — Limburg — Kirberg — Hünerkirche — Neuhof — Eschenhahn — Idstein — Esch — Glashütten — Königstein — Oberursel — Homburg — Dornholzhausen wieder zur Saalburg. Länge: 137,6 Km. Auf diesem Rennen sollte heuer von den Deutschen der von ihnen im verflossenen Jahre errungene, von dem Amerikaner Gordon-Bennett gestiftete Wanderpreis verteidigt werden; es sollte sich zeigen, welches Landes Kraftwagenindustrie die beste sei. Der Kaiser war für den Plan interessiert worden, und da auch die entsprechenden Behörden demgemäß angewiesen wurden, die Sache zu fördern, so kam sie zustande. Der „Deutsche Automobilklub" sorgte für geeignete Wege-, bezw. Bodenverbesserungen, für Ueber- und Unterführungen des Verkehrs an einzelnen Stellen, und andere technische Vorbereitungen (u. a. für die Besprengung der Gesamtstrecke am Renntage mit dem staublöschenden Westrumit, Kosten allein: 10 000 Mark); die Behörden veranlaßten die Sicherheitsmaßregeln: Absperrung der Strecke durch Polizei, Gendarmerie, Kriegervereine und ein Regiment Militär (auf Kosten des Klubs) u. s. w. Für den Renntag waren die meisten Dörfer durch Drahtzäune längs der Straße, welche die Wagen passierten, gesperrt, die 7 Städte und Dorf Esch wurden neutralisiert; d. h. sie durften nur in bestimmter, sehr verminderter Schnelligkeit durchfahren werden; der sonstige Verkehr war für den Tag ganz oder teilweise eingestellt. An der Saalburg war eine Tribüne für das Kaiserpaar, die geladenen Gäste und andere Festteilnehmer in Amphitheaterform errichtet, durch welche die Chaussee, also auch die Bahn mitten durch ging. Der Verkehr der Kraftwagen auf der Rennstrecke war schon wochenlang sehr lebhaft und wahrhaft international. Für das Rennen waren im ganzen 19 Wagen, 3 aus Deutschland, 3 aus Oesterreich, 1 aus der Schweiz, 3 aus Italien, 3 aus Frankreich, 3 aus England, 3 aus Belgien angemeldet; der Schweizer trat kurz zuvor zurück. Am festgesetzten Tage begann der Wettkampf um 7 Uhr morgens; die Wagen wurden in Zeiträumen von 7 Minuten abgelassen und mußten die ganze Bahn viermal durchkreuzen. Sieger blieb der Franzose Léon Théry, der alle 4 Runden (550,4 Km.) in 5 Stunden 50 Minuten 3 Sekunden fuhr. Die ganze Veranstaltung lief glatt ab, ohne Unglücksfall; dagegen waren am Tage vorher zwei solcher vorgekommen, die drei Personen den Tod brachten. Eine wahre Völkerwanderung mit der Bahn, zu Wagen, Automobil und Rad aus aller Welt hatte sich in den Tagen um den 17. nach unserm Nassau bewegt; Homburg war überfüllt; manche Besucher übernachteten in mitgebrachten Zelten. Viele Einwohner der Ortschaften verdienten durch Vermieten von Zuschauerplätzen ein schönes Stück Geld; in einzelnen Orten hatte man sogar Wandgefache herausgeschlagen und die Löcher vermietet. Die Chausseen, die einst vor der Erbauung der Eisenbahnen so regen Verkehr gesehen hatten, seitdem aber einsam und still dalagen, belebten sich aufs neue, und am Renntage selbst wanderten noch Tausende und Abertausende unserer engeren Landsleute hinaus, um das seltene Schauspiel der Wagehälse sich anzusehen. Auch bei dem Zusammenflusse so gewaltiger Menschenmassen kamen keine Unfälle vor. An den Tagen nach dem Rennen strahlten namentlich die Ausländer zu Tourenfahrten nach allen Richtungen durch Nassau insbesondere nach Wiesbaden; alle Teilnehmer, insbesondere die Franzosen, waren sehr befriedigt. Der Kaiser richtete ein Glückwunschtelegramm an den Präsidenten Loubet, das dieser in bekannter französischer Courtoisie erwiderte.

Nun, Gott sei Dank, daß der Tag so verlief! Wir vermögen in solchen Wettbewerbungen kein Maß der Leistungsfähigkeit der Industrie eines Landes, noch der Fahrer zu erkennen. Die sogenannten „Imponderabilien", d. h. die nicht vorauszusehenden unwägbaren Umstände sprechen da in ganz gehöriger Weise mit. Gerade dieses Rennen hat das auf das treffendste bewiesen: der vortrefflichst gebauten Maschine und dem geschicktesten Fahrer erwuchsen mancherlei Kleinhindernisse, die jedes für sich den größten Einfluß auf das Rennen haben konnten und zum Teil auch hatten. Die gesamte Rennstrecke war mit Wenn- und Aber-Fußangeln bestreut. Aber in einem war der 17. Juni dieses Jahres unserm Ländchen doch von großem Nutzen: er bedeutete für seine Natur und seine Bewohner die allerschönste internationale Reklame, die man sich denken kann. Und um deswillen tragen wir das Kraftwagenrennen kurzweg als ein Ereignis in den nassauischen Annalen ein, ohne vivat sequens zu rufen.

Auf der Saalburg wurden die Standbilder der Kaiser Aelius Hadrianus und Alexander Severus, ebenso das Relief von Theodor Mommsen in Gegenwart des Kaisers enthüllt. Der verdienstvolle Wiedererbauer des Kastells, Geheimer Baurat Jacobi, ist zum Professor ernannt worden.

Am 18. Juni erfolgte in Gegenwart des Kaiserpaares die Enthüllung des Kaiserin Friedrich-Epitaphiums an der evangelischen Kirche zu Kronberg, in deren äußerer Südwand es eingelassen ist.

Am 15. Juni erfolgte in Gegenwart des Ministers von Hammerstein und des Oberpräsidenten von Windheim die Grundsteinlegung des Kreiskrankenhauses zu Nastätten. Die Nachfeier fand im Palas der Marksburg statt.

Zu Winkel soll dem Erzbischof Rhabanus Maurus ein Denkmal gesetzt werden.

In Freiendiez wird ein Provinzial-Zentralgefängnis erbaut.

Seit dem 15. Juni hat Langenschwalbach seinen Motoromnibus.

Am 12. Juni starb an einer Lungenentzündung Georg Becht zu Delkenheim. Seinen 100. Geburtstag und die Ehrungen hat er nicht lange überlebt.

Seit Menschengedenken schwebte ein Prozeß über die von dem in England verstorbenen General Reinhard hinterlassene Erbschaft; nunmehr wurde er nach energischer Wiederaufnahme entschieden. Die Millionen der Hinterlassenschaft wurden endgültig den Erben des Generals zugesprochen. Reinhard ist zu Arnoldshain geboren, wo noch Verwandte von ihm leben und — erben.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" bezeichnet das in der Presse verschiedentlich aufgetauchte Gerücht, der Kultusminister beabsichtige auf Veranlassung der Regierung zu Wiesbaden die Simultanschule in Nassau aufzuheben, als völlig grundlos. Diese ebenso empörende wie gehässige Verdächtigung hat in Nassau von vornherein keinen Glauben gefunden.

Nassauische Personalien.

II. Quartal 1904.

Ernennungen u. a. Amtsgerichtsrat Ebel, Nastätten, z. Landgerichtsrat in Wiesbaden. Dekan Gramig, Usingen, z. Kreisschulinspektor. Schulkandidaten Peters, Frankfurt, z. Lehrer in Schwanheim; Weis, Obertiefenbach i. Flörsheim; Staudt i. Hellenhahn-Schellenberg. Rechtsanwalt Dr. Dahlem, Oberlahnstein, z. Notar. Prokurist E. Offenbach, Kronthal, z. Gesch.-leiter d. Mineralquellen. Dr. F. Möhle z. Hilfslehrer a. d. Höh. Mädchenschule, Wiesbaden. Techn. Insp. b. d. Nass. Brandv.-Anstalt J. Hensler, Wiesbaden, z. Brd.-Vers.-Inspektor. Reallehrer Weber, Langenschwalbach, z. Hauptlehrer i. Dotzheim. Ger.-Assessor Dr. Landois, Kamberg, z. Amtsrichter i. Freiburg a. d. E. Gymn.-Hilfslehrer Dr. E. Bieber, Limburg, z. Oberlehrer i. Frankfurt. Forstassessor Landsberg, Idstein, z. Oberförster das. Ger.-Assessor Jung, Wiesbaden, z. komm. Amtsrichter i. Nastätten. Kreistierarzt Reill, z. Schlachthofdirektor i. Ems. Wasserbauinspektor Lühning, Rathenow, n. Diez. Ger.-Assessor Dr. Stegmanns, Wiesbaden, z. Hilfsrichter a. Landgericht das. Schulkandidaten Hehl, Montabaur, z. Lehrer i. Luckenbach; Mauer, Montabaur i. Stockum; Hilfrich, Lindenholzhausen, i. Niedersahn; Fluck, Oberbrechen, i. Ettersdorf; Altmann, Flörsheim, i. Erbenheim; Presber, Langenschwalbach i. Naurod. Ger.-Assessor Effelberger, Wiesbaden, a. d. Amtsgericht das. Gew.-Assessor Beierling, Wiesbaden, z. komm. Gew.-Inspektor i. Lennep. Gew.-Referendar Vogt, Frankfurt, z. Gew.-Inspektion Wiesbaden. Aktuar Hahn, Wiesbaden, z. Justiz-Hauptkasse i. Frankfurt. Eisb.-Kass.-Kontrolleur Rupp, Mainz, z. Vertr. d. Vorst. d. Verk.-Insp. i. Wiesbaden. Eisb.-Betr.-Inspektor Marpmann, Darmstadt, z. Vertr. d. Masch.-Insp. i. Wiesbaden. Stat.-Verwalter Alt, Jugenheim, z. Stat.-Vorsteher i. Aßmannshausen. Strafanst.-Vorsteher Wenzel, Diez, z. Strafanst.-Oberinspektor. Bergmeister Löcke, Dillenburg, z. Bergrat. Zu Postsekretären: Greuling u. Laubvogel i. Wiesbaden, Peters i. Diez, Schlörb i. Weilburg. Zu Postassistenten: Bausch i. Biedenkopf, Bouffier i. Eppstein, Henkel i. Schierstein, Meister i. Diez, Paul i. Hadamar, Rompel i. Homburg, Schleifer i. Höchst; Bender, Bruch, Hübel, Knöppeler, Pfarrius, Simon u. Stapf i. Wiesbaden. Zu Telegraphenassistenten: Postassistent Fenner, Stettin u. Schmidt, Zein, i. Wiesbaden. Postinspektor Tappermann, Frankfurt, z. Postdirektor i. Langenschwalbach. O.-Postpraktikant Gerds, Frankfurt, z. Postinspektor i. Höchst; Rodiger, Halle, z. Postinspektor i. Ems. O.-Postassistent Giegerich, Wiesbaden, z. Postsekretär. Schulkandidaten M. Sturm, Falkenstein, z. Lehrer i. Winkels; Kinzler, Hattersheim, i. Attenhausen. Land.-Dir.-Kanzlist Bachmann, Wiesbaden, z. Landessekretär. Pfarrvikar Bergfried, Frankfurt, z. Pfarrer i. Singhofen. Generalmajor v. Kettler, Düsseldorf, z. Generalleutnant u. Komm. d. 21. Div., Frankfurt. Lehrer A. Kröck, Roßdorf, z. L. i. Idstein. Oberst Schneider v. d. 21. Feldart.-Brigade z. Generalmajor. Stat.-Diätare Kroft, Wiesbaden, u. Heller, Aßmannshausen, z. Stat.-Assistenten. Stat.-Assistent Sennholz, Kaub, z. Eisb.-Assistent. Oberlehrer d. Kgl. Lehranstalt Dr. Christ, Geisenheim, z. Professor. Obergärtner Glindemann, Geisenheim, z. Kgl. Garteninspektor. Schulkandidaten Schwarz, Usingen, z. Lehrer i. Bromskirchen; Fehler, Kronberg, i. Altweilnau; Schardt, Frickhofen, i. Marienhausen (Diöz.-Anstalt). Schulkandidatin Stranghöner, Bockenheim, n. Rödelheim. Strommeister A. Klemenz, Schierstein, zgl. z. Fischereiaufseher. Komm.-General d. XVIII. Armeekorps, v. Lindequist, Frankfurt, z. Armee-Inspektor i. Hannover. Generalleutnant v. Eichhorn, Glogau, z. komm. General d. XVIII. Armeekorps, Frankfurt. Dr. Dr. med. Hertling, Kaub, u. Scherk, Homburg, z. San.-Räten. Oberrechnungskammerpräsident E. Magdeburg, Potsdam, geadelt. Oberförster v. Woedtke, Straßebersbach, z. Forstrat i. Marienberg. Techn. Eisb.-Bur.-Assistent Mickel, Mainz, n. Wiesbaden. Schulkandidat Schmidt, Stockhausen, i. Strüth. Präpar.-Lehrer Lahnstein, Montabaur, a. Lehrer n. Frankfurt. Lehrer Mangold, Großalmerode, z. Rektor i. Biedenkopf. Ger.-Referendare Dofflein, Wiesbaden, u. Dr. Milch, z. Assessoren. Landrat Ebbinghaus, Homburg, a. s. n. Düsseldorf. Oberbürgermeister Dr. v. Marx, Homburg, z. stellv. Landrat das. Ger.-Aktuare Mittelstädt, Wiesbaden, z. Bur.-Hilfsarbeiter i. Sankt Goarshausen; Kerzmann, Wiesbaden, a. Amtsgericht das. Stadtbaurat Thiel, Biebrich, z. Mitgl. d. Magistrats. Ger.-Assessor Frhr. v. Ledebour, Diez, z. Amtsrichter i. Nastätten. Landgerichtsrat Frhr. v. Harff, Wiesbaden, z. Landgerichtsdirektor i. Duisburg. Landgerichtsrat Dr. Auerbach, Limburg, z. Amtsgerichtsrat i. Frankfurt. Rechtsanwalt Wentrup, Montabaur, z. Notar. Postanwärter Pesara, Biebrich; Butzbach i. Diez; Münch, Geisenheim; Richter, Usingen; Hesse u. Moritz, Wiesbaden, z. Postassistenten. Ger.-Assessor Dr. Spieß, Elfeld, z. Amtsrichter i. Wissen. Ger.-Assessor Wenckenbach, Wiesbaden, z. Hilfsrichter i. Linz. Poliz.-Bür.-Diätare Dienethal u. Müller, Wiesbaden, z. Sekretären. Ger.-Referendar L. v. Skopnik, Wiesbaden, z. Reg.-Referendar. Lehrer Höfer, Straßebersbach, z. Lehrer a. Gymn. Dillenburg. Schulkandidat A. Halten, Grenzhausen, i. Hainstadt. Ger.-Assessoren Dr. Schreher und Effelberger, Wiesbaden, a. Hilfsrichter das. Oberleutnant Mathi i. Inf.-Rgt. 88, Mainz, z. Hauptmann u. Komp.-Chef Ger.-Assessoren Nicol, Niederlahnstein, z. Landrichter i. Hagen; Dr. Friedländer, Frankfurt, z. Landrichter i. Limburg; Kremers, Wiesbaden, z. Landrichter i. Elberfeld; Dr. Fulda, Elfeld, z. Amtsrichter i. Köln; Schmitz, Hochheim, z. Amtsrichter i. Saarbrücken. Lehrer Walther, Bierstadt, z. Hauptlehrer. Ger.-Assessoren Dr. Thomas, Wiesbaden, a. Hilfsrichter das.; Keutner, Wiesbaden, a. Hilfsrichter i. Elfeld. Ger.-Aktuar Maage, Wiesbaden, z. Ger.-Sekr. i. Höchst. Landger.-Rat Tilman, Wiesbaden, z. Hilfsrichter a. d. Oberland.-Gericht Frankfurt. Reg.-Assessor Dr. Grevel, Gumbinnen, a. d. Regierung z. Wiesbaden. Berg.-Assessor K. Schmidt, Kottbus (geb. Nassauer), z. Berginspektor. Reg.-Assessor Dr. W. Dyckerhoff, Biebrich, z. komm. Landrat i. Aurich. Kommerzienrat G. Dyckerhoff, Biebrich, z. Geh. Kommerzienrat. Mittelschullehrer Kern, Lütgendortmund a. s. n. Kronberg. Postpraktikant Jeanjour, Wiesbaden, z. Oberpostpraktikant. Postassistent Emmerich, Biebrich, z. Postsekretär. Postdirektor H. Schwartz, Wiesbaden, z. Direktor d. Postzeitungsamtes i. Berlin. Ob.-Postinspektor Luchmann, Oppeln, z. Postdirektor i. Wiesbaden. Stadtbaurat a. D. J. Brix, Wiesbaden, z. Professor a. d. Techn. Hochschule Berlin. Reg.-Assessor Dr. Junghann, Danzig, z. Adlatus d. Landrats i. Rüdesheim. Ass.-Arzt d. R. Dr. Portmann, Höchst, z. Oberarzt. Unt.-Arzt d. R. Dr. Isserlin, Höchst, z. Ass.-Arzt. Stabsarzt Dr. Dahlem, Strasburg i. P., z. St.- u. Bat.-Arzt i. Mainz (Rgt. 88). Ger.-Referendar Wolff, Biebrich, z. Assessor. Ger.-Assessor



Dr. Milch, Höchst, z. Rechtsanwalt. Geh.-Baurat L. Jacobi, Homburg, z. Professor. Ger.-Referendar K. v. Ibell, Hausen, a. d. Amtsgericht Diez. Reg.-Assessoren Bresges u. Dr. v. Conta, Wiesbaden, z. Regierungsräten. Reg.-Bauführer K. Wulkow, Holzhausen, z. Reg.-Baumeister.

Jubiläen u. a. März: 20. Maurer Gärtner, Wernborn (Feldzüge 48/49) 80 J. a. — **April:** Küster C. Reinemer u. Heizer Th. Neu a. d. Bergkirche, Wiesbaden, 25 J. i. D. — 6. Maschinenarbeiter J. Herber, Langenschwalbach, 50 J. a. Badhause. — (?) Kurhausportier G. Creutz, Homburg, 40 J. i. D. — 9. Kanzleirat a. D. W. Flindt, Wiesbaden, 85 J. a. — **Mai:** 1. Karoline Müller, Kamberg, 40 J. b. Rentner A. Dresler, Wiesbaden. — 4. Städt. Bauaufseher H. Herborn, Wiesbaden, 40 J. i. D. — 14. Konzertmeister F. Nowack, Wiesbaden, 30 J. a. s. — 15. Prom.-Wärter K. Schupp, Ems, 25 J. i. D. — 18. Lehrer a. D. Ch. Pulch, 50 J. L. d. Stenographie, Wiesbaden. — 26. (?) P. Orth, Bermbach, 90 J. a. — **Juni:** 1. Kommerzienrat H. J. Hummel, Hochheim, 70 J. a. — Mag.-Sekr. B. Bender, Geisenheim, 25 J. i. D. Kellermeister F. Merkel u. Packmeister W. Vogler, Hochheim, 60 J. b. Firma Burgeff u. Co. das. — 5. Garteningenieur K. Hirlinger, Wiesbaden (bei Gebr. Siesmayer), 50 J. i. D. — Gärtnergehilfe W. Steinmetz, Usingen, 50 J. b. Firma Schweitzer das. — 6. Hauptlehrer Lauth, Sulzbach, 25 J. i. D.

Pensionierungen u. s. w.: Lehrer Rückert Bergebersbach. Lehrer H. Jungmann, Biebrich. Lehrer Grill, Limburg. Lehrer Löhr, Kamp. Pfarrer Breuers, Pfaffenwiesbach, Kreisschulinspektion niedergel. Gesch.-Leiter d. Mineralquellen Cameron, Kronthal, niedergel. Oberlehrer Prof. Th. Lautz, Wiesbaden. Nass.-Brandvers.-Inspektor Baurat Wagner, Wiesbaden. Kreislandmesser Heun, Montabaur. O.-Postsekretär Kampe, Wiesbaden. Amtsger.-Rat Schellenberg, Weilburg. Generalleutnant v. Hagen, Komm. d. 21. Div., Frankfurt. Wasserbauinspektor Baurat Roeder, Diez. Oberbriefträger G. Becker, Rennerod. Lehrer C. Mauck, Frankfurt. Oberpostsekretär Kupfer, Wiesbaden. Stabsarzt d. L. 1. Aufg. Dr. Feddersen, Wiesbaden, Absch. bew. Bürgermeister Corcilius, Grenzhausen. Rechtsanwalt Hartdegen, Weilburg, gelöscht. Stabsarzt Dr. Happel, Wiesbaden, Absch. bew. Gerichtsdiener W. Horn, Elfeld.

Todesfälle: März: 27. Landgerichtsrat O. Weber, Berlin. — 28. Pfarrer a. D. Ph. Funk, Ems (geb. 1816). — 31. Oekonomierat H. Dahlen, Wiesbaden (geb. 1853). — **April:** 5. Eisenb.-Direktor a. D. F. Ingenohl, Wiesbaden (geb. 1845). — Städt. Tierarzt G. Pfaff, Wiesbaden (geb. 1873). — 17. Gerichtssekretär A. Bauer, Wiesbaden (geb. 1854). — 21. Steuersekretär Cöster, Weilburg. — **Mai:** 1. Geh. Reg.-Rat a. D. H. Opitz, Wiesbaden (geb. 1821). — 3. Oberstleutnant a. D. u. Stadtverordn. A. Sartorius, Wiesbaden (geb. 1834). — 5. Kammermusiker a. D. R. Schachtzabel, Wiesbaden (geb. 1838). — 8. Hauptlehrer a. D. L. Wetzel, Sonnenberg. — 9. Lehrer a. D. J. Brückheimer, Wiesbaden (geb. 1825). — 10. Schutzmann a. D. G. Steinhäuser, Wiesbaden. — Bürgermeister E. Reusch, Oberlahnstein (geb. 1840). — Landger.-Direktor Emminghaus, Mülhausen i. E. (geb. 1840). — 11. Rechtsanwalt J. Bojanowski, Wiesbaden (geb. 1857). — 12. Geh. Justizrat Dr. Keller, Homburg (geb. 1815). — 18. Prof. Dr. med. F. Zinsser, Wiesbaden (geb. 1836). — Oberst a. D. v. Flindt (geb. Nassauer, geb. 1842). — 20. Kommerzienrat G. Jung, Amalienhütte b. N.-Laasphe (geb. 1824). — 22. Amtsger.-Rat J. Schneider, Höchst (geb. 1850). — Pfarrer E. Spieß, Hadamar (geb. 1835). — 28. Justizrat u. Notar A. Velde, Diez (geb. 1829). — 30. Lehrer a. D. Schramm, Zeilsheim. — **Juni:** 1. Kanzleirat a. D. L. May, Wiesbaden (geb. 1828). — 3. Feuerwehrdiener G. Löw, Wiesbaden (geb. 1834). — 4. Verl.-Buchhändler Ch. Limbarth, Wiesbaden (geb. 1824) — 9. Rechnungsrat a. D. K. Wegener (geb. 1842). — 10. Priv.-Lehrer J. J. Maier (fr. Stadtrat i. Wiesbaden), Winnweiler. — 12. Eisenb.-Direktor a. D. E. Wagner, Wiesbaden (geb. 1833). — 12. G. Becht, Delkenheim, ältester Mann in Nassau (geb. 1804). — 19. Städt.-Eichmeister K. Blum, Wiesbaden (geb. 1844).

Nassauischer Geschichtskalender.

5. Juli.

995. Erzbischof Willigis von Mainz erlaubt, daß die von einer adeligen Familie zu Steinheim im Rheingau neu erbaute Kapelle einen eigenen Priester, das Sakrament der Taufe und ein eigenes Begräbnis der Toten haben dürfe. Nur durch die Synode und den Zehnten blieb sie noch mit der Mutterkirche in Elfeld (alta villa) in Verbindung.

1686. Georg Ludwig, Burggraf zu Sayn-Hachenburg-Kirchberg, stirbt. Geboren am 2. Februar 1626, heiratete er 1673 die Gräfin Magdalene von Manderscheid, die durch ihre Mutter, die letzte Gräfin von Sayn-Hachenburg, Erbin dieser Grafschaft geworden war. Er verpflanzte das Haus Kirchberg nach Hachenburg, wo es 1799 erlosch. Die Erbin Isabella brachte dann die Grafschaft an Nassau-Weilburg. Kirchberg lag bei Jena.

10. Juli.

1335. Die Grafen Johann und Bernhard von Solms überlassen dem Grafen Gerlach von Nassau das Gericht in dem Hofe Husen (dem Mönche Hoesse) mit den in dessen Gerichtsbezirke liegenden Dörfern Aldenkirchen bei Brunenfels und Diedenhusen samt allen ihren Leibeigenen in den Herrschaften Nassau, Merenberg, Gleiberg und Weilnau.

1584. Fürst Wilhelm von Nassau-Oranien, der Schweiger, der Befreier und Statthalter der Niederlande, wird zu Delft von Balthasar Gérard meuchlings erschossen.

15. Juli.

1254. Das Marienkloster zum Throne spricht seine Dankbarkeit, daß ihm die Pfarrkirche zu Wernhem (Wehrheim) inkorporiert worden ist, gegen das Domkapitel zu Mainz dadurch aus, daß es jährlich auf Martini 3 Pfund Wachs zu eben so viel Kerzen geben will, die auf dem Altare dieses Heiligen brennen sollen. Jene Kirche wurde ihm aber 1325 wieder entzogen und mit dem Stifte in Diez vereinigt.

1480. Graf Johann III. von Nassau-Weilburg stirbt. Geboren am 27. Juni 1441 als Sohn des Grafen Philipp II., vermählte er sich 1464 mit Elisabeth von Hessen, wurde Mitregent seines Vaters, starb aber vor diesem. Sein Sohn Ludwig I. folgte letzterem 1492.

Briefkasten.

P.-D. B. in E. Der Kraftwagen des Kaisers war blau und weiß wie die kaiserlichen Salonwagen. Der betr. Herr hat s. Zt. sogleich seinen Dank ausgesprochen. Landsmännischen Gruß.

G. L. in S. Leider nicht verwendbar.

Redaktionsschluß: 24. Juni.





№ 14. | Wiesbaden, den 16. Juli 1904. | 5. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20, beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.



Frühsommernacht.



Wie eine Königin in starrer Seide,
Den Demantschmuck im schwarzen Lockenhaare,
So trittst du an des Frühlings Leichenbahre.

Wie Fackeln flammen düsterrot die Rosen,
Und all die Bäume rings, die riesengroßen,
Sie neigen sich im herben Trennungsleide.

Im Dunkelblau da droben hallt's verstohlen —
So eigner Klang, wie Weltenmelodien,
Wie leis geharfte Geistersymphonien;

Und die Natur in stummem, heiligem Trauern,
Sie lauscht, durchbebt von weihereichen Schauern
Dem Klang — des Todes erstem Atemholen.

L. Albert Jumeau.

O Rosenzeit, wie bist du schön!



Wenn mit Rosen der Dornstrauch sich schmücket am Rain,
Ist selige, goldene Zeit.
Da wand're ich in die Welt hinein,
Weithin durch Wald und Heid'.
Und rings erschallt's aus Tal und Höh'n:
„O Rosenzeit, wie bist du schön!"

Wenn im duftenden Flieder die Nachtigall singt,
Rings glänzt in Blüten die Au,
Ein jedes Zweiglein Grüße winkt,
Der Himmel so heiter und blau,
Dann klingt's in lautem Jubelgetön':
„O Rosenzeit, wie bist du schön!"

Dann durchwandelt die Liebe das sonnige Land
Und pocht an die Herzen so leis,
Und ich, mit dem Liebchen Hand in Hand,
Geschmückt mit blühendem Reis,
Sing' jauchzend über Tal und Höh'n:
„O Rosenzeit, wie bist du schön!"

Wilhelm Söhngen.





Der Engersgau.

2) Von Erwin Engert. (1. Fortsetzung.)

Der größte Bestandteil der wiedischen, isenburgischen und saynischen Lande erstreckte sich über den westlichen Teil des Engersgaues am Rhein. In dem Bezirk, welcher später nassauisch wurde,[1]) lagen von den isenburgischen (wiedischen) und saynischen Besitzungen nur: das Kirchspiel oder Gericht Höchstenbach, die Vogtei Roßbach; die Gerichte Alsbach, Rückerod, Grenzhausen, Nordhofen und Freirachdorf; der Flecken Selters und der Bann Marsayn; das Gericht Hartenfels; die Kirchspiele Nauort, Ransbach, Breitenau, Herschbach (nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Dorfe im Amt Wallmerod) und Marienrachdorf. Das Kirchspiel oder Gericht Höchstenbach, umfassend die Orte Höchstenbach, Berod, Borod, Mündersbach, Wahlrod, Welkenbach und Winkelbach, befand sich schon sehr frühe in isenburg-wiedischem Besitz und kam im Jahre 1489 infolge der Heirat des Grafen Gerhard von Sayn mit Johannette von Wied an die Grafschaft Sayn, wobei es auch verblieb. Die Vogtei Roßbach, wozu nur das Dorf Roßbach gehörte, welche ebenfalls eine alte isenburg-wiedische Besitzung war, wurde 1362 durch Graf Wilhelm von Isenburg-Wied an Graf Johann von Sayn verpfändet und ist seitdem saynisch geblieben. — Die Gerichte Alsbach (mit Hilgert), Rückerod (mit Goddert, Steinen, Dreifelden, Steinebach, Seeburg, Linden, Langebaum und Schmidthahn), Grenzhausen, Nordhofen (mit Mogendorf und Quirnbach) und Freirachdorf waren ursprünglich zum Teil isenburgisch-grenzauisch, zum Teil isenburg-wiedisch, einzelne Dörfer gehörten auch ganz oder teilweise zu Sayn; erst nach mehreren Teilungen kam gegen Ende des 14. Jahrhunderts dieser ganze Dörferbezirk an die wiedische Linie und bildete nun das Amt Grenzhausen. — Der Bann Marsayn und Selters gehörten bereits ums Jahr 1190 den in den gesamten Rheingegenden reichbegüterten Grafen von Sponheim. Im Jahre 1318 traten diese jenes Gebiet an Graf Johann von Sayn ab. Sayn verblieb nun in der Landeshoheit, bis infolge eines zwischen Sayn und Wied im Jahre 1786 abgeschlossenen Vertrages der Bann Marsayn, welcher die Orte Marsayn, Zürbach, Freilingen und Wölferlingen begriff, nebst Selters im Jahr 1799 beim Tode des letzten Grafen von Sayn-Hachenburg an Wied fiel.[2]) — Das Gericht Hartenfels, aus Dorf und Burg Hartenfels bestehend, wird im Jahre 1248 zum ersten Male genannt, es befand sich damals im Besitz der Gräfin Mechtild von Sayn. — Die Kirchspiele Nauort (mit Grenzau und Stromberg), Ransbach (mit Baumbach), Marienrachdorf (mit Sessenhausen), Herschbach (mit Schenkelberg) und Breitenau (mit Ellenhausen, Oberheid, Hirzen, Deesen und Wittgert) waren im Besitz der neueren grenzauischen Linie.

Während also die Stammlande der von Isenburg und von Sayn nur wenig in das Gebiet hineinreichten, welches später nassauisch wurde, kam der östliche, also später nassauische Teil des Gaues, der uns hier am meisten interessiert, nach Verfall der Gauverfassung zum weitaus größten Teil in die Hände der trierischen Erzbischöfe. Seit den Zeiten, da in unsern Landen das Christentum sich ausgebreitet hatte, war der südwestliche Westerwald und die Lahngegend von den deutschen Kaisern dem trierischen Sprengel, Archidiakonat Dietkirchen, zugewiesen worden, worin der Engersgau das Landkapitel Kunostein-Engers bildete. Die Kaiser aus dem sächsischen Hause verliehen den Kirchenfürsten dann die weltliche Gerichtsbarkeit in ihren Sprengeln (Diözesen) und später auch den Besitz eines Teils dieser Gebiete selbst. So kam schon im 10. Jahrhundert der untere Teil des südwestlichen Westerwalds an die Erzbischöfe von Trier. Das waren aus dem späteren Nassauischen die Kirchspiele: Montabaur (Humbach), Heiligenroth, Holler, Wirges, Kirchähr und Oberelbert, wozu alsbald noch das Gericht Arzbach, die Kirchspiele Helferskirchen und Niederelbert kamen. Durch Schenkungen gelangte seit der Mitte des 12. Jahrhunderts noch Niederlahnstein in trierischen Besitz, die Vogtei darüber erhielten die Grafen von Arnstein, von welchen sie bei ihrem Aussterben an die Grafen von Nassau überging; Graf Otto, Sohn Heinrichs des Reichen von Nassau, verpfändete jedoch die Vogtei im Jahre 1255 an Trier, und sie wurde nie wieder eingelöst. Niederlahnstein wurde mit den weiter rheinabwärts angrenzenden Ortschaften, die ebenfalls früher zum trierischen Erzbistum gehörten, zum Amte Ehrenbreitstein geschlagen.

Zu seinem alten Besitzstand erwarb Kurtrier im Jahre 1249 durch Erzbischof Arnold die Herrschaft Hartenfels von der Gräfin Mechtild von Sayn.

Auch die Herrschaft Vallendar nebst den Kirchspielen Höhr und Hillscheid erscheint schon frühe unter trierischer Lehnshoheit in den Händen der Grafen von Sayn. Graf Johann von Sayn-Wittgenstein-Vallendar verpfändete darauf diese Herrschaft

[1]) Unter nassauisch ist das Gebiet des Herzogtums Nassau seit 1816 zu verstehen.

[2]) Nach Vogel, Topographie des Herzogtums Nassau, S. 128.

an Trier, und als sie später wieder eingelöst werden sollte, entspann sich ein durch Jahrhunderte währender Rechtsstreit. Schließlich behielt Kurtrier Vallendar, wogegen Sayn-Wittgenstein Höhr und Hillscheid bekam, welche Orte im Jahre 1767 Graf Johann Ludwig von Sayn-Wittgenstein an den Kurfürst und Erzbischof Johann Philipp von Trier verkaufte.

Als im Jahre 1664 Graf Ernst zu Isenburg (mit Herschbach), der letzte Sproß der neueren isenburg-grenzauischen Linie, starb, fielen auch dessen Erblande infolge eines kurz zuvor abgeschlossenen Kaufvertrages an Kurtrier. Es waren die Kirchspiele N a u e r t, R a n s b a c h, B r e i t e n a u, H e r s c h b a c h und M a r i e n r a c h d o r f, woraus die trierischen Aemter H e r s c h b a c h und G r e n z a u gebildet wurden.

Noch manche andere Teile der alt-isenburgischen und alt-saynischen Besitzungen erwarb das Erzstift im Laufe der Jahre, so daß es schließlich den größten Teil des Engersgaues in seiner Hand hatte. Von seinen Erwerbungen wollen wir nur noch die des Schlosses und Amtes H a m m e r s t e i n besonders erwähnen, weil dies Schloß uns als Stammsitz des berühmtesten der Engersgauer Gaugrafen, des Otto von Hammerstein, interessant ist. Kaiser Karl IV. übertrug im Jahre 1374 die Lehnsherrlichkeit über diese seither vom Reich lehnbare Feste dem Erzbischof Kuno von Trier und wies die Burggrafen von Hammerstein, die Nachkommen des einst so mächtigen Gaugrafengeschlechtes, an, ihre Lehen künftig nicht mehr von Kaiser und Reich, sondern von den Erzbischöfen von Trier zu empfangen. Wenn nun auch die Burggrafen nicht ohne weiteres die Erzbischöfe als ihre Lehnsherren anerkannten, so gelang es diesen doch nach längeren Streitigkeiten, die Burg und die ganze Burggrafschaft Hammerstein in ihre Gewalt zu bekommen. Hierzu gehörten die Orte Ober- und Niederhammerstein und Leutesdorf. Später kam auch die Herrschaft A r e n f e l s mit Hönningen, Girgenroth und Ariendorf zu diesem neuen trierischen Besitz, im Jahre 1601 noch als von Sayn aufgetragenes Lehen der Flecken R h e i n b r o h l, der sich seit unbestimmter Zeit in saynischem Besitz befand, ferner das ewig umstrittene I r l i c h und seit 1788 der Flecken E n g e r s. Aus diesen Ortschaften entstand das kurtrierische A m t H a m m e r s t e i n.

Von dem übrigen Gau durch das wilde Tal des Gelbachs getrennt und von ihm völlig abgeschlossen, so daß es früher von unsern Geschichtsforschern überhaupt nicht als dazu gehörig betrachtet wurde, und von den Territorialveränderungen, denen die andern Teile des Gaues vielfach unterworfen waren, ganz unberührt, entwickelte sich in der Südostecke des Engersgaues ein eigenartiges Ländchen, die E s t e r a u. Im Jahre 950 schon als eine eigene Grundherrlichkeit unter dem Namen Predia Astine erwähnt, kam sie im folgenden Jahrhundert an die Grafen von Nassau (Laurenburg). Bei der Brüderteilung im Jahre 1255 fiel sie zu drei Vierteln an die ottoische, zu einem Viertel an die walramische Linie des Hauses Nassau. Auf unaufgeklärte Art kamen vom ottoischen Anteil zwei Viertel an die Grafen von Diez und von diesen bald darauf an die von Katzenelnbogen. In Jahre 1479, beim Aussterben des katzenelnbogischen Grafenhauses, fiel mit den übrigen katzenelnbogischen Landen auch diese Hälfte der nun also dreiherrischen Esterau an die Landgrafen von Hessen, von denen sie im Jahre 1557 das Haus Nassau ottoischen Stammes zurückerhielt. Bei der neuen Erbteilung der nassau-ottoischen Linie im Jahre 1606 fiel dann ihr Anteil an der Esterau an den neu entstehenden hadamarischen Zweig, welcher im Jahre 1631 durch Tausch von der walramischen Linie auch deren Viertel erwarb. Doch blieb die Esterau nicht lange in nassau-hadamarischem Besitze, bereits im Jahre 1643 verkaufte sie Graf Johann Ludwig an den kaiserlichen Generalissimus Peter Melander, gefürsteten Reichsgrafen zu Holzappel, welcher damit den Grund zu einem neuen, selbständigen Gebiet legte.

Die Esterau, im Süden von der Lahn, im Westen vom Gelbach (früher Eyner, Anar, Anre und Ahr genannt), im Osten und Nordosten vom Daubach umflossen, umfaßte damals die Dörfer Esten, Horhausen, Kalkofen, Villenstein (ausgegangen), Laurenburg, Scheid, Langenscheid, Dörnberg und Geilnau. Seit alters bildete die Esterau in unserm Gau einen eigenen Zent, ihr Zentgericht befand sich in dem Hauptorte Esten; ebenso war dort auch die Mutterkirche für all diese Ortschaften, und erst vom 17. Jahrhundert ab wurde der Esterer Pfarrbezirk durch die Kirchspiele Dörnberg und Langenscheid ersetzt.

Mit der Esterau vereinigt wurde jetzt die nördlich daran grenzende, ebenfalls zum Engersgau gehörige V o g t e i I s s e l b a c h, welche die Ortschaften Isselbach, Eppenrod, Giershausen und Ruppenrod begriff. Auch dieser Dörferbezirk befand sich frühe in nassauischem Besitz, kam dann zum Teil an die Grafschaft Diez, und, ähnlich wie die Esterau, nach mehrfachem Besitzerwechsel wieder ganz an Nassau; wie die Esterau wurde auch die Vogtei Isselbach bei der Teilung im Jahre 1606 der hadamarischen Linie zugewiesen und 1643 an Graf Peter Melander verkauft.

Peter Melander von Hadamar, der vom Kaiser in Anerkennung seiner während des Dreißigjährigen Krieges in kaiserlichen Diensten erworbenen Verdienste in den Stand eines gefürsteten Reichsgrafen (s. o.) erhoben worden war und danach den Namen „Graf von Holzappel", wohl in einer Anspielung auf seinen früheren Familiennamen Eppelmann (gräzisiert Melander), angenommen hatte, bildete aus den nun erworbenen Gebieten, der Esterau und der Vogtei Isselbach, die R e i c h s g r a f s c h a f t H o l z a p p e l. Die Freude, einen Sohn aufwachsen zu sehen, der seinen Stamm fortsetzte, erlebte der alte Feldherr nicht; sein Name endete mit ihm, und nach seinem Tode fielen seine Lande an den Gemahl seiner einzigen Tochter Elisabeth Charlotte, den Fürsten Adolf von Nassau-Dillenburg. Von dieser Fürstin Elisabeth Charlotte ist in der Geschichte der Reichsgrafschaft Holzappel manches zu erzählen. Sie ließ sich im Jahre 1688 für das alte Kirchdorf Esten vom Kaiser Stadtrechte erteilen und gab ihm den Namen H o l z a p p e l. Im Herbst 1699 gründete sie in der Nähe dieses Städtchens das Dorf C h a r l o t t e n b e r g für die von Frankreich und Piemont

her eingewanderten Waldenserfamilien, denen sie in ihrer Grafschaft Unterkunft und Schutz gewährte.

Auch beim Hause Nassau-Dillenburg verblieb das Holzappeler Ländchen nicht lange. Fürst Adolf hatte keine männlichen Erben, sondern nur eine Tochter, Charlotte, die mit dem Fürsten Lebrecht von Anhalt-Bernburg vermählt war. Sie brachte durch ihre Heirat die Grafschaft Holzappel (mit Schaumburg) an das Haus Anhalt-Bernburg, bei welchem solche bis 1806 blieb. —

Als einzigen östlich vom Gelbach gelegenen Ort des Engersgaues, welcher nicht zur Grafschaft Holzappel kam, müssen wir das Dorf Obernhof an der Lahn erwähnen, das von alters her stets in nassau-dillenburgischem (oranischem) Besitze war.

Etwas weiter lahnabwärts, auf der anderen Seite der Gelbachmündung, lag das Gebiet von Langenau, worüber das Erzbistum Köln seit alter Zeit die Lehenshoheit besaß. Ein Ritter Hilger (Hildeger) von Langenau erbaute hier zu Beginn des 13. Jahrhunderts die Feste dieses Namens, welche übrigens nie zu größerer Bedeutung gelangte. Als im Jahre 1613 das Geschlecht der von Langenau erlosch, kam das Gebiet an die Herren von Eltz-Rübenach, von diesen an die von Wolff-Metternich, dann an die von Marioth.

Noch ein solch kleines Territorium, welches sich beim Verfall der Gauverfassung von dem Gauverbande abgliederte, finden wir am unteren Gelbach: Weinähr und Winden, zwei Ortschaften, die erst im späten Mittelalter entstanden sind und von verschiedenen Besitzern nach und nach an die reiche Prämonstratenser-Abtei Arnstein an der Lahn verkauft wurden.

Gehen wir dann an der Lahn weiter abwärts, so kommen wir in die Stammlande unseres nassauischen Fürstenhauses, von denen allerdings nur ein kleiner Bestand im Engersgau lag, nur der rechts der Lahn gelegene Teil des Gerichts Nassau und das Gericht Dausenau. Das waren die Orte Nassau, Hömberg, Dausenau, Zimmerschied und ein Stückchen von Kemmenau. Nassau ist schon aus dem Jahre 790 als eine königliche Villa bekannt; hier wohnten die deutschen Könige in den Tagen, da sie in den prächtigen Hochwaldungen des Emstals und Arzbachtals, im Sporkenwalde, das edle Weidwerk pflegten. Durch eine Schenkung König Konrads des Franken kam Nassau im Jahre 915 an das Stift Weilburg, welches Konrad einige Jahre vorher gegründet hatte, und welches durch eine Schenkung König Heinrichs II. im Jahre 1002 nebst allem Zubehör an das Bistum Worms gelangte. Von diesem Bistum erhielt Graf Walram I. von Nassau das Schutzherrnamt (Vogtei) über diese an der Lahn gelegenen Besitzungen, und so faßten denn die Nassauer hier festen Fuß, nachdem ihre Vorfahren, die Grafen von Laurenburg, schon ums Jahr 1101 auf dem linken Lahnufer, bei dem Orte Nassau, die Burg gleichen Namens errichtet hatten. Durch verschiedenartige Erwerbungen kamen die übrigen Orte, Dausenau, Hömberg, Kemmenau und Zimmerschied, nach und nach auch in nassauischen Besitz.

Auf ähnliche Weise, wie sie das Gericht Nassau an sich brachten, nämlich durch die Uebernahme der Vogtei, gelangten die Grafen von Nassau auch in den Besitz von Ems. Am Schluß des 9. und im 10. Jahrhundert wird dieser Ort als **Praedium Ominci** und unter ähnlich lautenden, schwer verständlichen Namen (Aumenzu, Ovmence u. s. w.) öfters genannt und befindet sich dann im Besitz des trierischen Erzbistums, welches die Grafen von Arnstein zu seinen Vögten in Ems ernannte. Von den Arnsteinern erbten nach deren Aussterben (1185) die von Nassau die Schutzherrschaft (Vogtei) über Ems. Bei der Teilung im Jahre 1255 fiel die Vogtei an die ottoische Linie, und als im Jahre 1303 diese Linie sich wieder teilte, an den alt-hadamarischen Zweig. Die Schwester des letzten Grafen aus diesem, Graf Emichs III., Anna, die in erster Ehe mit Graf Ruprecht von Nassau, in zweiter mit Graf Diether VI. von Katzenelnbogen vermählt war, verkaufte, nachdem ihr Bruder gestorben war und sie sich als Erbin der hadamarischen Lande betrachtete, um das Jahr 1403, Ems an ihren Stiefsohn, den Grafen Johann von Katzenelnbogen. Dieser geriet jedoch dadurch in Streitigkeiten mit der verwandten Linie Nassau-Dillenburg, welche ebenfalls Ansprüche auf die Vogtei Ems erhob. Johann von Katzenelnbogen mußte sich 1405 zu einem Vergleich mit Graf Johann I. von Dillenburg herbeilassen, worin der Katzenelnbogener zwei Drittel, der Dillenburger ein Drittel erhielt. Eine anderweitige Teilung der Vogtei Ems wurde bald darauf vorgenommen, im Jahre 1443, gelegentlich der Eheberedung, welche die Grafen Philipp der Reiche von Katzenelnbogen und Heinrich II. von Nassau-Dillenburg wegen ihrer Kinder Philipp und Ottilie hielten und worin sie ausmachten, daß von nun an Katzenelnbogen und Dillenburg die Vogtei Ems zu gleichen Teilen besitzen sollten. So ist es geblieben. Die Vogtei Ems, wozu außer Ems auch der nichtnassauische Teil des Dörfchens Kemmenau gehörte, war jetzt gemeinsam zwischen Dillenburg (später Nassau-Oranien) und Katzenelnbogen und blieb auch, als nach 1479 Hessen in den katzenelnbogischen Besitz eintrat, gemeinsam zwischen Nassau-Oranien und Hessen-Darmstadt.[3])

Eine kurze Strecke von Ems aus lahnabwärts finden wir noch eine kleine Grundherrlichkeit, das Gericht Nievern, bestehend aus den Orten Fachbach, Miellen und Nievern, wovon die beiden letzteren Orte links von der Lahn lagen und also zum Einrich gehörten[4]), während nur Fachbach rechts von der Lahn und demnach im Engersgau lag. Bald nach dem Jahre 1361 kamen diese drei Ortschaften auf unaufgeklärte Art an die Grafen von Katzenelnbogen, welche später die Herren von Staffel damit belehnten, und von diesen fiel das kleine Gebiet im Jahre 1683 als Erbe den Freiherren (spätern Grafen und Fürsten) von der Leyen zu. — —

(Schluß folgt.)

---

[3]) Nach Stramberg, Rheinischer Antiquarius, II. Abt., 3. Bd., und Vogel, Histor. Beschreib. des Herzogtums Nassau.

[4]) Vgl. „Nassovia", Jahrg. 1902, S. 301.

Nassauische Dynasten I.

Von Dr. C. Spielmann.

Nüring-Münzenberg-Bolanden-Falkenstein und Eppstein.

Nachdem wir in früheren Jahrgängen der „Nassovia"[1]) einen Ueberblick über die Regenten des Hauses Nassau gegeben haben, wollen wir nun in ähnlicher Weise, in zwangloser Reihe, doch in ununterbrochener Geschlechts- und Herrschaftsfolge die übrigen Dynasten des Nassauerlandes betrachten. Wir beginnen mit jenen Geschlechtern, die sich aus dem Gaugrafenverhältnis allmählich zu Landesherren emporarbeiteten.

I. Grafen von Nüring.

(Vgl. „Nassovia" Nr. 7 von 1901.)

Die Grafen erscheinen gebietend in zwei Gauen, dem Niddagau und der Wetterau. Auch im Einrich erscheinen sie sehr begütert. Den Umfang ihres Gebietes können wir nicht genau feststellen. Ganz sicher ist nur, daß etwa die früheren Aemter Königstein und Höchst (großenteils) in ihrem Besitze waren; wahrscheinlich, daß auch das Amt Usingen (der später diezische Teil) dazu gehörte, so daß also ein ansehnlicher Landkomplex entstand. Die Besitzungen im Einrich sind später an verschiedene Herren übergegangen. — Die Stammburg des Geschlechtes, nach welcher es den Namen erhielt: Nüring, auch Nürings, d. h. der neue Ring (= Gerichtsstätte), woselbst auch das Gauding abgehalten wurde, lag an der Stelle der heutigen Ruine Falkenstein (s. w. u.).

Die Reihenfolge der Dynasten von Nüring ist:

Berthold I. 1042 † vor 1061.[2])

Graf in der Wetterau und im Einrich.

Berthold II. 1064.

Graf in der Wetterau, im Niddagau und Einrich.

Berthold III. 1103, 1124

(wahrscheinlich Erbauer von Nüring, Verleger der Dingstätte von Eschborn nach Nüring).

Siegfried I. 1124, 1135 — Berthold IV. 1128, 1139.

Gerhard I. 1143, 1171 — Siegfried II. 1159

Jutta — Lukarde (?).

Die Reihe der Nüringer Grafen ist also nicht lang. Gerhard, der Gründer des Augustinerklosters Retters (1146, jetzt Hof Röders), ist der letzte.

II. Herren von Münzenberg.

Der letzte Nüring soll eine Tochter Lukarde (s. o.) gehabt haben, die als Gemahlin Kunos I., Herrn von Münzenberg auftritt. Tatsächlich hat sie ihrem Gemahl die Herrschaft Großnüring zugebracht. Die Münzenberger scheinen den Namen Großnüring in Königstein verwandelt und die gleichnamige Burg erbaut zu haben. Sie stammten aus der Wetterau, wo die Ruine ihrer Burg noch steht.[3])

Kuno I. 1151, 1210

Kuno II. 1193, 1236 — Ulrich I. 1212, 1244

Kuno III. 1231 † vor 1244 — Ulrich II. 1231 † 1255

Ulrich II. ist kinderlos gestorben. Seine Schwester Isengard hatte den Herren Philipp I. von Falkenstein geheiratet, der 1256 den Besitz von Königstein antrat.

III. Herren von Bolanden.

Die andere Erbtochter Gerhards, des letzten Nüring, Jutta, als solche festgestellt, soll den Herrn Werner II. von Bolanden geheiratet haben, was aber nicht sicher erwiesen ist. Tatsächlich erscheint dieser als Herr ausgedehnter nüringischer Gebiete im Einrich-, Nidda- und Rheingau; dazu gehörte die Burg Nüring selbst.

Die Stammburg der Bolanden lag bei Kirchheim am Donnersberg. Die Namen von Burg und Ort sind später in einen, Kirchheimbolanden, verschmolzen worden. Zu den linksrheinischen Besitzungen der Bolanden gehörten die Herrschaften Kirchheim, Stauf und Tannenfels.

Folgendes ist die Geschlechtsreihe:

(Werner I. 1129)

Werner II. 1156, 1171 — Philipp I. 1156

Werner III. † vor 1206 — Philipp II. † vor 1206

Werner IV. 1199 † vor 1222

Werner V. 1219, 1255 (Bolanden.) — Philipp III. (I.) 1221, 1271 (Falkenstein.)

Werner V. führte die bolandische Hauptlinie fort, die aber ihre Besitzungen im Rheingau und Einrich zumeist (durch Abheirat) an die Rheingrafen eingebüßt hatte. Es sei hier bemerkt, daß die obengenannten drei linksrheinischen Gebiete dieser Linie bereits nach dem Tode des 2. Sohnes von Werner V., Philipp III., 1289 an die Grafen von Sponheim, dann, um 1370 an die Grafen von Hohenlohe und schließlich 1393 an Nassau-Weilburg kamen.

Philipp III. (I), Werner V. Bruder, stiftete die Nebenlinie Falkenstein, benannt nach der ebenfalls am Donnersberg gelegenen bolandischen Burg (Alt-) Falkenstein. Er war es auch, der Isengard von Münzenberg auf Königstein heiratete (s. u. II).

---

[1]) Nr. 6 von 1902 und Nr. 6 von 1903.

[2]) Conrady führt in den Nass. Annalen XXVI (wie Bodmann) einen Grafen Siegfried von Nüring im Niddagau an. Dieser könnte ein Bruder Bertholds I. gewesen sein. Daraus würde sich auch die unter Berthold II. hinzugekommene Grafenwürde im Niddagau erklären.

[3]) Nur die im Nassauischen liegenden Gebiete der Münzenberger gehen uns hier und im folgenden an.

IIIa. Herren von Falkenstein.

Somit wurden in der Falkensteiner Hand die altnüringischen Besitzungen um Nüring (dazu Kaub und Umgebung auf dem Einrich) selbst wieder vereinigt. Man nimmt an, daß diese Burg damals oder später, nach Zerstörung oder Abbruch, neuerbaut worden sei. Damit wechselte sie auch den Namen; sie hieß fortab (Neu-) Falkenstein wie ihre Ruine noch heute.

Reihenfolge der Falkensteiner:

Philipp I. 1221, 1271 (S. o. III.)

Philipp II. 1256 † nach 1296 — Werner I. 1259 † vor 1303

Ulrich I. † 1300 — Philipp IV. † 1334 — Philipp III. † 1322 — Kuno I. † 1329

Werner II. 1306 — Kuno II. † 1334 — Philipp V. † 1346 — Kuno (Erzbischof) † 1388

Philipp VI. † 1373 — Philipp VII. † 1409 (s. 1397 Graf)

Philipp VIII. † 1407 — Agnes † 1409 — Werner (Erzbischof) † 1418 — Lutgart † ?

Das streitbare Falkensteiner Geschlecht hat dem Erzstuhl Trier zwei Regenten gegeben, Kuno, der 1363—1388 und Werner, der 1388—1418 Kurfürst und Erzbischof war. Der letztere war zugleich der letzte seines Geschlechtes.

Die Falkensteiner hatten bereits 1277 Kaub und sein Gebiet [4]) an Kurpfalz verkauft, das daraus ein besonderes Amt bildete. Dafür erwarben sie 1310 die Herrschaft Kransberg.[5])

Als Werner, Kurfürst-Erzbischof von Trier, der letzte Falkensteiner, 1418 starb, wurde das Falkensteiner Gebiet geteilt und zwar unter die Kinder seiner beiden Schwestern (s. Tabelle):

1. Agnes, Gemahlin des Grafen Otto von Solms, und
2. Lutgart, Gemahlin des Grafen Eberhard I. von Eppstein.

Die Söhne des letzteren erhielten die Herrschaft Königstein mit Zubehör sowie die Herrschaft Kransberg. Die weiteren Schicksale beider werden wir unten bei der Aufführung der Herren von Eppstein betrachten.

Falkenstein selbst, Burg und Gericht, war 1393 mit den oben genannten linksrheinischen Gebieten von Bolanden an Nassau-Weilburg gekommen. (Der Ort hieß noch im 18. Jahrhundert Nörings.) Dieses gab das Gericht nacheinander an verschiedene Geschlechter zu Lehen. Das letzte davon waren die Herren von Bettendorf, 1679—1773; sie waren fast Landesherren geworden.

Im Jahre 1773 zog das Gesamthaus Nassau das Lehen ein, das jedoch bis 1806 reichsritterschaftliche Qualität behielt.

[4]) Kaub, Dörscheid und Weisel.

[5]) Kransberg, Wernborn und Pfaffenwiesbach.

Die Amtsvogtei Hofheim (Hofheim, Münster, Kriftel, Hattersheim, Zeilsheim und Sindlingen) scheint 1419 an Kurmainz gekommen zu sein, bei dem sie bis 1803 verblieb.

IV. Herren von Eppstein.

Das später so mächtige Herrengeschlecht der Eppsteiner tritt verhältnismäßig spät in der Geschichte auf. Ein Zusammenhang mit anderen, älteren Geschlechtern ist bis jetzt noch nicht nachgewiesen. Die Herrschaft lag zu beiden Seiten der Kriftel, östlich das Landgericht Heusels, westlich das Landgericht Mechtilshausen. Außerdem gehörten Homburg und Braubach und Umgebung den Eppsteinern; doch traten diese das letztere Gebiet um 1280 an Katzenelnbogen ab.

Die Reihenfolge der Dynasten von Eppstein ist:

Gottfried I. 1173, 1192

Gottfried II. 1208 † vor 1223 — (Sifrid II.) Erzbischof † 1230

Gerhard I. 1222 † 1241 — (Sifrid III.) Erzbischof † 1249 — Gottfried III. 1233 † 1283

Gerhard II. (Werner)[6]) 1253 † 1265 Erzbischof † 1284 — Gottfried IV. 1247, 1294 — (Gerhard II.) Erzbischof † 1305

Gerhard III. † vor 1270 — Gerhard IV. † nach 1294 — Sifrid I. † 1316

Gottfried V — 1342

Gottfried VI. † 1339

Gottfried VII. † 1357 — Eberhard I. † 1391

Gottfried VIII. † 1437 (Eppstein-Eppstein) — Eberhard II. † um 1443 (Eppstein-Königstein)

Gottfried IX. † 1466 — Eberhard III. † um 1475

Gottfried X. † 1522 — Philipp I. † 1481

Eberhard IV. † 1535 (1505 Graf) — Anna (Gemahl Botho von Stolberg)

Ludwig † 1574 — Christoph † 1581 Grafen zu Stolberg.

Vier Eppsteiner: Sifrid II. (1200—1230), Sifrid III. (1230—1249), Werner (1259—1284) und Gerhard II. (1289—1305) waren Erzbischöfe von Mainz.

Die Eppsteiner erbten 1419 die Herrschaft Königstein. Desgleichen fiel 1420 die Grafschaft Diez zur Hälfte an Eppstein, ebenso ein Teil von Kleeberg. Infolgedessen teilten 1433 die Brüder Gottfried VIII. und Eberhard II., so daß ersterer die alteppsteinischen Gebiete und den Diezer Anteil, letzterer die Herrschaften Königstein und Kransberg erhielt. Die Linie zu Eppstein verkaufte die Hälfte von Diez an Katzenelnbogen, Homburg an Hanau, einen Teil von Kleeberg an Solms, verlor die Maingebiete an Kurmainz; schließlich wurde sogar die Hälfte der Herrschaft Epp-

[6]) Werner war vielleicht älter als Gerhard II.



stein (Landgericht Heusels) und die halbe Burg Eppstein an Hessen verkauft.

Die andere Hälfte von Eppstein und das verbliebene Viertel von Diez, sowie den Anteil an Kleeberg erbte 1522 nach dem Erlöschen der älteren Eppsteiner Linie die Linie Königstein. Auch diese starb 1535 im Mannesstamme aus, nachdem sie ihren Anteil an Diez an Nassau-Dillenburg verkauft hatte. Es folgten in der Grafschaft Königstein (vergrößert durch die halbe Herrschaft Eppstein, d. h. das Landgericht Heusels und halbe Burg Eppstein) die Schwestersöhne des letzten Königsteiners, die Grafen von Stolberg. Nach dem Tode des Grafen Christoph, 1581, setzte sich Kurmainz ohne weiteres (s. „Nassovia" Nr. 9—11, 1903) in den Besitz der Königsteiner Hinterlassenschaft und verblieb darin bis 1803. Nur Kransberg kam 1654 an die Freiherren (s. 1722 Grafen) von Waldbott-Bassenheim (bis 1806). Hessen dagegen behielt seinen Anteil, das Landgericht Mechtilshausen (das „Ländchen"), und auf Burg Eppstein bestand die hessisch-mainzische Zweiherrschaft, beides ebenfalls bis 1803.

Auf dem „Honig".

2) Von J. Wagner-Wittenberg. (Schluß.)

Mit diesen Ausführungen, sind wir der Antwort auf die Frage, welche Göttin die Sage unter der Jungfernbuche wohl verstehe, erheblich nähergekommen. Wir haben gesehen, daß diese Göttin Macht hat, daß sie einen Schatz hütet, daß sie den Menschen gütig gestimmt ist, und endlich, daß sie ihrer Erlösung harrt. Sie läßt also die gewöhnlichen Elfen und Holzweiblein weit hinter sich, und kann entweder nur Berchta oder Holda sein. Perchta oder Berchta[1]) ist sie wohl nicht, da ihr Reich mehr in rein oberdeutschen Gegenden liegt. Sie wird seit dem 9. Jahrhundert erwähnt; sicher und unzweifelhaft aber läßt sie sich erst im 13. Jahrhundert nachweisen. Ihr Name bedeutet nicht nur glänzend, sondern auch weiß; beides bezieht sich auf ihre Erscheinung. Ihr stehendes Attribut war der Pflug, der nur sehr selten fehlt, wo man Berchta erwähnt findet. Ursprünglich war Berchta, wie in unsrer Sage, menschenfreundlich und freudebringend; dann aber ward sie zu einem grauenhaften, wilden Wesen; die gefürchtete weiße Frau auf den Schlössern und Burgen ist mit ihr identisch. Ich bin nun der Meinung, daß in der „Jungfer" in der Buche, weder Elben noch Berchta personifiziert sein können, sondern allein H o l d a.

Ursprünglich war Holda oder Hulda nur einer der Beinamen der nordgermanischen Göttin Frigg (deutsch Fricka), die, wegen der Huld, mit der sie ihre Schützlinge stets bedachte, also genannt wurde. Später verstand man unter Hulda oder Holda eine selbständige Göttin. Sie verteilt den Segen über die Erde; ihre Diener sind alle elbischen Geister. Gerade sie hat am ausgeprägtesten die Eigenschaft, daß ihre kleinen Gaben, sich zu Gold umwandeln. Ihre Lieblinge waren die kleinen Kinder, die unter ihrem besonderen Schutze standen. Auch den Ackerbau begünstigte sie; ganz besonders wurde sie in Thüringen, Hessen und Franken verehrt. Auch in unsern nassauischen Gauen war sie heimisch. Wer kennt hier nicht „Frau Holle" oder die Hullefrau! Wenn es schneit, heißt es: „Frau Holle macht ihr Bett." Auch bei uns handeln so manche liebliche Märchen von der Frau Holle. (Ihre Beziehungen zu der Hauswirtschaft werden, als für unsern Zweck irrelevant, hier übergangen.) Wer kennte nicht das Grimmsche Märchen, in dem Frau Holle das fleißige arme Mädchen durch einen Goldregen beschenkt, das anmaßende, lügnerische aber wegen seiner Faulheit mit nicht abzuwaschendem Pech überzieht! Ihre Eigenschaft, Gold zu verausgaben, bezieht sich eigentlich auf Freia. Diese war vermählt; aber ihr Gatte hatte sie verlassen. Ueberall suchte sie ihn, nirgends fand sie ihn. Da weinte sie bitterlich; die Thränen aber wurden zu Goldkörnern. Auch an der lieblichen Hulda sehen wir das allmähliche Hineinwachsen in das Dämonische; sie wandelt sich in ihr direktes Gegenteil und wird ein hervorragendes Mitglied des wilden Heeres, ja schließlich die unerbittlich strafende Beherrscherin der Unterwelt. Sie schrumpft zu einem häßlichen alten Weibe zusammen, dem struppiges Haar um das verzerrte Antlitz fliegt; — kurzum, sie wird eine gefürchtete Hexe. Vorzüglich in dieser Gestalt hat sich ihr Andenken in Nassau auf die Jetztzeit herübergerettet; denn die westerwälder Redensart „mit der Holle fahren", heißt so viel, als sich an einer Hexenfahrt beteiligen. Auch der gefürchtete Hollezopp = Weichselzopf gehört hierher. Doch genug hiervon; es ist hier nicht der Ort, allen Wandlungen nachzuspüren, welche die Göttin Holda durchmachte. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß sie auf der einen Seite zum Teufelsweibe entstellt wurde, auf der andern aber in einzelnen Zügen mit der Muttergottes verschmolz. Schon Ludwig der Fromme soll in Hildesheim, anläßlich eines wunderbaren Schneefalls, zu Ehren Marias eine Kirche gebaut haben; auch sonst gibt es Altäre und Kirchen, deren Schutzpatronin „Maria ad nives", ist. So wandeln sich nicht nur die Zeiten, sondern auch die Götter!

Kommen wir nun zum Endresultat unsrer Untersuchung, so ergibt sich eine große Wahrscheinlichkeit dafür, daß die weiße Jungfer auf dem Honig die Göttin Holda ist. Es ist demnach anzunehmen, daß in der Tat sich auf dieser Anhöhe ihre Kultstätte befand. Der Gesamtinhalt der angeführten drei Sagen läßt als Zeit ihrer Entstehung das frühe Mittelalter erkennen, weil in ihnen Hulda noch als reich und wohltätig dargestellt ist, und weil ferner in ihnen der christliche Einfluß unverkennbar ist, wel-

[1]) Berchta — das ch ist Kehllaut — oder Berta ist Allemannengottheit. D. H.

cher sie bereits als ein nach Erlösung ringendes Wesen aufgefaßt wissen will.

An den Walddistrikt Honig knüpft sich noch eine alte Sage, welche ich hiermit der Oeffentlichkeit überweise und die auf ganz anderer mythologischer Grundlage ruht als die vorigen Sagen. Ich gebe sie in freier Fassung, jedoch absolut getreu dem Inhalte und Sinne nach. Sie heißt:

Der Sägmann.

Einst ging ein Handwerksbursch von Lahr nach Ellar. Er hatte sich im Dunkeln verirrt und hoffte, noch vor Anbruch des drohenden Gewitters unter Dach und Fach zu kommen. Mitten im Walde hörte er in Ellar die Glocke zwölf schlagen. Er war ein beherzter Gesell; aber wie er so allein um Mitternacht im verrufenen „Honig“ sich nicht zurecht fand, ward ihm doch bange. Von weitem glaubte er, als gerade ein Blitz niederfuhr, aus dem Astloche einer uralten Eiche das schadenfrohe Gesicht eines Zwerges hervorlugen zu sehen, der im selben Augenblick verschwand. Eiliger schritt der Bursche weiter. Mit einem Male fühlte er einen heftigen Ruck, als wenn ihm Jemand auf den Rücken gesprungen wäre. „Holla, mein Söhnchen,“ rief der Sägmann, denn so hieß der Waldgeist, der ihn so geneckt hatte, „kannst mich ja mit deinen jungen Beinen schön tragen!“ Dabei umfaßte er mit seinen spindeldürren Aermchen den Hals des Trägers so eisenfest, daß diesem beinahe der Atem ausging. Er wollte den frechen Reiter abschütteln; aber da half kein Winden und Drehen, der saß fest und trieb zu noch größerer Eile an. Dem Handwerksburschen rann der Schweiß von der Stirne; der Kopf tat ihm weh und das Herz schlug so heftig, als wenn es zerspringen müßte. Da grüßte das ewige Licht aus der Ellarer Kapelle herüber, und der böse Waldgeist war plötzlich verschwunden; nur ein widriges Lachen ertönte fern im Walde. Hütet euch vor dem Sägmann!

In dieser Sage tritt uns ein Nachtelfe entgegen. Albs, das Grundwort von Elfe, bezeichnet einen Geist, der je nach seiner Veranlagung, ob Licht- oder Nachtelfe, sich dem Menschengeschlechte gegenüber freundlich, oder wie eben hier feindlich verhält. Solche feindlichen Elfen heißen auch Truden, die sich an der wilden Jagd, namentlich im Gefolge der Berchta und der Frau Holle lebhaft beteiligen. Wie weit der Glaube an ihre Existenz verbreitet war, beweisen einzelne nach ihnen benannte Pflanzen, wie z. B. bei uns das Alpkraut und die Alpranke. Der Sägmann gehört unzweifelhaft zu diesen Nachtelfen, oder Nachtmahren. Sie leben mit Vorliebe in den verwitterten und durchlöcherten alten Bäumen, auch wohl in Feldspalten und im Steingeröll. Angeblich grollen sie den Menschen wegen ihres Abfalls vom alten Nationalglauben und der Annahme der Christenreligion. Hieraus ergibt sich ein scharf ausgeprägtes, direkt feindliches Verhältnis. Die Bergzwerge oder Nachtelfen kennen daher keine größere Freude, als die Menschen zu hänseln, ihnen auf jede Art zu schaden, oder sie auf den Tod zu erschrecken. Dergleichen üble Späße gelingen ihnen um so mehr, als sie die Fähigkeit besitzen, sich zu verwandeln, oder gar sich unsichtbar zu machen; zudem haben sie eine bedeutende Körperkraft. Wer nun ein gleiches Schicksal wie der Handwerksbursche erlitten hatte, von dem sagte das Volk: „Der Mahr,“ oder, was so ziemlich gleichbedeutend war, „der Teufel hat ihn geritten.“ Erst in der Folge übertrug man diese Redensart auf jene krankhafte Erscheinung, welche uns im Schlafe befällt und ängstigt, auf das Alpdrücken. Der vom Alp Gedrückte glaubt unter einer Last ersticken zu müssen, die in Wirklichkeit nicht vorhanden ist; schreckliche Traumbilder zermartern sein Gehirn; die krankhaft gesteigerte Einbildungskraft zaubert ihm seinen Untergang vor Augen, und was das Schlimmste ist, ein Dämon hat seinen Willen derart gelähmt, daß er nicht den geringsten Versuch unternehmen kann, sich zu retten. Wohl dem, der auch in heutiger Zeit mit diesem Sägmann nichts zu tun hat. —

Möge es mir gelungen sein, durch diese erläuternden Zeilen etwas wenigstens dazu beigetragen zu haben zu dem tieferen Verständnis für die liebliche Herbheit und Keuschheit der vaterländischen Sage. Beherzigen wir wieder mehr das treffliche Wort, das Schiller in seiner Maria Stuart I, 7. ausruft:

„Ein tiefer Sinn liegt in den alten Bräuchen,
Man muß sie ehren!“

Spinnstuben-Geschichten II.

3) Von C. Trog. (2. Fortsetzung.)

Am folgenden Mittage bei Tisch wagte es Fritz zum ersten Male zur Frau Försterin verstohlen aufzublicken, aber wie erschrak er vor ihren stechend feindseligen Blicken! Und von Tag zu Tag, von Woche zu Woche wurde es ärger mit ihr; wo sie dem Fritz nur etwas in den Weg legen, wo sie ihn beleidigen und kränken konnte, da tat sie es sicher. Schon nach einigen Wochen kannte man den Fritz kaum mehr; er ging einher wie eine wandelnde Leiche, und der Förster fragte ihn, was mit ihm wäre und ob er krank sei? Aber der arme Fritz sagte: „Nein, krank bin ich nicht,“ und er suchte durch rastlose Tätigkeit im Walde seinen Gram zu vergessen.

Zu derselben Zeit hausten die Holzdiebe wieder arg. Die Bauern hatten den Tod des Dietrich vergessen und meinten, auch im Forsthause denke man kaum mehr daran. Der Förster aber verdoppelte seine Wachsamkeit, und besonders war es der Jägerfritz, der keine Strapaze scheute, um den Dieben das Handwerk zu legen. Tag und Nacht war er auf der Lauer, ganz allein und ohne Furcht legte er sich oft in den Hinterhalt, und schon manchen von den Langfingern hatte er zur Anzeige gebracht.

Durch diesen rastlosen Fleiß war der Fritz dem Förster unentbehrlich geworden, und wenn er bemerkte, wie seine Frau so unwirsch und grob gegen



den treuen Gehilfen war, so suchte er durch eigene Freundlichkeit gegen ihn wieder gut zu machen, was seine Frau schlimm gemacht hatte. Doch mochte Frau Gustel den Fritz auch noch so übel behandeln, er blieb im Hause und im Dienste; aber der Gram verzehrte ihn mehr und mehr.

Eines Abends, als er eben nach Hause gekommen war, hatte er eine Frage an die Frau Förster zu richten; aber sie fuhr ihn mit giftigen Blicken an und sagte: „Laß mich in Ruhe, du Mörder! Dein täglicher Anblick ist mir schon peinlich und widrig genug!"

Da wurde das blasse Gesicht des armen Fritz noch viel bleicher, dann wurde es rot im Zorn, mit der zitternden Hand griff er nach der Büchse, die er eben erst an die Wand gehängt hatte, und stumm, mit der Verzweiflung im Herzen, ging er wieder in den Wald. —

Am Morgen war Fritz im Forsthause nirgends zu finden; der Mittag kam, und er war immer noch nicht da. Der Förster dachte, es wäre ihm ein Unglück widerfahren und eilte mit Leuten in den Wald, um ihn zu suchen; aber sie fanden keine Spur von ihm. Erst am zweiten Morgen fanden sie ihn tief im Walde, der Kopf war ihm weit gespalten, wahrscheinlich durch einen Hieb mit der Holzaxt. Seine Büchse lag neben ihm. Rings um ihn her hatten die Holzdiebe gehaust.

Wer hatte das getan? Der Mörder blieb unentdeckt; aber seit diesem Tage siechte der alte Heidenmüller schrecklich dahin; er schien nirgends Ruhe zu haben, und wer ihn sah, erschrak, so entsetzlich war sein Blick. Drei Monate später fand man ihn tot in seiner Mühle; die Leute aber sagten: „Den wird Gott selber richten!"

Die dicke Agnes.

Im Rhinga (Rheingau) lebte einmal ein Blechschmied, der hatte eine Tochter, die war bildschön von Angesicht und Gestalt. Das Mädchen war auf den Namen Klara getauft, und wie es heranwuchs, war es grausam fromm und gottesfürchtig.

An einem Sonntage ging Klärchen in die Frühmesse; da begegnete ihr ein Junker, der von der Burg heruntergekommen war und auch zur Messe ging, und der Junker war prächtig gekleidet: von seinem Lederwams blitzte es wie Gold und Silber, über seinem Helm wehte ein Federbusch, und über der Brust trug er eine schwere goldene Kette. Wie der Junker das schöne Klärchen sah, blieb er fast erschrocken stehen und sah ihr nach die ganze Straße hinunter, bis sie um die Ecke bog.

Am andern Sonntag ging Klärchen wieder in die Frühmesse, und wie sie aus der Kirche trat, da stand der stolze Junker da, und er nickte ihr einen Gruß zu. Und am darauffolgenden Sonntage grüßte er sie wieder und steckte ihr unversehens ein Briefchen in die Hand. Darüber wurde Klärchen feuerrot bis hinter die Ohren, und sie meinte, sie hätte glühende Kohlen in der Hand; aber das Briefchen ließ sie doch nicht fahren, sie hielt es fest und versteckte es heimlich unter ihr Brusttuch und dachte, sie wollte es daheim verbrennen, damit die Leute nichts merkten. Hätte sie das doch nur getan, dann wäre ihr viel Herzeleid erspart geblieben. Aber nein, wie sie daheim war, allein in ihrem Kämmerchen, da betrachtete sie das feine Briefchen und das goldgestickte Band, mit dem es umwunden war, und das gefiel ihr gar so gut. Und wie sie sich noch besann, ob sie das Briefchen wirklich lesen sollte und wie sie es um und um drehte und nicht wußte, was sie tun sollte, da hörte sie plötzlich ein feines Stimmchen rufen: „Dumme Trine, weshalb besinnst du dich so lange? Die toten Buchstaben werden dich nicht beißen!"

Wer das gerufen hatte, war ein winzig kleines Weibchen, nicht mehr als einen Zoll groß, das in einer Ecke der Kammer hockte.

Klärchen war über den Spuk nicht wenig erschrocken; wie aber das Weibchen so freundlich tat, da kam Klärchen die Kurasche zurück und sie nahm die Schere und schnitt das goldige Band durch; aber in dem Augenblicke, als das Band losging, war das Weiblein in der Ecke um eines Fingers Länge gewachsen.

Am nächsten Sonntag ging Klärchen nicht in die Messe, sie riegelte sich in ihre Kammer ein, und man glaubte sie wäre krank. Klärchen holte das Briefchen wieder aus der Schublade hervor und las noch einmal was der Junker geschrieben hatte: er verspüre eine brennende Liebe zu ihr und er könne nicht mehr von ihr ablassen, und er wäre ein ehrlicher und redlicher Freier, das wolle er ihr schwören. So stand im Briefchen alles fein und zierlich geschrieben.

Während Klärchen noch las, erschien das kleine Weiblein wieder und rief: „Horch, Klärchen, hörst du nicht Sporen auf der Gasse klingen?"

Klärchen lief ans Fenster, und nun sah sie den Junker, wie er drunten vor dem Hause auf- und abging. Der Junker sah sie auch, wie sie hinter dem Fenstervorhang hervorlugte, denn der verliebte Jüngling hatte Falkenaugen. Und er grüßte hinauf, und Klärchen grüßte hinunter, und das kleine Weiblein lachte sich ins Fäustchen und wuchs im Nu noch einen Finger lang mehr in die Höhe.

Am andern Tag zankte der Blechschmied mit seiner Tochter und sagte: „Du träumst bei lichtem Tag und wirfst mehr Salz in die Suppe, als mir lieb ist, und die Katze stiehlt vor deinen Augen das Fleisch aus dem Topfe!"

Gegen den Abend, so zwischen Licht und Dunkel, kam das Weiblein wieder und trug ein Kästchen unter dem Arm, das war von Ebenholz und mit Elfenbein eingelegt. Sie sagte: „Das nimm, es ist ein Geschenk von deinem Freier." Da wurde Klärchen böse und sagte: „Packe dich hinaus, du Versucherin! du weist wohl recht gut, daß ein tugendhaftes Mädchen keine Geschenke annimmt." Da ging das Weibchen zornig fort; aber an der Tür blieb es nochmals stehen und sagte: „Geschenkt ist billiger als gekauft. Bedenke wohl, was du verschmähst!" Mit diesen Worten öffnete sie das Kästchen, und darin lag eine wunderbar schöne Halskette von Gold und mit Perlen und Edelsteinen besetzt. Das alles flimmerte und funkelte dem Klärchen gar verführerisch in die Augen; sie nahm das Kästchen, hing die Kette um den Hals und gefiel sich überaus in dem glänzenden Putz. Jetzt klatschte das Weiblein in die Hände und

rief: „Nun kannst du die Nase gerade so hoch tragen, wie dem Burgherrn droben seine Tochter Monika!"

Ein paar Tage weiter war der Handel zwischen dem Junker und Klärchen so weit richtig geworden, daß der Junker am dunklen Abend über die Gartenmauer steigen und zu Klärchen in die Laube kommen durfte. Das Weiblein aber war an diesem Abend schon mehr wie eine Elle hoch gewachsen. Der Junker tat gar schön mit der Blechschmiedstochter, und sagte ihr noch viel süßere Dinge als in dem Briefchen gestanden. Am Eingang der Laube aber hielt das Weiblein Wache und bei jedem Liebeswort, das darin gesprochen wurde, und bei jedem Händedruck, der drinnen gewechselt wurde, wuchs es um einen Zoll in die Höhe und einen Zoll in die Dicke.

So ging das ein paar Abende, und wie am Sonntag Abend das Pärchen aus der Laube kam, da stand ein übermenschlich großes Weibsbild da, lang wie ein Riese und so dick wie ein Bierfaß. Klärchen erschrak und schrie: „Was tust du hier, du Ungestalt?" Die Riesin aber lachte laut und sagte: „Mein liebes Schäfchen, kennst du deine alte Freundin nicht mehr? Ich bin die d i c k e A g n e s und du hast mich so gut genährt, daß ich, erst ein winziger Däumling, nun so groß und dick und fett geworden bin."

Nun war aber die dicke Agnes ein höllisches Gespenst, das damals im ganzen Rhinga sein Unwesen trieb. In der Gestalt eines daumengroßen Weibleins machte sich das Gespenst an die Leute heran, lockte sie vom guten Wege ab und verführte sie zu irgend einem Laster; wer sich nicht kräftig gegen das Gespenst wehrte, mit Gebet und einem frommen Sinn, an dem blieb es hangen wie ein Blutsauger und saugte sich voll und wuchs dabei zu einem ungeschlachten Weibsungetüm heran.

Wie nun der Junker lange genug Zeitvertreib gehabt, verließ er Klärchen und hörte gar nicht auf ihre Bitten und Vorwürfe; ihre Tränen rührten ihn nicht, und er ging hin und heiratete die Tochter eines reichen Burgherrn und Ritters am Rhein.

Wie dem armen Klärchen, so ging es allen Mädchen, die sich mit der dicken Agnes einließen, ja manche Mädchen sind durch sie so weit heruntergekommen, daß sie als schlechte Dirnen auf der Stadtliste standen. Die dicke Agnes machte sich aber auch an das Mannsvolk; besonders erpicht war sie auf die Ladendiener und andere junge Bürschchen, die viel Geld in die Hände bekamen. So einem Ladendiener sagte das Gespenst: „Ein paar Pfennige weniger schaden deinem Herrn nicht; er spürt's nicht. Ein Hellerchen ist noch lang keine Tälerchen!" oder: „Ein dummes Roß, das an der Krippe steht und frißt nicht!" Mit derlei Sprüchelchen suchte sie das Gewissen der jungen Leute einzuschläfern, und viele von den jungen Toren fingen dann an mit einem Griff in des Herren Kasse und endigten später als Straßenräuber am Galgen.

Wie nun die Schlechtigkeit und die Untreue in der Stadt gar zu arg wurde, da versammelte sich der Stadtrat, um zu überlegen, wie man des Gespenstes Meister werden könnte. Leicht war das nicht; denn mit Stechen und Schlagen, mit Wehr und Waffen konnte man ihm nicht beikommen, da konnten nur die ehrwürdigen Väter im Kloster drüben helfen; denn die haben Gewalt über die bösen Geister. Diese bannten denn auch das Gespenst in die Pfütze hinter der Bäckergasse, wo man es noch lange Zeit zwischen dem Gebetläuten und dem ersten Hahnenschrei hat ächzen und wimmern hören.

Die Geschichte vom Kirchengickel.

Vor ungefähr vierhundert Jahren war im deutschen Reich eine gar schlimme Zeit. Dazumal hatten die Bauern so viele Abgaben zu entrichten und Fronen zu leisten für die Adligen und die Geistlichen, daß sie das alles kaum noch fertig bringen konnten. Die Bauern in selbiger Zeit machten aber nicht nur die Faust im Sack, wie sie es heute tun, sondern sie drohten damit, und vom Drohen bis zum Draufschlagen ist nur ein kleiner Schritt; kurzum es kam zum Krieg zwischen den Bauern und den Adligen, und das war der Bauernkrieg, und die Fahnen mit dem Bauernschuh drauf gingen im ganzen Reich herum.

Zu selbigen Zeit war drüben in der Pfalz in einem Dorf die Kirche abgebrannt, und es wurde an der neuen Kirche gebaut, und die Grundmauern guckten schon ein schönes Stückchen über die Erde hervor. Da kam eines Tages ein fremder Mensch ins Dorf, der in einer Schlacht, wo die Bauern flüchten mußten, auch versprengt worden war; der stammte aus dem Schwabenland und war ein Maurer. Jeder hatte Mitleid mit dem Schwab, und so bekam er gutwillig einen Unterschlupf und auch Arbeit am Kirchenbau.

(Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

H. H. **Schanzarbeiten an der Festung Ehrenbreitstein im Jahre 1799.**

Aus der Chronik von Münster (Oberlahn).

Ein für allemal, und ohne vor der Hand an eine Verminderung zu denken, muß das hiesige Amt alle Tage 150 Schanzarbeiter bis auf weitere Ordre nach Ehrenbreitstein stellen. Für den 3=", 4=", 5=" u. 6=ten dieses sind solche, der Mann täglich zu 25 Xr akkordiert und bezahlt worden. Fernerhin aber sollen sie auf ausdrücklichen Befehl des Generals Baville nicht mehr akkordiert, sondern in Natur gestellt werden, weil die in der Nachbarschaft von Ehrenbreitstein gelegenen Ortschaften alle ihre zur Schanzarbeit taugliche Menschen für sich selbst stellen müssen und alsdann in Ermangelung tüchtiger Leute, lauter Kinder, die zur Schanzarbeit untauglich wären, für diejenigen, welche solche verakkordiert, eingestellt würden.

Die Gemeinde Münster hat daher den 6ten dieses Donnerstag Morgens um 5 Uhr = 12 Mann hierher zu senden, damit alle zusammen von hier nach Ehrenbreitstein, wo sie an gedachtem Tag Abends um 6 Uhr eintreffen müssen abgehen können.

Ein Mann zur Aufsicht wird von hier aus mitgegeben, dieser erhält zugleich eine Liste, wie viel Schanzarbeiter jede Gemeinde stellen muß, um solche dem Kom-

mandanten vorzuzeigen, weil die Vorsteher oder Bürgermeister derjenigen Ortschaften, die ihre Mannschaft gar nicht, oder nicht komplett stellen, abgeholt, und auf Festung gesetzt werden sollen.

Die desfalls ergangene Requisition und vom General erlassene Ordre sind so streng, daß deren Vollziehung gar nicht bezweifelt werden darf. Obgedachte Gemeinde wird daher nochmals gewarnt, sich nichts zu Schulden kommen zu lassen, und die ihr zurepartierten Mann ohnfelbar hierher zu schicken, auch ihnen, damit die Leute durch das Hin- und Herreisen nicht noch mehr versäumen, auf 8 Tage Lebensmittel mitzugeben.

Diese Schanzarbeit dürfte vielleicht noch 3—4 Wochen dauern und muß also auf Verminderung des Taglohns aller nur mögl. Bedacht genommen werden. Dem Gemeindevorstand wird weiter ausdrücklich anbefohlen, die Schanzarbeiter auf der Reihe zu bestellen und diesen das nötige Brot nebst täglich 12 Xr aus der Gemeindskasse zu zahlen.

Gegen all dieses kann und darf man dahier keine Gegenvorstellung annehmen, sondern man muß vielmehr, um sich selbst außer aller Verantwortung zu setzen, die saumseligen Gemeinden auf der Stelle dem General anzeigen.

Runkel, den 3. Juny 1799.

Fürstl. Rgg. Carl Philippi.

Da die zu Ehrenbreitstein stehenden Schanzarbeiter, Dienstag, den 18ten dieses wieder ausgelöset werden müssen, so hat die Gemeinde Münster auf gedachten Tag morgens 5 Uhr 12 Mann ohnfehlbar anhero zu senden, damit dahier alle Namen aufgeschrieben — eine ordentliche Liste gefertigt werden — und die Leute noch den nehmlichen Tag in Ehrenbreitstein eintreffen können. Diejenigen Gemeinden, welche ihre Leute zur bestimmten Zeit nicht hierher senden, sondern gleich von denen Ortschaften in dem Thal abgehen lassen, werden, wenn Execution einrückt eben so angesehen, als wenn sie ihre Leute gar nicht gestellt und müssen die Executions-Kosten allein bezahlen. . . die Arbeiter bleiben mit dem Hin- und Hermarsche 8 Tage aus und müssen also auch diese Zeit mit Lebensmittel versehen werden.

Runkel, den 15. Juni 1799.

Fürstl. Rgg. Philippi.

Nachdem Serenissimi nostri Hochfürstlichen Durchlaucht gnädigst befohlen haben, daß jeder Schanzer auf seine eigene Kosten abgehen soll und den Gemeinden bei 10 Rthr. Strafe untersagt ist, den Schanzer, wie bisher geschehen ist, Zehrgeld mitzugeben, so wird dies ebenfalls zur genauesten Befolgung hiermit bekannt gemacht.

Fürstl. Rgg.
ist der Gemeinde Bekannt gemacht
Vorsteher Weil.

Da von dem General Baville aus dem Thal Ehrenbreitstein heute frühe ein Schreiben des Inhalts dahier angekommen, daß, wenn innerhalb 48 Stunden die Schanzarbeiter auf dem hiesigen Amte nicht dorthin gestellet seyn würden, er ein starkes Commando hierher legen wolle, um das Vieh aus dem ganzen Amte wegführen zu lassen: So hat die Gemeinde Münster, zur Verhütung dieses angedrohten großen Unglücks, welches auch leicht in Erfüllung gesetzt werden kann, ihre gewöhnliche Anzahl Arbeiter übermorgen frühe um 6 Uhr ganz ohnfehlbar anhero zu stellen. Die Schanzer dürfen aber nicht von den Ortschaften unmittelbar nach Ehrenbreitstein abgehen, sondern müssen pünktlich in Person den 26ten dieses sich dahier einfinden, weil man diejenigen, welche nicht kommen, dem General melden muß.

Runkel, den 24ten August 1799.

Fürstl. Rgg. Philippi.
ist der Gemeinde Be kandt gemacht den 25. August.
Vorsteher Weil.

Weil die Mundportionengelder nicht bezahlt, und die Schanzer nicht nach Ehrenbreitstein gestellt werden; so sind von Hofen, Eschenau, Schupbach, Heckholzhausen und Obertiefenbach nicht nur abermals 6 Geiseln abgeführt, sondern auch dem Amte dadurch wenigstens 300 fl. Kosten verursacht worden, und dem Vernehmen nach wird der französische Lieutenant Schmidt in etlich Tagen mit einem noch stärkeren Kommando kommen und auch von den übrigen Ortschaften Geiseln abholen.

Die dermal schon weggeführten kosten täglich beinahe ebensoviel, als die Mundportionen betragen. Alle diese Kosten ziehen sich die Gemeinden durch ihre Halsstarrigkeit selbst zu! Die Sache ist für jetzt noch in einer solchen Lage, daß noch lange an keine Befreiung zu denken ist, und wir müssen uns vor der Hand noch den Befehlen der französischen Armee unterwerfen, um das Unglück nicht noch zu vergrößern. Die Schanzarbeiter sind nun zwar bis aus den Gemeinden Münster, Wolfenhausen, Eschenau und Blessenbach abgegangen, allein die bis den 6ten August d. J. ausgeschriebenen Mundportionsgelder sind nur von den Gemeinden Schupbach, Heckholzhausen, Eschenau und Hofen ganz ausbezahlt. Es werden daher die noch rückständigen Gemeinden nochmals erinnert, die Schanzer auf der Stelle abgehen zu lassen, und die Mundportionen anhero zu bezahlen, damit weitere Kosten u. größeres Unglück vermieden werden.

Runkel, 12. 8ber 1799.

Fürstl. Rgg. Philippi.
ist der gemeinde Münster Be Kandt gemacht.
Vorsteher Weil.

Meinem Freunde und Gevatter Herrn Hofrat Dr. K. Beyer zum 70. Geburtstage am 13. Juli d. J.

Konrad Beyer, siebenzig Jahr'!
Jeder Tag voll rüst'gen Strebens;
Was dereinst gering noch war,
Wurde groß im Lauf des Lebens.
„Das Genie ist nur der Fleiß,"
War der Schluß von deinem Denken;
Hast's bewiesen selt'ner Weis',
Durftest selbst das Schicksal lenken.
Rückert hobst du auf den Thron;
Ist auch niemals nun vergessen.
In ihm gabst du uns zum Lohn
Schönes, was wir nicht besessen.
Und durch ihn du selber schufst
Im poet'schen Wald die Lichtung,
Wo du alle Deutschen rufst
Zu dem Ursprung ihrer Dichtung.
Hast gehäuft der Ehren viel,
Du, der Freund von Potentaten.
Du errangest stets das Ziel;
Früchte trugen deine Saaten.
Meinen geist'gen Vater nennst
Du so gern dich mit Behagen;
Doch wie du das Kunstwerk kennst,
Läßt sich's so von mir nicht sagen.
Hier das Liedchen — glaub' es nur —
Macht den Fleiß dir schon zu schanden;
Denn von Kunst ist keine Spur;
Ohne Feilung ist's entstanden.
Wie du nun gerade bist,
Sollst du ferner uns gefallen,
Und was sterblich an dir ist,
Gehe spät erst nach Walhallen.

A. B. Hanschmann, Dresden-Koswig.

Königliches Theater zu Wiesbaden.

Das Königliche Theater bleibt Ferien halber vom 11. Juli bis zum 31. August geschlossen.

Literatur.

* **Aus der Dingskirchener Chronik.** Ernste und heitere Geschichten von H. Diefenbach. 229 S. Pr. 2,50 Mk. Jena, H. Costenoble. — Der Verfasser ist ein Sohn des Nassauer Landes, aus dem Bauernstande hervorgegangen und autodidaktisch in die Literatur hereingewachsen. Eine gute Beobachtungsgabe, eine leichte

Gestaltungsfähigkeit und ein flüssiger Stil sind ihm eigen. Seine Domäne ist seine engere Heimat, das „Ländchen", und die meisten Urbilder der Helden seiner Erzählungen haben wir wohl dort zu suchen. Ausschnitte aus dem Leben ziehen in bunter Reihenfolge unter hellerem oder düsterem Kolorit vor unserm Auge vorüber. Sie sind nicht alle gleichwertig; die letzten haben uns am besten gefallen. „Die Nachbarn", „Delirium tremens", „Trotzköpfe" und „Die Heimkehr" sind gut psychologisch herausgearbeitet; „Die Heimkehr" mit einer Art „Jakob dem Letzten" im Mittelpunkte, ist wohl etwas zu tragisch; oder beginnt das Bauernauskaufen auch bei uns? Wer Volkserzählungen gern liest, dem sei das Büchlein empfohlen.

* **Bad Homburg.** Herausgegeben vom Verkehrsbureau Homburg. 26 S. Ein kleiner, hübsch illustrierter Führer durch Homburg und die Saalburg in Deutsch, Englisch und Französisch, der die notwendigen allseitigen Mitteilungen über den schönen Badeort und seine Umgebung enthält, und seinen Zweck, Fremde herbeizuführen, gut erfüllen wird.

Neues aus Nassau.

Bürgermeister Georg Jamin zu Kronberg feierte am 1. Juli sein vierzigjähriges Amtsjubiläum. Vierzig Jahre am selben Orte Bürgermeister, damit wird Herr Jamin wohl den Rekord vor all seinen nassauischen Kollegen erlangt haben. Herr Jamin ist seit Jahren Mitglied des Kreisausschusses, des Kreistags, des Kommunallandtags, der Verwaltung der Kronberger Bahn und des Aufsichtsrats des Vorschußvereins Kronberg.

Der Gesetzentwurf betreffend Aenderungen von Vorschriften über das Konsolidationsverfahren und die Berichtigung des Grundbuchs während des Verfahrens im Regierungsbezirk Wiesbaden, vom Lande dringend gewünscht, ist im preußischen Abgeordnetenhause (Berichterstatter Landrat von Heimburg) am 30. Juli genehmigt worden.

Der Lahnkanalverein, der am 26. Juni zu Limburg unter dem Vorsitze des Generaldirektors Kayser aus Wetzlar seine Generalversammlung abhielt, zählt jetzt 406 Mitglieder, 8 Städte, 2 Landgemeinden, 8 Handelskammern, 5 Vereine, 2 Syndikate und 3 Schiffahrtsgesellschaften.

Die großherzoglich hessische Regierung hat zur Erhaltung der Ruine Gleiberg wieder einen Beitrag für das laufende Jahr gewährt. Für das folgende hat auch die preußische Regierung einen solchen zugesagt. Der Gleibergverein hat in den beiden letzten Jahren etwa 10 000 Mark für Restaurationsarbeiten aufgewandt.

Am 15. Juni verbrannte auf einer Vergnügungsfahrt auf dem Harlem River bei New York der Dampfer „General Slocum", wobei etwa 1100 Personen, zum allergrößten Teile Frauen und Kinder, umkamen. Ein geborener Homburger, der Malermeister Fölfing, verlor dabei Frau, Sohn und zwei Töchter. Möge dem so furchtbar Geprüften Verstand und Lebenskraft erhalten bleiben.

Das Kraftwagenrennen hat für den „Deutschen Automobilklub", bezw. die Garantiezeichner mit einem gewaltigen Defizit abgeschlossen. Man hat aber auch etwas sehr „lang hängen lassen." Die Kosten für die Tribüne haben allein 95 000 Mark betragen. Die Einnahmen stellen sich auf nur 130 000 Mark.

Nassauischer Geschichtskalender.

20. Juli.

1426. Eberhard von Elkerhausen, den man Klüppel oder Kloppel nennt, wird des Erzstifts Trier Mann. Er ist der erste aus diesem reichen und mächtigen nassauischen Adelsgeschlechte, welcher den Beinamen Klüppel führt, der aber seitdem dem ganzen Geschlecht bis zu seinem Erlöschen im 18. Jahrhunderte geblieben ist. Seine Stammburg lag in dem gleichnamigen Dorfe bei Weilburg und hieß „alt Elkerhus", nachdem 1353 eine andere Burg auf dem Schartenberg an der Lahn — „neu Elkerhus" — aufgebaut worden war.

1699. Die nassau-usingische Schulordnung des Fürsten Walrad wird erlassen.

25. Juli.

1263. Die Abtei Cornelimünster im Herzogtum Jülich verkauft dem Ritter Heinrich, genannt Franck von Wiesbaden ihr Dorf Waldaffe (Niederwalluf), das sie wahrscheinlich von ihrem Stifter, Karl dem Großen, erhalten hatte. Hier erkennen wir den Ursprung des Lindauer Vogteigerichts und wie dieses an die Familie von Wiesbaden kam, nach deren Erlöschen es auf die von Lindau überging.

1567. Valentin, der letzte Benediktiner-Abt zu Johannisberg i. Rh., 1563 vom Kurfürst-Erzbischof zu Mainz abgesetzt, stirbt zu Mainz.

30. Juli.

1089. Ruthard wird zum Erzbischof von Mainz erhoben. Seine thüringische Abkunft wird bezweifelt; er soll vielmehr von der linken Rheinseite, aus dem „Gäu", vielleicht aus Gaualgesheim, stammen. Er starb am 2. Mai 1110 und fand in dem von ihm gestifteten Kloster Johannisberg seine Ruhestätte.

1516. Graf Johann V. von Nassau-Dillenburg und -Breda, Sohn Johanns IV. und dessen Nachfolger seit 1475, stirbt. Er hatte 1504 die bredaischen (niederländischen) Gebiete nach seines kinderlosen Bruders Engelbert II. Tode geerbt. Doch gingen sie 1516 an seinen ersten Sohn Heinrich III. über, während die deutschen an den zweiten, Wilhelm den Reichen, kamen.

Briefkasten.

Dr. **C.** in **W.** Das Betreffende werden Sie nun wohl erhalten haben.

R. S. in **E.** Der „Führer durch Wiesbaden" ist erschienen. Sie können ihn in Ems durch eine der dortigen Buchhandlungen beziehen. (Verlag von Klemm u. Beckmann, Stuttgart.)

L. S. in **B.** Sie passen scharf auf. Die „Nassovia" wird mit der Setzmaschine gesetzt. Neben vielen Vorteilen bietet das auch den Nachteil, daß, wenn ein Druckfehler, und sei es auch nur ein Komma, vorhanden ist, die ganze Zeile neu gesetzt werden muß. So hat man auch bei der schärfsten Achtung nie die Gewähr, daß bei dem letzten, nicht mehr kontrollierbaren Satz nicht wieder ein neuer Fehler da und dort hineinkommt. Uebrigens werden Sie in anderen Zeitschriften manchmal noch ganz andere Lapsen finden.

K. L. in **M.** Die Station Kurve bei Wiesbaden liegt allerdings im Großherzogtum Hessen. Das XVIII. Armeekorps dürfen Sie nicht hessen-nassauisch, wohl aber hessisch-nassauisch nennen, denn es ist aus den großherzoglich hessischen, mehreren kurhessischen und den nassauischen Regimentern zusammengesetzt.

C. B. in **R.** Besten Dank für Ihre Vermittelung und freundl. Gruß. Wir haben das Betreffende erhalten.

Gr. v. L. in **K.** Mit bestem Danke erhalten. Eines kommt schon bald. Hochachtungsvolle Grüße.

Redaktionsschluß: 8. Juli.



№ 15. Wiesbaden, den 1. August 1904. 5. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20, beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Fürst und Volk.

Nicht glücklich ist das Volk, das seinen Namen
Mit blutgetränkten Zügen niederschreibt,
Das in der rohen Kräfte starren Rahmen
Die Tyrannei zum höchsten Gipfel treibt,
Und blindlings mit verwegenen Gedanken
Durchbricht des Rechts und der Gesetze Schranken.

Die edle Kraft ruht nicht in Bajonetten,
Nicht in der Flotte die auf Meeren schwimmt,
Nicht in der Last der schweren Sklavenketten,
Dem minder starken Nachbarvolk bestimmt,
Nicht in dem Flattern sieggewohnter Fahnen
Noch in dem Brüllen erzener Titanen.

Nicht in der Städte rauschendem Getöse
Und ihres Lebens leichter Eleganz
Ruht wahres Glück und Volkes Ruhm und Größe;
Nicht in der Feste frohem Jubeltanz
Zeigt sich die wahre Freiheit. Nimmer
Täusch' dich des Augenblicks trüg'rischer Schimmer.

Der Segen ist's, den holder Friede streuet,
D'rin ruht des Volkes Wohl und sein Gedeih'n,
Der Bund, den echte Bildung mit ihm neuet,
Kann Reichtum, Glück und Ansehn ihm verleih'n,
Und Sittlichkeit bringt mit dem Zauberstabe
Der goldnen Freiheit langersehnte Gabe.

Den Fürsten schreibt die Weisheit der Gesetze
Mit Flammenschrift ins Buch der Ewigkeit.
Im Frieden seines Volkes edle Schätze
Zu fördern sei er willig stets bereit,
Und seine Hand, die fest und kühn, sie trage
Mit Schwert und Palme strengen Rechtes Wage.

Dann strahlt um ihn, gleich einem Friedensengel,
Unsterblichkeit mit heil'gem Weiheglanz. —
Das erste Szepter war ein Blumenstengel,
Die erste Krone war ein grüner Kranz.
Hat Lieb' und Treue Fürst und Volk umschlungen,
Dann ist der Gottheit schönstes Bild gelungen.

August Gasser.





Hölderlin in Homburg, 1798—1800 und 1804—1806.

Zur hundertjährigen Erinnerung.

1) Von Theodor Gesky.

Zwei unserer mit tiefer Empfindung beseelten lyrischen Dichter, Hölderlin und Lenau, verdienen wegen ihrer verwandten traurigen Lebensschicksale unsere innige Teilnahme. Beide waren hochbegabte Dichternaturen, die aber nicht zur harmonischen Entwickelung gelangten, weil ihr Leben ruhelos verlief, und weil sie von einer dauernden Herzensneigung zu einer edlen, doch durch die Ehe bereits gebundenen Frau leidenschaftlich ergriffen wurden. Beiden hatte schon in der Jugend das Glück der Liebe gelächelt; aber die Herzen die sich gefunden, wurden wieder getrennt, weil Hölderlin wie auch Lenau aus Liebe zur Dichtkunst keine Neigung zu einer sicheren lohnenden Berufstätigkeit hatte. Beide Dichter vermochten nicht, ihre unglücklichen Leidenschaften mit der Vernunft und den wahren sittlichen Mächten zu zügeln und in Schranken zu halten. Deshalb fielen sie hoffnungslos in geistige Umnachtung, die sie bis zum Tode nicht wieder verließ.

Hölderlin war Schwabe von Geburt, Lenau wurde Schwaben fast zur zweiten Heimat. Als Lenau nach Schwaben und auch nach Tübingen kam, war Hölderlin schon fast dreißig Jahre geistig gestört. Bald nach seinem am 7. Juni 1843 erfolgten Hinscheiden brach auch bei Lenau der Wahnsinn aus.

Da für die Leser der „Nassovia" der zweimalige Aufenthalt Hölderlins in Homburg v. d. H. von besonderem Interesse sein dürfte, wollen wir nach einem Lebensabriß des Dichters diese für ihn so verhängnisvollen Jahre ausführlicher betrachten.

Friedrich Hölderlin wurde am 20. März 1770 zu Lauffen am Neckar in Schwaben geboren, verlor aber seinen Vater, der in Lauffen das Amt eines Klosterhofmeisters bekleidete, schon als Kind von zwei Jahren. Im Oktober 1774 verheiratete sich seine Mutter wieder mit dem Bürgermeister von Nürtingen, Kammerrat Gock. In Nürtingen verlebte der Dichter also vorzugsweise seine an erfreulichen Eindrücken arme Kindheit, wodurch wohl auch, wie bei Lenau, der Grund zu seiner späteren Schwermut gelegt ward. Auch sein Stiefvater, dem er sehr zugetan war, starb schon im März 1779. Der jungen, noch nicht 31 Jahre alten Witwe war nur noch die Mutter geblieben, mit der sie gemeinsam jetzt ihre vier verwaisten Kinder unter Sorgen und Entbehrungen erzog. Bis zum 15. Jahre besuchte der phantasiereiche und weichherzige Friedrich die Lateinische Schule in Nürtingen, in der auch der spätere Philosoph Schelling seine wissenschaftliche Vorbildung erhielt. Wie Lenau, lernte der Knabe schon frühzeitig die Natur lieben. Das liebliche Neckartal mit seinen bewaldeten Hügeln und der schimmernden Albkette weckte in ihm die Gabe der Naturschilderung, die seiner Poesie einen so eigenartigen, bestrickenden Reiz verleiht. Im Herbst 1784 trat er auf den Wunsch seiner Mutter als Alumnus in die theologische Vorschule in Denkendorf und zwei Jahre später in die Höhere Klosterschule zu Maulbronn ein. Schon im Januar 1787 erblühte in seinem jungen Herzen der Frühling der ersten Liebe. Luise, eine Tochter des Klosterverwalters, Expeditionsrat Nast zu Maulbronn, ein schönes, lebhaftes und schwärmerisches Mädchen, hatte einen tiefen Eindruck auf den Jüngling gemacht und erwiderte seine Neigung. Allerdings war es nur eine Jugendliebe, ohne Bürgschaft für die Dauer des Lebens; aber sie ließ den Dichter wenigstens e i n m a l glücklich sein.

Charakteristisch für den achtzehnjährigen Poeten ist seine große Verehrung für seinen damals schon berühmten Landsmann Schiller, den er sich zum Vorbild nimmt, indem er sogar die gleichen Stoffe wie dieser in seinen ersten Gedichten behandelt. So besingen beide Dichter die „Freundschaft" und „Rousseau" Schillers „Elegie auf den Tod eines Jünglings" regt Hölderlin zu seinem Klagelied „An Thills Grab" an; auch Schillers philosophische Gedichte: „Resignation", „Die Götter Griechenlands", „An die Freude" und „An die Künstler" finden in ähnlichen Gedichten Hölderlins in Bezug auf Gedankengang und Sprache ihre Gegenstücke. Seine Verehrung Schillers spricht er auch in seinem Tagebuch aus, worin er eine vom 2. bis 6. Juni 1788 unternommene Reise von Maulbronn nach Speier beschreibt. In Oggersheim bei Mannheim kam Hölderlin nämlich in das Wirtshaus „Zum Viehhof", in dem Schiller mit seinem Freunde Andreas Streicher nach seiner Flucht aus Stuttgart im Herbst 1782 längere Zeit gewohnt hatte, um „in erwünschter Verborgenheit" an seinem Trauerspiel „Luise Millerin" (Kabale und Liebe) zu arbeiten. Darüber finden sich die begeisterten Worte: „Der Ort wurde mir so heilig, und ich hatte genug zu tun, eine Träne im Auge zu verbergen, die mir über der Bewunderung des großen, genialischen Dichters ins Auge stieg."

Noch im Jahre 1788 siedelte Hölderlin nach Tübingen über, um auf der dortigen Universität sich dem Studium der Theologie zu widmen. Hier zählten Hegel und Schelling zu seinen näheren Freunden. Der junge Student beschäftigte sich übrigens nicht nur mit der Dichtkunst, in der er außer Schiller auch Matthisson nachahmte, sondern auch erfolgreich mit Musik. Bei den musikalischen Aufführungen im

Stift spielte er mit wahrhaft künstlerischem Vortrag die erste Geige. Hölderlins Erscheinung war die eines schönen und edlen Menschen, den alle liebten, von dessen Nähe sich alle angezogen fühlten, die mit ihm in Berührung kamen. Gustav Schwab erzählt, wenn Hölderlin vor Tisch im Eßsaale des Stiftes auf- und abgegangen sei, so habe man einen Apollo zu sehen geglaubt. Aehnlich berichtete Knebel von dem jungen Goethe, als er im November 1775 als Gast des Herzogs am Hof zu Weimar erschien: „Wie ein Stern ging er unter uns auf.“ Und Hufeland schilderte die Wirkung, die Goethe bei der ersten Aufführung seiner „Iphigenie“ am 6. April 1780 auf alle Anwesenden hervorbrachte: „Nie werde ich den Eindruck vergessen, den er als Orestes im griechischen Kostüm in der Darstellung seiner Iphigenia machte; man glaubte einen Apollo zu sehen.“ Die unvergeßliche, ideal schöne Korona Schröter spielte damals mit künstlerischer Vollendung die Iphigenie.

In einem Briefe, der spätestens zu Anfang des Jahres 1790 geschrieben sein wird, löste der noch nicht zwanzigjährige Hölderlin seine Verlobung mit Luise Nast, indem er ihr den Ring und ihre Briefe zurückschickte, da er schon damals sich mit dem Gedanken vertraut gemacht hatte, die theologische Laufbahn aufzugeben. Hölderlin fehlte die innere Neigung zum Beruf eines Pfarrers. Als Verlobter Luisens aber mußte er so bald als möglich in Amt und Brot kommen, und hierzu hatte er keine Lust. Luise heiratete 1794 nach dreijährigem Brautstand den ehemaligen Substituten ihres Vaters, C. A. Ludwig, bewahrte aber Hölderlin bis zu ihrem, wenige Jahre vor dessen Hinscheiden erfolgten Tode Freundschaft und innige Teilnahme an seinem Schicksal. Auch eine andere Herzensneigung Hölderlins zu Elise, der sechzehnjährigen Tochter des Professors der Theologie und späteren Kanzlers der Universität Tübingen, Lebret, führte nicht zur Heirat, weil die Eltern das Verhältnis nicht billigten. Er hat Elise unter dem Namen „Lida“ in mehreren Gedichten besungen. Im handschriftlichen Nachlaß Hölderlins fand sich ein vier Strophen umfassendes Gedicht, „An Lida“, aus dem die dritte Strophe hier folgt:

„Sieh, im Stolze hatt' ich oft geschworen,
Unvergänglich dieser Herzverein,
Lida mir, zum Heile mir geboren,
Lida mein, wie meine Seele mein!
Aber neidisch trat die Scheidestunde,
Teures Mädchen, zwischen mich und dich,
Nimmer, nimmer auf dem Erdenrunde,
Lida, nah'n die trauten Arme sich!“ —

Hölderlin blieb jedoch, auch nach seinem Weggange von Tübingen, in Waltershausen und Jena mit Elise noch in Briefwechsel, der erst im Herbst 1795 aufhörte, als sie einen Brief Hölderlins unbeantwortet ließ. Damit war auch das Verhältnis gelöst. Als Elise sich im Herbst 1799 verlobte, schrieb Hölderlin an seine Mutter: „Es freut mich, daß die gute Lebret einen so guten Mann sich wählte, wie Ostertag ist. Sie wird glücklicher mit ihm sein, als sie mit mir es geworden wäre. Wir taugten nicht zusammen, und es ist das Traurige bei solchen jugendlichen Bekanntschaften, daß man sich erst kennen lernt, wenn man sich schon gegenseitig attachiert hat.“

Nach dem Lehrplan des Stiftes waren die beiden ersten Jahre für philosophische Studien bestimmt. Obgleich Hölderlin eifrig Musik trieb und nicht nur Violine und Klavier spielte, sondern auch ein vorzüglicher Flötenbläser war, erlangte er doch schon im Herbst 1790 das Magisterdiplom. In das letzte Jahr seines Aufenthaltes in Tübingen fiel noch der Anfang eines neuen Freundschaftsbundes, der für sein späteres Leben von Bedeutung werden sollte. Isaak von Sinclair aus Homburg, von Geburt ein Schotte, fünf Jahre jünger als Hölderlin, war nach seiner Konfirmation einige Jahre mit zwei Prinzen von Homburg erzogen worden, und im Herbst 1792 nach Tübingen gekommen, um hier Rechtswissenschaft zu studieren. Daneben machte er auch dichterische Versuche und lernte so Hölderlin kennen.

Im Herbst 1793 verließ Hölderlin Tübingen und kehrte zunächst zu seiner Mutter zurück, aber nicht in der Absicht, vom Konsistorium eine Stelle als Vikar bei einem Pfarrer zu erhalten, sondern um bald nach Jena zu gehen, weil er in die Nähe Schillers zu kommen wünschte. Nun hatte Charlotte von Kalb Schiller, der gerade in diesem Jahre längere Zeit in seiner Heimat verweilte, gebeten, ihr einen Hofmeister für ihren Sohn zu verschaffen. Als Hegel, den Schiller für diese Erzieherstelle ins Auge gefaßt hatte, zu Gunsten Hölderlins ablehnte und eine Stelle in der Schweiz annahm, beschied Schiller seinen Verehrer zu sich, um ihn kennen zu lernen. Da die persönliche Vorstellung Hölderlins zu dessen Gunsten ausfiel, empfahl er ihn am 1. Oktober 1793 seiner Freundin für die Hauslehrerstelle. Noch ehe die Verhandlungen zum Abschluß gekommen waren, bestand Hölderlin im Anfang des Dezember vor dem Königlichen Konsistorium in Stuttgart die Staatsprüfung, durch die er die Befähigung zur festen Anstellung als Pfarrer erlangte. Bald darauf traf auf Waltershausen, dem Kalbschen Gute, die erwünschte Entscheidung ein. Am 20. Dezember reiste Hölderlin von Stuttgart, wo er noch einmal mit seinen Freunden zusammengetroffen war, über Nürnberg, Erlangen und Koburg nach Waltershausen bei Meiningen ab.

Hier traf er am 27. Dezember auf dem Gute des Majors von Kalb ein, der ihn in Abwesenheit seiner in Jena weilenden Gemahlin auf das freundlichste empfing. Auch die geistreiche Frau von Kalb kam ihm nach ihrer Rückkehr sehr liebenswürdig entgegen. Hölderlin, der seine Aufgabe als Erzieher mit großer Gewissenhaftigkeit erfüllte, unterrichtete seinen Zögling Fritz anfangs auch mit schönem Erfolge. In den Morgenstunden, wo er Muße zu ungestörter Arbeit hatte, arbeitete er während des ganzen Sommers an seinem Roman in Briefen „Hyperion“, dessen erster Teil in Schillers „Thalia“ erschien. Auch bestieg er in Waltershausen einigemal die Kanzel, um sich im Predigen zu üben. Doch dachte er nicht daran, ein Amt als Geistlicher zu übernehmen, so sehr auch seine Mutter und Elise Lebret ihn baten, sich um eine feste Stellung zu bewerben. Und diese Abneigung Hölderlins führte, wie schon erwähnt, im Herbst 1795 zur Auflösung seiner Verlobung. Hölderlins glückliche und heitere Stimmung verschlechterte sich übrigens, als er sah, daß sein Zögling nicht die gewünsch-

ten Fortschritte machte, weil er nicht sehr begabt war und seine Gesundheit zu wünschen übrig ließ. Die Eltern schickten deshalb ihren Sohn in Begleitung seines Lehrers im November nach Jena. So war Hölderlins längst gehegter Wunsch erfüllt: er war in Schillers Nähe, bei dem er gleich das erstemal auch Goethe traf. Frau von Kalb und Fritz begleitete er dann im Dezember nach Weimar, wo er Goethe und Herder Besuche machte. Da jedoch Fritz von Kalbs Zustand sich noch nicht gebessert hatte, verzichtete seine Mutter auf Hölderlins ferneren Unterricht. Sie zahlte ihm noch für ein Vierteljahr seinen Gehalt und riet ihm, nach Jena zurückzukehren.

Schiller hatte für den „Hyperion“ Cotta zu interessieren gewußt, der sich auch bereit erklärte, den auf zwei Bände berechneten Roman in Verlag zu nehmen und dem Autor nach der Vollendung ein entsprechendes Honorar zu zahlen. Doch Hölderlin konnte vor lauter Feilen und Umarbeiten kein Ende seiner Arbeit finden. Schließlich war sein bares Geld so zusammengeschmolzen, daß er seine Mutter um eine Unterstützung bitten mußte. Nachdem er zur Erholung im April 1795 noch eine Fußreise nach Halle, Leipzig und Dessau gemacht und bei dieser Gelegenheit auch die berühmten Schlachtfelder von Lützen und Roßbach besucht hatte, kehrte er Ende Mai von Jena aus nach Nürtingen, das er, von frohen Hoffnungen erfüllt, verlassen hatte, enttäuscht und mit leerer Börse zurück. Da er Pfarrer nicht werden wollte, sah er keinen anderen Ausweg aus diesem Dilemma, als von neuem eine Stelle als Hauslehrer anzunehmen. Sein Freund Sinclair, der als Regierungsrat in Homburg wohnte, vermittelte ihm im Hause des Frankfurter Bankiers Gontard eine solche mit 400 Gulden Gehalt neben freier Station dotiert, die er denn auch mit Beginn des Jahres 1796 antrat.

So kam Hölderlin allerdings wieder in eine geregelte Tätigkeit, aber leider zu seinem Unglück. Denn Gontards Gemahlin, Susette, die Tochter des verstorbenen dänischen Kommerzienrats Borkenstein, eine vollendete Schönheit von edler, griechischer Gestalt, machte auf Hölderlin einen so tiefen Eindruck, daß ihn eine leidenschaftliche Liebe zu der Mutter seiner Zöglinge ergriff, die nicht unerwidert blieb. Denn in Hölderlin war der Frau ein ideal beanlagter, schöner Mensch entgegengetreten, in krassen Gegensatz zu ihrem Gatten, dem als Geschäftsmann die Börse über alles ging und der außerdem schon seit seiner Kindheit den Verlust eines Auges zu beklagen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Engersgau.

3) Von Erwin Engert. (Schluß.)

Seit dem Ende des 10. Jahrhunderts hatte, wie wir gesehen haben, der Engersgau seine altfränkische Verfassung verloren. Es gab keinen Gaugrafen, keine Gauversammlung, kein Gaugericht und auch kein Gaumal mehr. Die trierisch gewordenen Bestandteile gingen vollständig in diesem mächtigen Erzbistume auf, das seine eigene, sehr selbständige Verfassung hatte. Und auch die wiedischen, isenburgischen, saynischen und die nassauischen sowie die im Süden des Gaues an der Lahn zerstreuten kleinen Gebiete waren ganz aus dem alten Gauverband herausgerissen. In vielen anderen Gauen bestand wenigstens das alte Gericht auch nach Verfall der Gauverfassung noch fort und behielt seine Autorität als oberstes Landgericht für die aus dem Gau hervorgegangenen Territorien manchmal noch Jahrhunderte lang. Doch war dies mit dem Gaugericht auf dem Malberg nicht der Fall. Ueberhaupt ist von einem Gaugericht auf dem Malberg in alten Schriften nie die Rede. Es scheint, da diese Malstätte in dem sehr frühe in trierischen Besitz gelangten Teil des Gaues lag, schon damals, in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts, eingegangen zu sein. Und wenn die Volksüberlieferung nicht auf den Malberg hinwiese, so wäre es heute kaum noch möglich, anzugeben, daß dort einst die Dingtage des Engersgaues stattgefunden haben.

Während nun das Gauding aufhörte, auf dem Gipfel des Malbergs stattzufinden, entstand im westlichen Teil des Gaues eine neue öffentliche Versammlungsstätte, auf dem Sconenberg oder dem Sconefelt. Zum ersten Male wird im Jahre 915 der Engersgau unter der Bezeichnung Grafschaft Sconenberg erwähnt, und wir müssen danach annehmen, daß Sconenberg die Mal- oder Gerichtsstätte dieser „Grafschaft“ oder des Gaues gewesen ist, ähnlich wie unter **Comitatus Marvels** der Einrichgau (nach der Malstätte Marvels, Marienfels) und unter Grafschaft Nehren der überhöhische Rheingau (nach der Malstätte Nehren) verstanden werden muß. Mehr als hundert Jahre später, 1048, nennt eine Bestätigungsurkunde des Simeonstifts zu Trier wieder den Engersgau, und zwar unter dem Namen **Comitatus Sconefelt**; und aus dem Jahre 1218 hören wir, daß Graf Lothar von Wied auf dem „Schonevelt“ eine öffentliche Versammlung leitete, worin in des Kaisers Namen Schenkungen und Gerechtsame bestätigt wurden und jedenfalls auch Recht gesprochen wurde. Wir dürfen wohl annehmen, daß der Sconenberg von 915 dasselbe ist wie das später genannte Sconefelt oder Schonevelt; eine solche Vertauschung der Endsilben kann wohl vorkommen, und es ist nicht gut denkbar, daß während der hundert Jahre die Dingstätte von einem Ort zu einem andern mit so ähnlich lautendem Namen verlegt worden ist. Wir haben also an Stelle des Malbergs eine neue Malstatt für den Engersgau oder wahrscheinlich nur für einen Teil desselben. Wo aber diese Malstätte, der Sconeberg oder das Sconefelt geheißen, zu suchen ist, wird erst später gesagt und zwar in einem kaiserlichen Schreiben vom Jahre 1475, worin es heißt, daß die Grafen von Wied von alter Zeit her die Ho-

heit auf dem Gericht zu Schonenfeld bei dem Dorfe Heimbach, welches das oberste Gericht der Grafschaft Wied sei, vom Kaiser zu Lehen trügen und auch fernerhin behalten sollten.[1]) So behielt also, wenn auch das alte Gaumal auf dem Malberg frühe verfallen war, doch dies neue auf dem „Schönenfeld“ wenigstens für einen Teil des Gaues eine gewisse Autorität das ganze Mittelalter hindurch. Der Felddistrikt Schönfeld, beim Hofe Rommersdorf unweit Heimbachs gelegen, ist dort heute noch jedem Landmanne bekannt, doch hat sich im Volksgedächtnis nichts mehr von der ehemaligen großen Bedeutung dieser Stätte erhalten. —

Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts änderte sich in den politischen Verhältnissen des nassauischen Engersgaues, so wie wir sie jetzt kennen gelernt haben, nichts mehr. Da kam im Gefolge der großen französischen Revolution der allgemeine Umsturz in der staatlichen Zusammensetzung unseres deutschen Vaterlandes, der gerade für die Entwickelung Nassaus, dieses seit Jahrhunderten mächtig emporstrebenden Territoriums, von größter Bedeutung war.

Ehe diese allgemeine Umwälzung begann, trat im Norden unseres Gaues noch die schon kurz berührte kleine Besitzveränderung ein; infolge des Todes des letzten Grafen von Sayn-Hachenburg, Johann August, fiel nämlich im Frühjahr 1799 das Kirchspiel Höchstenbach und die Vogtei Roßbach an Fürst Friedrich Wilhelm zu Nassau-Weilburg, den Gemahl von Graf Johann Augusts Großnichte Luise Isabelle.[2])

Ende Februar 1803 erfolgte dann der Beschluß der Regensburger Reichsdeputation, der die seitherige Ordnung der Staaten und Stätchen im lieben Deutschland vollständig übern Haufen warf. Die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich hatte es nötig gemacht, daß die Fürsten, die dort Land und Leute verloren hatten, durch einen solchen Beschluß dafür entschädigt wurden. Da fiel denn fast der gesamte Engersgau an den Fürsten zu Nassau-Weilburg, nämlich von dem nach diesem Reichsdeputationsbeschluß säkularisierten Erzbistum Trier die Aemter Ehrenbreitstein, Sayn, Hammerstein, Herschbach, Grenzau und Montabaur, sowie die Herrschaft Vallendar, ferner von der nun ebenfalls säkularisierten Reichsabtei Arnstein die Dörfer Weinähr und Winden. Auch der Fürst zu Nassau-Usingen erhielt ein kleines Entschädigungsgebiet im Bereich unseres Gaues, nämlich den seither hessen-darmstädtischen Anteil an Ems.[3])

Was im Jahre 1803 an Zwergstaaten hier noch übrig blieb, das verschwand bei der Gründung des Rheinbunds im Jahre 1806 durch die nun erfolgende Mediatisierung. So erfuhren die nun zu einem Staate vereinigten weilburgischen und usingischen Lande nochmals eine wesentliche Erweiterung, indem die darin gelegenen Gebiete der von Napoleon mediatisierten Fürsten und Herren ihnen zum großen Teile einverleibt wurden. Aus dem Engersgau wadas seither Mariotsche Schloß Langenau, das Dorf Obernhof, der oranische Anteil an Ems, das seither Mariotsche Schloß Langenau, das Dorf Fachbach (vom Fürsten von der Leyen), und die seither wiedischen Aemter Neuwied, Heddesdorf, Grenzhausen (mit Selters und Marsayn) und Dierdorf.

Auch diese neue Ordnung behielt nicht lange Bestand; ein an die Verhandlungen des Wiener Kongresses angeknüpfter Vergleich zwischen Preußen und Nassau (31. Mai 1815) hatte zur Folge, daß Nassau gegen anderweitige Entschädigung den westlichen Teil des Engersgaus an das Königreich Preußen abtrat. Das waren: das Amt Hammerstein, das Amt Dierdorf ohne das Dorf Freirachdorf, die Aemter Neuwied und Heddesdorf, vom Amte Vallendar die Gemeinden Vallendar, Mallendar, Weitersburg, Weiß, Heimbach, Gladbach, Sayn, Bendorf und Mühlhofen, vom Amte Herschbach die Kirchspiele Peterslahr und Horhausen und vom Amte Ehrenbreitstein die Gemeinden Ehrenbreitstein, Niederberg, Urbar, Pfaffendorf, Horchheim, Neudorf, Arenberg, Arzheim und Immendorf. —

Es wäre unmöglich, annehmen zu wollen, daß einem so häufigen und mannigfaltigen Wechsel in der Staatszugehörigkeit, wie ihn diese schwere Zeit der sogenannten Koalitionskriege über die Rheinlande brachte, auch die Gesinnung der Bevölkerung folgte. Wie wäre es denkbar, daß die Leute, die gestern trierische, heute nassauische und morgen preußische Untertanen waren, ohne auch nur zu diesem Wechsel das Geringste selbst beigetragen zu haben, sich mit ganzem Gemüt, mit ganzer Gesinnung in das neue, immer veränderliche Schicksal ergeben hätten! So rasch verschwinden Jahrhunderte alte Eindrücke nicht aus dem Herzen des Volkes. Wenn auch jetzt im Laufe der Jahre die Gegensätze zwischen den Bewohnern der ehemaligen Kleinstaaten sich mehr und mehr verwischt, und wenn sich die Leute auch ganz gut in das neue Regiment gefügt haben — wohl hauptsächlich deshalb, weil unter diesem neuen Regiment manches besser geworden ist, als es ehemals war, — so hat man doch im Volke noch nicht vergessen, daß es mit den politischen Verhältnissen hier früher anders ausgesehen hat, und wie es ausgesehen hat. Wenn wir heute durch die Gegenden wandern, die zu altfränkischer Zeit den Engersgau ausmachten, und nun — seit 1815, bezw. 1866 — die preußischen Kreise Neuwied, Unterwesterwald und teilweise Unterlahn bilden, so kann uns noch fast jeder schlichte Mann ganz genau sagen, welch Dorf oder Städtchen einst ins „Trierische“ oder ins „Wiedische“ gehörte, welches altnassauisch und welches holzappelisch war. In Konfession, Sitten, Tracht und Mundart der Bewohner und in mancherlei Kleinigkeiten haben sich die Unterschiede aus alter Zeit noch erhalten. Ich sage „in mancherlei Kleinigkeiten“, denn es sind manchmal wirklich Kleinigkeiten, welche die meisten

---

[1]) Vgl. Rhein. Antiquarius, III. Abt., 2. Bd., S. 5.

[2]) Dieser zum alten Engersgau gehörende Teil der Grafschaft, nicht minder als die außerhalb gelegenen Landesteile von Sayn-Hachenburg.

[3]) Die weiter rheinabgelegenen Teile des Gaues, die nur 1803—1816 bei Nassau waren, bleiben für uns außer Betracht.

Leute gar nicht beachten, worin sich aber die Erinnerung an die alte Zeit noch deutlich ausprägt. Kommen wir etwa in einen Ort und lesen die Wirtshausschilder „Zur Stadt Neuwied", „Wiedischer Hof" oder ähnliche, so können wir sicher sein, daß wir uns in einem früher zu Wied gehörigen Orte befinden, dagegen sind die „Stadt Koblenz", „Stadt Trier" oder der „Trierische Hof" nur in einem alttrierischen Orte anzutreffen. Unterschiede in Tracht und Sitten verschwinden immer mehr, da unsere Zeit diese Ueberbleibsel vergangener Jahre überhaupt allmählich ausrottet. Nur bezüglich der Konfession haben sich die alten Gegensätze bis auf den heutigen Tag erhalten, insofern als die Bewohner der ehemals nassauischen, holzappelischen und wiedischen Ortschaften evangelisch und die der früher kurtrierischen Orte katholisch sind. Aber nur vereinzelt macht sich dieser Gegensatz bemerkbar, so bei den zuweilen immer wieder auftretenden Eifersüchteleien der beiden verkehrsreichen, aufstrebenden Hauptorte des Krug- und Kannenbäckerländchens, des katholischen Höhr und des protestantischen Grenzhausen, oder bei der Teilung des weltverlorenen Dörfchens Kalkofen an der Lahn, von dem die eine Hälfte früher arnsteinisch war (links von der Lahn) und daher noch heute katholisch ist, während die andere (nördlich von der Lahn) in der alten Grafschaft Holzappel lag und nur evangelische Einwohner hat.

Der rege Verkehr und die aufblühende Gewerbtätigkeit unseres Zeitalters sorgen dafür, daß bald auch diese letzten Spuren der alten Kleinstaaterei verschwinden werden.

Die kriegerische Tätigkeit des Scheitherschen Jägerkorps.

Von P. Kuhlo.

Das kurmainzer Jägerkorps von Scheither, über dessen Uebernahme in nassauische Dienste ich in der Nr. 7 der „Nassovia" berichtete, hatte seine Geburtsstunde in einer Zeit, in der sich in den deutschen Grenzlanden der französischen Invasion gegenüber überraschend ein Besinnen auf deutschen Geist, deutsche Tatkraft und Zusammenschluß der deutschen Kleinstaaten geltend machte. Ein Vorläufer der Scharnhorstschen Ideen, hatte der kurmainzer Kanzler Freiherr von Albini unter stetem Hinweis auf das Deutschtum in feurigen Proklamationen die Organisation des Landsturms in dem bairischen, schwäbischen, fränkischen und oberrheinischen Kreise vorgeschlagen und tatsächlich auch in den kurmainzer Landen eine allgemeine Volksbewaffnung zur Durchführung gebracht; und als der Freiherr von Scheither im Frühjahr 1800 die Werbetrommel rühren ließ, konnte er sich bald als „Kommandant eines Korps deutscher Vaterlandsverteidiger" unterzeichnen.

Durch den Rastatter Kongreß waren dem Kurfürsten Friedrich Karl von Erthal Mainz und die linksrheinischen Teile des Kurfürstentums abgesprochen und an Frankreich überwiesen worden; im Frühjahr 1800 bot sich Kurmainz durch Beitritt zur Zweiten Koalition Aussicht, seine Hauptstadt zurückzugewinnen; und ein im März desselben Jahres mit Georg III. von England geschlossener Subsidienvertrag gestattete dem kurmainzer Kanzler nicht nur die Durchführung seiner Landsturm-Organisation, sondern auch die Gründung zweier neuen Jägerbataillone, deren eines von Albini selbst übernahm, während das zweite dem genannten hervorragend empfohlenen österreichischen Rittmeister von Scheither überwiesen wurde.

Das kurmainzer Gebiet, in dem seit 1792 fast ununterbrochen der Krieg wütete und dessen Bevölkerung teils zur Selbsthilfe gegen französische Streifscharen geschritten war, teils, durch den allgemeinen Landsturmaufruf militärisch organisiert, in dem letzten Jahre kleine kriegerische Erfolge errungen hatte, bot den Werbern von Scheithers besonders günstigen Boden. Da außerdem die englischen Subsidiengelder den neugeworbenen kurmainzer Jägern Vorzugsbedingungen aller Art gestatteten, so gelang es den rastlosen Bemühungen ihres Kommandeurs, bis Mitte Mai 2 Kompagnien zu organisieren und Anfangs Juli 4 komplette Kompagnien mit Erfolg gegen die Franzosen zu verwenden.

Wie Unteroffiziere und Mannschaften, so strömten auch Offiziere aus aller Herren Länder zu den Scheitherschen Fahnen; von Hannover traten zwei Brüder von Schäffer, von Bismark und von Linsingen über, aus preußischen Diensten die Oberleutnants von Bonhorst und von Kutzleben; Oesterreicher, wie Scheither, war der Leutnant Graf von Kageneck; Meder hatte in nassau-oranischen Diensten gestanden, ebenso der später eingetretene Leutnant Jeckeln. Andere Offiziere hatten ihre Ausbildung in herzoglich braunschweigischen, markgräflich badischen und stadtfrankfurter Diensten erhalten.

Unterstützt durch diese zum großen Teil hervorragend tüchtigen Offiziere ging Scheither mit rastlosem Eifer und eiserner Energie daran, sein sich in der Umgegend von Hanau formierendes Korps zusammenzuschweißen. Daß hierbei die Disziplin mit besonders kräftigen Mitteln aufrecht erhalten werden mußte, beweist die Zuteilung eines Profoßen, den ein Steckenknecht unterstützte, während diese Dienstgrade bei den übrigen kurmainzer Truppenteilen durch die milden Regulative Emmerich Josephs bereits längere Zeit abgeschafft waren. Von April 1800 finden wir in dem Korps bereits den Auditor Werren, späterhin in nassauischen Diensten die rechte Hand Schäffers, jetzt der juristische Beirat Scheithers, dem die anfangs zahlreichen Desertionen der Jäger Arbeit genug gemacht haben werden. Sich anwerben lassen und dann zu desertieren, um sich bei einem anderen Kleinstaat einreihen zu lassen, galt damals als ein gutes Geschäft, und Mainz schloß 1800, um sich gegen ein derartiges Verfahren zu schützen, mit einzelnen Staaten, wie Kurhessen und Hessen-Darmstadt Auslieferungs-Verträge ab. Aber Werber anderer Staaten durchschlichen heimlich die Garnison-

orte und versuchten mit allen Mitteln, die Jäger aus ihrem Verbande zu locken. Bald ward das Gerücht ausgestreut, das Jägerkorps, das aus englischem Gelde bezahlt werde, solle über See in britische Kolonien geschickt werden, bald hieß es, der Sold solle auf ein Mindestmaß reduziert werden, während die Werber der anderen Staaten Reichtümer versprachen.

Mitte Juli war das Korps nach unverhältnismäßig kurzer Exerzierzeit mobil und konnte beweisen, daß es eine vortreffliche Durchbildung und guten Geist durch seinen Führer erhalten hatte.

Am 14. Juni hatte Bonaparte in Italien bei Marengo gesiegt; Moreau hatte in Deutschland bis Anfang Juli den linken Flügel der dortigen kaiserlichen Armee bis an die Isar-Linie zurückgedrängt. Der äußerste rechte Flügel, dem die kurmainzer Truppen angehörten, war bis dahin mit Ausnahme kleiner Vorpostengefechte vom Feinde unbelästigt geblieben; jetzt begann aber der französische General St. Suzanne den Feldzug am Mittel- und Unterrhein.

Am 30. Juni wurden die beiden französischen Divisionen Collaud und Souham von Mainz gegen Weilbach vorgeschoben und versuchten, nach unbedeutenden Scharmützeln am 4. Juli über Hattersheim nach Frankfurt vorzurücken.

Albini hatte ihnen gegenüber etwa 3000 Mann versammelt, um den Nidda-Abschnitt zu halten, die auch am 4. Juli den französischen Vormarsch aufhielten. Als aber St. Suzanne am 5. etwa 10 000 Mann zum Angriff gegen Sindlingen und Unterliederbach ansetzte, hielten die Mainzer nicht Stand. Heftigeren Widerstand fanden die Franzosen nur in Eschborn, welches von den Scheitherschen Jägern besetzt war. Diese hielten sich über drei Stunden einer bedeutenden Uebermacht gegenüber und zogen sich erst auf Rödelheim zurück, als durch den Rückzug der übrigen Truppen für sie die Gefahr entstand, umgangen zu werden. Bei dem weiteren Rückzug bis zur Bockenheimer Warte wurde den Jägern die Deckung der linken Flanke zugewiesen. Der Feind war über Rödelheim auf Bockenheim gefolgt und überließ sich sorglos der Plünderung dieser Orte.

Dieser Augenblick wurde von Scheither zu einem Vorstoß in den Rücken der plündernden Franzosen bei Rödelheim ausgenutzt, und es gelang ihm, mit Sonnenuntergang die völlig kopflosen Gegner in kurzer Zeit wieder über die Nidda in die morgens innegehabten Stellungen zurückzuwerfen. Die sehr bedeutenden Verluste des Gegners sind auf Rechnung dieses plötzlichen Erfolges zu setzen. Das Jägerkorps drang bis Eschborn nach, sehr bewundert von jedermann, wie ein Zeitungsbericht sich äußert. Landleute kamen von allen Seiten herbei, um diesen braven Kriegern Lebensmittel und Erfrischungen zu bringen.

Dennoch fühlte sich Albini nicht stark genug, die Nidda zu halten, sondern entschloß sich, hinter den Rodau-Abschnitt zu gehen. Das Jägerkorps deckte den Rückzug als Arrieregarde über Oberrad, wobei es feststellte, daß die Franzosen Frankfurt und die Berger Höhen besetzten.

Vom 7. bis 10. Juli spielten sich Vorpostengefechte bei Oberrad, Bieber und Heusenstamm ab, die aber nicht zu einer Klärung über die Absichten der Franzosen führten.

Albini ordnete daher für den 11. eine gewaltsame Rekognoszierung gegen Bergen an, die Scheither übertragen wurde, und welche dieser mit solchem Geschick ausführte, daß er die ganze Besatzung der Berger Höhen zur Entwickelung zwang. Der Erfolg bestand darin, daß der feindliche rechte Flügel, der am Morgen von Sprendlingen vorgehen sollte, in der Besorgnis um seinen linken, durch Scheither beschäftigten Flügel es an dem nötigen Nachdruck fehlen ließ, so daß es hier Albini gelang, den Gegner zu werfen.

Unter dem Eindruck dieses Erfolges setzte der kurmainzer Kanzler für den 12. Juli einen Vorstoß gegen die ganze Linie des Feindes, leider in laienhafter Weise, an. Erfolg hatte nur der rechte Flügel, der über Wilhelmsbad-Hochstadt gegen Bergen vorging. Unsere Jäger in der Avantgarde hatten im ersten Ansturm die feindlichen Vorposten bei Hochstadt geworfen und kämpften sich über Bischofsheim nach der Berger Höhe heran. Es gelang ihnen auch, den Wald hart östlich von Bergen zu gewinnen, wo sie sich im Anschluß an Teile der kurmainzer Regimenter von Rüdt und von Knorr immer schwieriger gegen die fortwährend von Frankfurt herangezogenen französischen Verstärkungen hielten. Als nun auch noch ein unausgebildetes Milizbataillon Verwirrung in der Plänklerlinie anrichtete, gab der kurmainzer Oberst von Zweyer seinen errungenen Erfolg auf und ordnete den Rückzug an, der vom Gegner nur wenig belästigt wurde.

In dem Gefechtsbericht wird mit besonderer Anerkennung der Führer der 2. Jägerkompagnie, der spätere Nassauer von Schäffer genannt, dem die schnelle Einnahme Bischofsheims zugesprochen wird.

Die Franzosen wagten an den folgenden Tagen keinen Angriff, sondern verstärkten ihre Stellungen bei Bergen und Neu-Isenburg; Albini, der Unterstützung von Würzburg erhalten hatte, plante seinerseits eine Wiederholung des Angriffs, als am 18. Juli durch einen französischen Offizier die Mitteilung des zwischen Obergeneral Moreau und Feldmarschall Kray geschlossenen Waffenstillstandes einlief, der auch auf diesem Kriegsschauplatz den Feindseligkeiten Einhalt gebot.

Ein liebenswürdiger Abschiedsbrief des direkten Vorgesetzten der Scheitherschen Jäger an ihren Kommandeur zeigt, daß sie sich in dem kurzen Feldzuge gut gehalten hatten. Oberst von Zweyer dankt hierin dem Führer wie den Untergebenen für die außerordentliche Bravour, den rastlosen Eifer und die strenge Disziplin, mit der sich das Korps in den verschiedenen feindlichen Affären so vorzüglich in jeder Gelegenheit ausgezeichnet habe.

Die Friedensverhandlungen zu Paris verliefen indes im Sande und endigten mit der Absage der Waffenruhe auf den 26. November.

Die Scheitherschen Jäger waren, als im englischen Solde stehend, bereits vorher dem kurmainzer Verbande unter Albini entzogen und unter den Befehl des Oesterreichers Freiherrn von Simbschen getre-

ten, der in Gemeinschaft mit dem Grafen von Klenau auf dem rechten Flügel des österreichischen Heeres die Flankensicherung übernahm. Auf die Tätigkeit des Scheitherschen Korps in dieser Zeit näher einzugehen, versage ich mir, da sie sich außerhalb des nassauischen Gebietes, in der Nähe von Nürnberg, abspielt. Eine kurze Uebersicht hierüber bietet ein Brief des Majors von Scheither an Hauptmann von Schäffer, der gewissermaßen einen Qualifikationsbericht über letzteren gibt. In demselben heißt es:

„Als das Korps am 3. Dezember 1800 aus dem hohen Gebirge des Steigerwaldes der von Kloster Eberach schon über Burg Eberach hinaus vorgedrungenen Armee des feindlichen Obergenerals Angereau bei Sandbach in den Rücken fiel, die 21. Halbbrigade ins Gebirge sprengte, viele Feinde tötete und Gefangene machte, auch sehr viel Bagage und selbst Trophäen eroberte, so trug er (Schäffer) ganz besonders dazu bei, dem Korps zu diesem gefahrvollen Schritt Mut einzuflößen, welches um so wichtiger war, da das Korps ganz von der Armee abgesondert am Fuße des Gebirges war.

Als das Korps in der Nacht vom 16. auf den 17. Dezember von Happurg aus den Feind in dem mit Mauern umgebenen Städtchen Lauf überfiel und mit vielen Verlusten zurücktrieb, so griff er den Feind mit 200 Mann beinah ganz im Rücken an, brachte ihn dadurch zum Weichen, welches in jener äußerst dunklen Nacht allerdings ein sehr kühnes Unternehmen war.

Am 19. Dezember erreichte er zuerst die Verbindung ohnweit Nürnberg mit dem Korps d'armée des Herrn Generalfeldmarschall-Leutnants Graf von Klenau, und am 20., als das Korps die Avantgarde des mit einer ganzen Armee-Division in Nürnberg stehenden Feindes auf beiden Pegnitzufern angriff, in seine Linien zurückwarf, seine Ausfälle abschlug, so zeigte sich sein kriegerischer Geist in seiner ganzen Größe. Beinah an seiner Seite war sein geliebter Bruder, ein allgemein geschätzter Offizier, durch eine feindliche Gewehrkugel getötet.

In den folgenden Gefechten bei Mirndorf und Bagersdorf an der Rednitz, zu welchen das Korps nach sehr beschwerlichen Märschen gelangte, gab er Beweise seiner Ausdauer, seiner Kenntnisse und Bravour, sowie er dann auch in der Nacht vom 27. auf den 28. Dezember die feindlichen Piketts auch noch da überfiel, wie die angeordnete Retraite ausgeführt wurde, und dadurch den Feind, statt zu folgen, die ganze Nacht unter dem Gewehr hielt."

Der Brief beweist die in Nassau bekannten hervorragenden militärischen Tugenden Schäffers, zeigt aber auch, daß die kriegerische Tätigkeit der Scheitherschen Jäger im Dezember gleichwertig der im Juli bewiesenen ist.

Der Friede von Lunéville setzte weiteren Taten des Korps ein Ende; erst nach sechs Jahren, in nassauischen Diensten, sollten die früheren Scheitherschen Jäger neuen Lorbeer dem im Jahre 1800 gepflückten hinzufügen.

Spinnstuben-Geschichten II.

4) Von C. Trog. (3. Fortsetzung.)

Die Leute in dem Pfalzdorfe waren katholisch; und der Schwab war lutherisch. Das nahmen ihm die Leute weiter nicht übel; aber es dauerte nicht lange, da stellte es sich heraus, daß der Schwab noch mehr wie lutherisch, daß er ein unheimlicher Geselle war, soweit die Haut über ihn ging. Er war hoch und stämmig gewachsen, sein Gesicht war leichenblaß, seine Haare pechrabenschwarz, und der krause schwarze Bart stand ihm bis auf die Backenknochen hinauf; die dunklen Augen lagen ihm tief im Kopf, und geredet hat er nur was notwendig war. Nur wenn die Rede aufs weltliche und geistliche Regiment kam, dann tat er das Maul weit auf und schimpfte und vermaledeite es graulich. Dann verfärbte sich sein bleiches Gesicht; es stieg ihm das Blut in den Kopf, daß ihm die Adern schwollen auf der Stirn und die Nase stahlblau anlief. Dabei schlug er auf den Tisch, daß sich die Platte bog und man die Spur von den fünf Fingern drauf sehen konnte. Wer ihm zuhörte, dem gruselte es; aber keiner hatte so viel Kurasche, ihm einen Riegel vors gottlose Maul zu schieben, denn der Schwab war stark und gewalttätig, und er nahm es mit jedem auf, auch mit zwei oder drei, wenn Not an den Mann ging, und jeder bekam einen tüchtigen Denkzettel von ihm. Deshalb glaubten die Dorfburschen, es helfe ihm dabei einer, vor dem ein ehrlicher Christenmensch das Kreuz macht. Wenn er im Zorn war, dann sah er fürchterlich aus; dann knisterten ordentlich die Haare an seinem Kopf und Bart, und er sah dann aus wie ein Blutsauger. Und man sollte es nicht für menschenmöglich halten, trotzdem hatten sich alle Mädchen im Dorfe in den giftigen Schwab verschossen.

Die Bauern im Dorfe wären ja den Schwab gern los gewesen; aber sie hatten ihn aufgenommen und jetzt besaß keiner das Herz, ihm den Laufpaß zu schreiben. Zudem verstand er sein Handwerk, wie kein zweiter, und er handhabte die Kelle und den Hammer meisterhaft. Einmal brach das Turmgerüst, und ein Geselle stürzte herunter; da fing ihn der Schwab, der eben dastand, mit den Armen frei in der Luft auf und stellte ihn frisch und gesund auf den Erdboden neben sich, daß der Geselle gar nicht wußte, wie ihm geschah.

In einem Ding war aber der Schwab kalt; man hätt's nicht denken sollen. Die Blicke der schönen Mädchen glitten an ihm ab, als wäre er nur aus Stein gemeißelt. Nur auf des Schulzen Tochter, die Lore, hatte er ein Auge. Bei der Lore war's aber just umgekehrt. Sie war des Schulzen jüngstes Kind, schlank gewachsen wie eine Rehgeiß; sie hatte ein wundersam schönes Gesicht, dunkle Haare und Augen wie Schwarzkirschen. Die Lore war ein frommes und freundliches Mädchen und auch fleißig, obgleich ihrem Vater die Taler im Kasten wuchsen wie die Schlehen

auf dem Busch. Dabei hielt sie gute Freundschaft mit Gott und der Welt, den Schwab ausgenommen, vor dem ihr graute. Es ward ihr in der Seele bang, wenn er ihr in den Weg trat, und doch geschah das von Tag zu Tag häufiger. Nach und nach nistete sich der Schwab im Hause ihres Vaters ein; denn dieser war auch auf das weltliche und geistliche Regiment nicht gut zu sprechen, drum tat es ihm wohl, wenn ihm einer von Zeit zu Zeit den Groll gegen beides aufwärmte. Das aber verstand der Schwab aus dem Fundament. Jeder hörte ihm dann gern zu, denn es floß ihm von den Lippen wie Wasser; besonders aber lauschte der Schulze, der stark stotterte und mit der Rede nicht vorwärts kam, also auch nicht mit dem „Schennen". Es freute den Schulzen, daß der Schwab immer gleich das Wort für das fand, was ihn wurmte, und so kam es, daß beide bald dicke Freunde waren.

So ging es das Frühjahr und den Sommer hindurch fort, und im Spätherbst war der Kirchenbau fertig, und es fehlte nichts, als den „Gickel" auf den Turm zu setzen, den der Grobschmied des Dorfes so kunstfertig geschmiedet hatte, daß man weit und breit nicht seinesgleichen sehen konnte. Er kostete aber auch ein Heidengeld, und er war schwer, und es blieb allerwege ein gewagtes Kunststück, ihn in die Turmspitze einzulassen, die sich von der Erde aus wie ein Zahnstocher ansah. Das sollte aber auch einen ordentlichen Festtag geben in der Gemeinde, denn damit war das Gotteshaus äußerlich vollendet.

An dem bestimmten Tage war die ganze Gemeinde vor der Kirche versammelt; auch viele Leute aus den Nachbardörfern waren gekommen, um zuzusehen. Alle zerbrachen sich die Köpfe, wie der Gickel ohne Unglück auf seinen luftigen Platz zu bringen sei.

Der Schwab war auch da. Mit verkreuzten Armen schaute er schweigend drein und verzog ab und zu höhnisch den Mund über das „Gebabbel", als dächte er, daß die Bauern doch allmiteinander Schafsköpfe wären. Der Schneiderjakob, der sein Maul auch immer vorn hatte, stand neben ihm und mochte ihm seine Gedanken vom Gesicht ablesen; denn er stieß ihn mit dem Ellenbogen an und sagte laut, daß es alle Leute hörten:

„Schwab, ei so helft Ihr uns doch aus der Klemme. Ihr seid ja sonst so ein Gewaltskerl, dem die guten Gedanken im Schädel wachsen wie die Rüben auf dem Acker. Setzt uns den Gickel auf den Turm; es gilt des Schulzen Lore, wenn's Euch glückt. Gelt, Schulze?"

Mit den letzten Worten wendete er sich an den Schulzen, der in seiner Nähe stand. Den Schulzen wurmte aber die Rede; er meinte, der Schneiderjakob wolle ihn „uzen", und weil er sah, wie alle Leute höhnisch lachten, und weil er wußte, daß ihnen allen sein Umgang mit dem Schwab nicht paßte, drum rief er ihnen zum Trotze laut und mit einem krebsroten Kopf: „Ja, Schwab, es gilt!"

Der Schwab war nun auch so brennrot geworden, wie die Ziegel auf dem neuen Kirchendach, und sein borstiges Haar knisterte wieder wie immer, wenn ihm etwas besonders durch die Seele fuhr. Erst sah er den Schulzen lang und breit an, dann streckte er ihm die rechte Hand entgegen und forderte Wort und Handschlag zur Bestätigung des Versprechens. Und was kein Mensch erwartet hatte, das geschah: der Schulze schlug lachend ein, aber mit der Bedingung, daß er das Werk ganz allein ohne eines Menschen Hilfe, ohne Leiter und Stange zu Wege brächte, und die Leute lachten mit, weil sie den Handel als einen Spaß ansehen und ihnen die Erfüllung dieses Versprechens beiderseits unmöglich erschien. Der Schwab lachte aber nicht, er rief allen Ernstes hellaut: „Ihr Männer, Ihr habt gehört, was es gilt. Ich bleib' dabei, morgen früh um neun setze ich den Gickel auf die Turmspitze — wie ich geh' und steh' —, mutterseelenallein!"

Jetzt gruselte es den Leuten vor dem Schwab, und der Grobschmied zischelte seinem Nachbar ins Ohr: „Wahrhaftig, der Kerl sieht mir danach aus, als sei das nicht der erste Hahn, den er auf die Dächer setzt!" —

Die Leute gingen nun heim, der Schulze auch; er lachte, aber man sah es ihm doch an, daß ihm das Lachen nicht vom Herzen kam und daß ihm der Handel mit dem Schwab gar nicht paßte. Daheim kam er mit seiner Neuigkeit auch schlecht an; die Lore weinte und jammerte, und sagte, sie möchte eher in den Tod gehen, als den unheimlichen Schwab zum Mann nehmen. Aehnliches sagten die Mutter, der Bruder, die Schwester, und selbst die Magd redete mit drein, und so wurde es dem Schulzen ganz schwül und ängstlich zu Mut, und zuletzt kam eine große Angst über ihn; denn er dachte: Wenn er wirklich einen Bund mit dem Teufel hat, dann setzt er auch den Gickel auf den Turm, und dann ist die Lore verloren. Das wäre ihm aber ganz und gar nicht recht gewesen; denn so viel er auch mit dem Schwab verkehrte, zum Tochtermann wollte er ihn doch nicht haben. Was war aber zu tun! Sein Wort, das er vor der ganzen Gemeinde gegeben, mußte er doch halten. Er machte eine schlaflose Nacht durch, und auch die Lore wälzte sich die ganze Nacht seufzend in ihrem Bette und starb fast vor Herzleid.

Am anderen Morgen früh waren wieder alle Leute vor der Kirche versammelt; der Schwab war am ersten da, und endlich kam auch der Schulze ganz trübselig herbeigeschlottert, und wie er alle die Leute sah und wieder viele aus den Nachbardörfern und auch den Pfarrer, da wurde er kreidebleich. Der Schwab aber rief ihm gleich zu: „Ich halte mein Wort, und Ihr haltet Euer Wort! Sitzt der Hahn auf dem Turm, dann ist die Heirat fertig!"

Nun ging der Schwab durch die kleine Pforte in die Sakristei und von da ins Turmhaus, dann stieg er von Stockwerk zu Stockwerk bis zu den Dachsparren, hob die Ziegel vom Lattenwerk und erkletterte von außen kühn und gewandt die Turmhöhe, so keck und waghalsig wie ein Nachtwandler. Den Leuten drunten wurde schwindlig am glatten Boden, und selbst die Bauleute, die doch auch schon auf manchem Turm herumgeklettert waren, getrauten sich nicht ein Wort zu flüstern, um den Schwab droben nicht aus dem Gleichgewicht zu bringen. Derweilen war der bis an die Spitze hinaufgeklettert; dort hatte er das eine Ende des Seils, das er sich unten um die Schul-

tern gewunden hatte, um die Balken geschlungen, und dann schleuderte er das andere Ende zur Erde hinab. Die Bauleute banden nun den Gickel an das Seil fest, und dann machte dieser seine Fahrt in die Höhe. Es war gerade, als wäre der Gickel aus Korkholz gemacht, so leicht zog ihn der Schwab empor, bis er ihn mit den Händen erreichen konnte.

Jetzt kam aber noch das schwerste Stückchen Arbeit. Die eiserne Stange, worauf der Gickel saß, war hoch und schwer, und der Schwab mußte ganz allein die Last emporheben und die Stange ins Loch der Turmspitze bringen. Erst band er sich das Seil um den Leib, und dann band er sich selbst ans Gebälke fest. Wie das getan war, packte er die Eisenstange, und mit einem kräftigen Schwung fuhr sie mit dem Gickel in die Höhe, die Eisenstange rasselte ins Loch, und der Gickel glitzerte droben im hellen Sonnenschein. Drunten schrien die Leute vor Freude laut auf, und droben schwang der Schwab seine Mütze und tat einen gewaltigen Juchzer. Der Schulze aber kriegte eine Farbe wie frisch gefallener Schnee, und es fehlte nicht viel, so wäre er ohnmächtig zusammengebrochen; denn er hatte die Wette und auch seine Tochter verloren.

Soweit war alles gut gegangen; unten plauderten die Leute durcheinander, wie droben alles so schön gegangen sei; nur die, die um den Schulzen herumstanden, hatten anderes zu tun; denn dem war es nachgehends wirklich flau geworden, und man mußte ihn halten und stützen.

Auf einmal aber tönte ein schrecklicher Schrei aus der Höhe, und unten schrien zugleich auch die Leute entsetzt auf. Was war passiert? Der Schwab war dran gewesen, das um den Balken gebundene Seil loszumachen, und weiß der Himmel wie es geschah, daß ihm der Wurf einer Schlinge nicht gelang, daß das Seil sich an einem Flügel des Gickels verwickelte und eine so starke Schwingung erhielt, daß es den Schwab aus seinem sicheren Sitz im Lattenwerk des Daches herausschnellte. Er wäre sicher auf die Erde hinabgestürzt, wenn ihm das Seil nicht auch um den Leib geschlungen gewesen wäre; jetzt hielt er sich mit beiden Händen und mit aller Kraft an diesem Seile fest. So hing er nun frei droben in der schwindligen Höhe, ungefähr eine Elle weit vom Dachgesimse ab. Wie der erste Schrecken bei den Leuten unten vorbei war, eilten ein paar Bauarbeiter in die Kirche und den Turm hinauf, um den Schwab zu retten, unten aber gab es ein gewaltiges Geschnatter; denn jeder rief dem Schwab seinen guten oder schlechten Rat hinauf.

Der Schwab hing also an dem Seil, das er sich um den Leib gebunden hatte, in freier Luft, und die Schlinge am einen Ende des Seils hatte sich um einen Flügel des Gickels verschlungen, so daß dieser die ganze Last zu tragen hatte. Der Schwab wartete aber die Hilfe der Bauleute nicht ab; denn er war gewohnt, sich selbst zu helfen. Deshalb versuchte er mit der linken Hand den Seilknoten von seinem Leibe aufzulösen, während er mit der rechten Hand das Seil fest umklammerte, so daß nur seine rechte Hand das ganze Gewicht seines Körpers zu tragen hatte. Unter der Zeit war einer von den Bauleuten durch den Turm bis zum Schalloch geklettert, und kaum Mannshöhe davon hing der Schwab; der Retter konnte das Ende des Seiles erreichen, und man hörte unten wie er dem Schwab zurief. Der Schwab hatte endlich den Leib vom Seile frei gemacht; er war drauf und dran, sich die kurze Strecke langsam an dem Seile zum Schalloch hinabzulassen, und die Rettung schien nahe und gewiß. Drunten lag wieder eine lautlose Stille über den Leuten; die Todesgefahr des Menschen droben schnürte die Kehlen und die Herzen zusammen. Noch ein paar Zoll, und die Hand des Retters konnte ihn fassen —, da dröhnte und krachte es plötzlich auf der Turmspitze entsetzlich; der Hahn droben, der die Last, die an dem in seinen Flügeln verwickelten Seile hing, nicht mehr zu tragen vermochte, brach von seiner Stange ab; das Seil machte einen Ruck, und mit Blitzesschnelle fuhr der Schwab weit unter das Schalloch hinab. Noch hielt er das Seil fest, obwohl das Blut von seinen geschundenen Händen floß; aber der schwere eiserne Hahn rutschte langsam über das Dach herab — Gottes Finger zeigte ihm den Weg —; er fiel endlich rascher abwärts und traf mit seinen schweren Flügeln des Schwaben Kopf. Ein furchtbarer Weheschrei ertönte — dann lag der unheimliche Schwab zerschmettert und tot auf der Erde.

Das war Gottes Gericht, gewiß und wahrhaftig; denn nachgehends hörte man, daß der Schwab es gewesen, der in Weinsberg den Grafen Dietrich vom Kirchturm herabgeschleudert hatte, daß er in die Lanzen der Bauern fiel und so gespießt wurde. Und wie es dann im Schwabenland mit den Bauern schief ging, machte er lange Beine und kam in die Pfalz, wo ihn Gottes Arm auf der Turmspitze erreichte.

Der Schulze ist von selbiger Zeit an melancholisch geworden und hat nicht mehr „geschennt" über Gott und die Welt, und zu dem bißchen was er ab und zu zu sagen hatte, reichte seine stotternde Zunge aus; dazu brauchte er den Schwab nicht. Die Lore, nun ja, die hat als gutes „Christenmensch" den Schwab bedauert; aber mehr noch hat sie unserm Herrgott gedankt, daß er sie durch den rechtzeitigen Todessturz von ihrem Herzweh befreit hat. Sie hat nachgehends einen andern Burschen geheiratet, der ihr lieber war als der Schwab mit dem knisternden Bart und den Stechaugen. —

Das ist die Geschichte von dem „Pälzer Kerchegickel", die das „Herrchen", wenn es lange genug darum gequält worden war, von der Ofenbank herunter zum besten gab. Sowie er bei den „Stechaugen" angekommen war, rutschte er jedesmal von seinem Bänkelchen herunter, klopfte sein Pfeifchen aus und krazelte auf seinen dünnen Beinchen in sein Aushaltsstübchen; denn nach dieser Leistung hatte er nach seiner Meinung für den Abend genug getan.

Der Bauer und der Geißenhirte.

Es war einmal ein Bauer, vor dem seinem Hause stand eine hohe Linde; der Bauer war aber so dumm und einfältig, daß er sein Haus nur an der Linde erkennen und wiederfinden konnte. Einmal ackerte er auf seinem Felde, und dabei stieß er mit dem Pflugeisen auf einen festen Gegenstand, und wie er den dann von der Erde freimachte und heraushob, da war's ein großer Topf mit Geld. Ein anderer Finder hätte nun den Gaul ausgespannt und wäre mit

seinem Schatze heimgeeilt; dieser Bauer aber stellte den Topf neben hin und ackerte ruhig weiter, als wäre nichts passiert. Es dauerte nicht lange, da kam ein Handwerksbursche — es war ein Schneidergeselle — des Weges daher, und der sprach den Bauer um einen Zehrpfennig an. Und der Bauer zog sein Geldbeutelchen heraus und gab ihm ein Geldstück und sagte: „Dafür mußt du mir nun einen Gefallen tun, dort steht ein eisernes „Dippe" voll Geld, das trage hinunter ins Dorf in mein Haus, das du an der hohen Linde erkennst, die davor steht." Der Schneider sah den Bauer groß an; denn er meinte, der wolle sich einen Spaß mit ihm machen; dann aber nahm er den Topf mit dem „himmelvielen" Geld und trabte dem Dorfe zu. Hier suchte er die große Linde, und wie er sie gefunden hatte, ging er in das Haus und gab der Hausfrau richtig den Topf mit dem Geld. Es war eine schöne und kräftige Frau, und der Schneider dachte: Wenn du die zur Frau hättest und das viele Geld, dann wärest du schön heraus, und du brauchtest nicht mehr in der Welt herumzulaufen. Die Frau stellte dem Schneider ein Butter- und Käsebrot hin und auch einen Schnaps, und das gefiel dem Burschen, und er dachte: Wenn du doch immer hier bleiben könntest. Er ließ sich's gut schmecken und erzählte der Frau lustige Geschichtchen, so daß die fast gar nicht mehr aus dem Lachen herauskam. Da dachte der Schneider: Jetzt ist das Eisen heiß, und er fragte die Frau, ob sie ihn heiraten wollte; sie wollten dann immer ein lustiges Leben führen. Das war der Frau gleich recht; denn sie hatte ihren hellen Spaß am Schneider, und weil man damals zu jeder Stunde heiraten konnte, wie man Lust dazu hatte, so liefen sie gleich ins Pfarrhaus und ließen sich trauen, und dann liefen sie heim und sägten die hohe Linde vor dem Hause um und schafften ihr Holz beiseite, damit der Bauer, wenn er am Abend vom Felde heimkomme, das Haus nicht wiederfinden könne.

(Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

Rh. K. **Bürgeraristokratie.** Unter dieser Spitzmarke lesen wir im „Rheinischen Kurier": Am 23. Juli konnte der jetzige Besitzer der Laukenmühle, Herr Nikolaus Schiefferstein im Wispertale, die 300 jährige Seßhaftigkeit seiner Familie in diesem idyllischen Punkte feiern. Diese Mühle, die früher den Namen „Mainzer Stiftsschloß Luckenmühle" trug, ging nach dem Erbleihbriefe vom 23. Juli 1604 des Erzbischofs Johann Schweikart von Mainz an die Eheleute Hans und Christian Endres zu Geisenheim, sowie an Peter Schiefferstein von Kirdorf gegen einen Kaufpreis von 400 Gulden und eine jährliche Abgabe von 12 Malter Korn und 18 Gulden bar über, und zwar mit der Bestimmung, daß die neuen Besitzer dieselben Gerechtigkeiten genießen sollten, welche der Mühle von jeher im Burgfrieden zugestanden und die vorigen Müller in Brauch gehabt haben. Etwa in der Mitte des romantisch schönen, stets abwechslungsreichen Wispertales findet sich die „Lauxburg", die nach alten Urkunden und Lesebriefen hauptsächlich den Zweck gehabt zu haben scheint, daß hier die Kurfürsten und Beamten desselben bei ihrer Anwesenheit in der Gegend ein Absteigequartier hatten. Ueber das Schlößchen geben Urkunden aus dem Jahre 1424 diese Nachrichten, daß Erzbischof Konrad von Mainz dasselbe mit der Mühle einem Kuno von Scharffenstein und Adam von Allendorf amtsweise auf Lebenszeit einräumte. Gustav Freiherr Schenck zu Schweinsberg berichtet nach seinen Forschungen, daß sich die „Luckenmule daz Huß" bereits 1390 als mainzisches Lehen im Besitz des Johann Großer von Rüdesheim befand. — Nach den Chroniken hat die Familie Schiefferstein auf ihrer Besitzung großen Schaden durch Wasser, Frost, Wild und Mäuse erlitten. So wird beispielsweise berichtet, daß im Jahre 1764 die Wisper so groß war, daß dem Müller oberhalb Gerolstein (hier befand sich 1663 eine erste Ansiedlung von Steinbrechern) 7 Stück Rindvieh ertranken. Am 7. Februar 1812 und im Jahre 1856 trat der Wisperbach abermals verheerend über seine Ufer und richtete so umfangreiche Beschädigungen am Mühldamm und Gebäuden an, daß die Wiederherstellungsarbeiten im zuerst genannten Jahre 200 und im zuletzt genannten 800 Gulden Kosten verursachten. Die Mühle wurde 1863 verkauft; die jetzige Restauration Lauxburg erwarb der Bruder des Verkäufers, Philipp Schiefferstein. Im Jahre 1874 wurde die Erbleihe abgelöst, und Mühle und Hofgut wurden freies Eigentum. Als im Jahre 1856 die Wisperstraße gebaut wurde, hob sich der Verkehr im Wispertal, und der vorhin genannte Besitzer eröffnete auf seinem Besitztum eine Gastwirtschaft. Dessen Sohn und jetziger Besitzer des Anwesens, Nikolaus Schiefferstein, schuf durch Neubauten so viel Raum, daß hier gut 20 Logiergäste Unterkommen finden können. Seit etwa Jahresfrist wird mit gutem Erfolge, an Stelle der eigentlichen Mühle, Forellenzucht betrieben.

Königliches Theater zu Wiesbaden.

Das Königliche Theater bleibt Ferien halber vom 11. Juli bis 31. August geschlossen.

Nachzutragen ist noch, daß am 8. Juli die Primaballerina Frau G. Quaironi-Ruppel zum letztenmal auftrat. Sie hat zehn Jahre hindurch unserer Hofbühne angehört und durch ihre Meisterschaft in Terpsichores Kunst alle, die sie sahen, entzückt. Ihre Abschiedsvorstellung („Puppenfee") brachte ihr eine verdiente glänzende Ehrung.

Literatur.

* **Oberursel und seine Umgebung.** 64 S. u. Anhang. Herausgegeben vom Taunusklub Oberursel. — Ueber das alte Königsteiner Städtchen ist in der letzten Zeit eine Reihe beachtenswerter Publikationen erschienen, denen sich die vorliegende würdig anschließt. Sie soll ein Führer für Touristen und Sommerfrischler sein und wird ihren Zweck vollständig erfüllen. Eingeleitet wird sie durch ein Gedicht des poesiebegabten Rektors Koulen, dann wird ein interessanter Ueberblick über Statistik, Geschichte, Kulturgeschichte und Topographie gegeben. Eigenartig und ein recht nettes Intermezzo ist der folgende Abschnitt: Sagen und Sitten. Große Sorgfalt ist auf die Beschreibung der Wanderungen in die Umgebung verwandt. Ebenso passend sind die Nachweise über klimatische und hygienische Verhältnisse. Auch auf die Flora der Umgebung ist hingewiesen. Der Annoncenanhang ist Beweis für die lebhafte gewerbliche und industrielle Tätigkeit des Städtchens. Die Ausstattung ist sehr löblich; der alte Ruf der Urseler Druckerei hat sich bewährt, und die beiden Karten (ein Ravenstein, Osttaunus, und ein Stadtplan) sowie die Illustrationen sind ebenfalls schön. Ein Bild haben wir vermißt: die alte Dingstätte vorm Schützenhofe. Auch das Inhaltsverzeichnis darf nicht fehlen.

* **Führer über die nassauischen Kleinbahnen Sankt Goarshausen—Nastätten—Zollhaus und Oberlahnstein—Braubach—Nastätten.** 63 S. Niederlahnstein, H. Reifenrath, Selbstverlag. — Der Einrich war bisher ein etwas vernachlässigtes Gebiet unserer nassauischen Hei-

mat; erst die Kleinbahnen haben ihn „aufgeschlossen". Umso willkommener wird dem Touristen, überhaupt dem Reisenden der vorliegende Führer sein. An seiner Hand kann man die Kleinbahnstrecken und das Gebiet ihrer Umgebung bequem „abklopfen" und erhält zugleich die entsprechenden notwendigen geschichtlichen und topographischen Belehrungen, wie auch ferner auf jede beachtenswerte Naturschönheit aufmerksamkeit gemacht wird. Das Führerchen ist wieder ein Beweis dafür, daß auch ein gebildeter Laie mit Lust und Liebe zur Sache etwas recht Schönes in erwähnter Beziehung leisten kann. Gut gelungene Illustrationen und ein Uebersichtskärtchen erhöhen den Wert des Büchleins, dem wir einen flotten Absatz wünschen, schon aus dem Grunde, weil sein Reinertrag zu einem guten Zweck (Bau der evangelischen Kirche in Niederlahnstein) bestimmt ist.

Neues aus Nassau.

Herr Landrat Büchting in Marienberg hatte die Güte, uns mitzuteilen, daß Bürgermeister M. Heidrich zu Hölsenhausen (Oberwesterwald) seit 1857 ununterbrochen und noch körperlich und geistig frisch seinem Amte vorsteht. Am selben Tage schrieb uns Herr Dekan Bauer in Ruppertshofen, daß Bürgermeister H. Wagner am genannten Orte im Oktober sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum (also seit 1854) feiern kann und bei seinen 88 Jahren noch verhältnismäßig rüstig ist. Herr Baumschulbesitzer Lüttich in Oberursel meldet Bürgermeister Ch. Strobel, Niederlahnstein, mit 41 Dienstjahren an.

Der Privatdozent Dr. F. Henrich in Erlangen hat die Radioaktivität (wunderbares Wort!) der Gase der Adlerquelle zu Wiesbaden nachgewiesen. Nun werden wir wohl bald den Verjüngungstrank aus den Wiesbadener Thermen schöpfen.

Am 8. Juli fand zu Assenheim i. d. Wetterau die Beisetzung der am 5. Juli verstorbenen Gräfin Anastasia von Solms-Rödelheim, geborene von Pappenheim (geb. 1862), Gemahlin des Grafen Franz statt.

Am 10. Juli feierte der älteste Turnverein Nassaus, der zu Idstein, sein 60. Jahresfest.

Am 13. Juli ist das „Fliednerheim" zu Eppstein eingeweiht worden.

Am 15. Juli wurde das neuerrichtete Polizeidirektionsgebäude (mit Polizeigefängnis) zu Wiesbaden dem Verkehr übergeben.

Am 16. Juli ist der neue Emser Schlachthof seiner Bestimmung übergeben worden.

Am 14. August wird der frühere Lehrer und jetzige Kurwirt in Eppenhain, A. Gasser, 70 Jahre alt. Gasser ist besonders für die Hebung des Vereinslebens der nassauischen Volkslehrer, für deren materielle Besserstellung und intellektuelle Fortbildung unermüdlich tätig gewesen. Nach seiner Pensionierung in 1895 hat er in dem am Rossert gelegenen Eppenhain die Luftkur und Sommerfrische begründet, die den Ort zu einem allerseits sehr besuchten gemacht hat.

Königstein erhält vom 16. August ab ein Katasteramt.

Für die neue Höchster katholische Kirche ist an der Ecke von Kaiser- und Schillerstraße definitiv ein Bauplatz erworben worden.

Das sogenannte Dernische Terrain zu Wiesbaden (Gebiet südlich vom Neuen Rathause) soll, nachdem es fast 20 Jahren seiner Bestimmung harrte, bebaut werden, und zwar will die Stadt selbst die Bebauung (eigene Verwaltungsgebäude und vermietbare Geschäftshäuser) in die Hand nehmen.

Der Westerwaldklub zählt jetzt 46 Untervereine mit 4500 Mitgliedern. Er wirkt nach wie vor eifrig. Einheitliche Wegemarkierung durch Aluminiumschildchen für 4 Hauptwanderungen von Ost nach West, vom Rhein zur Dill, und für 7 Hauptwanderungen von Nord nach Süd, von der Sieg resp. Heller bis zur Lahn, in einer Gesamtlänge von mehr als 1200 Km. ist in der Ausführung begriffen und wird noch in diesem Sommer zu Ende geführt. Die End- und Kreuzungspunkte dieser Hauptwanderungen erhalten große Orientierungstafeln aus Aluminium. Auf diese Weise werden alle größeren Ortschaften und alle landschaftlich schönen Punkte im Westerwalde dem großen Touristenverkehr aufgeschlossen werden.

S. K. H. der Großherzog Adolf von Luxemburg, Herzog von Nassau, hat durch Patent d. d. Hohenburg, den 16. VII. dem Herausgeber der „Nassovia" den Titel eines Großherzoglich Luxemburgischen Hofrats huldvollst zu verleihen geruht, was den geehrten Lesern hierdurch geziemend mitgeteilt wird.

Nassauischer Geschichtskalender.

5. August.

1388. Philipp, Herr zu Falkenstein und Münzenberg wird aufs neue von Fulda mit dem Dorfe Richolffheym (Reichelsheim) beliehen. Doch im selben Jahre vertauschte Werner von Falkenstein, Kurfürst-Erzbischof von Trier, seinen Teil von diesem Dorfe an seinen Neffen, Philipp von Nassau, gegen einen Teil des Gerichts Gambach.

1525. Die städtische Selbständigkeit Limburgs wird beschränkt, und die Stadt wird dadurch Trier völlig landsässig, unter dessen Hoheit sie schon seit dem Aussterben der Herren von Limburg, 1406, stand.

10. August.

1328. Graf Johann von Nassau-Dillenburg bleibt in einer Schlacht bei Wetzlar als Verbündeter von Mainz gegen Hessen. Er war ein Mann, der den größten Teil seines Lebens im Harnisch und unter Fehden zugebracht hatte. Die Burgen Eigenberg und Löhnberg hat er erbaut und die zu Beilstein, die einer gleichnamigen Dynastenfamilie angehörte, erworben.

1597. Stadt und Herrschaft Westerburg werden von der Pest heimgesucht. An diesem Tage stirbt die Gräfin-Mutter Ottilie; ihr folgen binnen zwei Wochen ihre beiden Söhne Albrecht Philipp und Johann Philipp und mehrere Beamte ins Grab.

15. August.

1559. Johann Meichsner, ein ausgezeichneter Jurist und diplomatischer Geschäftsmann, von Augsburg gebürtig, wird bei dem Grafen Wilhelm dem Reichen zu Dillenburg Rat und Diener. Von Dillenburg kam er am 20. Oktober 1572 als kaiserlicher Kammergerichtsbeisitzer nach Speier, wo er 1582 noch lebte. Er war auch Schriftsteller.

1699. Fürstin Elisabeth Charlotte von Nassau-Schaumburg nimmt die aus Piemont flüchtenden Waldenser auf und gründet die Niederlassung Charlottenberg bei Holzappel.

Briefkasten.

J. B. in G. Reicher Segen! Nach und nach wird er sich vermindern — durch Verwertung. Frdl. Gruß.

C. B. in R. Besten Dank. Sie können den Artikel über W. im Herbste (schon im September) einsenden. Freundl. Gruß.

H. G. in M. Leider beides nicht zu verwerten.

Den geehrten Lesern und Mitarbeitern zur Nachricht, daß der Herausgeber vom 30. Juli bis 22. August verreist ist. Die Nummer 16 wird indes rechtzeitig ausgegeben.

Redaktionsschluß: 23. Juli.



№ 16. Wiesbaden, den 16. August 1904. 5. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20, beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Das letzte Gebet.

In einem Streite schwer getroffen,
Liegt sterbend er im Wald am Rain;
Er fühlt's, vergeblich ist's zu hoffen,
Auch löst ja Tod von Qual und Pein.

„O könnte man mich doch begraben
In meiner Heimat an dem Ort,
Wo dürres Holz gesucht wir haben;
Es roch so schön nach Veilchen dort.

Auch stand da irgendwo im Walde
Ein altes Muttergottesbild;
Im Antlitz manche Kummerfalte,
Blickt's doch herab so gut und mild.

Hier ließ mich Mutter niederknien,
Hat mich gelehrt mein erst' Gebet;
Doch, als ich in die Welt mußt' ziehen
Sind jene Worte all' verweht!

Ob das Gebet ich wiederfände,
Ob's meinem Herzen brächte Ruh?
Er faltet seine steifen Hände:
„Gegrüßet seist, Maria, du!"

Wie ging es weiter?: „Für uns bitte,
Die wir gar arme Sünder sind!
Du lenktest meine Kinderschritte,
Nimm nun – zu dir – das – große – Kind!"

So betend ist er sanft entschlafen —
Die Sonne durch die Büsche bricht,
Und ihre letzten Strahlen trafen
Ein still verklärtes Angesicht.

Josephine, Gräfin zu Leiningen-Westerburg.







Hölderlin in Homburg, 1798–1800 und 1804–1806.

Zur hundertjährigen Erinnerung.

2) Von Theodor Gesky. (1. Fortsetzung.)

Hölderlin hat die geliebte Frau als Diotima in seinem „Hyperion in den schönen, tiefempfundenen Versen besungen:

„Ich habe dich gefunden!
Schöner als ich ahnend sah,
In der Liebe Feierstunden —
Hohe, Gute! bist du da.
O der armen Phantasien!
Dieses eine bildest nur
Du in ew'gen Harmonien,
Froh vollendete Natur!
Diotima, edles Leben!
Schwester, heilig mir verwandt!
Eh' ich dir die Hand gegeben,
Hab' ich ferne dich gekannt.
Damals schon, da ich in Träumen,
Mir entlockt vom heitern Tag,
Unter meines Gartens Bäumen,
Ein zufriedner Knabe, lag,
Da ich in leiser Lust und Schöne
Meines Lebens Mai begann:
Säuselte, wie Zephyrstöne,
Göttliche! dein Hauch mich an."

Das ist mehr, als schwärmerische Freundschaft, das ist tiefe Herzensneigung, die jedoch stets in den Schranken der Sittlichkeit blieb. Daß Hölderlin Susette wirklich liebte, heißer als Luise und Elise, geht schon aus der Tatsache hervor, daß er in den Briefen an seine Familie den Namen der Geliebten verschwieg. Das Schicksal fügte es, daß schon im Sommer 1796 Hölderlin und Frau Gontard sich näher traten. Als nämlich anfangs Juni die Franzosen unter Jourdan die Oesterreicher von Wetzlar gegen Frankfurt zurückdrängten, schickte Gontard seine Frau mit den vier Kindern, einem Knaben und drei Mädchen, unter dem Schutze Hölderlins fort, um sie vor den Unbilden des Krieges zu bewahren. Sie reisten zunächst nach Kassel, wo König Friedrich Wilhelm II. von Preußen damals zum Besuch des Landgrafen von Hessen sich aufhielt, der ihm glänzende Feste gab. In Kassel, wo man einen Monat verweilte, wurden die Anlagen des Augartens, die Gemäldegalerie und das Museum besucht; auch ein Ausflug nach dem Weißenstein, der späteren Wilhelmshöhe, wurde gemacht. Hölderlin lernte in der hessischen Hauptstadt außer mehreren Künstlern auch Heinse, den greisen Dichter des „Ardinghello, kennen. Von Kassel reiste man zusammen mit Heinse nach dem westfälischen Bade Driburg, wo Hölderlin Bäder nahm, und den Mineralbrunnen trank. Die Rückkehr nach Frankfurt erfolgte im September. Diotima war jetzt die Vertraute Hölderlins geworden, vor der er kein Geheimnis hatte. Zu Ostern von 1797 konnte nun der erste Band seines „Hyperion" erscheinen. Auch beschäftigte Hölderlin während des Sommers schon der Plan seines Trauerspiels „Empedokles".

Aber im Herbst 1798 sollte die Katastrophe eintreten, die dem geistigen Umgange der Liebenden ein jähes Ende bereitete. Genauer darauf einzugehen, würde zu weit führen. Auch sind wir über die näheren Umständen nicht völlig sicher unterrichtet. Schon vorher scheint Hölderlin die Unhaltbarkeit seine Stellung im Gontardschen Hause eingesehen und die Absicht gehegt zu haben, sich in Frankfurt, Mannheim oder in einer anderen größeren Stadt als Privatlehrer niederzulassen. Aber nie fühlte er sich stark genug, die Trennung wahr zu machen.

Da ereilte ihn denn das unerbittliche Schicksal. Ob der Anstoß dazu von der Haushälterin des Gontardschen Hauses, einer hübschen schwäbischen Pfarrerstochter, gegeben wurde, die, wie Jügel erzählt, in Hölderlin verliebt war, und die Eifersucht Gontards zu erregen wußte, ist mindestens zweifelhaft. So viel scheint aber fest zu stehen, daß Hölderlin, nachdem Gontard ihn, als er ihn eines Abends im innigen Gespräch mit seiner Frau begriffen, angetroffen, insultiert und beschimpft hatte, das Gontardsche Haus noch in derselben Nacht verließ. Gontard soll seine Uebereilung bald nachher eingesehen haben und von seinem Onkel in Geschäften nach Wien geschickt worden sein, während seine Gattin in der Sorge um die ihr anvertrauten Kinder ihren Schmerz allmählich überwunden und sich in die Trennung von Hölderlin gefügt habe. Aehnlich berichtet auch Varnhagen. Freilich, Hölderlins Ehrgefühl war auf das Tiefste verletzt; doch mit Rücksicht auf Frau Gontard, und um nicht noch mehr Aufsehen zu erregen, verzichtete er darauf, sich Genugtuung zu verschaffen. Am 10. Oktober 1798 teilte er bereits seiner Mutter in einem Briefe mit, daß er nach Homburg gezogen sei. Ueber den wahren Grund schweigt er allerdings; gegen den Schluß schreibt er wörtlich: „Ich erklärte Herrn Gontard, daß es meine künftige Bestimmung erfordere, mich auf eine Zeit in eine unabhängige Lage zu versetzen; ich vermied alle weiteren Erörterungen, und wir schieden höflich auseinander." —

Hölderlin ging jedoch nicht nach Jena, das damals der Mittelpunkt des geistigen Lebens in Deutschland war, und wo er mit Schiller und Fichte verkehren konnte, sondern er wandte sich, um in der Nähe Diotimas bleiben zu können, wie wir eben sahen, nach dem benachbarten Homburg, wozu ihm allerdings auch sein Freund Sinclair riet. Hölderlin bezog eine freundliche, stille Wohnung im Hause des Glasers Wagner, mit der Aussicht auf das Feld,

Gärten vor dem Fenster und einen Hügel mit Eichen, im Hintergrunde ein liebliches Wiesental. „Da geh' ich dann hinaus" — schreibt er seiner Schwester — „wenn ich von meiner Arbeit müde bin und setze mich in die Sonne und sehe über Frankfurt in die weiten Fernen hinaus." Er führte mit Frau Gontard einen verschwiegenen Briefwechsel, der beiden zu großem Trost gereichte. Der Verlust dieser Briefe ist sehr zu beklagen; sie würden uns bestimmten Aufschluß über das ganze Verhältnis gegeben haben. Die Briefe Diotimas hatte Frau Professor Arnold in Heidelberg, eine Nichte Hölderlins, in Besitz, die ihre Veröffentlichung nicht gestattete und die Briefe vor ihrem Tode verbrannt haben soll.

Vertrauten, freundschaftlichen Umgang hatte Hölderlin in Homburg mit Sinclair; außerdem fand er dort einen kleinen Kreis geistig ebenbürtiger Männer, unter denen der bekannte Hofrat Gerning die erste Stelle einnahm. Am Hofe des Landgrafen Friedrich V. von Hessen-Homburg, einem der edelsten Fürsten seines Zeitalters, wurde er, durch Sinclair vorgestellt, freundlich empfangen. Der Prinzessin Auguste widmete er zum Namenstage, 3. August 1799, eine Ode, die von tiefer Verehrung für sie erfüllt ist und mit dem Wunsche schließt:

„O daß von diesem heiligen Tage mir
Auch meine Zeit beginne, daß endlich auch
Mir ein Gesang in deinen Hainen,
Edle! gedeihe, der deiner wert sei."

Im November begleitete er Sinclair, der im Auftrag seines Landesherrn zum Kongreß nach Rastatt reiste, dorthin. Doch kehrte er, ohne die erwünschte geistige Anregung gefunden zu haben, schon im Dezember nach Homburg zurück, wo er sich anhaltend mit der Ausführung seines Dramas „Empedokles" beschäftigte. Von dem ersten, bereits in Frankfurt entworfenen Plane wich er jetzt nicht unbedeutend ab. Wir wollen nur den Gang der Handlung in der veränderten Ausführung kurz betrachten. Der hier unverheiratete Philosoph Empedokles wird in seiner Vaterstadt Agrigent von seinen Schülern und Anhängern geliebt, aber von den früheren Alleinherrschern, die das Volk, gegen ihn aufgeregt haben, besonders von dem Priester Hermokrates tödlich gehaßt und aus der Stadt verbannt. Er leistet seinen Feinden keinen Widerstand, weil er die Schuld der Selbstüberhebung auf sich geladen hat. Da er sich mit der Natur eins fühlt, hat er sich nämlich auf gleiche Stufe mit den Göttern gestellt, ja sich selbst Gott genannt. Er schenkt seinen Dienern die Freiheit und zieht, um seine Schuld zu sühnen, nur von seinem Lieblingsschüler Pausanias begleitet, zum Aetna hinauf, wo er einen freiwilligen Tod erleiden will. Umsonst sind die reumütigen Agrigentiner ihm nachgezogen, um ihn zur Rückkehr zu bewegen; ja, sie wollen Hermokrates, seinen Feind, töten und ihn selbst zu ihrem König erheben. Er aber schlägt die Krone aus und bleibt trotz aller Bitten, auch seitens des Pausanias und eines rätselhaften Greises Manes, der ihm schon einmal am Nil erschienen ist, seinem Vorsatz treu. Nach dem ersten Entwurf stürzt er sich in den feurigen Schlund des Aetna. Doch hat Hölderlin den Schluß nicht mehr ausgeführt. Das Werk ist ein schöner Torso geblieben, der an Gedankentiefe und edler Sprache zu dem Besten gehört, was Hölderlin geschaffen hat, wenn auch die Dichtung, die an Goethes Tasso und an die Sophokleische Tragödie erinnert, nie ein bühnenwirksames Drama geworden wäre. Die Verbannung des Empedokles aus Agrigent mahnt uns an Hölderlins Fortgang aus Frankfurt. Neben den Männern treten in der Tragödie zwei weibliche Gestalten auf: Panthea, die Tochter des Archonten Kritias, der Empedokles durch seine Heilkunst das Leben gerettet hat, und ihre Freundin Delia. Panthea schildert trauernd die Wanderung des verbannten Philosophen bis zu seinem freiwilligen Tode:

„Es dulden's wohl die Götter, haben sie
Doch auch geschwiegen, da man ihn mit Schmach
Ins Elend fort aus seiner Heimat warf.
O du! — wie wirst du enden? Müde ringst
Du schon am Boden fort, du stolzer Adler!"

Auch Hölderlin war ein fluggelähmter Adler, als ihn das Schicksal aus Diotimas Nähe verbannt hatte. So wird die Dichtung zum rührenden Selbstbekenntnis, und der antike Stoff ist uns in wunderbarer Schönheit menschlich nahe gerückt. „Unter der griechischen Einkleidung und der pantheistischen Naturverehrung schimmert wie Haym vortrefflich sagt, sehr deutlich die evangelische Geschichte und der Ideenkern des Christentums hindurch."

So lesen wir auch nicht ohne Rührung die schöne Elegie, die Hölderlin seiner Großmutter 1799 zum 72. Geburtstage widmete. Er gedenkt darin der Heimat und des Hauses, in dem auch sie ihn liebend und segnend erzogen habe. Auch die Gestalt des Heilands erscheint seit seinen Jugendgedichten zum erstenmal wieder in dieser Elegie:

„Allversöhnend und still, mit armen Sterblichen ging er,
Dieser einzige Mann, göttlich im Geiste dahin.
Keins der Lebenden war aus seiner Seele geschlossen,
Und die Leiden der Welt trug er in liebender Brust.
Mit dem Tode befreundet' er sich; im Namen der andern
Ging er aus Schmerzen und Müh'n siegend zum Vater zurück."—

Ferner entstanden in Homburg noch zahlreiche Gedichte, größtenteils Oden oder Distichen, z. B. „Sonnenuntergang", „Abendphantasie", „Des Morgens", „Der Tod fürs Vaterland", „Der Main", „Der Neckar", „Heidelberg", die erste Elegie des Zyklus: „Menons Klage an Diotima" und das Idyll in Briefform „Emilie vor ihrem Brauttage."

Hölderlin hielt es, als sein Schwager Bräunlin am 2. März 1800 gestorben war, für seine Pflicht, Ende Mai in die geliebte Heimat zurückzukehren, wie aus einem Briefe vom 23. Mai hervorgeht. Auf keinen Fall ist die Entstehung der in der alkäischen Strophe gedichteten schönen Ode „Rückkehr in die Heimat" in das Jahr 1801 zu setzen, wo er südlich bei Konstanz weilte. Denn wenn er die „milden Lüfte" als „Boten Italien" bezeichnet, so kann er doch nur von Norden her nach Nürtingen heimkehren. Mögen wenigstens die drei ersten Strophen hier folgen:

„Ihr milden Lüfte, Boten Italiens,
Und du mit deinen Pappeln, geliebter Strom!
Ihr wogenden Gebirg'! o all' ihr
Sonnigen Gipfel! so seid ihr's wieder?

Du stiller Ort! in Träumen erschienst du fern,
Nach hoffnungslosem Tage dem Sehnenden.
Und du mein Haus, und ihr Gespielen,
Bäume des Hügels, ihr wohlbekannten!



Wie lang ist's, o wie lange! Des Kindes Ruh'
Ist hin, und hin ist Jugend und Lieb' und Glück.
Doch du, mein Vaterland, du heilig-
duldendes, siehe, du bist geblieben!"

Schon in seinem ersten, in antikem Versmaß verfaßten Gedicht „Der Wanderer", das nebst dem „An den Aether" gerichteten in Schillers Horen 1797 erschien, hatte der Dichter die Liebe zur Heimat besungen, wenn es hier auch der Rhein ist, an den er zurückkehrt. Der erste Teil des Gedichtes ist allerdings verfehlt; schon Goethe nahm an den beiden Kontrasten Anstoß, an der Sandwüste und dem Eispol, die der Dichter nie gesehen und schlecht beschrieben hat. Um so schöner ist aber der zweite Teil, der in Gedichtsammlungen jetzt gewöhnlich allein erscheint und mit den Versen beginnt:

„Endlich kehr' ich zurück an den Rhein, in die glückliche Heimat,
Und es wehen, wie einst, zärtliche Lüfte mich an."

Hier ist nichts Gemachtes; alles ist Leben und volle Anschauung; hier redet ein Goethe und Schiller ebenbürtiger Dichter:

„Seliges Land! kein Hügel in dir wächst ohne den Weinstock;
Nieder ins schwebende Gras regnet im Herbste das Obst.
Fröhlich baden im Strome den Fuß die glühenden Berge;
Kränze von Zweigen und Moos kühlen ihr sonniges Haupt.
Und, wie die Kinder hinauf zur Schulter des herrlichen Ahnherrn,
Steigen am dunkeln Gebirg' Festen und Hütten hinauf."

Daß der dritte Teil des „Wanderers" sachlich und sprachlich an Szenen in Schillers „Räuber" erinnert, nämlich an Akt III, Sz. 2 und besonders an Akt IV Sz. 1, worauf schon Götzinger („Deutsche Dichter" II. S. 393 und 394) aufmerksam gemacht hat, tut dem Eindruck des Ganzen doch keinen Eintrag. Eine Vergleichung des zweiten Teiles der Elegie mit Schillers „Spaziergang" bietet ein dankbares und anregendes Vortrags- oder Aufsatzthema für höhere Lehranstalten.

Daß die Trennung von der so hochverehrten, innig geliebten Frau, die er niemals wiedersehen sollte, ihm eine unheilbare Herzenswunde geschlagen hatte, verhehlte er sich selber nicht. Doch gab ihm, wie Tasso, „ein Gott, zu sagen, wie er leide," und auf die Frage, ob er in der Heimat den ersehnten Frieden finden werde, ertönte sein Klagesang:

„Ich weiß, ich weiß,
Der Liebe Leid, dies heilet so bald mir nicht;
Dies singt kein Wiegensang, den tröstend
Sterbliche singen, mir aus dem Busen."

Ostern 1799 war der zweite Band seines „Hyperion" erschienen, mit dem er den Roman abschloß. Hölderlin, der sein Ideal in dem antiken Hellenentum fand, „das Land der Griechen mit der Seele suchend," verherrlichte in dem in Briefform abgefaßten Roman das alte Hellas, wie er auch seine Elegie „Griechenland" mit der sehnsuchtsvollen Strophe schließt:

„Mich verlangt ins beſſ're Land hinüber
Nach Alcäus und Anakreon,
Und ich schlief' im engen Hause lieber
Bei den Heiligen von Marathon.
Ach! es sei die letzte meiner Tränen,
Die dem heil'gen Griechenlande rann,
Laßt, o Parzen, laßt die Schere tönen;
Denn mein Lied gehört den Toten an!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Hugenotten- und Waldenserkolonien in Nassau III.

1)

Von Wilhelm Wittgen.

3. Die Waldenser- (Hugenotten- und Wallonen-) Kolonie Holzappel.

Die Kolonie Holzappel in der ehemaligen Grafschaft Anhalt-Schaumburg gelegen, gehört zu denjenigen französischen Siedlungen, die späterhin eingingen, d. h. deren Glieder sich kirchlich mit der dort bestehenden evangelischen Gemeinde vereinigten und infolgedessen das Eigentümliche in Sprache und Kultus aufgaben. Meist war es Mangel an Geld, der es den Ansiedlern unmöglich machte, einen eigenen Pfarrer und Lehrer zu besolden; auch wohnten die einzelnen Glieder von der Muttergemeinde zu entfernt, um als lebenskräftige Glieder erhalten zu werden; und damit verschwand dann bei dem nachfolgenden Geschlechte die Fähigkeit, die Sprache der Väter zu reden. Holzappel hörte als französische Kolonie bereits im Jahre 1767 ganz auf; und doch war die Zahl ihrer Glieder eine verhältnismäßig große, wie wir aus den Listen der Eingewanderten im fürstlichen Archiv zu Schaumburg ersehen.

Fürstin Elisabeth Charlotte von Schaumburg, die Tochter des ruhmreichen Feldherrn Grafen Peter Melander, war es, welche sich gleich vielen deutschen Fürsten im Jahre 1687 bereit erklärte, flüchtige Waldenser und Hugenotten in ihrer Grafschaft aufzunehmen. Es waren meist Waldenser, welche bei ihr Aufnahme erbaten. In den Schaumburger Akten findet sich folgendes Bittgesuch des Predigers Daniel Martin an die Fürstin aus dem Jahre 1687:

Durchlauchtigste Fürstin, gnädigste Fürstin und Frau!

Ew. Hochfürstliche Durchlaucht bringen Daniel Martinus, Waldenserprediger, Johannes Borellus und übrige hauß Vättern, dehren nahmen in beygefügter beschreibung zu sehen, unterthanig vor und zeigen ahn, daß nachdem die Verfolgung, mit welcher die reformirte Kirchen in Frankreich getrieben worden, ihren wuth, ahn die hohe Berge, so ahn Italien grenßen, gebracht, woselbsten sie von der Apostel Zeiten schon die uhralte Waldenser, die reinigkeit des Evangelij erhalten hatten, gezwungen worden, zur erhaltung ihrer Seelen Heil und nach den gebotten unseres Herrn Jesu um seines nahmens willen all ihr Vermögen zu verlassen, in welchem Zustande sie ihre Zuflucht zu der liebe und gutthätigkeit Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht, durch die Barmhertzigkeit Christi bittend, ihnen zu erlauben in dehro Landen ihre sicherheit und unterhalt zu haben, damit sie mit freyem gewißen Gott dienen können und daß Euere Hochfürstliche Durchlaucht nach dehro güthigkeit, nach welcher sie Mitleiden mit ihrem Elend haben, belieben möchte, ihnen örther und bezirk anweißen zu laßen, von

welchen sie durch arbeit sich und die irigen erhalten können. Sie werden ihr gebeth demüthigst vor dieselbe zu dem höchsten Gott thun, damit Euere Hochfürstliche Durchlaucht und dero Princessinnen, wie auch das gantze Fürstliche Haus in bestendigem Flor und Zunehmen bleiben möge, als die da sind Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht Unterthänigst und gehorsamst Unterthanen und in ihrer aller Namen: Daniel Martinus."

Daraufhin erließ die Fürstin folgendes Schreiben:

„Nachdem Wir Elisabeth Charlotte Prinzessin von Nassau ꝛc. die Zeugnisse, welche Uns von den Supplicanten überreicht, gesehen und Uns bedacht der uhrsach, warumb sie ihr Vatterland verlassen, Wir dehrohalben Mitleiden mit ihnen tragen, so nehmen Wir sie in Unser Land und Schutz auf und ahn, jedoch daß sie Christlich und nach Gottes Gebotten und den Rechten Unseres Landes leben und befehlen darauf Unserem Hofmeister Friedrich Wilhelm von Löhner und Rath und Canzleidirectorn Lewin Humano, daß sie mit dem supplicirenden Prediger Daniel Martin, samt anderen, welche er hierher berufen, gehen und begehen die unbebauten und unbewachsenen örther, welche Uns eigenthümlich zustehen und hin und wieder in Unseren Gebieten liegen, damit nach gethaner relation vorgesagte Waldenser, welche die Verfolgung ahnhero getrieben, wohnen und sie beherberget werden können."

Mit diesem fürstlichen Erlasse eilte Pfarrer Martin zu seinen Waldensern nach Homburg, und so sehen wir denn einen Zug sich nach der Grafschaft Schaumburg bewegen. Es waren etwa 50 Personen. Ihre Familienhäupter hießen: 1. Pfarrer Daniel Martin, 2. Jean Griot, 3. Marie Conse, 4. Antoinette Mattheuod, 5. Susanne Blanc, 6. Etienne Bourset, 7. Marie Rigot, 8. Daniel Broce, 9. Etienne Bergoin, 10. Philipp Griot, 11. Marguerite Griot, 12. Louis Provençal. Davon blieben die meisten in der Hauptstadt Holzappel; Philipp Griot siedelte mit seiner Familie nach Geilnau, Louis Provençal nach Kramberg, Etienne Boursct in den Berger Hof und Marie Rigot mit ihrer Schwester Marguerite nach Dörnberg über.

Bei ihrem Einzug gab die Fürstin folgende Verordnung:

„Wie Uns von Unserem Hofmeister Friedrich Wilhelm von Löhner und Rat Lewin Humanus referirt worden, daß sie zu folg Unseres gnädigsten Befehls mit dem Prediger Daniel Martin verschiedene örther Unseres Landes zu besehen gegangen und beyde gesehen, daß genug Landes sey, wohin etliche Familien, deren Beschreibung beigefüget wirdt, gesetzt und ob dieselben leben können, Namentlich zu Cramberg, Geilnau, Laurenburg, Dörnberg, Hohrhausen und Eppenroth, haben wir selbiger orthen Schultheißen, Vögten, Heimbürgern, Bürgermeistern und Vorstehern anbefohlen, daß sie sich zu verschiedenen theilen die Aecker, Wiesen oder Erdreich, so Uns Eigentümlich zustehen, verfügen, die weithe und breite derselben mit ihren gewissen grenzen bezeichnen und dieselbe dehnen supplicirenden geflüchteten in ihren besitz übergeben, dieselben sollen sogleich wie Wir ihnen bewilligen, solche unter sich theilen, wie es sich am füglichsten unter ihnen schicken wirdt, also daß solche ihnen zu eigen und nach beschriebenen gedinge zu stehen sollen.

1.

Erstlich verheißen und wollen vorgenannte Supplicanten Unserer hochen Obrigkeit sich untergeben und leben nach Unseren Gesetzen wie aufrichtigen und gethreuen unterthanen zusteht, und also leben sollen sie wie auch geborne und natürliche unterthanen gehalten und geschützet werden, auch alle freyheiten und tituln genießen, wie andere und erste Unsere unterthanen.

2.

Dieweil sie die teutsche Sprache nicht verstehen, und aus ihrem theil begehren, daß in ihren Nachkomblingen der alten Waldenser gedächtnis, deren Kinder sie seyn, möge erhalten werden, sollen sie ihre eygendliche Kirchliche versamblung haben, in der Kirche Unserer Stadt Holtzappel zu gelegener Zeit und Stunde und zwar absonderliche Stunde von der teutschen Gemeinde, in welche Kirche sie kommen mögen zu dehnen Predigten und gebethen, auch nach ihrer ordnung und alte gebräuche, und Wir wollen zur Unterhaltung dieses Heylichen Dienstes diese Vorkehrung so lange thun bis sie selbsten durch sich nach ihrem Vermögen, welche ihnen die Vorsehung Gottes geben wirdt, unterhalt dazu beytragen können.

3.

Sie sollen frey sein von allem Zoll, von allen real und personalen lasten, sowohl ins gemein als besonders, nicht allein wegen dehren ihnen eingegebenen Güthern, sondern auch wegen Wäldern, Vieh und anderen sachen, sonst zwölf Jahr von dem 11. january 1688 ahn gerechnet, außgenommen die Zehenden, welche sie zu ihrem theil geben sollen, zur erhaltung des Predigtamtes in ihrer sprache, wie das schon bestetigt ist . . . .

4.

Die Handlung und Contracten, welche sie unter sich schließen, sollen in deutscher und ihrer Muttersprache an behörigen örthern beschrieben, die register oder originalia aber in Unseren publiquen Archiven oder Cantzley hinterlegt werden und würde man ihnen solchen Dienst umsonst verrichten.

5.

Nach Ausgang der zwölf frey Jahren sollen sie der hohen Herrschaft die ordentliche Hülfe leisten und lasten tragen wie die Eingeborenen und natürliche unterthanen ahn allen ördern ihrer Wohnung, dergestalt, daß die ihnen eingegebenen örther und wiesen nach verflossenen solchen zwölf Jahren von Ehrlichen geschworenen erfahrenen Männern, welche Wir dazu verordnen wollen, sollen geschätzet werden und zwar nach der güth und qualität des Erdreichs nach proportion und vergleich auf andere benachbarte bezirke und die von gleicher güldigkeit sein. Und sollen sie alßdan davon zahlen nach denen gesetzen und Unseren vätterlichen gebrauch.

6.

Gleichfalls sollen sie die Wälder, Wäßer und Felder wie andere unterthanen mit gebrauchen, wenn sie, nuhr nach beygegebenen zwölf Jahren, soviel es sie betrifft, davon zahlen und wie anderen unterthanen deßwegen gefordert werden.

7.

Solches alles versprechen Wir vor Uns und Unsere Nachkommen zu Ewigen Tagen für genehm und fest zu halten, in das Cantzley protocoll zu beschreiben, daß es ein beständiges gesetz, welches nimmermehr zu widerrufen sey, die Abschriften hiervon sollen zum gedächtnis dehnen nachkommen nach ihrer Zahl gegeben werden. Uhrkund Unser eigenhändigen unterschrift und vorgedrucktem fürstlichen größeren Cantzley Insiegels Signatum Schaumburg, den 11./21. juny anno 1688.

Von der liebevollen Fürsorge der Fürstin zeugt folgender ausführliche Erlaß:

„Gleichwie allen Ihrer Hochfürstlichen Durchlaucht Unterthanen obliegt, die Waldungen oder daß gehöltz zu erhalten, also ist mann auch schuldig und denen neuen Einwohnern noch nützlicher, ein wachtsahmes auge darauf zu haben, und sollen die jenige, welche die policey in etwas verstehen, sorge tragen und verhindern, daß weder der Herrschaft, noch Untherthanen zu klagen Ursach gegeben werde. Weillen Sie unterdesen einiges gehöltz, so wohl zum Haußrath, alß Häußer zu bauen höchst nötig haben, als mus es denen Unterthanen gleich viel gelden, ob Ihre Hochfürstl. Durchl. einiges hierzu tüchtiges holtz, in dem Walde zwischen Esthen[1]) und Laurenburg, oder in einem andern, verwilligen. Im gegentheiligen Willen mann glauben mus, Ihr: Hochfürstl. Durchl. edeles Vorhaben, in dem die neue Stadt soll gebauet werden, dahin gerichtet sey, die beyden ohrte, als Esthen und Laurenburg eygentlich zu bereichern, und sobalt solche berühmbt gemacht sein, wer-

[1]) Holzappel.



den dieselbige Einwohner, nicht allein ihren gehorsam, so Sie der Herrschaft schuldig sein, sondern auch Fürsichtigkeit und Ehre hierinnen bezeigen, wenn Sie gedachtes Vorhaben nach möglichkeit zu befördern suchen. Weil Sie doch Das mus sein, sehen müsen; diejenige Welche einige gerechtigkeit mit Ihr: Hochfürstl. Durchl. in gedachtem Walde haben, können Sich auch durch einige Ihnen bekannte Wegen darzu bequemen.

Die jenige theils angebauten ohrten, welche mann umb die benachbahrten Dörfer siehet, und denen Unterthanen zugehört haben, die aber solche wegen vielheit der Güthen zu bauen nicht vermögen, können denen neu ahnkommenden abgetretten und Sich gütlich darumb verglichen werden, damit das Land desto fruchtbarer und schöner werde. Wenn mann den Grund zwischen Esthen und Laurenburg öffnet, so wird die Stadt, welche Sich vergrößert, mehr gebautes Land bekommen, und ahn eben diesem orthe Sich die Wiesen vermehren können. Ohne dieses wird die Stadt in geringe acht kommen, in dem Solche mitten in einem Walde gelegen, und nach proportion oder ahnzahl der Einwohner und Bürger, damit die Stadt soll ahngefüllt werden, nicht Ländereŋ genug hatt. Weilen auch eine immer wehrende gemeinschaft und gleichförmigkeit zwischen Esthen und Laurenburg, der Weingarten halber, mus gehalten werden, also solte ein jeder wünschen, daß dieser große ohrt oder passage, des gewerbs und handels halber, bewohnt und gebauet würde. Dieser grund mus durch abhauung alles untüchtigen holtzes, biß ahn die halbe sechte ungefehr, größer werden, allwo Sich von ohrt zu ohrt einige platzen zeigen, so zur frucht und fütterung sehr dienlich sein.

Mann siehet gar wenig guter Eychen daselbsten, sondern meistenteils holtz, als Kasten, Schäncke, bettladen und dergleichen geringe sachen daraus machen. Doch können auch die besten Eychen langs dem großen Wege geschonet und erhalten werden. Es sind auch mittell, diejenige bäume, umb seyden zu machen, in diesem Lande einzuführen, der Prediger Martin wird diese mittell ahn die Hand geben, wie Er dann mit großer Ehr und furtgang in der Schweitz gethan hatt.

Es würde verlangt, daß man denen jetzt kommenden geflüchteten, welche ihre Hausgenossen annoch in der Schweitz haben und Sich wiederumb dahin begeben werden, nach solchen zu sehen, eine Copie oder abschrift der freyheit, welche die neue Stadt haben soll, mittheillet, um solche bekant zu machen: gleichwie Sich ein Ehrlicher Kaufmann zu Homburg aufhält, welcher dem Prediger Martin zu wissen gethan, daß Er Sich Leichtlich resolviren könnte in dieses Land zu kommen und eine handtierung darinnen aufzurichten, welche Er längst in dem Cluzonerthal aufgerichtet hatte. Dieser hette einige Mittel, und über dieses noch zwey brüder, so auch Kaufleüthe weren und dieses Leichtlich thun könnten.

Die Stadt ist solcher gestalt einzurichten, damit Sie allzeit sauber bleibe[*]) und der regen von Zeith zu Zeith den Unflath von denen Straßen abwasche, welches sowohl zur Gesundheit als anderem dient. Die Straßen müssen gepflastert sein. Hierzu sowohl als zum bauen sind Steine genug vorhanden, der ohrt solcher Steine ist auf der Seythen des Dorfes, wann es Ihr: Hochfürstl: Durchl: gefällig und wird der Prediger Martin daselbsten nachforschen und suchen laßen."

(Fortsetzung folgt.)

[*]) Dieser heilsamen Einrichtung der Fürstin hat das heutige Holzappel seine hübsche Bauart zu danken, die wir vergeblich bei einem zweiten Landorte suchen werden.

Die Belagerung von Kaub, 1504.

Ein Erinnerungsblatt für die Stadt Kaub zum 25. September.

1) Von Dr. C. Spielmann.

Das alte Städtchen Kaub rüstet sich, um die Vierhundertjahrfeier einer mannhaften Tat seiner Bürger zu begehen. Obwohl diese in einem der vielen unseligen deutschen Bruderkriege geschah, von denen unseres lieben Vaterlandes Geschichte so Trauriges zu erzählen weiß, so bleibt sie darum doch nicht minder feiernswert, zumal sie zugleich die Anhänglichkeit der Kauber an ihr damaliges Fürstenhaus bezeugt.

Kaub mit der Burg und mit den Dörfern Dörscheid, Weisel und Sauerburg (Burg und Tal), zusamt dem bestehenden Rheinzoll war 1277 aus dem Besitze der Herren von Falkenstein in den der Pfalzgrafen übergegangen. Die Kaufsumme hatte 2100 Mark Aachener Pfennige betragen; das Geschäft war aber ein gutes zu nennen; denn der Rheinzoll trug um die Zeit der Belagerung nach unserm heutigen Gelde etwa 36 000 Mark ein. Erhoben wurde er auf der Rheininsel Helbingswert, später Pfalzgrafenstein genannt, wo um 1300 die Pfälzer die kleine Zollfeste errichtet haben mögen; vielleicht ist dies aber erst unter Kaiser Ludwig von Baiern geschehen, der öfter auf Burg Kaub Hof hielt. Burghüter war ein pfalzgräflicher Lehnsmann mit dem Titel Burggraf; unter den ersten hat sich Graf Adolf von Nassau, der spätere deutsche König, befunden. Die Stadt Kaub, seit 1324 befestigt, war Sitz eines Amtmanns (zugleich Zollerheber), der über das sogenannte Unteramt Kaub (die Stadt und die genannten drei Dörfer) waltete. Die Tage verflossen den Herren das 14. und 15. Jahrhundert hindurch fast friedlich; zu Anfang des 16. jedoch brach ein böses Unwetter über Burg und Stadt Kaub herein.

Das Wittelsbacher Haus, dem Baiern und die Rheinpfalz gehörten, hatte sich zunächst in die genannten Länder geteilt; dann aber waren wieder neue Spaltungen entstanden. So kam es, daß um 1500 in Baiern die Linien Baiern-München und Baiern-Landshut und in Pfalz die Linien Kurpfalz, Pfalz-Simmern und Pfalz-Zweibrücken bestanden. Kurpfalz besaß die Gebiete am unteren Neckar mit der Hauptstadt Heidelberg und andere auf der linken Rheinseite bis zur Nahe; auch Unteramt Kaub gehörte als Exklave dazu. Der simmerische Teil lag auf dem Hunsrück, der zweibrückische in der Hinterpfalz, nach Lothringen zu.

Der Herzog Georg der Reiche von Baiern-Landshut, von dessen Vater der Dichter Kerner singt:

„Große Städte, reiche Klöster,
Ludwig, Herr von Baiern, sprach,
Schaffen, daß mein Land dem euern
Wohl nicht steht an Schätzen nach."

hatte viel Geld und Gut, Macht und Ansehen, aber

1) Quellen: J. Trithemii historia belli bavarici. Häusser, Geschichte der Rheinischen Pfalz, I. Rhein. Antiquarius II, 5. Ann. d. Altertumsvereins IX u. XXIII.



keinen Sohn, und sein Land hätte nach seinem Tode recht- und gesetzmäßig an seinen Vetter (4. Grades) Herzog Albrecht von Baiern-München, fallen müssen. Nun waren aber Landshuter und Münchener einander bitter feind, und Georg sann, wie er die letzteren um die Erbfolge bringen könnte. Seine Schwester Margarete war mit dem Kurfürst-Pfalzgrafen Philipp dem Aufrichtigen vermählt und hatte diesem neun Söhne geschenkt. Von ihnen war Ruprecht, der 1481 geboren und zum Administrator des Bistums Freising ernannt war, des Ohms Liebling, der ihn mit seiner Tochter Elisabeth zu verheiraten und dann beiden das Herzogtum zu hinterlassen gedachte. Die Sache wurde insgeheim verabredet; aber der Münchener spürte den Wind und kam hinter die Verhandlungen. Sofort wandte er sich an den Bruder seiner Gattin, den Kaiser Maximilian I., und erhielt ebenso insgeheim die Erbfolge in Baiern-Landshut zugesichert, wobei gleichwohl der Kaiser selbst auf einen Teil des Gebietes spekulierte. Er war ja der „Heiratskaiser", und **Tu felix Austria nube** war sein Wahlspruch. Heiratete er nicht selbst, so vermittelte er gern Heiraten oder Erbschaften, um jedesmal sein Profitchen mitzumachen.

Aber der alte Landshuter Herzog setzte sein Vorhaben durch; nachdem Ruprecht den geistlichen Dispens erhalten und auf seinen Stand verzichtet hatte, wurde er, achtzehnjährig, mit der etwa gleichaltrigen Elisabeth 1499 vermählt. Es war ein Hochzeitsfest, von dem das ganze Reich sprach, und der alte Herzog machte dann sein Testament, ohne des Kaisers Vermittelungsversuche zu beachten. Kurfürst Philipp war's zufrieden; seine Gemahlin aber bangte vor den Folgen. Anno 1501 starb sie; zu Ende von 1503 folgte ihr Bruder, Herzog Georg, ihr ins Grab nach.

Schon acht Tage nach seinem Tode belehnte der Kaiser den Münchener Herzog mit Baiern-Landshut und berief für Anfangs 1504 einen Reichstag nach Augsburg. Die Stände des verwaisten Herzogtums setzten eine Regentschaft ein; sie befanden sich in übler Lage. Auf dem Reichstage erwies sich alsbald, daß der Kaiser den an Tirol anstoßenden Teil des Landshuter Gebiets beanspruchte, und die Münchener traten es ihm ohne weiteres ab. Auch wurde es rasch klar, daß Ruprecht um alles kommen würde. Da zeigte sich Pfalzgräfin Elisabeth als Tochter ihres Vaters. Sie stieg aufs Roß, rief ihren Anhang zusammen und rückte vor Landshut. Im blau und weißen, rautengescheckten bairischen Waffenrock überm Harnisch, Helm auf und Schwert an der Hüfte, ritt sie unterm Jubel der Bevölkerung in die Burg der Väter ein, rief ihren Mann mit den beiden Kindern, Ottheinrich, dem zweijährigen, und Philipp, dem noch nicht einjährigen (der älteste, Ruprecht, war schon gestorben), herbei. Ruprecht ließ sich von seiner wackeren Gattin nicht in den Schatten stellen. Binnen vier Wochen war er Herr fast aller Burgen und des gesamten Landes, und die Münchener flohen, wo seine Leute auf sie trafen. Da griff der Kaiser ein: am 23. IV. 1504 erklärte er Baiern-Landshut unwiderruflich als Besitz von Baiern-München. Als Ruprecht sich dem Spruch nicht unterwarf, belegte er ihn am 4. V. samt all seinen Anhängern mit der Acht, und als Kurfürst Philipp nicht von der Sache seines Sohnes ließ, teilte er am 14. VI. dessen Schicksal: der schwere Fluch der Recht- und Friedlosigkeit wurde auch auf sein Haupt geschleudert.

Kurpfalz war eines der reichsten und mächtigsten deutschen Länder; aber eben deshalb hatte es auch viele Feinde, nahe und ferne. Allen bot sich nun unter dem Scheine des Rechts eine günstige Gelegenheit, um sich an Pfalz zu rächen. Nur der König von Böhmen, die Grafen von Hanau und Henneberg und der Landgraf von Leuchtenberg hielten zu dem Kurfürsten; ihnen gegenüber standen der Kaiser, Baiern-München, Württemberg, Baden, Hessen, Brandenburg-Ansbach, Nürnberg, der Schwäbische Bund, Zweibrücken und Hohenlohe. Also Feinde ringsum, die auch sofort von allen Seiten zum Angriffe rüsteten oder zu ihm übergingen. Dennoch verzagten Philipp und sein Sohn nicht. Der Pfalzgraf hatte die vollen Truhen seines Schwiegervaters in seiner Gewalt; klugerweise wollte er sich bloß verteidigen bis seine Gegner erlahmten. Außerdem hoffte man auf die Diversion der Böhmen nach Baiern und Oesterreich hinein. Ruprecht ließ in stolzem Selbstvertrauen eigene Münzen prägen und trug Wappenröcke mit dem eingestickten Trutzgedichte, dessen Inhalt lautete:

Bund! hab stark und brich nit.
Römischer König, du haist es nit.
Albrecht hat's in der Taschen nit.
Landgraff von Hessen schadt mir nit.
Würtenberg fleucht vor mir nit.
Nürnberg übergiebt uns nit.
Brandenburg vermag es nit.
Ich will bleiben Pfalzgraff am Rhein
Und widerstehn allen Feinden mein.
Landgraff von Hessen du kannst nit.
Alexander[1]) der gesieht es nit.
Böheim nehm zum Gehülffen ich.
Henneberg verlaß nit mich.
Leuchtenberg das lobe ich.
Pfalzgraff Ruprecht bleibe ich.
Eine neue Münz vermag ich.
Der ganze Bund steht wider mich;
Darwieder streit ich ritterlich.

Und er stritt, mußte ritterlich streiten. Er nahm in Baiern den Kampf auf, der Kurfürst am Rheine, andere für beide in der Oberpfalz; überall hub ein wütender Krieg an. Barbarisch hausten die Verbündeten in den gesegneten Ländern der Pfalz; Burgen zerbrechen, Kirchen plündern, Bauern schinden, Dörfer verbrennen, Saaten verwüsten, Obstbäume schälen, die nicht mitzunehmenden Vorräte vernichten, den übrigen Wein auslaufen lassen: das waren die teuflischen Vergnügungen, die sich verrohte Kriegsbanden ganzer zwei Monate lang leisteten. Als im Juli der tapfere kurpfälzische Feldhauptmann Johann Landschad von Steinach den Mordbrennern über den Hals kam, war das herrliche Pfälzerland bereits eine Wüstenei, und nun erging's den Gebieten der Feinde nicht besser.

Um dieselbe Zeit erhob sich der gefährlichste Gegner von Kurpfalz, der land- und kriegsmächtige Landgraf Wilhelm von Hessen, in dessen Gefolgschaft die Grafen von Leiningen, Lippe, Waldeck, Königstein, Solms u. a. waren. Er zog erst die Bergstraße

[1]) Pfalzgraf von Pfalz-Zweibrücken (Veldenz).

hinauf gegen Heidelberg, wurde aber hier abgewiesen und wandte sich dann rheinab, setzte bei Mainz über, nahm an der Verwüstung der Pfalz bis zur Nahe hin teil, wurde hierauf aber vom Landschad nach Bingen hinuntergetrieben. Ueber Ingelheim, das sich hielt, wandte er sich wieder nach Mainz, setzte aufs rechte Ufer über und nahm dem Grafen von Hanau Homburg ab. Wiederum wollte er dann in die Pfalz einfallen; aber da er daran verhindert wurde, zog er rechtsrheinisch abwärts, um Kaub mit seiner ergiebigen Zollstätte in seine Gewalt zu bringen und das Unteramt an seine darangrenzende Niedergrafschaft Katzenelnbogen zu annektieren.

Am besten lassen wir hier zunächst den Geschichtsschreiber der „Pfälzerfehde", Abt Johannes von Trittenheim (Trithemius) aus dem Benediktinerkloster zu Sponheim, selbst reden. Er schreibt:

„Der Landgraf schlug am 18. August auf einem Berge der Stadt gegenüber sein Lager auf, nämlich auf der Bacharach gegenüberliegenden Rheinseite. Näher konnte er das Heer nicht heranbringen, weil die Stadt, durch ihre Lage geschützt, den Zugang unmöglich macht, indem an der einen Seite steile Berge sich erheben und an der andern der Rhein fließt, der von allen Seiten von Bergen eingeschlossen ist. Von dem Berge, auf welchem der Landgraf das Lager aufgeschlagen hatte, konnten die Belagerer in die Feste und in die Stadt sehen, sobald sie nur den Gipfel bestiegen; die Geschosse waren jedoch wegen der Höhe des Berges nicht leicht in die Stadt zu werfen. Stiegen sie aber vom Gipfel ein wenig herab, so konnten sie von denen in der Burg und in der Stadt leichter getroffen werden, als diese treffen, weil die Wurfgeschosse sicherer nach der Höhe, als in die Tiefe geschleudert werden können. Deshalb kamen viele Hessen, welche mit ihren Geschossen bisweilen von dem Gipfel herabstiegen, durch die Würfe der Kauber um, während sie selbst keinen oder nur sehr selten jemanden trafen, da die Geschosse in den Rhein fielen. Die Belagerung dauerte 39 Tage, während welcher der Landgraf Burg und Stadt unaufhörlich beschoß. Obgleich er dabei einen Teil des Turmes und der Mauer der Feste niederwarf, konnte er doch wegen der Unersteiglichkeit des Berges und bei der mannhaften Verteidigung derer, die darin waren, nicht hineindringen. In Kaub lagen 1500 Streiter, die eine Menge Hessen töteten, welche in die Weinberge hinabstiegen, um die zu reifen beginnenden Trauben zu holen.

(Schluß folgt.)

Spinnstuben=Geschichten II.

5) Von C. Trog. (4. Fortsetzung.)

Wie nun der Bauer am Abend heimkommt, und die Linde nicht mehr dasteht, da schreit er in einem fort: „So ein Hof wie mein Hof, aber keine Linde davor!" Dann geht er auf den Hof und schreit: „So ein Haus wie mein Haus, aber keine Linde davor!" Dann kommt er in die Stube und schreit: „So eine Stube wie meine Stube, aber keine Linde davor!"

Jetzt kommt der Schneider und sagt: „Alter, hört mal, was wollt Ihr denn eigentlich hier? Ihr seht doch, daß das hier mein Hof, daß das mein Haus, daß das meine Stube, und daß die hier meine Frau ist! Das seht Ihr doch wohl ein! Wollt Ihr vielleicht bei uns über Nacht bleiben, dann wollen wir Euch ein Essen und auch ein Bett geben und Euch morgen weiterhelfen, so gut wir können."

Das war der Bauer zufrieden. Er aß sich rundum satt, dann ging er ins Bett, schlief aber nicht, sondern schrie die ganze Nacht: „So ein Hof wie mein Hof, aber keine Linde davor! So ein Haus wie mein Haus, aber keine Linde davor! So eine Stube wie meine Stube, aber keine Linde davor!"

Da dachte der Schneider: Hier muß etwas getan werden, daß wir morgen den Schreihals los werden. Dann nahm er einen schwarzen Rock von der Frau und setzte sich hin und nähte daraus einen Pfarrerrock für den Bauer, und den hat er ihm am Morgen angezogen und gesagt: „So, jetzt seid Ihr ein Pfarrer; geht nun in die Welt, es kann Euch nichts fehlen!" Und der dumme Bauer glaubte wirklich er wäre ein Pfarrer und ging. Der Schneider aber machte Bocksprünge vor Freude, weil er nun den Schreihals los war.

Der neue Pfarrer begegnete bald einem Geißenhirten, der eine Herde Geißen vor sich hertrieb. Da sagte der Pfarrer zu ihm: „Hört mal, Ihr könntet mit mir gehen als Kantor und singen!" Das gefiel dem Geißenmann; er ließ die Geißen im Stich und ging mit als Kantor. Am Mittage kamen sie in ein kleines Städtchen, und im Wirtshause hörten sie, daß der Pfarrer und auch der Kantor im Städtchen gestorben seien. Da machten sie sich schnell auf und meldeten sich und sie erhielten auch sofort die Stellen. Am nächsten Sonntag schon sollte der neue Pfarrer predigen und der neue Kantor singen, und alle Leute waren neugierig auf sie.

Jetzt kamen beide in Not, denn der Pfarrer wußte nicht was er predigen sollte, und der Kantor wußte nicht was er singen sollte. Wie sie nun im Pfarrhause beisammen saßen und sich die Köpfe zerbrachen, was sie anfangen sollten, da kam dem Kantor ein guter Gedanke und er sagte: „Herr Pfarrer, ich hab's; Sie predigen, was alle Pfarrer predigen und ich singe, was alle Kantoren singen." Da waren sie froh, weil sie nun wußten, was sie predigen und singen sollten.

Am Sonntage liefen alle Leute in die Kirche und der Kantor sang in einem fort: „Ich singe hier, was alle Kantoren singen! Ich singe hier, was alle Kantoren singen!" Und wie der Pfarrer an die Reihe kam, ging er auf die Kanzel und predigte in einem fort: „Ich predige hier, was alle Pfarrer predigen!

Ich predige hier, was alle Pfarrer predigen!" So ging's fort, bis die Kirche aus war. Damit waren aber die Stadtleute nicht zufrieden, sie liefen gleich am andern Tage zum Bürgermeister und beschwerten sich, und sagten, diesen Pfarrer und diesen Kantor könnten sie nicht behalten. Da fragte sie der Bürgermeister, was denn der Kantor gesungen und was der Pfarrer gepredigt habe? „Ei der Kantor hat gesungen, was alle Kantoren singen, und der Pfarrer hat gepredigt, was alle Pfarrer predigen," sagten sie. „Ei mehr kann man doch auch nicht verlangen," sagte da der Bürgermeister, „macht daß ihr fort kommt und laßt mich in Ruhe!" Also blieben der Kantor und der Pfarrer, jeder auf seinem Posten.

Für den folgenden Sonntag waren sie aber wieder in Verlegenheit, denn sie konnten doch nicht wieder dasselbe singen und predigen. Da hatte der Kantor wieder einen Gedanken, und er sagte: „Herr Pfarrer, wir sägen den Pfosten, auf dem die Kanzel steht, ein, und wenn Sie dann mit der Hand kräftig auf die Kanzel schlagen, dann fällt sie um, die Leute kriegen einen Schrecken und laufen fort; ich mache ein großes Geschrei, und Sie brauchen nicht zu predigen." Dieser Vorschlag gefiel dem Pfarrer wieder, und der Kantor sägte am Samstag Abend heimlich den Kanzelpfosten fast ganz durch. Wie nun am Sonntag der Pfarrer auf die Kanzel kam, schlug er kräftig auf's Kanzelbrett, und — krach! — drunten lag die Kanzel, und alle Leute liefen fürchterlich erschreckt zur Kirche hinaus. Der Pfarrer aber erhob sich ganz munter aus den Kanzeltrümmern und ging mit dem Kantor höchst vergnügt nach Hause.

Am nächsten Tage liefen die Leute wieder zum Bürgermeister und klagten, der Pfarrer habe so kräftig gepredigt, daß die Kanzel umgefallen sei, und der Kantor haben gesungen, daß gewiß die Fenster zersprungen wären, wenn die Leute nicht vor Schrecken sich geflüchtet hätten. Die beiden seien viel zu kräftig für ihre Kirche und diese nicht fest genug gebaut, und der Bürgermeister solle nur gleich Rat schaffen, ehe auch noch die Kirche samt dem Turme einstürze. Nun wurde es dem Bürgermeister auch unheimlich, und aus Angst bewilligte er dem Pfarrer und dem Kantor jedem ein hübsches Ruhegehalt, und da haben sich beide wieder auf die Wanderschaft begeben; wo sie aber geblieben sind, das weiß man nicht mehr.

Die Vogelorgel.

In Hochheim lebte einmal ein Wirt, der war ein Künstler im Pfeifen mit dem Munde; er pfiff die schönsten Lieder und Tänze, so zart und mollig, daß man glaubte eine Flöte zu hören. Das wäre nun keine so große Merkwürdigkeit gewesen, denn solche Pfeiferkünstler gibt es überall; aber der Hochheimer Pfeiferling war doch merkwürdig, denn wenn er pfiff, dann hat es ein Fremder nicht gemerkt, daß er der lustige Pfeifer war, weil er nicht den Mund in der Mitte spitzte wie ein anderer Mensch, wenn er pfeift, sondern weil er aus einer Ecke des Mundes, bald aus der linken, bald aus der rechten oder dem Mundwinkel pfiff, und das merkte niemand, weil sein struppiger Schnurrbart alles verdeckte.

Wenn nun der Wirt in einer Gesellschaft war und er pfiff plötzlich ein Tänzchen, dann horchten alle verwundert; sie sahen sich nach dem Pfeifer um und bemerkten doch keinen, und es war dann, als wäre ein Bauchpfeifer unter ihnen.

Wie einmal wieder Markt war, kam ein Trüppchen Ländchesbauern zu dem Wirt, weil sie gehört hatten, der verzapfe einen guten Rauscher, und weil sie ihr Vieh gut verkauft hatten, drum wollten sie sich auch einen Schoppen gönnen. Wie sie nun ganz vergnügt beim Schoppen saßen, unterhielten sie sich über den Markt und was sie da alles gesehen und gehört hatten, und einer von ihnen erzählte, er habe eine Vogelorgel gesehen und mit dieser könne man Singvögel allerlei Stückchen pfeifen lehren.

„Schade," sagte da sein Nachbar Konrad, „schade, daß ich die Vogelorgel nicht gesehen habe; die hätte ich ganz bestimmt gekauft, denn ich habe zu Hause ein Nest voll Blutfinken, die möchte ich grausam gern pfeifen lehren, aber das viele Vorpfeifen mit dem Mund fällt mir sauer. Schade, nochmal schade!"

„Hört mal," rief ihm jetzt der Wirt zu, der ein Schlitzohr war und den Schelm immer im Nacken sitzen hatte, „wenn Euch so viel an einer Vogelorgel liegt, so kann ich Euch helfen, ich habe eine und will sie Euch aus Gefälligkeit verkaufen."

„Es ist doch nicht die Möglichkeit!" ruft der Bauer Konrad verwundert. „Habt Ihr wirklich eine Vogelorgel, dann bringt sie her, ich kaufe sie Euch ab, sie mag kosten was sie will!"

Der Wirt verschwand eine kurze Zeit und brachte, als er zurückkam, eine altmodische, außer Gebrauch gesetzte Kaffeemühle herbei, die noch von seiner Großmutter stammte. Er setzte sich, stellte die Orgel vor sich auf den Tisch und sagte: „So, das ist meine Vogelorgel!" dann begann er zu drehen und pfiff dazu aus einer Mundecke ein bekanntes Liedchen. Die Bauern horchten und waren starr vor Staunen, und der Konrad verschlang die wundersame Vogelorgel fast mit den Augen. Nun zeigte der Wirt dem Konrad wie man drehen müsse, immer rechts herum, dann drückte er auf eine Schraube an der Kaffeemühle, drehte wieder und die Bauern hörten einen lustigen Walzer pfeifen.

Der Bauer Konrad konnte seine Ungeduld nicht länger zurückhalten. „Her damit!" rief er und riß dem Wirt die Orgel aus den Händen und drehte selbst, und der schlaue Wirt pfiff dabei aus seiner Mundecke einen flotten Hopser. Konrad war Feuer und Flamme für die schöne Vogelorgel; er fragte was sie kosten sollte, und sie wurden um einen Gulden einig, den Konrad sofort bezahlte und seine kostbare Vogelorgel vorsichtig in sein Sacktuch einknüpfte.

Endlich brachen die Ländchesmänner auf, und jeder wanderte auf bekannten Pfaden seinem Dorfe zu. Zu Hause angekommen, kramte Konrad seinen Ranzen aus, und neugierig fragte ihn seine Frau Ammi, was er denn da noch in sein Schnupftuch eingeknüpft habe.

„Das rätst du dein Lebtag nit," sagte Konrad; „drum will ich dir's nur gleich sagen: 'ne Vogelorgel ist's!"

„Du bist nicht recht gescheit!" schrie da die Ammi; „das ist ja eine alte verrostete Kaffeemühle, aber keine Vogelorgel!"

„Akkurat dafür habe ich's auch gehalten," sagte Konrad schmunzelnd; „aber passe auf, Ammi, bald singst du ein anderes Liedchen!"

Und Konrad gab sich ans Drehen; er drehte und drehte, er drückte und rückte an der Schraube und drehte dann wieder, aber die schöne Vogelorgel blieb stumm und gab kein Tönchen von sich.

„Du Dummkopf, siehst du nun, daß ich recht habe!" zeterte jetzt die Ammi. „Du hast eine alte, rappelige Kaffeemühle für eine Vogelorgel gekauft. Aber warte nur, du gehst mir nur wieder auf den Hochheimer Markt, Neuen trinken; denn der war gewiß schuld, daß du eine Kaffeemühle für eine Vogelorgel ansahst."

Konrad wußte gar nicht, wie ihm geschah. Er hatte eine bitterböse Nacht. Am Morgen aber rannte er mit der Kaffeemühle in größter Wut nach Hochheim; dort ging er stracks aufs Amt und verklagte den Wirt, der ihm eine wertlose Kaffeemühle für eine Vogelorgel verkauft und ihn damit um einen guten Gulden geprellt habe.

Die Klage wurde angenommen. Im Termin erschien der Wirt und auch der Bauer Konrad, und die Kaffeemühle stand vor dem Amtmann auf dem Gerichtstische. Der Wirt, welcher zuerst befragt wurde, stellte dem Amtmanne den Handel als ein Marktspäßchen vor und erklärte sich bereit, den Gulden zurückzugeben. Der Amtmann wollte aber nun noch wissen, wie es ihm möglich gewesen, den Bauer Konrad glauben zu machen, daß diese Kaffeemühle eine Vogelorgel sei.

„Das will ich Ihnen gern zeigen, Herr Amtmann," sagte der Wirt; er ging an den Tisch, drehte die Kaffeemühle und pfiff auf seiner Mundecke ein Liedchen dazu, so daß der Amtmann selbst nicht wußte, was er dazu sagen sollte. Kaum aber hörte der Bauer die schöne Melodie, so glaubte er wieder, die Töne kämen aus der Kaffeemühle; er sprang von seinem Sitze auf, riß dem Wirt die Kaffeemühle aus der Hand und lief mit dem Geschrei davon: „Und es ist doch eine Vogelorgel, — ich hab' sie bezahlt — und mein ist sie!"

Er rannte mit seiner Kaffeemühle wirklich wieder heim und wollte seiner Ammi beweisen, daß man ihn so leicht doch nicht „beduppeln" könne. Was ihm nun die Ammi für ein Liedchen gepfiffen oder georgelt hat, das ist ein Geheimnis geblieben.

(Schluß folgt.)

Miszellen.

A. L. **Der französische Staatskalender von 1810.** Der französische Staatskalender von 1810, dem Jahre des Gipfels von Napoleons I. Macht, ist einer kleinen Besprechung wert. Das historische Buch, der „Almanach impérial" betitelt, beginnt selbstverständlich mit der neuesten europäischen Dynastie, der französischen: Napoleon, geboren am 15. August 1769, Kaiser der Franzosen, gekrönt und geweiht zu Paris am 2. Dezember 1804, als König von Italien gekrönt zu Mailand am 26. Mai 1805, vermählt am 1. April 1810 mit Marie Luise, Erzherzogin von Oesterreich. Dann reihen sich die Familienglieder an. Seine drei Brüder: Joseph, Louis und Jérôme, waren Könige von Spanien, Holland und Westfalen, sein Schwager, Joachim Murat, König beider Sizilien (d. h. aber nur von Neapel), sein adoptierter Stiefsohn, Eugen Beauharnais, Vizekönig von Italien, seine Schwester Elise und deren Gemahl Bacciochi, Fürsten von Lucca und Piombino, seine Schwester Pauline und ihr Gemahl Borghese Fürsten von Guastalla und Piacenza.

Neben diesen Fürstlichkeiten erscheinen unter der Familie des Kaisers dessen geschiedene Gemahlin Josephine und die Mutter Napoleons als Madame Lätitia.

Es folgt nunmehr der Staatsschematismus des Rheinbundes, welcher aus vier Königreichen, fünf Großherzogtümern, zehn Herzogtümern und zwanzig Fürstentümern bestand. Die meisten der Regenten trugen allerdings ihre Titel von Napoleons Gnaden. Die vier Königreiche waren: Baiern, Württemberg Sachsen und Westfalen; die fünf Großherzogtümer: Frankfurt, unter dem letzten Kurfürsten von Mainz, Karl von Dalberg, als Präsidialstaat, Baden, Berg, Hessen-Darmstadt und Würzburg; dann folgen die zehn Herzogtümer und die zwanzig Fürstentümer. Von den Fürstentümern sind inzwischen mediatisiert: Hohenzollern-Hechingen, Hohenzollern-Sigmaringen, Salm-Salm, Salm-Kyrburg, Isenburg-Birstein, Aremberg und v. d. Leyen. Ferner zerfiel damals das heutige Herzogtum Anhalt in drei Linien, und Nassau in zwei Linien, das Fürstentum Reuß sogar in vier.

Die Dynastien der übrigen europäischen und außereuropäischen Staaten machen den Schluß dieser Abteilung, der ein Verzeichnis der kirchlichen Würdenträger folgt; dagegen ist der Papst selbst nicht aufgeführt. Hieran reihen sich die Verzeichnisse der Großwürdenträger des Kaiserreiches und der Hofstaaten des Kaisers, der beiden Kaiserinnen, der Prinzen und der Prinzessinen des kaiserlichen Hauses, sowie der höchsten Militärs. Wir finden da unter den höchsten Militärs einen Herzog von Tarent (General Macdonald), einen Herzog von Istrien (Bessières), einen Herzog von Auerstädt (Davout), einen Fürsten von Neuchâtel und Wagram (Berthier) u. s. w. u. s. w., lauter hochklingende Namen, zum Teil nach den Orten, wo siegreiche Schlachten stattfanden, genannt. Seinen Hofstaat hatte Napoleon, der mit dem revolutionären Prinzip der Gleichheit aller Franzosen gründlich aufgeräumt hatte, nach Art der alten monarchischen Höfe organisiert, diese selbst aber in Bezug auf Zahl, den Pomp und die Ausstattung der Erbämter und sonstigen Hofdignitäten weit übertrumpft. Es gehörten zum Hofstaate unter anderem: ein Großmarschall des Palastes mit einem zahlreichen Beamtenheer, ein Großkämmerer und 57 Kammerherren, ein Großstallmeister und 17 Stallmeister, ein Großjägermeister mit Stab, ein Großzeremonienmeister mit 16 Zeremonienmeistern, die Generalintendantur mit zahlreichen Unterbehörden, das Schatzmeisteramt, 11 Leibärzte, 14 Leibchirurgen und 4 Apotheker.

Den zweiten Abschnitt des Almanachs nehmen die umfangreichen Verzeichnisse des Militärorganismus, der höheren und der niederen Staats-, Verwaltungs- und Gerichtsbehörden ein, denn Frankreich zerfiel damals in 129 Departements, wovon 12 auf die Kolonien kamen. Heute zählt Frankreich nur 87 Departements, während sich sein Kolonialbesitz um das hundertfache vergrößert hat. Frankreich hatte damals 38,000,000 (heute fast ebensoviel) Einwohner. Genau sind ferner in diesem Abschnitt die komplizierten Einzelheiten des höfischen Zeremoniells bezüglich der Audienzen und der Hoftrauer angegeben. Jeden Donnerstag und Sonntag nach der Messe findet in dem großen Thronsaale des kaiserlichen Palastes eine Morgenaudienz statt. Das Zeremoniell ordnet auf das kleinste an, wer hierbei zu erscheinen berechtigt ist, und auf welche Weise darum nachgesucht werden muß, um dem Kaiser vorgestellt zu werden. Das Zeremoniell für die Hoftrauer bestimmt, für welche Zeit

zu trauern ist, und welche Trauerkleider Männer und Frauen in den verschiedenen Trauerperioden — in der ersten, zweiten und dritten Woche — zu tragen haben.

Im dritten Abschnitte des Almanachs sind die Statuten des Ordens der Ehrenlegion enthalten. Dieser Orden, gegenwärtig der einzige noch bestehende in Frankreich, wurde durch Gesetz vom 19. Mai 1802 durch den ersten Konsul zur Belohnung von Verdiensten im Zivil- und Militärdienst gegründet. Neuorganisiert wurde er am 11. Juli 1804 (22. Messidor XII.) und zeigte auf der Vorderseite des fünfstrahligen Sternes, das Bildnis Napoleons I. und auf der Rückseite den kaiserlichen Adler. Seit Errichtung der Republik im Jahre 1870 verschwand das Bildnis Napoleons, und es trat an seine Stelle das republikanische Wappen, während für den kaiserlichen Adler auf der Rückseite zwei Fahnen kommen, die die Devise: Honneur et Patrie aufweisen. Sonst hat der Orden keine Wandlung erfahren und besteht heute noch aus denselben Klassen wie damals: Ritter, Offiziere, Kommandeure, Großoffiziere und Großkreuze. Die Zahl der Ordensinhaber ist auf 30,270 beschränkt, davon sind drei Fünftel Militär und zwei Fünftel Zivil. Ausländer werden auch dekoriert, leisten aber keinen Eid. Söhne und Töchter dürftig verstorbener Ordensinhaber werden auf Staatskosten erzogen. Affiliiert der Ehrenlegion waren die „Maisons Impériales Napoléon“, das waren Anstalten zur Erziehung der Töchter von Ordensmitgliedern.

Als gekrönter König von Italien hatte Napoleon ferner sich zum Herrn und Großmeister des Ordens der Eisernen Krone gemacht, weshalb auch dessen Statut im Almanach enthalten ist. Ebenso finden wir das Reglement des Ordens der „drei goldenen Vließe“ aufgeführt. Dieser Orden wurde ebenfalls von Napoleon gegründet und zwar durch Ordre, datiert Schönbrunn 15. August 1809; allein derselbe ist nicht zu Leben und Wirksamkeit gelangt, und als Ordensinhaber wird nur ein Mitglied benannt.

Hiermit schließt der interessante Kalender. Wer damals bei seiner Ausgabe die Dauer der Herrschaft Napoleons und seines Glückes bezweifelt hätte, der wäre wohl für einen Narren gehalten worden. Da wir aber die Vergänglichkeit und den Wechsel von Napoleons Glück hier nicht weiter berühren wollen, so sei die Beschreibung des Staatskalenders von 1810 hiermit beendet, welche unsere geehrten Leser gewiß interessieren wird.

J. B.-G. **Hirtenlöhne.** Actum Eppstein, den 10. Februar 1796. Wurden durch Schultheiß und Gericht die beiden Hirten gedingt auf das Jahr 1796 von Peterstag bis Peterstag 1797, als Johann Nicolaus Guckes als Kühhirt, bekommt zum Lohn bei dem jetzigen teueren Brot 40 Rtlr., welches auf die Küh ausgeschlagen und auf 3 Quartale erhoben wird. Vor die Nachtwacht zu tun, hat derselbe von einem Bürger 4 Kr., einer Witwe 2 Kr. zu erheben, fällt aber halb an seinen Mittkonsorten den Schweinehirt. Wird das Jahr durch viermal erhoben, hat auch von jedem, der Rindvieh zur Herde treibt, einen Laib Brot als „Ausfahrtslaib“ und sodann auch von jedem Kalb oder sonstigem frisch gewöhnten Vieh einen Laib Brot, welcher „Gewohnlaib“ genannt wird. — Peter Schreiber als Schweinehirt bekommt zum Lohn 40 Rtlr. Er hat das nämliche zu beobachten nach den vorgeschriebenen Punkten. Wenn aber Mastschweine gehütet werden, wird demselben apart bezahlt und bekommt für die neun Wochen, welche Zeit erlaubt ist in die herrschaftlichen Waldungen zu treiben, sodann auch ein Paar Schuh.

Königliches Theater zu Wiesbaden.

Das Königliche Theater bleibt Ferien halber vom 11. Juli bis zum 31. August geschlossen.

Literatur.

* **Annalen des Vereins für nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung,** XXXIII. Band, Heft 2, 192 S. Herausgegeben vom Verein. Wiesbaden, R. Bechtold u. Komp. — Das vorliegende Heft enthält fünf Aufsätze. Ueber das „Wappen der Stadt Wiesbaden“ hat Archivrat Dr. Wagner eine Abhandlung verfaßt, die das sogenannte Lilienwappen als das historisch und heraldisch richtige Stadtwappen verteidigt. Wir sind, als der Sache gewissermaßen am nächsten, ganz entgegengesetzter Ansicht und treten mit allen Lokalforschern (Rossel, Otto, Sauer Roth) für das Löwenwappen als das historische Wappen ein, dem die Lilien allenfalls beizugesellen sind. Da wir aber demnächst anderwärts öffentlich und ausführlich zu entgegnen gedenken, so beschränken wir uns hier auf die gemachte Bemerkung. Dr. L. Beck hat hochinteressante „Beiträge zur Geschichte der Eisenindustrie in Nassau“ geliefert. Hauptsächlich ist die Geschichte der Eisengießerfamilie Sorge im Weiltale und die der Familie Mariot an der unteren Lahn behandelt und zwar in einer Weise, daß die auf wissenschaftlicher Grundlage ruhende Arbeit doch auch einem größeren gebildeten Publikum willkommen sein wird; denn sie ist nicht pedantisch wissenschaftlich trocken, sondern lebendig und zu Gemüte gehend. Von dem folgenden Beitrag: „Der große Brand der Stadt Herborn i. J. 1626 und die Kollekten für die Abgebrannten“ von Archivar Dr. v. Domarus läßt sich das nicht sagen. Trotz des ungeheuern Fleißes, der auf sie verwendet wurde, wirkt die Arbeit ermüdend. Wer, so fragten wir uns, wird von der Menge der Gebildeten außer einigen Herbornern den Aufsatz lesen? Das Objekt ist auch u. E. für die Allgemeinheit zu gering, um einen solchen Müheaufwand zu lohnen, und nur die Bemerkung, daß der Aufsatz ursprünglich eine Jubiläumsgabe sein sollte, rechtfertigt jenen Aufwand einigermaßen. Es gilt hier, wie in der Wissenschaft überhaupt, das Wort Goethes: „Wir würden gar vieles besser kennen, wenn wir es nicht zu genau erkennen wollten.“ Ueber dem Spezialisieren der Spezialität leidet die Universalität, das merkt man an kleinen Schnitzerchen in den Noten, die vom Texte abweisen: S. 385 Nr. 8 Graf Johann Ludwig von Nassau-Wiesbaden, statt N.-Idstein, und S. 361 N. 60, wo Friedrich Heinrich, „ein“ Sohn Wilhelms I., 1627 (statt 1625)—1647 gesetzt wird. Der folgende Aufsatz „Die Umänderung des Ortsnamens Humbach in Montabaur“ von Prof. J. P. Schmitz hat wieder viel mehr allgemeines Interesse, und die Begründung sagt uns sehr zu. Auch die Schlußarbeit des ehrwürdigen nassauischen Altertumsforschers Pfarrer Conrady: „Nassauische Hausmarken“ wird von einem weiteren Leserkreise als interessant und lehrreich begrüßt werden. Somit findet also der strenge, wie der mehr der populären Darstellung huldigende Wissenschaftler und auch der gebildete Laie in diesem Hefte Anregung zur Genüge.

* **Mitteilungen des Vereins für nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung** 1903/04. Heft 1—4, 72 S. Herausgegeben und verlegt wie oben. — Die Mitteilungen enthalten wie gewöhnlich Vereinsnachrichten, eine große Anzahl interessanter Aufsätze geringeren Umfanges, chronikalische Notizen, und die von Zedler wieder sorgfältig zusammengestellte Uebersicht über die Nassoica-Literatur des letzten Jahres.

Neues aus Nassau.

S. K. H. Großherzog Adolf von Luxemburg, Herzog von Nassau, hat seinen 87. Geburtstag im Kreise seiner Familie auf Schloß Hohenburg still und ruhig verbracht. Fast drei Menschenalter liegen nun hinter dem hohen Herrn, und als der älteste aller regierenden Fürsten — welch eine Wandlung der Dinge auf allen Gebieten hat er erlebt! Möge dem allverehrten hohen Herrn auch fernerhin ein freundlicher Daseinsabend beschieden sein.

Diözesan-Museum in Limburg. — Wir lesen im „Nassauer Boten“: Seit dem 19. Juli haben im hiesigen alten Schlosse die Arbeiten zur Herrichtung der für das Diözesan-Museum bestimmten Räume begonnen. Der Herr Minister der geistlichen 2c. Angelegenheiten hat zur Deckung der Kosten einen Beitrag von 3000 Mk. aus Staatsmitteln bewilligt und an den hochwürdigsten Herrn Bischof auszahlen lassen. Nachdem der von Herrn Baurat Beilstein in Diez ausgearbeitete Kostenanschlag in der Ministerialinstanz genehmigt worden, wurden die Arbeiten auf dem Submissionswege an die Baufirma Franz Arnold dahier vergeben und schreiten nunmehr unter

Leitung des bewährten Poliers dieser Firma Heinrich Königstein aus Niederbrechen rüstig voran. Die ersten Untersuchungen der früheren Burgkapelle förderten gleich ein unter der Tünche befindlich gewesenes altes Wandgemälde zu Tage, dessen tief in die Mauer gehende Aureole, ähnlich den im Dome, an verschiedenen Stellen noch befindlichen, seither schon sichtbar war. Das Maßwerk des Fensters der Kapelle, welches zum Teil vermauert gewesen, ist wieder freigelegt und noch gut erhalten. In dasselbe werden wertvolle zum Teil aus dem 14. Jahrhundert stammende Glasgemälde eingesetzt werden, welche sich im Besitz der bischöflichen Behörde befinden. Als ein Meisterwerk mittelalterlicher Baukunst erweist sich der an die Kapelle anstoßende achteckige Saal des ältesten Teiles der Burg. Nachdem jetzt die schweren Vermauerungen weggebrochen und die großen fast bis auf den Boden gehenden Doppelfenster freigelegt sind, ist der Blick in den Saal und durch die mächtigen Bogen in das Lahntal geradezu überwältigend. Unbegreiflich erscheint die Barbarei, mit welcher dieser Prunkraum entstellt worden ist. Die zierlichen Ecksäulchen unter den fein gearbeiteten Kapitälchen hat man ausgebrochen; die letzteren zum Teile beschädigt, die prächtigen Fensternischen vermauert, die Fensterlaibungen zerstört; zum Glück ist jedoch noch soviel erhalten, daß sich der Saal wieder in seiner alten Schönheit herstellen läßt. Wenn, wie zu hoffen steht, die Restauration gelingt, so wird er, daran ist nicht zu zweifeln, neben unserem altehrwürdigen Dome und berühmten Domschatz, auch abgesehen von den zur Aufstellung kommenden Kunstgegenständen, eine der Hauptsehenswürdigkeiten des Lahntales bilden. Im übrigen ist die stilgerechte Wiederherstellung des Saales infolge der verschiedenen Zutaten der späteren Zeit keine gerade leichte Aufgabe; sie bietet den Kunstkennern noch Probleme genug. Auch die interessante alte, vermauert gewesene Wendeltreppe die vom Keller bis zum Dach des Baues führt, ist wieder offengelegt.

Der Plan für das Museum umfaßt die alte Kapelle, das eben besprochene Oktogon und den anstoßenden Saal in dem Renaissance-Bau, nebst den angehängten Fachwerksbauten, welche von dem Eschhofer Weg aus sichtbar und bereits vor einiger Zeit wieder notdürftig hergestellt worden sind. Hoffentlich läßt sich die alte Burgkapelle wieder in einer dem Charakter ihrer Zeit entsprechenden Weise ausstatten. Vonseiten der Kirchenvorstände des Bistums ist in dankenswertester Weise bereits eine große Anzahl von Kunstobjekten dem Museum zur Verfügung gestellt. Aus Laienkreisen werden wohl auch entsprechende Gaben nicht ausbleiben.

Die ganze Welt war im Juli von dem Gerüchte erfüllt, daß in Ems der Typhus herrsche. Recht angebracht war es daher, daß die Behörden, Landrat, Kurkommissar, Bürgermeister und Aerztevereinsvorstand energisch gegen die über Gebühr aufgebauschten Meldungen vorgingen. Es läßt sich denn doch annehmen, daß, wenn in der Tat Gefahr vorhanden gewesen wäre, die maßgebenden Stellen im allgemeinen Interesse rücksichtslos eingeschritten sein würden. Das Vertrauen darf man doch heutzutage zu jeder Behörde hegen, und darum sollte man solchen „Tatarennachrichten" nicht allzurasch Vertrauen schenken. Die Kur in Ems ist darum auch im laufenden Monat nicht zurückgegangen.

Das nassauische Pionierbataillon Nr. 21 hat vom 26. bis zum 28. Juli, Brückenschlagübungen bei Niederwalluf, Oestrich und Kempten unternommen.

Am 5. u. 6. August fand die Einweihung der Synagoge zu Nastätten statt.

Auf der Adolfshütte bei Niederscheld hat der Besitzer Frank ein größeres Areal zur Erbauung von Arbeiterhäusern erworben. Es sollen nach und nach bis zu 26 solcher erbaut werden; 5 stehen schon.

Bei Oberscheld wird eben der erste Hochofen im Scheldertal errichtet.

Nassauischer Geschichtskalender.

20. August.

1740. Friedrich Winter, zu Kleve 1712 geboren, wird Professor der Medizin und Anatomie zu Herborn. Schon seit 1736 war er nassau-oranischer Leibarzt. Anno 1744 ging er an die Universität Franeker und 1747 an die zu Leiden, wo er am 11. November 1760 starb. Er war auch Schriftsteller.

1839. Herzog Wilhelm zu Nassau stirbt plötzlich im Bade zu Kissingen. Geboren am 14. Juni 1792 zu Kirchheimbolanden, folgte er 1816 erst seinem Vater, Fürst Friedrich Wilhelm zu Nassau (-Weilburg), und bald darauf dem sohnlosen Herzoge Friedrich August zu Nassau (-Usingen) als alleiniger Regent des Herzogtums. In der Kirche zu Weilburg ist er bestattet. Ihm folgte auf dem Throne sein Sohn, der heutige Großherzog Adolf von Luxemburg, Herzog von Nassau, nach.

25. August.

1570. Graf Wilhelm von Nassau-Weilburg, Albrechts Sohn, wird geboren. Er teilte sich mit seinen Brüdern Ludwig und Johann Kasimir in die väterlichen Lande, starb aber schon am 19. November 1597 mit Hinterlassung zweier Töchter zu Burgschwalbach. Seine Leiche wurde nach Weilburg übergeführt und in seines Großvaters Philipp Grab gelegt.

1786. Die Erzbischöfe von Mainz, Köln, Trier und Salzburg unterzeichnen auf dem Kongreß zu Bad Ems die sogenannte „Emser Punktation", wodurch sie ihre geistliche Macht vom Papste emanzipierten und diesem nur das Bestätigungsrecht zugestanden. Da aber die vier Kirchenfürsten bald untereinander uneins wurden, so blieben die Abmachungen auf dem Papiere stehen.

30. August.

1534. Johannes Dietenberger, welchen Zunamen er von seinem Geburtsorte Diedenbergen (Amt Hochheim) führte, stirbt zu Mainz. Er trat zu Frankfurt in den Orden der Dominikaner und hielt theologische Vorlesungen; in 1500 wurde er zu Mainz Doktor der Theologie und machte sich berühmt durch seine deutsche Uebersetzung der Bibel für die katholische Kirche, die in allgemeinen Gebrauch gekommen und vielfach aufgelegt worden ist.

1806. Die beiden Regenten des neuen Herzogtums Nassau, Herzog Friedrich August und Fürst Friedrich Wilhelm, nehmen ihren Titel als Souveräne an und ergreifen Besitz von den ihnen durch die Rheinbundsakte zugeteilten mediatisierten Gebieten.

Briefkasten.

W. D. in L. Kommt demnächst.
E. G. in N. Wird gelegentlich verwertet.

Allen denen, die ihm zu der ihm widerfahrenen Ehrung gratulierten, sagt der Herausgeber herzlichen Dank.

Beantwortung der weiter eingegangenen Zuschriften kann erst in Nr. 17 erfolgen.

Redaktionsschluß: 28. Juli.



№ 17. Wiesbaden, den 1. September 1904. 5. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20, beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Stein.

Vaterländischer Vorgang.

Von Otto Kirstein.

Personen:

Karl, Reichsfreiherr vom Stein.	Fräul. **Schröder,** Erzieherin.
Freifrau vom Stein, geb. Gräfin von Wallmoden, seine Gemahlin.	**Wieler,** Steinscher Amtsrat.
Henriette, 11 Jahre alt } ihre	Ein **preußischer Feldjäger.**
Therese, 5 Jahre alt } Kinder.	**Landleute** von den Steinschen Besitzungen Frücht und Schweighausen u. **Bewohner des Städtchens Nassau.**

Die Handlung spielt zu Nassau im Hochsommer 1807.

(Schloßhof.)

Im Vordergrunde, etwas erhöht, steht seitlich unter einem alten Lindenbaum ein Gartentisch vor einer Bank und daneben ein Lehnsessel. Im Mittelgrunde führt eine kleine Freitreppe zu dem Herrenhaus empor.

Henriette bindet einen Strauß, zu dem **Therese** ihr Blumen reicht. Fräulein **Schröder,** ihre Erzieherin, schmückt den Sessel mit Blumengewinden und spricht zu Thereschen, die munter hüpft und singt:

Du weißt dich ja vor Freude nicht zu fassen.

Amtsrat **Wieler** (tritt grüßend hinzu):

Verzeiht! Geht's besser meinem kranken Herrn?

Henriette (ihm die Hand reichend):

Der Vater darf bereits das Bett verlassen.

Wieler:

Gottlob! so liegt die schlimmste Sorge fern
Und froher winden wir den Erntekranz.

Thereschen (ihn umspringend):

Ei, das ist schön! Da gibt's Musik und Tanz!

Henriette (zum Fräulein):

Der Vater ist so ernst — wird er's erlauben?

Fräulein **Schröder:**

Er wird den Leuten nicht die Freude rauben.

Wieler:

So will ich gleich dem Zug entgegen geh'n.
Doch still!

Thereschen:

Wir sagen nichts!

Wieler (sich entfernend):

Auf Wiederseh'n!

Fräulein **Schröder:**

Gemeinsam seid Ihr heut' zum ersten Mal
Beim Erntefest in Euerm Heimattal.

Henriette:

Der Vater sehnt sich fort, so scheint es mir.

Thereschen:

Blieb' er in Nassau doch so gern wie wir!

Reichsfreiherr vom Stein erscheint am Arme seiner **Gemahlin** und steigt, auf einen Stock sich stützend, mühsam die Freitreppe herab. Dann schreitet er langsam auf den Tisch zu und läßt sich in den Lehnsessel nieder. Er leidet noch an den Folgen eines heftigen Nervenfiebers, das ihn bei der ersten Kunde von den furchtbaren Bedingungen des Tilsiter Friedens befallen hatte.

Stein (zu den Kindern, die ihm den Strauß reichen):

Dank, liebe Kinder, für den duft'gen Strauß!

Henriette:

Thereschen suchte selbst die Blumen aus.

Thereschen:

Doch Jettchen hat so reizend ihn gebunden.

Henriette:

Und unser Fräulein hat den Kranz gewunden.

Stein (küßt schweigend die Kinder und reicht dem Fräulein dankend die Hand).

Frau vom Stein (die Kinder liebkosend):

Geht, Kinder! Laßt den Vater jetzt allein!

Fräulein **Schröder:**

Heut' ist's so schön! Kommt mit mir auf den Stein!

(Sie geht mit den Kindern nach dem Hintergrunde, Frau vom Stein begleitet sie einige Schritte und spricht noch etwas mit ihnen.)

Stein (aus tiefem Nachdenken erwachend):

Ich wollte beten — doch ich kann es nicht,
Denn alle Andacht stört mir ein Gesicht,

Das teuflich mich umgrinst bei Tag und Nacht.
Wer fragt nach mir, dem Kranken, was er macht!
Und tatenlos verzehrt sich meine Kraft,
Dagegen er nur rastlos Unheil schafft,
Er, der dem Preußenlande tausend Schmerzen
Bereitet hat, der alles niederriß,
Woran gehangen Millionen Herzen,
Der knirschend flucht: Es werde Finsternis!
Damit vor seinem Licht die Welt erblinde
Und aller Drang nach Recht und Freiheit schwinde;
Der sich vermißt, den Strom der Zeit zu stauen —
Napoleon, an Irrsinn grenzt dein Wahn,
Auf Truggewalt ein Weltreich zu erbauen —;
Nie blüht der Menschheit Glück auf deiner Bahn!

(Inzwischen ist **Frau vom Stein** hinzugetreten, nachdem sich das Fräulein mit den Kindern entfernt hat, und spricht begütigend:)

Der Menschheit Glück sei Gott dem Herrn befohlen!
Er kann für alle sorgen, er allein!
Du aber solltest lieber dich erholen —
Erquicke dich am heitern Sonnenschein,
Daß nicht das Fieber länger dich verzehrt. —
Du hast nur eine Heimat auf der Welt
Und in der Heimat, was das Herz begehrt.
In Haus und Hof ist alles wohlbestellt;
Zumal an diesem prächt'gen Erntetag
Wie lacht das Glück dich an auf Schritt und Tritt!
Die Felder brachten herrlichen Ertrag,
Die Wiesen gaben einen guten Schnitt,
An Bergeshängen kocht der Trauben Blut,
Die Wälder rauschen traulich um den Stein
Und munter fließt die Lahn —

Stein:

zum welschen Rhein! —
Doch frönt der Rheinbund seinem Uebermut,
Liegt Deutschland auch zertrümmert ihm zu Füßen,
Mag halb Europa ihn als Herrn begrüßen,
Mir ahnt, wer diesen Unhold noch bezwingt!
Doch wann, ach, wann begegnet ihm ein Mann,
Der unserm Volk Vertrau'n entgegenbringt
Und dem das Volk auch fest vertrauen kann?
Wann endlich tritt ein solcher Mann hervor?
(Er erhebt sich von seinem Sitze.)
Wer reißt das Volk vom Untergang empor? —
Der Kaiser? — Der sich selbst vom Reiche trennt
Und nur die Sorg' um seine Hausmacht kennt? —
Die Fürsten? — fühlen sie sich auserkoren,
Das Reich zu schirmen, wie es sich gebührt?
Sie haben dies Gefühl zumeist verloren,
Die Führer haben unser Volk verführt!
Nur Herzog Braunschweig trotzt dem fremden Joch —
Und Preußens König — scheut mich immer noch? — —
(Er schüttelt den Kopf u. starrt wie abwesend in die Ferne, nach Nordosten hin.)

Frau vom Stein (ihn sanft auf den Sessel hinabziehend):
Du stehst und bebst; dir zittern alle Glieder.
Geduld! Geduld! sonst kehrt das Fieber wieder.
Nur heut', an diesem wundervollen Morgen,
Nur heute quäle dich mit keinen Sorgen!
Liegt nicht die Welt vor uns so wunderschön
Und stiller Friede rings auf Tal und Höh'n?
Ist uns denn nie ein Stündchen mehr in Frieden,
In reinem, ungetrübtem Glück beschieden,
So wolkenlos, wie sich der Himmel dehnt? —
(Sie überhört das erste Rollen eines kommenden Gewitters.)
Wie hattest du dich heiß danach gesehnt!
Doch denkst du kaum noch an die gold'ne Zeit,
Da mir der Liebe höchste Seligkeit
Erstrahlt' aus deines Auges edlem Feuer.
Wär' ich dir nur noch halb so lieb und teuer,
Du sehntest nicht so stürmisch dich zurück,
Empfändest hier bei uns das reinste Glück,
Genießen würdest du den Aufenthalt — —
Ach! hätt' ich über dich so viel Gewalt —

(Sie will ihn umarmen, doch wehrt Stein sie mit scheinbarer Kälte ab. Man hört mittlerweile eine lustige Marschweise näher und näher dringen, und bevor der Erntezug singend und jauchzend den Schloßhof betritt, erscheint das Fräulein mit den beiden Kindern.)

Thereschen (auf den Vater zueilend):
O liebster Vater! welche frohe Lust!

Frau vom Stein (da Stein sich bewegt abwendet):
Kommt, meine Kinder! Kommt an meine Brust!

(Nun erscheint unter Führung des Amtsrats Wieler ein Zug von festlich gekleideten Knechten und Mägden der Steinschen Herrschaft. Eine Ehrenjungfrau trägt den Erntekranz in Form einer Krone. Bewohner von Nassau gesellen sich hinzu. Die Musik begleitet folgendes Lied, das zum Reigen gesungen wird):

Knechte und **Mägde** (zusammen):

Aus Aehren wir winden
Zur Ernte den Kranz,
Und unter der Linden
Spielt auf nun zum Tanz!

Die **Knechte** (allein):

Ob wir uns auch regen
Schon in aller Früh,
Des Herrn ist der Segen
Und unser die Müh.

Die **Mägde** (allein):

Doch gibt der Gerechte
Für redlichen Fleiß
Auch Ehre dem Knechte,
Der Arbeit den Preis.

Die **Knechte** und **Mägde** (zusammen):

Gott hat ihm gegeben
Viel Reichtum und Ehr',
Als Freiherr zu leben
Nach seinem Begehr.

Die **Knechte** (allein):

Ihn quälen nicht Sorgen
Ums tägliche Brot,
Drückt heute wie morgen
Kein Herrengebot.

Die **Mägde** (allein):

Ihm waltet zur Seite
Die beste der Frau'n,
Wie rings in der Weite
Kein' andre zu schau'n.

Die **Knechte** (allein):

Nicht schimmert in Golde
Ein Demant so rein,
Wie im Hause die Holde
In sonnigem Schein.

Die **Mägde** (allein):

Zwei Kinder — wie sehen
So lieblich sie aus; —
Laß, Gott, es bestehen,
Das herrliche Haus!

Die **Knechte** und **Mägde** (zusammen):

Und laß es — der Güte
Zum Lohne — gedeihn — —
(dumpfer):
Und gnädig behüte
Den Freiherrn vom Stein!

(Bei den zwei ersten Versen der letzten Strophe wird draußen dreimal mit einem eisernen Klöpfel an das Tor geschlagen, wobei die Sänger erschreckt stocken und eine Bewegung durch die ganze Menge geht. Dann tritt ein **preußischer Feldjäger** durch die Leute auf Stein zu, während die beiden letzten Verse dumpf verhallen. Die Ehrenjungfer legt den Erntekranz auf den Tisch und alles zerstreut sich auf einen Wink des Amtsrats Wieler mit scheuen Gebärden. Der Himmel beginnt sich zu umwölken und umzieht sich dann mehr und mehr.)

Stein (erregt auffahrend):
Woher?

Der **Feldjäger**:
Aus Memel, Preußens letzter Stadt —,
Der einz'gen Zuflucht, die der Hof noch hat.

Stein (ihm die Hand schüttelnd):
Willkommen!

Der **Feldjäger** (ihm eine Brieftasche überreichend):
Gott sei Dank! Solch ein Empfang
Verheiß' uns Rettung, Herr, vom Untergang!

Stein:
Weit war der Weg. Drum bitt' ich, ruht Euch aus.

(Schluß folgt.)



Hölderlin in Homburg, 1798–1800 und 1804–1806.

Zur hundertjährigen Erinnerung.

3) Von Theodor Gesky. (2. Fortsetzung.)

Die vorübergehende Stimmung, der Schiller in den „Göttern Griechenlands“ einen ergreifenden Ausdruck gab, wurde in Hölderlins Gesang der Grundton, der zur Manier ausartete. Während es Goethe in seiner „Iphigenie“ mit künstlerischer Vollendung gelang, germanisches und hellenisches Wesen innig zu verschmelzen, ist Hölderlins Schwärmerei für Griechenland in diesem, großenteils noch in Frankfurt verfaßten Roman krankhaft und verfehlt. Er schildert darin einen jungen Griechen, Hyperion, der gegen die Barbaren in den Befreiungskampf zieht. Aber sein Heldenmut ist vergebens; das Unternehmen scheitert, und Hyperions Geliebte, Diotima, stirbt an gebrochenem Herzen. Da wird Hyperion Eremit, um von der Welt nichts mehr zu sehen und zu hören. Daß Hölderlin am Schlusse seines Werkes die Vorzüge des deutschen Volkes gänzlich verkennt und bei der Betrachtung der politischen Verhältnisse in Deutschland von Hoffnungslosigkeit erfüllt wird, ist zu beklagen. Die Wiedergeburt und nationale Erhebung seines Vaterlandes erlebte er zwar, aber er war damals schon geistig umnachtet. Deshalb wollen wir auch mild über seine verfehlten Ansichten urteilen. Am Zwiespalt zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen einem freien idealen Leben und dem mühevollen Berufe eines Hauslehrers ging einer der größten elegischen deutschen Dichter zugrunde.

In der Liebe Hyperions und Diotimas schildert Hölderlin, wie erwähnt, seine tiefe Neigung zu Susette Gontard, die ihn antrieb zur Vollendung und Herausgabe des Werkes, das kein Roman, sondern ein Selbstbekenntnis des Dichters ist. Das beweisen die Widmungsworte, die er in das ihr gesandte Exemplar schrieb: „Wem sonst, als Dir?“

Im Alter von dreißig Jahren kehrte Hölderlin in die Heimat zurück, zwar mit dem Lorbeer des Dichters geschmückt, doch ohne einen festen Halt im Leben durch die Erlangung einer sicheren Stellung gefunden zu haben. Das Wiedersehen in Nürtingen war deshalb kein freudiges. Bei seinem Scheiden war er ein lebensfroher und gesunder junger Mann gewesen; jetzt erschien er Mutter und Schwester wie ein Schatten. Denn die frische blühende Jugend war durch innere Kämpfe und Leiden — nach seiner Rückkehr von Rastatt erkrankte er auch mehrere Wochen lang an Gallenkolik — vor der Zeit verwelkt. Schwer fiel es ihm auf das Herz, daß seine geliebte Mutter ihm noch materielle Opfer bringen mußte. Deshalb ging er bald nach Stuttgart, wo er durch philosophische Vorlesungen und Privatstunden etwas verdiente. Vorher hatte er noch seinen Geburtsort Laufen wieder gesehen. Bei einem Freunde, mit Namen Landauer, der in Stuttgart als wohlhabender Kaufmann lebte, fand er Wohnung und freundliche Aufnahme. Da die weiblichen Mitglieder des Hauses Musik trieben, befand sich Hölderlin dort in heiterer Stimmung. Auch sah er seinen Freund Neuffer, der Prediger am Stuttgarter Waisenhause war, wieder und lernte Haug und Huber und andere Schriftsteller kennen. In dem überaus schönen Herbst 1800 dichtete er „Die Herbstfeier“ und das wunderbar anheimelnde Stimmungsbild „Die Nacht“ mit dem bekannten Anfang:

> „Ringsum ruhet die Stadt, still wird die erleuchtete Gasse,
> Und mit Fackeln geschmückt, rauschen die Wagen hinweg.“
> „Aber das Saitenspiel tönt fern aus Gärten; vielleicht daß
> Dort ein Liebender spielt oder ein einsamer Mann
> Ferner Freunde gedenkt und der Jugendzeit; und die Brunnen
> Immerquillend und frisch, rauschen an duftendem Beet.“

Später schildert der Dichter sich selbst:

> „Aus stillem Hause senden die Götter oft
> Auf kurze Zeit zu Fremden die Lieblinge,
> Damit, erinnert, sich am edlen
> Bilde der Sterblichen Herz erfreue.

Diese Elegie, die zuerst Leo von Seckendorf in seinem Musenalmanach von 1807 veröffentlichte ist die erste eines Cyklus „Brot und Wein“, den Hölderlin Heinse gewidmet hat. Die übrigen acht, die aus dem handschriftlichen Nachlaß Hölderlins herrühren, sind aus dem Besitz Chr. Th. Schwabs, des Herausgebers der Werke des Dichters, in den der Königlichen Bibliothek in Stuttgart übergegangen.

Leider wich aber die Heiterkeit Hölderlins bald einer wachsenden Reizbarkeit, sobald von Freunden nur eine harmlose Bemerkung über seinen Aufenthalt in Frankfurt und über seinen Weggang von dort gemacht wurde. Er sehnte sich deshalb von Stuttgart wieder fort. Sein Wunsch ging auch bald in Erfüllung, da der Besitzer einer großen Leinwandhandlung in Hauptwyl bei St. Gallen, ein Herr Gonzenbach, ihn als Hofmeister in seine Familie aufzunehmen sich erbot. Mitte Januar 1801 traf er in Hauptwyl ein. Die großartige Gebirgsnatur machte auf den Dichter einen mächtigen Eindruck. Die Alpen lagen nur wenige Stunden entfernt vor ihm und begeisterten ihn zu einigen lyrischen Gedichten. Doch weit geringer zogen ihn die Menschen an, unter denen er hier lebte. Bald ergriff ihn wieder die alte Schwermut. Er scheint deshalb den Erwartungen Gonzenbachs doch nicht entsprochen zu haben; denn schon am 11. April kündigte ihm dieser unter einem nichtigen Vorwande seine Stellung. Von neuem stel-

lenlos zu seiner Mutter zurückzukehren, fiel Hölderlin unendlich schwer. Aber es blieb ihm vorläufig nichts anderes übrig. Glücklicherweise erhielt er durch Vermittelung des Professors Ströhlin eine ähnliche Stelle bei dem hamburgischen Konsul Meyer in Bordeaux, der ihm 25 Louisdors Reisegeld sandte und die doppelte Summe als Jahresgehalt zusicherte.

Im Dezember 1801 trat Hölderlin die Reise nach Frankreich über Straßburg, wo er seines Passes wegen 14 Tage sich aufhalten mußte, und über Lyon nach Bordeaux an. Hier traf er am 28. Januar 1802 ein und wurde von der Familie des Konsuls mit großer Liebenswürdigkeit aufgenommen. Ueber sein dortiges Leben wissen wir fast nichts. Denn ungewöhnlich lange ließ er seine Mutter ohne Nachricht. Erst die Trauerkunde vom Tode seiner Großmutter, die ihm seine Mutter schrieb, veranlaßte ihn am Karfreitag zu einem Briefe, der aber über seine Lebensweise fast nichts enthielt. Die Seinen schwebten deshalb in großer Besorgnis um ihn, und ihre Befürchtungen waren leider nur zu sehr begründet. Denn in der zweiten Woche des Juni erschien Hölderlin plötzlich bei ihnen, nachdem er kurz vorher zu Matthisson, der damals in Stuttgart lebte, blaß, hohläugig, mit verwildertem Haar und Bart und in abgerissener Kleidung ins Zimmer getreten war. Matthisson hatte ihn erst erkannt, als Hölderlin seinen Namen gemurmelt hatte und dann sofort verschwunden war.

In der Tat hatte er am 10. Mai Bordeaux verlassen. Daß die früher allgemein verbreitete Ansicht, Hölderlin wäre durch die Nachricht vom Tode seiner geliebten Diotima, die am 22. Juni 1802 zu Frankfurt nach zehntägigem Fieber an einer in ihrer Familie ausgebrochenen Kinderkrankheit verschieden war, wahnsinnig geworden, auf einer falschen Voraussetzung beruht, hat Litzmann (Friedrich Hölderlins Leben, Berlin 1890, S. 598 ff.) überzeugend nachgewiesen. Da Hölderlin, wie sein Reisepaß zeigt, Bordeaux schon im Mai verlassen hatte, so konnte der am 22. Juni erfolgte Tod Frau Gontards allerdings die Katastrophe nicht herbeigeführt haben; und die schaurige Erzählung Rullmanns, daß Hölderlin die Nachricht von einem Kaufmann aus Frankfurt bei Tisch gehört und sofort aufgesprungen sei, um als wahnsinniger Bettler durch Frankreich und die Schweiz in die Heimat zu wandern, ist eine Fabel. Ueber den Grund, weshalb Hölderlin seine Stelle so plötzlich aufgab, sind wir nicht genau unterrichtet. Vielleicht geschah es auch jetzt nicht aus eigenem Antrieb, sondern infolge der Kündigung seitens des Konsuls.

Sein Wahnsinn wurde wahrscheinlich durch die lange Fußwanderung in der südlichen Sonnenglut hervorgerufen, besonders, wenn die Angabe, daß er die Reise ohne Hut gemacht habe und barhäuptig auch zu Matthisson gekommen sei, richtig ist. Uebrigens konnte nach so vielen Enttäuschungen im Ringen und Kämpfen um das Glück des Lebens schon das traurige Bewußtsein, daß er, nun wieder ohne Stellung, von seiner Mutter Unterstützungen annehmen mußte, seinen Geist umnachten. Doch blieb ihm keine andere Wahl; in Nürtingen, am Herzen seiner Mutter, fand er eine ruhige Zufluchtsstätte: dort legte sich seine Aufregung allmählich. Er beschäftigte sich wieder mit altgriechischer Literatur, besonders mit einer Uebersetzung des Sophokles, und auch mit eigenen Dichtungen, wie „Die Wanderung", „Andenken", „Patmos" und „Der Rhein". — Im September besuchte ihn Sinclair, der mit ihm zu einer Konsultation nach Regensburg reiste, und, obgleich die Aerzte Hölderlins Zustand für sehr ernst ansahen, doch nicht ohne Hoffnung auf Genesung war.

Während des Winters lebte der unglückliche Dichter einsam und nur ruhig weiter arbeitend. Im Jahre 1804 erschienen in Frankfurt a. M. bei Friedrich Willmanns zwei Bändchen der Hölderlinschen Uebersetzung der Tragödien des Sophokles. Das erste, „Oedipus, der Tyrann" enthaltend, war der Prinzessin Auguste von Hessen-Homburg gewidmet; das andere umfaßte „Antigone". Die Widmung lautete: „Sie haben mich vor Jahren mit einer gütigen Zuschrift ermuntert und ich bin Ihnen indessen das Wort schuldig geblieben. Jetzt hab' ich, da ein Dichter bei uns auch sonst etwas zum Nötigen oder zum Angenehmen tun muß, dies Geschäft (!) gewählt, weil es zwar in fremden, aber festen und historischen Gesetzen gebunden ist. Sonst will ich, wenn es die Zeit gibt, die Eltern unserer Fürsten und ihre Sitze und die Engel des heiligen Vaterlandes singen. Hölderlin."

Der trockene und nüchterne Wortlaut fällt auf, und man muß sich wundern, daß der Dichter die Widmung nicht in wohltönenden Versen schrieb. — Litzmann (a. a. O. S. 625) urteilt über diese Arbeiten: „Wenn einer befähigt war, die Tragödien des Sophokles in unsere Sprache zu übertragen, so wäre es Hölderlin in seinen gesunden Tagen gewesen. Jetzt war er dieser Aufgabe nicht mehr gewachsen. Wohl erkennen wir in einzelnen Stellen und Wendungen noch den Gedanken und Sprache beherrschenden Dichter; aber im ganzen ist die Uebersetzung steif und unbeholfen, ängstlich an das Original sich anklammernd, und doch nicht immer mit richtigem Verständnis, oder unklar im Ausdruck. Die Chöre sind in freien Versmaßen übertragen, der Dialog in fünffüßigen Jamben, denen hie und da sechsfüßige untermischt sind; überhaupt ist die Behandlung des Metrums nicht fehlerfrei."

(Schluß folgt.)

Die Hugenotten- und Waldenserkolonien in Nassau III.

1) Von Wilhelm Wittgen. (1. Fortsetzung.)

3. Die Waldenser- (Hugenotten- und Wallonen-) Kolonie Holzappel.

Nach diesen Anmerkungen gibt die Fürstin den Neuangekommenen in demselben Schriftstück noch folgende Privilegien:

„Für die geflüchtete. Erstlich müsen Sie versichert sein, daß Ihre Hochfürstl. Durchl. dem Prediger ihrer sprache, solchen unterhalt, gleich denen Predigern im Lande, verschaffen wolle.

Zwehtens daß ihre Kinder sollen zur Schuhle gehalten und unterrichtet werden, auch daß Ihre Hoch-

fürstl: Durchl:, wann die Statt gebauet wird, über alles sorge tragen, daß die jugent in der Gottesfurcht, und wann Gott ins Künftige hilft, in denen Sprachen und Handwerken unterwiesen werden.

Drittens müsen Sie wissen, worinnen die Freyheit, der neuen Statt, besteht, wann Sie hiervon bericht haben, alsdann wird ein jeder zur hand nehmen, waß Ihm dienlich und ahngenehm ist.

Viertens daß Sie mit der Zeit die mittell erhalten mögten, Sich in stand zu setzen, um durch die handwerke, welche mann üben wird, Sich zu ernehren.

Fünftens weilen Ihre Hochfürstl. Durchl: eine Statt bauen wollen, So müsen Sie wissen, daß es ahn ihrer Fürsichtigkeit und erzogenen nutzen gelegen sey, daß Sich ein jeder einen platz umb darauf zu bauen, ahnweißen laße, nachgehents müsen Sie Sich in stande setzen, verschiedene Handwerk zu betreiben, als Maurerer und Zimmerer, welcher alles Ihre Hochfürstl. Durchl: durch frembde (unverständliches Wort) oder andere der religion nicht zugethan seyende, müsen verrichten laßen, So will die policey auch, daß Sie daß gelt im Lande behalten, und die Auslage, so Ihre Hochfürstl: Durchl: thun müsen, ahm ohrt selbsten geschehe.

Sechstens daß Ihre Hochfürstl: Durchl: über die, so da verständig und tugendsahm sein, sonderbahr sorge tragen möchten, damit solche mit der Zeith begnadiget und gebrauchet, oder Ihnen zur arbeit verhelfen werde.

Siebentens gleich wie nun die Stattsfreyheit auf 20 Jahren gerichtet ist, daß allso auch das Feld, die Weingarten u. Wießen, welches mann zum bau bringen wird, eben dieselbe freyheit haben und Sie in solcher Zeit nichts davon zahlen sollen. Und müsen Sie auch wissen, wann der termin verflossen ist, waß Sie von demjenigen, So Sie in bau gebracht haben, jährlich geben.

Achtens wird man ein register über alle die Stücker, Wießen, Weingarten und Felder, welche Sie von Zeith zu Zeith in stande gebracht haben, halten, umb die schatzung und Steuer darnach zu richten und dieses alles in der Sprache, welche Sie verstehen. Ihre Hochfürstl: Durchl: werden Ihnen hierzu tüchtige Personen erwehlen, die acten, welche unter Ihnen sein, Sollen durch notarien welche Ihre Hochfürstl: Durchl: Ihnen geben, angenommen und authorisieret werden.

Neüntens mus ein jedes Haupt von seiner Famille, ehe die menage in das Land eingehet und Sich zur haußhaltung bequämen, richtig und ausführlich wissen, wo er seine interims Wohnung haben solle, und daß ahn solchen orthen ein jeder sehe, wie Er Sich könne menagiren und ausbringen, auch daß Er solches dem Prediger Martin oder einer anderen Person, welche Ihre Hochfürstl: Durchl: hierzu ernennen werden, zu erkennen gebe.

Zehntens wissen Ihre Hochfürstl: Durchl: wohl, wie diese famillen zu erhalten, welche Ihr presentirt worden, mit dem beding aber, daß ein jeder wird arbeiten und Sich in dem Lande einzusetzen. Denn wozu dient daß man Müßiggänger, Faulle oder Landstreicher ernehrt."

Man muß den äußerst praktischen Sinn der Fürstin bewundern, die bei allem Edelmut und bei aller Hilfsbereitschaft doch darauf bedacht war, in erster Linie das Gedeihen ihrer Grafschaft zu fördern. Dabei verlor sie ihr Ziel, den armen Geflüchteten zu helfen, nie aus dem Auge.

Kaum waren die Flüchtlinge notdürftig untergebracht, so erschienen, der Tradition nach, Abgesandte Ludwigs XIV. auf Schloß Schaumburg und erklärten der Fürstin, ihr Land werde mit Krieg überzogen und ihr Schloß dem Boden gleich gemacht, wenn sie die Waldenser nicht sofort wieder entlasse. Da antwortete sie mit erhobener Stimme: „Der da oben wird mir helfen!" Sie verschenkte all ihr flüssiges Geld, entäußerte sich ihres Schmuckes und aß aus hölzernen Gefäßen, um die Not der Flüchtlinge zu lindern.

Nicht genug damit, wandte sie sich in einem Schreiben an ihre Untertanen um eine Beisteuer für die Waldenser.

Dem Prediger Daniel Martin gab sie folgendes Empfehlungsschreiben auf seine Kollektenreise mit:

„Es hatt Uns Vorweiser dieses Ehren Daniel Martini gewesener Evangelisch Reformirter Prediger zu Montoules in dem delphinat anjetzo unter Unserem schutz sich aufhaltend, zu vernehmen gegeben wie Er mit dem größesten theil seiner Gemeinde ihr gewißen rein zu behalten und bei der erkannten Warheit deß Evangelij bestendig zu verharren, mit höchster gefahr in der bekanten grausamen verfolgung, trübsahl und elendt alle ihre haab und nahrung quitirt und anjetzo zerstreut hin und wieder ohne gewiße subsistence auf die gnade Gottes und mitleiden frommer hertzen sich verlaßend, bedacht sein, wo sie in fried und ruhe ihres gewißens leben mögen; deren Wir vor vier Monathen her bey 100 personen in Unseren Schutz genommen: dazu aber Christlicher hertzen Zusteuer, die alles des ihrigen beraubt sein, zu imploriren und anzuflehen hetten, deßwegen Uns demütigst angeflehet, ihnen Unser Vorschreiben an alle Evangelisch Reformirte Prediger und Gemeinden zu ertheilen, und Vorbitte einzulegen. Wenn Uns nun, weniger nicht einem jeden bekandt, Wie diese armen Menschen, welche nach so vielem ausgestandenem Kummer meistentheilß krank und elendt seyn müßten, wan Wir sie nicht an Kost und Kleidern bißhero erhalten hetten, umb daß sie Gott in reiner Wahrheit wollen erkennen mit unmenschlichen und grausamen Verfolgungen geängstiget und ihrem Gott nicht meineydig und abfellig zu werden in größeste gefahr des todtes, der banden, schmach, spott und hohns sich gesetzet, und alles das ihrige umb des Evangeliums Christi Willen verlaßen, deßwegen, gleich wie unser Heyland Christus sie in ihrer trübsahl nicht verlassen will, also Uns in sonderheit ihnen gutes zu thun anbefohlen, So zweifeln Wir zwar nicht, es werde ein jeder Christliche bundß und glaubensgenoß sich dieses in sein Hertz dringen laßen, und daß große elendt und trübsahl dieser armen menschen mit mitleidendem hertzen bedenken, und also mit hülflicher hand und milthätiger beysteuer beyspringen, damit Sie den Lampen ihres glaubens erhalten, ihr haußwesen wieder aufrichten und sich und die ihrige außbringen mögen, haben also unser vorbitt ihnen nicht versagen können, ersuchen demnach einen jeden diese Unsere Vorbitte kräftig bey sich wirken zu laßen, festiglich vertrauent, daß Christus Unser Heyland lauth seiner theueren verheißung, daß tröpflein Waßer, so ihnen dargereichet wirdt, tausendfältig wieder vergelten werde, und haben Wir dieses Vorschreiben ihnen Ehren Daniel Martini, welchem williger Glaube bey zu meßen, zu Uhrkundt und vorgetrucktem fürstlichen Insiegel mitteilen wollen. Schaumburg, den 7. January 1688.

Auch unterließ es die Fürstin nicht, außerhalb ihrer Herrschaft Mitleiden für ihre Schutzbefohlenen wachzurufen; sie bittet in einem Aufrufe an die evangelischen Kantone der Schweiz um Unterstützung für die Waldenser, daß sie eine eigene Kirche bauen und eine feste Pfarrbesoldung gründen können, „damit das reine Evangelium, das von den Tagen der Apostel her bei ihnen gewohnt und um dessentwillen sie die greulichsten Leiden erduldet haben, ihnen und ihren Kindern erhalten bleibe."

Ihr Aufruf blieb nicht ohne Erfolg. In kurzer Zeit brachten die Einwohner ihrer Grafschaft 98 Taler 49 Albus zusammen. Damit nicht zufrieden, bittet sie noch einmal dringender und erhält nun noch 104 Taler 2 Albus. Die Kollektenbücher, welche damals benutzt wurden, sind heute noch bei den

Schaumburger Akten erhalten.[1]) In Gemeinschaft mit dem fürstlichen Kammerdirektor kaufte Pfarrer Martin nach der Fürstin Weisung auf dem Markt zu Dietkirchen die nötigen Haus- und Küchengeräte für die Emigranten.

Kaum waren die Glieder des 1. Waldenserzuges notdürftig untergebracht und mit Lebensmitteln versehen, da drang von Homburg aus ein neuer Hilferuf an das Ohr der Fürstin. Dort lagerte noch eine Anzahl Waldenser ohne Obdach. Obwohl die Fürstin bereits all ihre Mittel erschöpft, konnte sie es doch nicht übers Herz bringen, die Hilfesuchenden vor der Türe liegen zu lassen. Sie erklärte sich zur Aufnahme bereit. Infolgedessen wanderten noch 60 Personen ein. Es wurden folgende Familien angesiedelt: In Eppenrod: Jacques Chappier, Jean Rej und Jean Bonnet; zu Dörnberg: Jean Julien, Catharina Bonnet, Jean Vinson, Jean Borel; in Horhausen: Jean Vergier, und auf Schloß Schaumburg Daniel Michelonet, Frau Alline de Blande und Frau Elisabeth de Blande (beide waren Schwägerinnen von Pfarrer Martin; ihre Männer waren noch in Piemont), ferner Gabriel Couriol und Matthieu Ondra. Die beiden letzteren waren Hugenotten.

An eine dauernde Niederlassung mögen die Waldenser in der Grafschaft Schaumburg ebensowenig gedacht haben wie die Hugenotten in der Landgrafschaft Hessen-Homburg. Das geht daraus hervor, daß sie schon im Herbste des Jahres 1688 zum Abzuge rüsteten, um sich zunächst mit Landsleuten in anderen Gegenden zu vereinigen. Sie mochten ja auch in der Zerstreuung auf den einzelnen Dörfern der Grafschaft, wo man ihre Sprache nicht verstand, bitteres Heimweh und Sehnen nach ihren Tälern in Piemont empfunden haben. In wirtschaftlicher Beziehung waren sie ohnedies nicht auf Rosen gebettet. Dazu fing gerade jetzt Ludwig XIV. von Frankreich an, in Deutschland einzufallen und die Pfalz zu verwüsten. Wie leicht konnte er da seine Drohung ausführen und eine Heeresabteilung als Rächerin in die Grafschaft Schaumburg entsenden! So dachte man. Deshalb brachen die meisten der angesiedelten Waldenser eiligst auf und traten unter der Führung des Predigers Martin die Reise an.

Die Fürstin gab ihnen folgenden Empfehlungsbrief mit:

„Thun hiermitt kund und zu wißen, was maßen Vorzeiger dieses, Ehren Daniel Martin, gewesener Waldenser Prediger beneben einigen familien seiner gewesenen gemeinde sich vor ungefähr anderthalb Jahren bey uns angegeben und schutz und schirm unter Unser Obrigkeit, ihre Religion, deßwegen Sie verfolget, vertrieben und außgewiesen, fort zu pflantzen und zu erhalten, und wie Wir aus ihren vorgezeigten testimonialien ersehen, daß ihr vorbringen sich in der thad alßo verhalten, und Wir ein Christliches mitleiden mitt ihnen gehabt, damitt sie die wahre religion bey Uns erhalten mögen, haben Wir sie unter Unseren schutz auf- und angenommen, auch Unser Hand und Siegell gethanen schutz bestätiget, damit die vertriebenen ihren unentbehrlichen unterhaldt mit der Zeit /: den Wir Sie bishierher bloß erhalten haben :/ gewinnen möchten, ihnen wiesen, felder und Weinberge eingegeben, welche Sie auch mit allem fleiß und sorge gebauet, sich in ihrem leben und wandell aufrichtig erzeuget, und ihren Gottesdienst, der wahren reformirten Kirchen eifrig getrieben, Er Prediger auch bey Unserem Hof und im Lande die medicin bedienet und verschrieben, Curen gethan, so daß Wir mit ihnen ein gutes genügen gehabt. Weillen aber bey dieser orthen annahenden gefährlichen conjuncturen sie selbst befürchten, es möchte sie die vorhin ahnbetrohete Gefahr würklich überfallen, so seynd sie genöthiget worden, sich mit weib und Kindern eine zeitlang in mehrere sicherheit zu geben, und andere örther zu ihrer subsistentz zu suchen, hernach aber, da die gefahr durch Gottes Gnade etwa aufhören möchte, wieder zu Uns zu kommen; Wann den Wir dehren armen vertriebenen und noch in verfolgung stehenden menschen erbarmungswürdig zustand mitleidendtlich behertzigen, So haben Wir ihnen dieses zum wahrhaftigen Zeügnis mitzutheilen, nitt umbgehen sollen, Einen jeden wahren Christen ersuchend, sich ihrer mit barmhertzigem gemüthe und hülfreicher handt ahnzunehmen, gedenkend, daß der Barmhertzige Gott einen jeden nach seiner reichen Gnade wird darum belohnen werden."

In der Nähe von Marburg a. d. L. finden wir die abziehenden Waldenser in höchst traurigem Zustande wieder. Entbehrung und Hunger blicken ihnen aus den Augen; noch wissen sie nicht, wo sie sich niederlassen sollen. Endlich hören sie, die Wallonenkolonien Frankfurt am Main und Hanau, die aus Nachkommen der unter Philipp II. von Spanien aus den Niederlanden vertriebenen Protestanten bestanden, seien bereit, ihnen Aufnahme zu gewähren. Sie senden Pfarrer Martin hin mit folgendem Briefe:

Nous ne sachons que devenir ni à quoi nous résoudre dans ce temps, où la guerre nous a contraint, de sortir du lieu de notre établissement et refuge et étant incertains, si nous y pourrons retourner, ou si nous serons necessités, de passer le reste de nos jours dans les perpetuelles inquiétudes, pressés de la misère."

(Wir wissen nicht, was aus uns werden soll, noch, wozu wir uns entschließen sollen in dieser Zeit, wo der Krieg uns gezwungen hat, den Ort unserer Niederlassung und Zuflucht zu verlassen und wir noch ganz ungewiß darüber sind, ob wir wieder dahin zurückkehren können werden, oder ob wir genötigt sein werden, den Rest unseres Lebens, niedergedrückt vom Elend, in beständiger Unruhe zuzubringen.)

Zu einer Uebersiedelung nach Frankfurt oder Hanau kam es indessen nicht; vielmehr sahen sich die Hilfesuchenden gezwungen, ihre Gönnerin, Fürstin Elisabeth Charlotte, zu bitten, sie wieder in ihre Grafschaft zurückkehren zu lassen. Ihr Häuflein war von 125 Personen auf 78 zusammengeschmolzen, so sehr hatten Hunger, Krankheit und Kälte unter ihnen aufgeräumt. Die allezeit hilfsbereite Fürstin ließ ihnen antworten, sie möchten nur getrost wiederkom-

[1]) Die Legitimation für den Kollektanten, die ihm die fürstliche Kanzlei mitgibt, hat folgenden Wortlaut:

„Nachdem einem jedweden bekannt, wie die von Ihrer Hochf. Dchl. Unserer gnädigsten Fürstin und Frauen in schutz und schirm ahngenommenen pimonteser oder Waldenser umb der wahren religion Und in derselben ihre gewißen rein zu behalten, von Hauß, Hof und aller ihrer Nahrung abgewichen Und selbiges verlassen, Und deswegen eines jeden aufrichtigen gläubigen mitleiden würdig sein, So haben Höchstgd: Ihre Hochf. Dchl. gnädigst gewilliget und beliebet, zu ihrer unentbehrlichen Lebenshaltung eine Collecte begehren zu lassen.

Solchem nach werden alle und jede, dehnen dieses vorkömt gebührend ersuchet und belanget, ihre Hertzen gegen diese arme menschen mitleidentlich bewegen zu laßen und ihnen mit einem nach Vermögen guhtwillig freundl. beyzuspringen und alsdann nach der Verheißung Christi unfehlbar zu erwahrten, daß ein solches ihnen reichlich wieder vergolten werden solle.

Schaumburg, den 3. September 1687."

men; mit Gottes Hilfe werde sie schon ein Unterkommen für sie schaffen. Trotzdem war das schwer; denn die von den Waldensern im Herbst verlassenen Wohnungen standen nicht mehr leer, vielmehr waren drei andere Emigrantenzüge inzwischen angekommen, und kaum hatten alle ein Obdach finden können.

Der erste dieser Züge (der 3. in der Reihenfolge) kam aus Otterberg in der Pfalz. Dieses war ebenfalls wie Frankfurt und Hanau Wallonenkolonie. Am 15. Juni 1579 hatte Pfalzgraf Johann Casimir mit den aus den Niederlanden Eingewanderten den Aufnahme-Vertrag abgeschlossen.

Unter seinem Schutze war die Kolonie fröhlich aufgeblüht; der Dreißigjährige Krieg aber ließ auch Otterberg nicht verschont; zweimal wurde es von Grund aus zerstört. Doch sammelte sich nach dem Frieden wieder ein Häuflein, das den Mut hatte, um das stehengebliebene Gotteshaus ein neues Dorf zu bauen. Im Jahre 1657 erhielt die Kolonie auch wieder einen eigenen wallonischen Prediger. Das Handwerk der Väter, die Tuchfabrikation, kam wieder in Schwung und verhalf dem Orte zu Wohlstand. Als dann die Kunde kam, Hugenotten und Waldenser müßten gleich den Wallonen ihre Heimat verlassen, da waren die Bewohner Otterbergs sofort bereit, soviel Flüchtlinge als möglich bei sich aufzunehmen. Kaum aber hatte sich eine Anzahl Emigranten in Otterberg niedergelassen, so drohte ihnen eine neue große Gefahr. Kurfürst Karl von der Pfalz war gestorben. Da seine Ehe kinderlos war, ging das Land an eine Seitenlinie, den Pfalzgrafen von Neuburg, über. Des Kurfürsten Schwester aber, Elisabeth Charlotte, war verheiratet mit Herzog Philipp von Orleans, dem Bruder Ludwigs XIV. Dieser erhob nun für den Herzog widerrechtlichen Anspruch auf die Pfalz, und da der deutsche Reichstag seinem Begehren nicht willfahrte, sandte er ein mächtiges Heer in die Pfalz. (S. v.) Und nun sahen die vor kurzem vor ihm geflohenen Hugenotten und Waldenser von neuem schlimme Tage kommen. Ich habe die Kämpfe der Franzosen um Otterberg und die Flucht der Hugenotten, Waldenser und Wallonen in der Erzählung „Treu geführt" ausführlich erzählt und kann hier darauf hinweisen. (Schluß folgt.)

Die Belagerung von Kaub, 1504.

Ein Erinnerungsblatt für die Stadt Kaub zum 25. September.

2) Von Dr. C. Spielmann. (Schluß.)

Am 28. August kam der pfälzische Heerführer Johann von Landschad mit 300 Reitern und anderm Volk von Kreuznach aus den Kaubern zu Hilfe nach Bacharach und schlug am andern Tage den landgräflichen Truppen gegenüber auf einem Berge der anderen Rheinseite sein Lager auf. Obgleich zwischen beiden Heeren eine große Entfernung und der Rhein war, so griffen sie sich doch wechselweise mit Wurfgeschossen an, und so heftig war das Donnern der Geschütze, daß man es auf der nicht weniger als 4 Meilen entfernten Burg zu Kreuznach hören konnte. Bei Nacht brachte Landschad einen Teil seiner Leute nach Kaub, was am Tage nicht leicht zu bewerkstelligen war, weil die Hessen es sahen, und dann ihre Geschosse auf den Rhein schleuderten, so daß überhaupt am Tage niemand nach Kaub gelangen konnte, weder zu Wasser noch zu Lande. Das war nur bei Nacht möglich.

Bei jener Belagerung wurde von dem Landgrafen manches sinnreich erdacht und vieles Geld für Maschinen und Kriegsgeräte ausgegeben. Er füllte Mörser mit Pech, Schwefel und anderm Brennmaterial und schleuderte solches von dem über Kaub ragenden Berge. Aber das war alles vergebens, umsonst alle Mühe und nicht gering der Verlust, den er dabei erlitt, denn fast alle Geschütze sprangen bei dem ersten oder zweiten Gebrauche. Ob das durch Zufall oder durch Zauberei geschah (bemerkt Trithemius), weiß ich nicht, obwohl damals in Kaub ein Soldat war, der prahlerisch behauptete, er könne durch eine geheime, um nicht zu sagen feile Kunst alle Geschütze zerspringen machen, wenn er auch nicht gegenwärtig sei, sobald er sie nur von ferne sehe oder ihren Donner höre.

Da so die Leiter der Geschütze wegen der Höhe des Berges, wo der Landgraf sein Lager hatte, gegen Feste und Stadt nichts ausrichten konnten, weil der größte Teil der Kugeln in den Rhein fiel, ließ man am 4. September das schwere Geschütz, welches man Kartaunen nennt, an Ketten den Berg hinab und stellte es an einem tauglicher scheinenden Orte auf. Als am andern Morgen die Kauber sahen, daß die Hessen am Abhange des Berges mit ihren Maschinen beschäftigt waren, richteten sie sofort ihre Geschosse aus der Burg und der Stadt ohne Aufhören dahin, so daß jene die Geschütze, ohne von ihnen Gebrauch zu machen, verlassen mußten. Bei Nacht wagten sich dann einige kühne Männer aus der Stadt, zogen, unbemerkt von den Hessen, die Geschütze an den Rhein und brachten sie nach Kaub. In der Nacht vom 4. auf den 5. September gegen 11 Uhr brach durch die Unvorsichtigkeit eines Mannes, der Pulver in die Nähe des Feuers gebracht hatte, ein Brand in der Stadt aus, wobei 20 Häuser abbrannten und 11 von Kreuznach dorthin gesandte Leute jämmerlich umkamen.

Am 6. September traf der 26jährige pfälzische Kurprinz mit 500 Mann zu Pferd und 600 zu Fuß von Heidelberg in Kreuznach ein, und marschierte am folgenden Tage den Kaubern zu Hilfe nach Bacharach. An demselben Tage erhielt auch der Landgraf Verstärkung durch den Herzog Heinrich von Braunschweig und den Grafen von Lippe, die ihm 2000 Mann nebst Geschützen und verschiedenen Kriegsgerätschaften zuführten.

Nichtsdestoweniger sah sich der Landgraf gezwungen, am 25. September die Belagerung aufzuheben, weil er einsah, daß er trotz einer 39tägigen Dauer den Belagerten nichts anhaben konnte, und von den Feinden größeren Schaden erlitten hatte, als die-

sen von ihm zugefügt worden war. Sein Schaden an zersprungenen Geschützen und vergebens gearbeiteten Maschinen war sehr groß; mehr als 600 eiserne, nicht hohle, sondern dichte Kugeln, die er gegen Kaub geschleudert, waren größtenteils in den Rhein gefallen."[1])

Soweit Trithemius.

Der Berg, Bacharach gegenüber, auf dem der Landgraf seine Geschütze aufpflanzen ließ, war zweifellos die „Adolfshöhe", wo noch Reste von Schanzen zu bemerken sind. Er konnte keinen besseren und zugleich keinen schlechteren Angriffspunkt wählen, wie Abt Johannes selbst durchblicken läßt; von einem anderen Punkte war Stadt und Burg zugleich überhaupt nicht beizukommen. Das Schlimmste für die Hessen war, daß sie wie angenagelt stehen bleiben mußten; sie konnten ihre Kartaunenschüsse nicht distanzieren, während die Verteidiger es bald los hatten, wie weit das Geschütz des Feindes reichte und ihre — wahrscheinlich kleineren — Donnerbüchsen nach Bedürfnis richten, bezw. aufstellen konnten. In die Stadt scheinen überhaupt von der Adolfshöhe aus wenig Kugeln eingeschlagen zu sein; die Parabel ging zu weit und zu hoch, und so flogen die Kugeln über die Stadt hinaus in den Rhein. Dagegen wurde die Feste vielleicht härter mitgenommen, als der Bericht merken lassen will; jedenfalls war Bresche gelegt. Doch sobald die Hessen sich anschickten, den Steilhang des Berges hinabzusteigen, pfefferten die Kauber sowohl wie die Besatzung der Burg so gewaltig unter sie, daß sie schleunigst wieder umkehrten. Eine glückliche Ablenkung der Aufmerksamkeit der Belagerer veranlaßte das Erscheinen des Landschad, gegen den ein Teil der hessischen Geschütze gekehrt werden mußte. Daß der pfälzische Feldherr eine Abteilung seiner Leute in die Stadt brachte, war von hohem Wert; die Bürger bekamen dadurch noch mehr militärischen Halt. Kaub muß gut verproviantiert gewesen sein, daß es diesen Zuwachs von Essern vertragen konnte. Möglich ist es auch, daß eben dieser Zuwachs selbst Proviant mitbrachte; Munition wird er vor allem zugeführt haben.

Der Landgraf, der mit so imposanter Macht vor der trotzigen Burg und Stadt erschienen war und dessen Verbündete jedenfalls nach endlichem Waffenerfolg verlangt haben werden, mag sich baß geärgert haben, daß die Kauber so aushielten. Da ist es denkbar, daß er auch andere Mittel anwandte, um den Bürgern beizukommen, brennbare Stoffe in die Stadt schleuderte. Aber merkwürdiger Weise wird uns von einem dadurch verursachten Schaden nichts berichtet; der mächtige Brand ist ja, wie es heißt, durch Unvorsichtigkeit — am Ende auch durch Verrat — entstanden. Die Hessen haben das nicht benutzt. Sollte das Vorbringen des Geschützes mit dem Brand in Verbindung gestanden haben? Aus Trithemius' Bericht geht nicht genau hervor, ob die Nacht, in welcher der Brand stattfand, und die, in der die Kauber das verlassene Geschütz hereinholten, aufeinander folgten; doch ist das wohl anzunehmen. Weil seine Kartaunen übel zugerichtet waren, wird der Landgraf nichts während des Brandes unternommen haben.

Außer der Beharrlichkeit ist der Mut der Kauber zu loben, der sich besonders bei dem Ausfall und der Eroberung des feindlichen Geschützes zeigte. Dieser Streich hat dem Landgrafen, wie es scheint, am meisten zugesetzt. Denn ungeachtet er beträchtliche Verstärkungen erhielt und noch fast drei Wochen vor Stadt und Burg lag, wird uns nichts Bedeutendes mehr berichtet.

Schließlich ist die Geschicklichkeit der Kauber zu bewundern, womit sie den Gefahren durch den Feind begegneten und ihm derart zusetzten, daß er der mehr Geschädigte war.

Der Kurfürst mag zu Heidelberg sich herzlich gefreut haben, als er von der tapferen Verteidigung der Kauber hörte. Gewiß ist es nicht unabsichtlich geschehen, daß er seinen Thronerben Ludwig selbst den Wackern zu Hilfe sandte. Es war vielmehr eine Anerkennung der Treue und Anhänglichkeit, die ihm die Kauber bewiesen hatten.

So mußte der Hesse mit leerem Beutel, zersprungenem Geschütz und Wagen voll zerlumpter, verwundeter und kranker Söldner abziehen. —

Doch das harte Schicksal konnte Kaub durch seine Tapferkeit vom Hause Kurpfalz nicht abwenden. Als die Bürger triumphieren wollten, drückte die Trauerkunde, daß alles verloren sei, ihre Freude nieder.

Bereits am 21. August war Pfalzgraf Ruprecht zu Landshut an der in seinem Lager grassierenden Ruhr gestorben. Ob Johann Landschad, als er vor Kaub erschien, davon schon wußte und den Bürgern die Nachricht brachte, wissen wir nicht, glauben es aber kaum. Die heroische Witwe überlebte den geliebten Gatten nicht lange; am 14. September legte auch sie sich an derselben Krankheit zum Sterben nieder. Die letzten Augenblicke wurden ihr vergällt durch die Nachricht von der Schlacht bei Regensburg am 12. September, in welcher das böhmisch-bairische Heer vom Kaiser nach hartem Kampfe, in welchem er selbst fast gefallen wäre, gänzlich geschlagen, ja beinahe vernichtet worden war.

Den Rest des Jahres schleppte sich der Krieg noch hin; im Januar von 1505 trat Waffenstillstand ein; im Juli wurde auf dem Reichstage zu Köln der Friede vereinbart. Den beiden Waisenknaben Ottheinrich und Philipp verblieb aus dem baiern-landshutischen Erbe das seitdem Pfalz-Neuburg benannte kleine Landgebiet an der Donau; alles übrige, außer dem an den Kaiser abgetretenen Stück, wurde mit Baiern-München vereinigt. Der Rest der Schätze und die fahrende Habe des reichen Großvaters wurde den Enkeln gesichert, nur Geschütz und Proviant mit den Baiern geteilt.[2]) Mit dem Kurfürsten selbst kam eine völlige Schlichtung erst im Juni von 1507 auf dem Reichstage zu Konstanz zustande. Er mußte einen Teil des Verlorenen in den Händen seiner Feinde lassen, sah sich außerdem zu Verkäufen und Ver-

---

[1]) Ein anderer Berichterstatter hat alle Kugeln gezählt: 2401, davon 482 fehl gingen.

[2]) Ottheinrich („der Pfalzgraf bei Rheine") wurde nach der Kurlinie Aussterben Kurfürst. Das Geld seines Großvaters half ihm, den Ottheinrichsbau des Heidelberger Schlosses errichten und die Bibliothek beträchtlich erweitern.



pfändungen genötigt; eine Menge von Streitigkeiten blieb trotzdem über seinen Tod hinaus bestehen.

Zu Anfang von 1508 folgte Ludwig seinem Vater als Kurfürst-Pfalzgraf. Seine erste Sorge war, die Burg Kaub wieder aufzurichten. Das geschah den Hessen zum Trutz, denen zwar das Unteramt Kaub zugesprochen worden war, die aber nie in seinen Besitz kommen konnten, einen Krieg darum auch nicht mehr anfingen. Sie hatten an der einen Niederlage genug; in Kaub erschien es ihnen nicht recht geheuer. Zum Andenken an die Wiederherstellung der Burg wurde auf ihr an dem später sogenannten Spanischen Kirchhof eine Tafel angebracht mit der Inschrift:

Anno Domini MCCCCCVIII
Ward Guttenfels wieder gebawen (gebauen)
Durch Pfalzgraf Ludwig mit Trawen (Treuen) . . . .

Zum ersten Male tritt hier die Bezeichnung Gutenfels auf; also hat die Burg jedenfalls ob ihrer wackeren Verteidigung vom Landesherrn den ehrenden Beinamen erhalten.

Wir gehen auch wohl nicht fehl, wenn wir den Ursprung der Inschrift auf der Steintafel an dem vormaligen Rheinzollamte in die nämliche Zeit verlegen. Vielleicht hatte der Kurfürst auch Teil daran. Die Tafel ist heute noch zu sehen, und die Inschrift lautet:

Die Jar von crist geburt man zalt
fünffzehnhundert vnd vier alt
Von sontag nach mari Himelfert
wart cub sechsthalb woche(n) belegert
mit ga(n)czen macht vnd herescrafft
durch hessen die landgrauesschafft.
Nünhundert steyn gehauwen
als ihr die groiß hie wol schauwen
Und echthundert drissig echt gegossen
sint fonde(n) worden vo(n) den verschossen
On die zerbroche(n) vnd verlore(n) seyn
auch etlich versuncken jn den ryn.
Und wie wol daß schloß nit war erbuwe(n)
als es sit der zyt her von nuwen
Von pfaltzgraue Ludwig worde(n) beuest
noch danoch mußte(n) die frembde gest
cub by der paltz lassen bliben
Das wir gottes gnade(n) zuschriben
Und auch der werhafften handt
Dies behelt all vatterlandt.

Kaub ist noch 300 Jahre bei der Pfalz geblieben, bis 1803, dann kam es an Nassau, 1866 an Preußen. Unter den alten Leuten war noch mancherlei Erinnerung an die kurpfälzische Zeit vorhanden, die wohl immer mehr verlischt. Erhalten werden aber bleiben der Name Pfalzgrafenstein und der Name Gutenfels, erhalten wird bleiben die alte Steintafel, die den Ruhm einer kernigen Bürger-Mannhaftigkeit der Nachwelt fort und fort verkündet. Und ebenso wird das „Pfälzeln“ im Kauber Dialekt, dem Fremden befremdlich, dem Eingeweihten erklärlich sein aus der langen Zugehörigkeit des „Unteramts“-Ländchens zum alten, längst verschwundenen Kurstaate.

Mögen die Kauber ihrer Altvordern Heldenschaft am 25. September feiern, zugleich aber dankbar erkennen, daß nunmehr im geeinten Reiche deren erneute Betätigung gegen deutsche Reichsgenossen, gottlob, nicht mehr vonnöten ist.

Spinnstuben-Geschichten II.

6) Von C. Trog. (Schluß.)

Des Henerch Freite.

Ein Herrchen oder Großvater im Ländchen konnte den Henerch gut leiden; denn er war ein Stiller und kein Haselierer und kam oft in sein Haus „spille.“ Henerch zeigte schon als Bub und dann auch als Bursche ein gesetztes Wesen; er war nicht stolz, lief auch nicht jedem Weibsbild nach, und wenn die Neunuhrglocke läutete, dann war er daheim und ging ins Bett. Damit soll nun nicht gesagt sein, daß er ein Mädchenfeind gewesen wäre; nein, er ging auch auf Freiersfüßen, aber er war dabei bedächtig und vorsichtig, und so schlich ein Jährchen ums andere dahin, und zwischen seinen kaffeebraunen Haaren zeigten sich schon weiße Spitzen, und der Henerch ging immer noch mit der Neunuhrglocke als lediger Bursche ins Bett. Da sagte Herrchen einmal zu ihm: „Henerch, für dich ist es Zeit, daß du von der Gaß kommst in einen eigenen Hausstand hinein; es gibt nichts Verdrießlicheres wie so einen alten Junggesellen; du bist kein Füllen mehr, und ich glaube, im ganzen Dorf gibt es keine Kuh, die so alt ist wie du.“

Der Henerch schmunzelte vergnügt und sagte: „Gelt, Herrche, wenn Ihr noch ledig wärt, das tät Euch gefallen! Aber Spaß beiseite, wißt Ihr mir eine? Beim Heiraten müssen zwei beisammen sein, und der Pfarrer, der einen allein traut, lebt nicht. Wer wird mich wohl haben wollen? Ihr wißt, ich heiße schon gar lange Henerch!“

Herrchen kratzte sich, obgleich es ihn gar nicht juckte; dann rückte er mit seiner Meinung heraus und sagte: „Was eine Frau für dich wäre? Ich meine die Annegrit droben im Dorfe wäre ein Weibsmensch, wie sich's gehört, sparsam und fleißig; wenn sie auch Haare auf den Zähnen hat, so ist das so schlimm nicht, denn die haben die Weibsleute alle. Dagegen ist sie trocken hinter den Ohren; denn sie hat so oft den Kuckuck schreien gehört wie du. Ich meine, die wäre eine Frau für dich; sie kommt immer daher sauber und nett und so flink, als ob sie in Draht gehängt wäre. Ueberlege und beschlafe die Sache einmal, Henerch.“

Der Henerch meinte zunächst nichts zur Sache; er sagte: „Gute Nacht, Herrche!“ denn eben läutete die Neunuhrglocke, und er ging heim und überlegte und beschlief die Sache von wegen der Annegrit. Am folgenden Abend hat er sich gewaschen und gekämmt; dann zog er das blaue Kamisölchen mit den blanken Knöpfen an, brannte seine Sonntagspfeife mit dem Silberdeckel und der Silberkette an und dachte: „Das Fragen kostet ja kein Geld!“ Dann ging er stracks die Dorfstraße hinauf zur Annegrit und fragte ohne lange „Priambeln“ zu machen: „Annegrit, wie wär' es, wenn wir zwei uns heiraten täten?“

Die Annegrit hatte an einen solchen Ueberfall nicht gedacht; sie bügelte gerade ihr blaues Häubchen, und so fix und mundfertig sie sonst auch immer war, diesmal regte sich ihre Zunge nicht, und ihre dicken Vollbacken färbten sich feuerrot. Das dauerte aber nicht lange, nur einen Augenblick oder zwei, dann war die Annegrit wieder die alte, und kurz und forsch wie sie war, gab sie dem Henerch frisch von der Leber weg das Jawort. Und da lachten sie beide, gaben sich die Hände und sahen sich an so lieb —; aber da bimmelte die Neunuhrglocke und machte dem verliebten Getue ein Ende, denn die zog den Henerch auch jetzt noch ins Bett. Aber keins konnte an dem Abende zum Einschlafen kommen, der Henerch nicht und die Annegrit auch nicht; es war aber das alles auch gar so unversehens gekommen.

Am Morgen machte die Neuigkeit aus der Obergaß die Runde im Dorfe, und jedes sagte: „Wer hätte das hinter dem Schwernots-Henerch gesucht? Sonst schleicht er herum wie ein Duckmäuser, und jetzt so eine Schneid!" Die zwei „Versprochenen" aber waren gar vergnügt; die Annegrit sang mit heller Stimme, und der Henerch pfiff bei der Arbeit wie eine Amsel. Ja, das neugebackene Brautpaar war trotz seines Schwabenalters wirklich verliebt, und es zeigte seine Liebe ungescheut auch öffentlich, und Herrchen sagte dazu: „So ist's! Liebe, Feuer, Husten, Krätz' und Gicht — lassen sich verbergen nicht!" Wie aber die Süßholzraspelei zwischen beiden zu arg wurde, da wurde Herrchen bedenklich und sagte zum „Fraache": „Sie sind vernarrt! Wenn's nur später nicht heißt: „Schnell gefreit — lang bereut!" Ich weiß auch, daß die Hochzeiter neun Tage blind sind; aber so geckig habe ich mein Lebtag kein' gesehen. Wenn's nur nicht schlecht ausfällt! Die Liebeleien vergehen; es kommen nach den Flitterwochen die Zitterwochen, dann die Gewitterwochen, und es blitzt und donnert. Wenn's nur nicht einschlägt!"

Herrchens Ahnung ging richtig in Erfüllung. An einem Mittag ging er an Henerch seinem Hause vorüber. Henerch saß im Hofe auf seiner Schnitzbank und schnitzelte an einem Schippenstiel und ließ „das Maul hängen" bis auf den Schippenstiel hinunter. Dem Herrchen lief's kalt und heiß den Rücken auf und ab, und er bekam eine Gänsehaut wie ein Reibeisen und fragte: „Henerch, wie geht's? Was macht's Annegritche?"

Jetzt bekam der Henerch einen Kopf so rot wie ein geheizter Backofen, er ließ das Schnitzelmesser ruhen und schnauzte das gebrechliche Herrchen an: „Herrche, gelt, Ihr habt gut gefreit; — ich aber, — ich habe jetzt den Teufel!"

Es war richtig so geworden, wie Herrchen nachträglich gefürchtet hatte: es hatte beim Henerch eingeschlagen! Die Annegrit sang nicht mehr, und der Henerch pfiff nicht mehr, und er kam auch nicht mehr zum Herrchen spillen.

Herrchen aber sagte zum Fraache: „Für andere Leute freien ist immer bedenklich; denn das Freien und das Backen geraten nicht immer. Die Liebe muß von selbst anfangen; ich helfe nicht mehr dazu."

Und die Weibsleut und die Mannsleut in der Spinnstube meinten: „Ja, ja, wer klug ist und nicht des Teufels Dank ernten will, der macht's in diesem Punkte wie von nun an das Herrchen aus dem Ländchen!

Miszellen.

Der Eppsteiner Burgfriede von 1492.

Von J. Brumm.

Im Anfange des 15. Jahrhunderts hatte die Herrschaft Eppstein ihre größte Ausdehnung gewonnen; sie repräsentierte ein kleines Fürstentum. Außer den Stammlanden, den beiden Landgerichten zu Hof Heusels und Mechtildshausen, umfaßte sie Schloß und Herrschaft Breuberg mit Wertheim, das Gericht Gunden, Schloß und Stadt Ortenberg und Gedern; ferner Schloß, Stadt und Herrschaft Königstein, Schloß und Stadt Butzbach, die Schlösser Kransberg und Ziegenberg, die Stadt Grünberg und eine stattliche Anzahl blühender Dorfschaften der Wetterau, sowie die Hälfte der Grafschaft Diez und der Herrschaft Weilnau.

Obwohl nun die Eppsteiner sich im Besitz eines ansehnlichen Ländergebietes befanden und die Einkünfte der Herrschaft so reichliche waren, daß sie damit hätten fürstlich leben können, zumal ihnen auch sonst noch von Reichswegen mancherlei Zuwendungen gemacht wurden, so wirtschafteten die Herren doch in unsinniger Weise. Innerhalb eines Jahrhunderts wurden folgende Gebietsteile veräußert: 1425 ging unter Gottfried VIII., dem Stifter der Eppstein-Münzenberger Linie, Steinheim für 35000 Fl. an Mainz. Eberhard II., der Stifter der Linie Eppstein-Königstein, überließ 1441 seinem Schwiegersohn Philipp von Erbach seinen Anteil der Herrschaft Breuberg; sein Enkel Philipp verkaufte 1479 ein Viertel von Butzbach und zugehörige Dörfer an Solms-Braunfels für 41000 Fl. Gottfried IX. trat 1453 ein Viertel der Grafschaft Diez an Philipp von Katzenelnbogen für 30000 Fl. ab. Gottfried X. überließ 1476 Ortenberg an Hanau-Münzenberg für 6300 Fl., 1478 seinen Anteil an Butzbach, ferner Schloß Ziegenberg und mehrere Dörfer im Gebiete der Wetter an Philipp von Katzenelnbogen für 40000 Fl., ebenso Schloß und Stadt Homburg v. d. H. nebst Dörfern an Philipp von Hanau für 19000 Fl. Der kräftigste Schub rückwärts, welcher der verarmten Herrschaft Eppstein den Todesstoß versetzte, erfolgte am Montag nach Matthias 1492. An diesem denkwürdigen Tage wurde der Verkauf der Hälfte der Eppsteiner Stammlande nebst Schloß und Stadt an den damaligen Landgrafen Wilhelm II. von Hessen durch Gottfried X. vollzogen. Der Kaufpreis betrug die für jene Zeit hohe und ansehnliche Summe von 64000 rheinischen Gulden.

Nachdem nun der Landgraf Wilhelm II. von Hessen die Hälfte von Schloß und Stadt Eppstein, nebst den zugehörigen Dörfern, Höfen, jährlichen Renten, samt aller zugehörigen Obrigkeit und Gerechtigkeit erworben hatte, kam zwischen ihm und dem Verkäufer, Gottfried X. von Eppstein-Münzenberg, Grafen zu Diez, ein Vertrag zustande, in welchem die Rechte des einzelnen streng abgegrenzt sind und zwar um des lieben Friedens willen. Und dieser „Burgfriede gehet" — nach dem Saalbuch des Ortes — „an in dem obengenannten Schloß stracks heraus bis an die Brücke, nächst dem großen See, und von jetzt gemeldeter Brücke bis an den Wagenweg, an den Gärten heraus bis an den Bildstock obwendig an den Staufen und fürder über den Fischbacher Weg hinaus bis an den Fischbacher Schlag und von da gegen den Hentzberg zu an der Höhe außen, weiter bis auf die Höhe an der Wildbach. Von dieser Malstatt zieht die Grenze stracks über die Wiesen zu vom Pfad bei der Walkmühle, stracks den Pfad hinauf über die .... (unleserlich) den Fahrweg, hinauf vor der Heilbach bis an den Weg, der an dem Amseltal herausgeht und denselben Weg in der Heilbach hinab bis auf die oben genannte Brücke und von da bis wieder an die erstgenannte Malstatt im Schloß."

In dem Vertrage bekennen Langraf Wilhelm II. und Gottfried X., „daß innerhalb des vorbezeichneten Burgfriedens keiner dem andern an seinem Leibe, seinen

Amtleuten, Kellern, Gesinde oder den gemeinen Untersassen, noch ihren Gütern, mit keinerlei Gewalt, noch in Worten oder Werken, wie solches geschehen möchte, irgend einen Schaden zuzufügen; vielmehr soll ein jeglicher bestrebt sein, dasjenige, was beide innerhalb der Grenzen an Leib und Gut haben nach bestem Vermögen zu schützen und zu schirmen.

Sollte es vorkommen, daß Schloß und Tal Eppstein einer Feldbelagerung oder sonst anderer Bedräulichkeiten von Widerwärtigen und zwar unser einer allein, oder beider wegen ausgesetzt würde, in welcherlei Maß solches geschehe, alsdann ist ein jeder verpflichtet, dem anderen treulich Beistand zu leisten."

Es wurde ferner bestimmt, „daß weder die Kinder, noch beider Erben und Nachkommen berechtigt seien, ihren Anteil an der Herrschaft einem andern, sei er Fürst, Graf, Herr, Rittermäßiger oder Städter verkaufen dürfe. Sollte solches gewagt werden, so wird von Stund an der Anteil des Betreffenden dem anderen anheimfallen. Streitigkeiten innerhalb des Burgfriedens sollen durch beider Herren Amtleute geschlichtet werden. In dem Falle, daß der Streitfall seitens der Amtleute nicht erledigt werden kann, ist ein unparteiischer Richter zu berufen, der rechtlich zu entscheiden hat auf Grund der beiderseitigen Schriften.

Bei einem Angriff auf Eppstein soll der Kampf, wenn der innere Burgfriede verletzt ist, von beiden Herren gemeinsam geführt und der Missetäter oder Frevler der Strafe unterworfen sein, während im Falle eines Angriffs außerhalb des Bezirks die Abwehr demjenigen überlassen ist, dessen Obrigkeit verletzt war."

Die Bürger zu Eppstein „konnten je nach Bedürfnis seitens der Amtleute durch ein gegebenes Glockenzeichen zusammengerufen werden, um ihnen Befehle zu übermitteln. Wo mit den Bürgern gemeinsam zu verhandeln ist, soll solches nicht von dem Schultheißen des einen Hauses, noch von einem Amtmann desselben geschehen, sondern von beider Herren Amtleuten. Ein gemeiner Knecht auf dem Schloß oder im Tal von Eppstein darf sich nicht auf Erlaubnis eines Herrn hin vom Schlosse abwesentlich machen; er muß die Erlaubnis beider Befehlshaber besitzen und falls diese nicht erlangt war, soll er der Strafe unterworfen sein. Nach altem Herkommen sollen auch fernerhin aus den eppsteinischen Dörfer verständige Leute zu Gerichtsschöffen genommen werden. Für sich und seine Erben und Nachkommen wahrt sich der Landgraf das Recht, alle „Untersassen und Nothbeeder", die in Eppstein oder der zugehörigen Landschaft wohnen und zu dem benachbarten Landgerichte zum Heusels gehören, falls dieselbigen am Leib oder sonstwie strafbar würden, zu türmen, zu strafen oder nach Gebühr an obigem Landgericht richten zu lassen. Die Bestellung von Schultheiß, Torhüter, Pförtner, Büttel und dergl. behält sich der Landgraf vor. Zur fleißigen Behütung und Bewahrung des Schlosses sollen die Amtleute und Keller beider Herren, sowie die gemeinen Burggrafen das Recht haben auf- und zuzuschließen. Die Amtleute und Keller haben bei Eingang ihres Amtes zu geloben und zu schwören, ihr Amt festiglich zu halten und getreulich zu handhaben."

Zum Schluß geloben beide Herren, „ihre gegenseitigen Abmachungen getreulich zu halten und nicht dawider zu tun."

Königliches Theater zu Wiesbaden.

Am 1. September beginnen die Vorstellungen wieder. Das Personal hat einen erheblichen Wechsel zu verzeichnen. Es sind ausgeschieden: Regisseur und Schauspieler v. Sachs, Schauspieler Wilhelm, die Schauspielerinnen Egenolf und Taliansky, die Sänger Klarmüller, Krauß, Stuhlfeld und Wildbrunn, die Sängerinnen Strozzi, Randen und Keßler. Dagegen treten ein: die Schauspieler Ludolff, Müller und Weinig, die Schauspielerinnen Edelmann, Maren, Ratajczak (seither schon in Hauptrollen verwandt), Spielmann, die Sänger Frederich und Sommer und die Sängerinnen Hans und Schröder-Kaminsky.

Als Novitäten werden in der kommenden Saison u. a. erscheinen, im Schauspiel: „Tante Regine" von A. Paul, „Der Revisor" von N. Gogol (deutsch von W. Lange), „Prinzeßchen Braut" von H. Erdmann, „Wenn die Binde fällt" von B. Böhme, „Venus Amathusia" von M. Dreyer, „Kollege Crampton" von G. Hauptmann, „Die Wildente" von H. Ibsen (deutsch von M. v. Borch), „Im stillen Gäßchen" von F. M. Garrie (deutsch von B. Pogson), „Don Gil" von F. Adler, „Ein Volksfeind" von H. Ibsen (deutsch von W. Lange); in der Oper: „Hoffmanns Erzählungen" von J. Offenbach, und „Barbarina" von O. Neitzel. Neu einstudiert werden u. a. im Schauspiel: „Faust", I. Teil, „Schuldig", „Die goldne Eva", „Die Räuber", „Die Laune des Verliebten", „Das Wintermärchen", in der Oper: „Die Entführung aus dem Serail" und „Tell".

Literatur.

* **Die Wallburg Heunstein bei Dillenburg.** Von H. Behlen. 16 S. Wiesbaden, R. Bechtold u. Komp. — Die kleine Schrift ist eine Erweiterung eines vom Verfasser im Altertumsverein gehaltenen Vortrags. Man wird dem unermüdlichen Sucher nach vorgeschichtlichen Lebenszeichen unserer Altvordern beistimmen, wenn er meint, daß man jener Vorzeit mehr Beachtung schenken möge, in der sich für uns eine ganz neue Welt auftut. Die Neigung dazu ist u. E. ja auch in Nassau recht rege; das hübsche Schriftchen mit der erläuternden Karte wird hoffentlich den Eifer noch mehr anspornen.

* **Maintal, Main und Mainschiffahrt.** Ein Führer auf den einschlägigen Gebieten. Von J. Lill. 51 S. Pr. 1 Mk. Berlin-Grunewald, A. Troschel. — Die Schrift kommt gerade recht in der Zeit der Wasserstraßenfragen. Sie gewährt einen beschämenden Einblick in die Tatsache, daß zur Römerzeit und bis ins Mittelalter hinein bei mitunter recht primitiven Beförderungsmitteln der Main zu einer Hauptverkehrsader Mitteldeutschlands geschaffen worden war, daß man festgehalten hat an seiner Beschiffung bis in die Neuzeit hinein, und legt dar, daß es nur der notwendigsten fiskalischen Unterstützung bedarf, um dem Allgemeinwohl durch die Regulierung des Flusses einen großen Nutzen zu leisten. Neben den historischen Ausführungen sind die statistischen nicht minder lehrreich. Wir wünschen sehr, daß das Büchlein in die Hände aller „Maßgebenden" gelange.

* **Kleiner Führer durch das Römerkastell Saalburg bei Homburg v. d. Höhe.** Bearbeitet von H. Jacobi. 26 S. Pr. 50 Pf. Homburg v. d. H. Selbstverlag. Ohne Führer kommt man auf der nun bald großenteils restaurierten Saalburg nicht mehr zurecht. Das vorliegende Heftchen, von dem Kgl. Landbauinspektor Jacobi, dem Sohne des hochverdienten Wiederherstellers der alten Römerburg, verfaßt, bietet in gedrängter Form und auch dem Laien verständlicher, übersichtlicher Darstellung alles unbedingt Wissenswerte und ist dazu in hübscher Weise bildnerisch ausgestattet, sowie handlich hergestellt. Daß alle Angaben in historischer wie technischer Hinsicht unbedingt zuverlässig sind, braucht nicht erst gesagt zu werden, und somit begleiten das Büchlein die besten Empfehlungen von selbst.

Neues aus Nassau.

Die Monate Juni, Juli und die erste Hälfte des August hindurch hatte auch unser Nassauerland viel von der andauernden argen Hitze zu leiden. Der Pflanzenwelt geschah bedeutender Schaden; die stehenden Wasser trockneten an vielen Orten ein, die fließenden wurden klein; vielfach wurde über Mangel an Trink- und Nutzwasser geklagt. Durch Blitzschläge und Selbstentzündungen entstanden bei der herrschenden Dürre Brände von mehr oder minder großem Umfange. Einzig der Wein scheint von der Feuersonne Vorteil gezogen zu haben.

Am 25. Juli schlug der Blitz in die Burg Deurenburg („Maus"), wodurch ein nicht unbedeutender Brandschaden entstand.

Am 5. August starb der älteste Bürgermeister Nassaus H. Wagner zu Ruppertshofen, 88 Jahre alt. Sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum, das in den Oktober fällt (vgl. „Nassovia“ Nr. 15), hat er also nicht erlebt.

Am 7. August starb zu Monrepos bei Geisenheim Freiherr Eduard von Lade, dessen Biographie wir noch kürzlich (in Nr. 11) brachten. Die Beisetzung fand am 11. August in feierlicher Weise unter zahlreicher Beteiligung zu Monrepos statt. Das Andenken des Verstorbenen wird in Ehren bleiben. In seinem Testamente hat er Monrepos und seine großartigen Anlagen dem Nassauerlande (Bezirksverbande) vermächt und zur Unterhaltung die Zinsen eines Kapitals von 300 000 Mark ausgesetzt. Außerdem ist von ihm eine Anzahl Legate zu wohltätigen Zwecken, u. a. zur Errichtung eines Versorgungshauses für alte Leute bei Monrepos, bestimmt worden.

Am 11. August brach in der Schafsgasse zu Herborn Feuer aus. Die ganze untere linke Seite, 14 Wohnhäuser und 32 Scheuern, wurde ein Raub der Flammen. Dabei kam leider der wackere Feuerwehrmann W. Kögel von Hörbach ums Leben. Acht Tage später, am 18. August, wiederholte sich das Unglück; es brannte die obere linke Seite der Gasse, 12 Wohnhäuser und 31 Scheuern, ab. Somit kann das alte Städtchen seiner an elementaren Unglücksfällen reichen Chronik zwei neue „schwarze Tage“ einfügen.

Am 21. August beging die „Adolfstiftung zur Unterstützung nassauischer Lehrerwaisen“ ihr vierzigjähriges Jubiläum. Sie trat nämlich am 21. August 1864, dem Tage des fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläums Herzog Adolfs, ins Leben; 1644 Gulden bildeten den Grundstock, zu denen der Herzog sofort 1000 Gulden aus seiner Schatulle hinzufügte. Die Stiftung wird seinen Namen verewigen.

Der Veteran J. Kneipp zu Hadamar wurde von kurzem — nach 34 Jahren — von einer in der Schlacht bei Wörth empfangenen Chassepotkugel plötzlich befreit. J. K. H. die Frau Großherzogin von Baden las davon und hat sich die Kugel ausgebeten, um sie dem alten Krieger als Anhänger in Gold fassen zu lassen.

Die bisherigen Kämpfe gegen die aufständischen Herreros in Deutsch-Südwestafrika haben auch zwei Nassauer, die Hauptleute Manger (Weilburg) und Wilhelmi (Biebrich), mit Auszeichnung mitgemacht.

Die Gemeinde Kiedrich und der Rheingaukreis haben gemeinsam den Bergfried der Ruine Scharfenstein restauriert und zur Besteigung eingerichtet.

Die Oranier-Gedächtniskirche zu Biebrich hat jetzt ihre vier von F. Schilling in Apolda gegossenen Glocken erhalten. Sie sind 80, 46, 32 und 22 Zentner schwer und heißen Wilhelmus von Nassauen, Martin Luther, Huldreich Zwingli und Johann Calvin.

Das Hotel Pfaff zu Königstein soll in ein Kurhaus umgewandelt werden, zu welchem Zwecke sich ein Konsortium von Kapitalisten gebildet hat.

Die Verwaltung der Nassauischen Landesbibliothek hat jetzt auch die Kataloge der nassauischen Abteilung und der griechischen und römischen Schriftsteller fertiggestellt und dem Gebrauche übergeben.

Am 20. Oktober wird das Kurhaus zu Wiesbaden abgebrochen.

Griesheim hat die Zahl von 10 000 Einwohnern überschritten. Ein nettes „Dörfchen“!

Die elektrische Bahn Biebrich-Schierstein ist am 20. August eröffnet worden. Um von Wiesbaden nach Schierstein elektrisch zu wollen, muß man — über Biebrich fahren. Die Welt im Zeichen des Verkehrs!?

Die direkte Bahnverbindung Wiesbaden—Homburg soll durch den Bau des Bahnstücks Rödelheim—Rebstock—Höchst hergestellt, Frankfurt also abgeschnitten werden. Die Frankfurter wollen sich die Ablenkung Kassel—Gießen—Friedberg—Homburg—Rödelheim—Kastel—Wiesbaden nicht gefallen lassen.

Der Eisenbahnminister hat die Vorarbeiten zum Bahnbau Oberscheld—Wallau angeordnet. Dadurch wird das Hinterland ans Dilltal und die Linie Deutz-Gießen angeschlossen.

Zwischen Fachbach und Niedern soll eine stehende Brücke über die Lahn erbaut werden.

Nassauischer Geschichtskalender.

5. September.

1637. Martin Naurath stirbt auf dem Schlosse Dillenburg. Er war geboren 1575 zu Siegen, wurde 1599 Professor der Philosophie und war 1600 bis 1602 Professor des Rechts an der Hohen Schule daselbst, dann 1608 Rat des Grafen Johann des Mittleren von Nassau-Siegen; von 1617 ab Rat und Amtmann oder eigentlich Statthalter über die Grafschaft Diez und seit 1620 zugleich auch über die Herrschaft Beilstein. Auf diesen wichtigen und schwierigen Posten hat er sich in den drangsalsvollen Zeiten des Dreißigjährigen Krieges als einen Mann gezeigt, der Verstand und Mut besaß.

1633. Graf Johann von Nassau-Idstein unterschreibt im Namen der verbündeten evangelischen deutschen Grafen und Herren zu Frankfurt den Beitritt zum schwedisch-französischen Bündnisse. (Großer Krieg.)

10. September.

1612. Graf Wilhelm IV. von Wied-Runkel, der seit 1581 regiert hatte, stirbt zu Runkel. Da er nur Töchter hinterließ, so fiel das Runkelische mit dem Wiedischen unter dem Grafen Johann Wilhelm dem Aelteren wieder für einige Zeit zusammen.

1807. An diesem und dem vorhergehenden Tage ergreift das französische Korps des Marschalls Brune, bei dem das 2., 3. und 4. nassauische Bataillon stand, Besitz von der schwedischen Insel Rügen. (Vierter Koalitionskrieg.)

15. September.

1419. Graf Gerhard I. von Sayn, Johanns III. Sohn, stirbt. Er war ein tapferer Herr, der im Geiste seiner Zeit sich in Turnieren und Fehden hervortat und in des Herzogs Wilhelm von Berg Dienste die Ritterwürde erwarb.

1795. Die französische Sambre- und Maas-Armee unter Jourdan geht zum ersten Male bei Neuwied über den Rhein. Bereits im folgenden Monate drängte sie der kaiserliche Feldmarschall v. Clairfait wieder über den Strom zurück. (Französische Revolutionskriege.)

Briefkasten.

E. F. in S. Angenommen.

J. B. in G. Besten Dank. Verwendung ist vorhanden. Frdl. Gruß.

K. N. in E. Kommt gelegentlich.

C. S. in R. Nicht verwendbar.

Die anderen Eingänge finden, soweit dies nicht bereits erfolgt ist, brieflich Erledigung.





№ 18. Wiesbaden, den 16. September 1904. 5. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20, beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Stein.

Vaterländischer Vorgang.

Von Otto Kirstein. (Schluß.)

Frau vom Stein:

Willkommen seid auch mir in unserm Haus.

(Auf ihren Wink geleitet das Fräulein mit den Kindern den Feldjäger in das Herrenhaus. Sie selbst bleibt bei ihrem Gemahl allein zurück.)

Stein (nachdem er sich gesetzt und die Brieftasche geöffnet hat):

Gar trübe klingt die Botschaft für dein Ohr.

Frau vom Stein:

Sei unbesorgt! ich klage dir nichts vor,
Wie ich es dir schon manchesmal bewies.

Stein (erbricht den ersten Brief und reicht ihn ungelesen seiner Gemahlin mit den Worten):

Was schreibt Prinzeß Luise*? Bitte, lies!

Frau vom Stein (liest):

„Mein lieber Stein! o bester Freund! verzeiht,
Daß wir uns jetzt an Eure Großmut wenden,
Da unser aller Not zum Himmel schreit.
Mein Gott, wie soll noch das Verhängnis enden? —
Die Glocken läuten zwar den Frieden ein;
Doch stündlich neues Unheil bricht herein. —
Wie furchtbar muß der Sieger Preußen hassen!
Der König soll sofort auf sein Geheiß
Den Staatsminister Hardenberg entlassen!
Und wehrlos geben wir den Braven preis.
So wird die letzte Stütze uns genommen — —
Und bange nah'n wir Euch nun, tief beklommen:
Vergebt die Schmach, die wir Euch angetan!
Voll Reue rufen wir Euch wieder her,
Aus stillem Hafen auf ein stürmisch' Meer.
Eilt von den Rebenhügeln an der Lahn
Zum dürren Dünensand der kur'schen Nehrung,
In einen Kampf voll Mühsal und Entbehrung —
Ach! rettet dieses schwer bedrängte Land!
O bietet unserm König Eure Hand!
Er ist's in seinem Unglück doppelt wert.
Nie hab' ich ihn so hoch wie jetzt verehrt;
Denn nichts erschüttert seinen festen Sinn.
Bedenkt auch, wie die edle Königin
Den Korsen bitten mußte, gar mit Huld
Den Hohn des Uebermütigen ertragen! —
Wohl haben wir gefehlt; doch laßt mich fragen:
Trifft nur den Hof, nicht auch das Volk die Schuld,
Daß uns der Feind so schmählich unterjocht?
Ohn' aller Schuld — hätt' er's je wohl vermocht? —
Wir alle tragen Schuld an unsrer Schande,
So hallt's von Tilsit aus durch alle Lande —
Und nirgends Trost, wohin das Auge blickt,
Wenn uns der Himmel nicht den Retter schickt.
O kehrt zurück! Ohn' Euch sind wir verloren!
Um unser aller Zukunft seid beschworen:
O kommt! — Luise."

Stein (nach einigem Schweigen):

In der Leidenschaft
Des Schmerzes überschätzt sie meine Kraft. —

(Er greift einen zweiten Brief heraus:)

Von Hardenberg ein Schreiben!

(Er erbricht den Brief, überfliegt ihn und spricht in wachsender Erregung einzelne Sätze vor sich hin):

„Welch ein Frieden,
Wenn Freund und Feind an unsern Fesseln schmieden! —
Aus Achtung vor dem Herrscher aller Reußen
Läßt uns der Sieger einen Teil von Preußen. —
Das halbe Reich ist abgetrennt, — der Rest
Verheert von Kriegs- und Hungersnot und Pest.
Verzweifelt starrt das Volk, von Angst verzerrt —
Kein Pferd noch Vieh im Stall! Wie's Land bebauen?
Das Handwerk ruht, der Handel ist gesperrt!
Kein Geld! Im In- und Ausland kein Vertrauen!
Dazu die ungeheure Schuldenlast,
Womit der Feind uns unerbittlich drückt. — —

---

* Base des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen, mit Stein befreundet.

Trotz alledem der König still gefaßt;
Doch wähnend, daß ihm nichts, nur ihm nichts glückt,
Ist er bereit, der Krone zu entsagen. —
Und nun, wo mancher Freund ihn ängstlich flieht,
Wird mir's verwehrt, sein Los mit ihm zu tragen! —
Ists möglich, daß auch Ihr Euch ihm entzieht? —
Wenn jeder sich die Schuld zu tilgen scheut,
So gibt der Feind das Land uns nimmer frei —
O eilt als Helfer aus der Not herbei,
Ihr seid's, der einzig uns die Rettung beut!"

(Stein hält einen Augenblick sinnend inne, bevor er den Brief weiter überfliegt):

Des Königs Beistand ist mir ganz gewiß?
Er selbst beseitigt schon manch Hindernis?
Ein ausgewählter Stab von Offizieren,
Freund Scharnhorst an der Spitze, ist bemüht,
Des Landes Wehrkraft so zu reformieren,
Daß sie aus allen Ständen neu erblüht, —
Und wie das Heer, so wandle sich der Staat!
Der König hört bestimmt auf meinen Rat?!
Er kennt die schweren Schäden nur zu gut,
Die trüben Quellen zu so herbem Leid:
Als Bauern-Elend, Junker-Uebermut,
Beamten-Dünkel und auch Bürger-Neid.
Er billigt jeden mutigen Entschluß,
Der überlebte Satzung tilgen muß
Und mit ursprünglich frischer Schöpferkraft
In neuen Formen neues Leben schafft. — —
Auch hat der Korse selber mich empfohlen? —

(für sich):

Um alles Geld für ihn herauszuholen!

(Liest weiter):

Und alles Volk nur mir allein vertraut?
Ich wär' der Grund-Stein, drauf der Staat sich baut?

(Er hält abermals inne mit einer Gebärde, als müsse er eine derartige, wie vermessen klingende Aeußerung von sich weisen, und liest nur zögernd und langsam weiter.)

„O sicher folgt Ihr unsern Bitten gern
Und sinnt, wie Ihr nach Euern Idealen
Den Staat gestaltet; wie ein Blitz vom Stern
Wird unser Ruf Euch in die Seele strahlen.
So schwer das Amt, — Ihr werdet nicht erbeben;
Seit Eurer Jugend Preußen zugetan,
Seid Ihr erwählt, es wieder zu erheben —
Ein höher' Ziel noch winkt auf Eurer Bahn:
Vernichtet ist das a l t e deutsche Reich —
Ihr legt den Grund zu einem n e u e n gleich! —
Es tönt vom Turm wie dumpfes Grabgeläute,
Doch Deutschlands Auferstehung ahn' ich heute. —"

(Er legt den Brief zurück und erhebt sich):

Ich komm'! Ich komm'! —

Frau vom Stein:
Erst mußt du doch gesunden!

Stein:
Ich bin gesund! Das Fieber ist geschwunden,
Und käme ich zu spät, beim Himmel! so —

Frau vom Stein:
So würdest du des Lebens nimmer froh.

Stein:
Wie? Bist du einverstanden, daß ich geh'?

Frau vom Stein:
Hier siechst du hin vor grenzenlosem Weh.

Stein:
Ich fänd' auch nimmer Ruhe, blieb' ich hier —
Doch wie wird dir's ergehn?

Frau vom Stein:
Was liegt an mir?
Nach dir Millionen Menschen sehnlich schauen,
Ich bin nur eine Frau wie andre Frauen.

Stein (faßt sie begütigend an der Hand):
Wohl spöttelt, Freundin, man in manchen Kreisen,
Weil du als Hausfrau still dein Haus versiehst
Und eitel rauschende Gesellschaft fliehst;
Allein kein Loblied kann dich höher preisen.
Und lebst du so getreulich dem Beruf,
Für den der Schöpfer dich als Weib erschuf,
Steht mir doch ein Beruf vor allen an:
Mich zu bewähren als ein ganzer Mann,
Der unverzagt den Weg der Wahrheit wandelt,
Für Vaterland und Recht und Freiheit handelt!
Sprich! soll ich nun mir selber untreu sein,
An Hab' und Gut erbärmlich — —

Frau vom Stein:
Nein! nein! nein!
Das Reichswohl muß dir über alles gehen!
Vom Reiche kam dies Erbe nur als Lehen,
Daß wir es zum gemeinen Wohl verwalten! —
Wie deine Ahnen stets zum Reich gehalten,
Hast du auch, Freund, es allzeit treu geübt,
Und wenn viel Unglück, doch kein Unrecht trübt'
Bis heute unsern Bund. — So soll es bleiben,
Mag man uns auch von Haus und Hof vertreiben —
Du bleib' ein Ritter ohne Furcht und Tadel!

Stein:
Ich zeige mich als Mann von echtem Adel.
Und mag man auch an Fürstenhöfen lachen,
Weil ich noch für mein deutsches Volk erglüh'
Und Deutschland aufzurichten mich bemüh',
Indessen sie sich selbst verächtlich machen,
Die ihn, der Hölle Ausgeburt, vergöttern —
Ich habe nichts gemein mit solchen Spöttern,
Ich bin und bleib' ein deutscher Edelmann;
Und da ich nirgends besser wirken kann,
Hab' ich die Pflicht, für Preußen einzusteh'n. —
Doch kann's mich nicht allein mein Erbe kosten,
Auch um mein Leben ist es leicht gescheh'n
Auf einem nahezu verlornen Posten. —
Darf ich mich drum bedenken? Ist mein Blut
Für eine heil'ge Sache wohl zu gut?

Frau vom Stein:
Mein Freund! und soll ich um dein teures Leben
Auch oftmals noch in tausend Aengsten schweben,
Gibt Gott mir doch die Kraft, um dir zu sagen:
Du darfst nicht vor dem Aeußersten verzagen!
Einst — ich bekenn' es — in der ersten Zeit,
Da manche Frau um eine Kleinigkeit,
Aus Zeitvertreib nur mit dem Gatten schmollt,
Damals hab' ich dem Schicksal wohl gegrollt,
Weil es dich immer wieder mir entriß;
Und ich gesteh' auch, mit Bekümmernis
Fühlt' ich dein Ansehn immer höher steigen.
Doch was ich auch in schwerer Ahnung litt,
Nichts mir so in die tiefste Seele schnitt
Wie dein gepreßtes, fürchterliches Schweigen.
Auch ich verschloß mich scheu — vergib! vergib!
Ich hatte dich noch viel zu wenig lieb —

Stein:
Auf meiner Seite lag die ganze Schuld.
Es fehlte mir an Nachsicht und Geduld,
Dein stilles Wesen recht versteh'n zu lernen.
Auch mußt' ich mich zu viel von dir entfernen,
Und wenn ich wieder kam und mit Gewalt
Den Schmerz vor dir bezwang und stumm ertrug,
Als man das tausendjähr'ge Reich zerschlug —
Da schien ich dir verbittert, hart und kalt,
Und war es wohl, sonst hätt' ich nicht verhehlt,
Wie mich des Vaterlandes Wunden brennen
Und mir der Liebe linder Balsam fehlt. —

Frau vom Stein:
Mein Gott, wie konnten wir uns so verkennen!

Stein:
Noch vorhin hab' ich dich zu sehr verletzt;
Ich wollte rauher scheinen, eben jetzt,
Da deine Liebe mich so treu gepflegt
Und so gewaltig mir das Herz bewegt
Wie nie im höchsten Glück. — Um dich allein
Und um der Kinder willen ist mir bang. — —
Auf alles mußt du vorbereitet sein; —
Es droht euch hier wie dort der Untergang. —
Und dennoch — zwingt mich nicht das Pflichtgebot?
Läßt nicht der Aermste für sein Vaterland
Die Seinigen daheim in Angst und Not?
Und mir erlaubte gar mein höh'rer Stand
An solchem Opfermut ihm nachzustehen?

Nein! mag geschehen, was da soll geschehen —,
Ich kann nicht anders mehr, ich muß zurück
Und stürzte hinter mir auch all mein Glück
Zusammen unter meines Hauses Trümmern
Darf ich mich nicht um eure Wünsche kümmern!

Frau vom Stein (sich an ihn schmiegend):

So wollen wir getrost dein Schicksal teilen
Und, wann du winkst, in deine Nähe eilen. —
Ach! endlich, endlich ist's mir recht bewußt,
Daß du die Deinigen unsagbar liebst
Und viel, viel lieber immer bei uns bliebst,
Doch in der Welt noch weiter wirken mußt. —
Aus reinster Menschenliebe ziehst du hin;
Nicht Ruhm verlockt dich, dir winkt kein Gewinn;
Freiwillig wählst du ein gedrücktes Los,
Und diese Demut macht dich wahrhaft groß.
In treuer Liebe halt' ich stets zu dir
Als Freundin und Gefährtin deines Lebens,
Und eine inn're Stimme kündet mir:
Dein trutziger Entschluß ist nicht vergebens.
Wenn alle sich vor dem Verruchten beugen,
Sollst du für die gerechte Sache zeugen
Und nie dich fügen in die Macht des Bösen,
Dann — wird auch unser Bund sich niemals lösen!

(Sie umarmt und küßt ihn, leidenschaftlich bewegt, und auch er sie.)

Stein (nach einer Weile):

Nein! nimmer will ich vor dem Erzfeind wanken!
Ist mein Entschluß vielleicht auch fieberhaft,
Und fehlt's beim besten Willen mir an Kraft,
So bleibt mir doch ein Trost in dem Gedanken:
Das Herz des Ehrenmannes ist ein Bronnen,
Dem Licht entquillt —

(Die Sonne bricht gerade noch einmal durch das sich verfinsternde Gewölk und überflutet das Paar mit ihrem hellen Scheine.)

Frau vom Stein:

— so strahlend wie der Sonnen.

(Der Himmel umzieht sich wieder völlig.)

Stein (wie entrückt in die Ferne deutend):

Nicht wie die Sonne, die mit goldnem Schimmer,
In hellen Tag verwandeln kann die Nacht,
Nur wie vom Leuchtturm fern des Lichtes Flimmer
Die irrenden Schiffer lenkt auf banger Wacht,
So mag mein Vorbild durch das Dunkel scheinen,
Womit die Knechtschaft alles rings umhüllt;
Zum Widerstand will ich das Volk vereinen,
Bis Racheglut ein jedes Herz erfüllt! —
Napoleon! dann soll es machtvoll tagen,
Sollst du vor dem gequälten Volk verzagen. —
Du magst in deiner Ruhmessonne prahlen,
Es kommt der Tag, dir alles heimzuzahlen!

(Der Himmel hat sich ganz verfinstert. Der Wind streicht durch die Bäume, Blitze zucken, und der Donner rollt über der beiden Haupt. Stein wendet sich Hand in Hand mit seiner Frau dem Hause zu. Während der Feldjäger und das Fräulein mit den Kindern besorgt auf die Freitreppe hinaustreten, geht langsam der Vorhang nieder.)



Hölderlin in Homburg, 1798—1800 und 1804—1806.

Zur hundertjährigen Erinnerung.

4) Von Theodor Gesky. (Schluß.)

Der treue Sinclair setzte es durch, daß sein unglücklicher Freund, wenn auch erst im Sommer 1804 nach Homburg übersiedelte. In seltener, aufopfernder Uneigennützigkeit hatte er eine Anstellung Hölderlins als Bibliothekar des Landgrafen von Hessen-Homburg ausgewirkt, und in einem Promemoria vom 7. Juli 1804 von diesem erbeten, „daß er ihm diejenigen zweihundert Gulden seiner Besoldung kraft dieses überlassen dürfe, welche er vor zwei Jahren als Zulage erhalten, bloß aber in Rücksicht seiner angenommen, auch demselben seiner vielen gegen ihn habenden Verbindlichkeiten wegen seitdem abgegeben hatte." Der Landgraf, der Hölderlins Gedicht „Patmos" im Februar 1803 „mit vielem Dank und Freude" angenommen hatte, genehmigte „gänzlich dieses Arrangement", und Sinclair holte nun seinen Freund selbst von Nürtingen ab. Hier, oder vielleicht erst in Homburg, mag Hölderlin die Nachricht vom Tode Diotimas erfahren haben. Er gedachte der Verklärten, die er im Leben ja doch nie besitzen durfte, fortan mit stiller Wehmut. Sein Amt als Bibliothekar war offenbar eine Sinekure. Seine Tätigkeit erstreckte sich wahrscheinlich, und auch nur in der ersten Zeit, auf die Durchsicht und das Eintragen und Ordnen neu angeschaffter Bücher und auf den brieflichen Verkehr mit den betreffenden Verlegern und Buchhändlern. In den mir vorliegenden Quellen habe ich keine Andeutung darüber gefunden.

Hölderlin hatte im Hause eines französischen Uhrmachers Calame sehr freundliche Aufnahme gefunden; auch Sinclair und dessen gütige Mutter suchten seine Wünsche nach Möglichkeit zu erfüllen, und die landgräfliche Familie erwies ihm mancherlei Aufmerksamkeiten. Der Landgraf ließ ihm ein Exemplar der schönen Wakefieldschen Ausgabe des Virgil überreichen, und die Prinzessin Auguste, die spätere Erbgroßherzogin von Mecklenburg, ließ in seiner Wohnung das Klavier aufstellen, das sie ihm früher geschenkt hatte, und auf dem er anfangs auch gern spielte. Es gab Zeiten, in denen sein Geist einem völlig klaren, blauen und wolkenlosen Himmel glich; oft erwies sich die Musik als Trösterin in seinem Leid; aber es kamen auch Stunden, in denen sein Gemüt von den Wolken und Schatten der Schwermut umdüstert war. Auch eine der älteren Schwestern der Prinzessin Auguste, die Erbprinzessin Amalie von Anhalt-Dessau, die längere Zeit zum Besuch bei ihren Eltern weilte, lernte er jetzt kennen und widmete ihr eine Ode, in der er die Gärten von Luisium bei Dessau erwähnt, die er im Frühling 1795 besucht hatte. Die ersten beiden formschönen und sinnigen Strophen dieser Ode mögen hier folgen:

„So kommst du aus Luisiums Hainen auch
Aus heil'ger Schwelle, dort, wo geräuschlos rings
Die Lüfte sind, und friedlich um dein
Dach die geselligen Bäume spielen."

Bettina von Arnim, die im Sommer 1805 in Offenbach lebte, teilt in ihrem Buche „Die Günderode" einiges Charakteristische mit, was ihr Sinclair dort über Hölderlin erzählt hatte. „Er sagt", schreibt sie, „ihm zuhören, sei grade, als wenn man es dem Tosen des Windes vergleiche, denn er brause immer in Hymnen dahin, die abbrechen, wie wenn der Wind sich dreht, — und dann ergreife ihn wie ein tieferes Wissen, wobei einem die Idee, daß er wahnsinnig sei, ganz verschwinde, und daß sich anhöre, was er über die Verse und über die Sprache sage, wie wenn er noch dran sei, das göttliche Geheimnis der Sprache zu erleuchten, und dann verschwinde ihm wieder alles im Dunkeln, und dann ermatte er in der Verwirrung und meine, es werde ihm nicht gelingen, begreiflich sich zu machen." Aber seine Aufregung steigerte sich auch bis zur Angst, so daß er die Saiten des Klaviers, auf dem er wie rasend phantasierte, zerriß, und dieses nun, wie Sinclair sagte, ein wahrer Seelenabdruck von ihm wurde. Als die Anfälle bedenklicher wurden, und Calame ihn nicht länger in seinem Hause behalten wollte, brachte man den Kranken bei einem braven Landsmann Lattner, der in Homburg als Sattlermeister lebte, unter. Aber seine Tobsucht wurde immer schlimmer, und die aufgebrachten Bewohner Homburgs forderten seine Entfernung. Unter diesen Umständen sah Sinclair, zumal auch der inzwischen mediatisierte Landgraf zu Einschränkungen gezwungen war, keinen anderen Ausweg, als am 3. August 1806 die Mutter Hölderlins zu bitten, ihren Sohn abholen zu lassen, da „seine längere Freiheit selbst dem Publikum gefährlich werden könnte, und eine Anstalt für Geisteskranke im Lande nicht vorhanden sei."

Hölderlins Angehörige beschlossen nun, den Dichter in die von Autenrieth neu eingerichtete und geleitete Klinik in Tübingen zu bringen. Unter dem Vorwande, daß er dort Bücher für die Bibliothek kaufen solle, gelang es Sinclair, den Freund zur Reise willfährig zu machen. So kam Hölderlin wieder in die Heimat, die er jetzt nicht wieder verlassen sollte. Da in der Klinik keine wirkliche Besserung erzielt wurde, übergab ihn seine Familie im Sommer 1807 der wackeren Tischlerfamilie Zimmer in Tübingen zur Pflege. Der Kranke bewohnte dort im ersten Stock ein hübsches Erkerzimmer, von dessen Fenster er den Neckar mit anmutigen Wiesen und Uferweiden, das Steinbachtal und die in der Sonne weiß glänzende Kette der Alb sehen konnte. Die Tobsucht trat allmählig seltener auf und äußerte sich bald nur noch in leidenschaftlichen Worten. Der Arme schrieb und dichtete, spielte Violine, Klavier und Flöte, rauchte gerne, trank mit Besuchern auch ein Glas Bier oder Wein, und war für jede ihm erwiesene Aufmerksamkeit sehr dankbar. Für die Außenwelt starb er nach und nach gänzlich ab; selbst der 1828 erfolgte Tod seiner Mutter machte keinen besonderen Eindruck auf ihn. Dagegen freute er sich sehr über Blumen — Uhland schickte ihm zum Geburtstag immer einen Strauß von Hyazinthen — sowie über die 1826 fertige Ausgabe seiner Gedichte. Oft hörte man ihn einzelne Stellen aus seinem fast immer aufgeschlagenen „Hyperion" laut deklamieren. Wenn Schillers Name genannt wurde, leuchtete es freudig in seinem Auge auf, und er rief bisweilen: „Mein herrlicher Schiller!"

Noch 36 Jahre, also fast die Hälfte seines Lebens, verbrachte er in diesem Scheinleben im Zimmerschen Hause. In den ersten Jahren machte er noch oft Spaziergänge, später weitere nur selten, doch ging er gewöhnlich des Morgens im Zwinger vor dem Hause auf und ab; bis zuletzt aber erfreute er sich an der schönen Aussicht, die er von seinem Fenster hatte. Erst am 7. Juni 1843, abends 10¾ Uhr, erlöste ihn ein schneller und sanfter Tod. Die Hände zum Gebet gefaltet, war er noch vor dem Eintritt des Arztes ruhig entschlafen. Das Haupt des Dichters ward mit einem Lorbeerkranz geschmückt, und seiner irdischen Hülle gaben außer seinen Verwandten Professoren und zahlreiche Studenten das letzte Geleite. Am Grabe sprach Gustav Schwab tröstende und erhebende Wort. Hölderlins letzte Ruhestätte ziert ein schlichtes Denkmal, das ihm Karl Gock, sein Halbbruder, errichten ließ, und auf dem folgende, des Dichters Hymne „Das Schicksal" entnommene Verse zu lesen sind:

„Im heiligsten der Stürme falle
Zusammen meine Kerkerwand,
Und herrlicher und freier walle
Mein Geist ins unbekannte Land!" —

Noch heute ist das Andenken Hölderlins unvergessen; besonders in seiner Heimat wird es mit rührender Pietät gepflegt. Sein Geburtshaus wurde am 1. Mai 1873 mit einer Gedenktafel geschmückt; im botanischen Garten zu Tübingen weihte ihm ein treuer Verehrer, der Bildhauer Emmerich Andresen, ein schönes Denkmal, das weiße Marmorbild des Genius des Ruhmes darstellend, der dem nahen Grabe des Dichters einen Lorbeerkranz entgegenhält. Und auch in Homburg, wo er seinen „Empedokles" dichtete und seinen „Hyperion" vollendete, hat man den unglücklichen Sänger nicht vergessen. Am 28. Juli 1883 wurde dort in stimmungsvoller Umgebung ein sinniges Denkmal enthüllt, das der Baumeister, jetzt Geheime Baurat Louis Jacobi entworfen hat, Jacobi, der Erneuerer der Saalburg, den Kaiser Wilhelm am 16. Juni 1904 zum Professor ernannte. Das Hölderlin geweihte Denkmal besteht aus einer dreiseitigen Pyramide, die vorn in einem Medaillon von weißem Marmor das Antlitz des Dichters zeigt. Feodor Wehl hat dem Sänger ein mir nicht bekanntes dramatisches Gedicht nebst einem lyrischen Anhang, „Hölderlins Liebe", gewidmet (Hamburg 1852), das Heinrich Kurz bezeichnet „als reiche Schilderung des unglücklichen Dichters, dessen innerste Seelenbewegungen in schöner Sprache dargestellt werden."

Sind Hölderlins Dichtungen auch nicht in weiterem Sinne volkstümlich geworden, so leben sie doch bis auf den heutigen Tag im Herzen und Gedächtnis seiner zahlreichen Verehrer fort, die in Hölderlin einen Lyriker hochschätzen, der nächst Goethe genannt zu werden verdient.



Die Hugenotten- und Waldenserkolonien in Nassau III.

2) Von Wilhelm Wittgen. (Schluß.)

Nach langem Umherirren kamen die Auswanderer im Herbst des Jahres 1689 unter der Führung des Hugenottenpfarrers Charles Faucher in Holzappel an. An den Namen der Eingewanderten ersieht man, daß sie nur zum Teil Hugenotten und Waldenser, dagegen meist wallonischen auch wohl deutschen Ursprungs waren.¹) Es waren folgende Haushaltungen: 1. Pfarrer Charles Faucher, 2. Kirchenältester Paul Simon, 3. Jacques Dijou, 4. Henri Collet, 5. Louis le Roi, 6. Thomas Pluntier, 8. Jean Thul, 9. Jean Pierre Hoch, 10. Matthias Profitte, 11. Antoine Thul, 12. Esaie Bouquio, 13. Pierre Rotard, 14. Paul Daniel, 15. Jean Marion, 16. Jean de Boisson, 17. Abram Rosset, 18. Pierre Cherdron, 19. Philippe Thul, 20. Jean Chaumon, 21. Daniel Bouillon, 22. Abram Baudoin, 23. Pierre Dijeon, 24. Jean Louis, 25. Witwe Susanne Charderon und 26. Chirurg Bijoroy.

Fürstin Elisabeth ließ unter diesen Emigrantenzug (etwa 70 Personen) 156 Morgen Landes verteilen.

Im Februar 1690 kam der 4. Waldenserzug in der Grafschaft Schaumburg an. Die Mitglieder desselben hatten eine Zeitlang in der Nähe von Marburg gewohnt und hofften unter dem Schutze der Fürstin ein besseres Asyl zu finden. Die Familienhäupter waren: 1. Michael Canell, 2. Jacques Blanquet, 3. Andreas Canell, 4. Pierre Fusinger, 5. Isaac Buchsening, 6. Pierre Blanquet, 7. Jean Blanquet, 8. Lambert André, 9. Claude Dumon, 10. Jean Robert.

Acht Wochen später erfolgte eine 5. Einwanderung von den Niederlanden her. Sie bestand aus folgenden Familien: 1. Martin de Laid, 2. Jean Linot, 3. Guillaume Louis, 4. Michel Pierrot, 5. Simmone Blette, 6. Jonas Bodet, 7. Jean Rosan, 8. Elisabeth Charles Olard, 9. Philippe Abel Olard, 10. Victor Fréderic Olard, 11. François Lucas, 12. Mathieu Profitte, 13. Pierre Froignard, 14. Isaac Bouccin, 15. Jacques Blanquet, 16. Jacques Grammont, 17. Daniel Bosset, 18. Pierre Canel, 19. Jean Flaman, 20. Michael Pierrot, 21. Anne Susanne Roul, 22. Jean Bauduin, 23. Etienne Olard, 24. Jean Bosset, 25. Daniel Boutemi, 26. Jean Blanquet, 27. Jacques Charderon.

Mit Sicherheit können wir annehmen, daß auch dieser Emigrantenzug meist versprengte Flüchtlinge aus der Pfalz enthielt. Viele der Namen sind uns bei dem Studium der Geschichte der Wallonenkolonien Frankenthal, St. Lambert und Otterberg begegnet; zudem stehen in den Schaumburger Akten vielfach diese Kolonien als Geburtsort einer Anzahl dieser Flüchtlinge; es waren also meist Nachkommen der aus den Niederlanden geflohenen Protestanten.

¹) Um dieselbe Zeit wanderten auch in die Stadt Wiesbaden Flüchtlinge aus der Pfalz ein und bildeten von da an die „reformierte Gemeinde." Vorwiegend waren es aber Deutsche.

Die letzte Einwanderung in die Grafschaft Schaumburg fand 1699 statt. In einem besonderen Kapitel kommen wir näher darauf zurück.

Wir lassen an dieser Stelle die wichtigsten Glaubensartikel der Waldenser nach den Darmstädter Urkunden folgen.

Art. VII. Que les anges ayant esté créés purs et saincts, Il y en a, qui sont tombés dans une corruption et perdition irréparable, mais que les autres ont perséveré par un effet de la bonté divine, qui les a soutenus et confirmés.

Art. XI. Que Dieu retire de cette corruption et condamnation les personnes qu' il a élues par sa miséricorde en son fils Jésus Christ, y laissant les autres par un droit irréprochable de sa liberté et justice.

Art. XII. Que Jésus Christ ayant esté ordonné de Dieu, en son décret éternel pour estre le seul sauveur et l'unique Chef de sons Cors qui est l'Eglise, il l'a rachetté par son propre sang, dans l'accomplissement des tems, et lui offre et communique tous les bénéfices par l'Evangile.

Art. XIV. Que Dieu a tant aimé le monde, qu'il a remporté la victoire sur le diable, le péché et la mort.

Art XV. Que Jésus Christ ayant fait l'entière expiation de nos péchés, par son sacrifice trés parfait, une fois offert en la croix. Il ne peut ni ne doit estre réiteré sous quelque prétexte que ce soit.

Art. XVI. Que le Seigneur Jésus nous ayant plénement reconciliés à Dieu par le sang de sa croix, c'est par son seul mérite et non par nos oeuvres que nous sommes absous et justifiés devant lui.

Art XVIII. Que cette foy vient de l'opération gratieuce et efficace du Saint Esprit qui éclaire nos âmes et les porte à s'apuyer sur la miséricorde de Dieu pour s'apliquer le mérite de Jésus Christ.

Art. XXVIII. Que Dieu ne vous instruit pas seulement par sa parole mais que de plus il a institué les sacraments pour les joindre à cette parole comme des moiens pour nous unir à Jésus Christ et pour communiquer à ses bénéfices et qu'il n'y en a que deux, comme à tous les membres de l'Eglise sous le nouveau Testament à savoir, le baptême et la sainte cène.

Art. XXIX. Qu'il a institué celui du baptême pour un temoignage de notre adoption et que nous y sommes lavés de nos péchés au sang de Jésus Christ, et renouvellés en sainteté de vie.

Die Zahl der in sämtlichen Zügen in die Grafschaft Holzappel-Schaumburg gekommenen Emigranten war eine verhältnismäßig große; und doch hat sich die französische Kolonie Holzappel nur wenig über 60 Jahre als solche halten können. Der Hauptgrund war, wie schon erwähnt, der, daß die einzelnen Mitglieder auf den Dörfern hin und her zu weit von der Mutterkirche entfernt wohnten, um sich gegenseitig anzuregen und zu fördern, und dann mangelte es an Geld, um Kirche und Schule, die Hauptbildungsfaktoren, zu unterhalten.

Der erste französische Pfarrer in Holzappel war Daniel Martin. Obwohl er nur verhältnismäßig kurze Zeit an der Gemeinde wirkte, ist sein Name doch aufs engste mit der Geschichte der Waldenser in Schaumburg, wie in Nassau überhaupt verbunden. Er ist der Organisator der Kolonie, der ihr als Muster allezeit vorgeschwebt, und auch von Schwabendorf aus, wo er späterhin wirkte, blieb er mit seiner Gemeinde Holzappel innig verbunden und schrieb ihr noch manch schönen Brief.

Nach ihm wirkte Pfarrer Charles Faucher, der die Flüchtlinge aus der Pfalz geführt hatte, an der französischen Kolonie. Leider starb er schon nach 7 Monaten infolge der Anstrengung und Aufregung der Flucht.

Doch sein Sohn, Jean Faucher, trat in die entstandene Lücke und waltete seines Amtes bei einer Besoldung von 400 Fl. jährlich 6 Jahre lang.

Dann ist die Stelle, wohl infolge der geringen Bezahlung, 4 Jahre lang verwaist. Als dieses der alte Prediger Martin in Schwabendorf erfährt, kann er sich nicht länger halten: er eilt trotz der Ungunst der Witterung und trotz der weiten Entfernung herbei und hält seinen Landsleuten einen französischen Gottesdienst in Holzappel ab. Vielleicht wäre die Kolonie jetzt schon für immer ohne eigenen Geistlichen geblieben, wenn nicht durch den Zuwachs, den der letzte Emigrantenzug im Jahre 1699 gebracht hatte, die Sache von neuem in Fluß gekommen wäre. Der holländische Gesandte P. Valkenier, dem wir allüberall in der Geschichte der deutschen Waldenser begegnen und den man mit Recht den Retter und Engel der Waldenser nennt, brachte es dahin, daß die Kolonie wieder einen französischen Geistlichen bekam in Jean de la Fitte aus den Niederlanden.

Dank der Unterstützung seitens der Niederlande konnte denn auch die Gemeinde ihren Seelsorger besser bezahlen, und so kam es, daß de la Fitte volle 22 Jahre in Holzappel blieb, dann folgte er einem Rufe der französischen Gemeinde in Hanau.[2])

Nachdem sein Nachfolger Daniel Wolleb nur zwei Jahre die Stelle inne gehabt hatte, ward Antoine Pfalz französischer Pfarrer in Holzappel. Er war ein äußerst ideal angelegter Mann, dessen Weggang einen schweren Schlag bedeutete. Die niederländische Regierung hatte beschlossen, die der Kolonie bis jetzt zur Pfarrbesoldung geleistete Unterstützung fernerhin nicht mehr zu gewähren; auch von Schaumburg aus flossen die Gelder spärlicher, zumal Fürstin Elisabeth Charlotte bereits im Jahre 1707 gestorben war. Pfarrer Pfalz erklärte, bei seiner Gemeinde bis zu seinem Tode aushalten zu wollen, wenn man ihm nur ein Jahreseinkommen von 200 Gulden gewähren wolle. Da man aber auch soviel nicht aufbringen konnte, mußte der selbstlose Mann seine geliebte Herde mit blutendem Herzen verlassen und ging nach Friedrichsdorf. Dort sind wir ihm auf den vorigen Blättern bereits begegnet.

Und nun, angesichts dieser armseligen Verhältnisse, erklärte sich der Sohn Daniel Martins, Pfarrer Jean Martin, trotzdem bereit, die Seelsorge an der französischen Gemeinde in Holzappel zu übernehmen. Doch kaum hatte er sein Amt angetreten, da ereilte ihn der Tod, und nun folgten in kurzen Zwischenräumen Jacques Bastié (1730—1732), Jean Daniel (1732—1734), Joseph Mérat (1734—1746), — in der Zeit von 1737 bis 1742 wurde er von Papon, vermutlich ein Sohn des hessen-darmstädter Waldenserführers, vertreten — und endlich Louis Joseph Mérat (1742—1766). Er blieb bis zu seinem Tode in Holzappel und teilte mit seiner Gemeinde, die ihm nur ein äußerst kärgliches Gehalt zahlen konnte, Freud und Leid.

Ein Nachfolger für ihn ließ sich bei dem geringen Einkommen nicht finden, und so ging die französische Kolonie ein. Heute finden wir in Holzappel und in den in Frage kommenden Dörfern kaum noch einen französischen Namen, und selbst die Erinnerung an die Einwanderung der Emigranten wäre vermutlich heute schon verloren, wenn nicht Pfarrer A. Deißmann in Dörnberg, später in Erbach a. Rh., im Jahre 1864 ein Büchlein herausgegeben hätte: Die Waldenser in der Grafschaft Schaumburg und die Gründung des Dorfes Charlottenberg. Die Waldenser Württembergs schreiben mit Recht die frische Erinnerung ihrer Geschichte dem Büchlein Andreas Kellers zu, das schon 1796 herauskam. Derselbe Ruhm gebührt Pfarrer Deißmann in Bezug auf die Waldensergeschichte der Grafschaft Schaumburg. Er soll ihm unvergessen sein!

[2]) Erwähnt sei, daß in den Hanauer Urkunden ein Vermächtnis von 300 Gulden vorliegt, dessen Zinsen zur Unterstützung einer französischen Schule in Holzappel verwandt werden sollen. Da aber durchaus keine Aussicht vorhanden ist, daß daselbst jemals ein derartiges Institut ins Leben tritt, so bleibt das Geld eben ungenützt liegen.

Kronberg und sein Geschlecht V.

Von Albert Geyer.

Kronberg und sein Herrengeschlecht zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges.

„Es bricht der alte Groll,
Gleichwie des Feuers eingepreßte Glut,
Zur offnen Flamme sich entzündend los.
Es teilte sich das Land; die Bruderfehde
Löst' alle heil'gen Bande der Natur,
Dem allgemeinen Streit die Losung gebend,
Schwert traf auf Schwert, zum Schlachtfeld ward das Reich,
Die Kirchenhallen selbst befleckte Blut." Schiller.

Aus den schweren Gewitterwolken, die sich zu Anfang des 17. Jahrhunderts und schon früher über Deutschland gelagert hatten, brachen endlich die Donner des Dreißigjährigen Krieges hervor, der das schwerste Unglück im Gefolge hatte, das je über ein Land gekommen ist. Auch Kronberg hatte, da ja der Krieg mehr ein Religionskrieg war, viel zu leiden, und je nach den Kriegsläuften trat ein Glaubenswechsel in dem Städtchen und seiner Umgebung ein.

Als Gustav Adolf im Herbst 1631 durch Franken den Main herabzog und längere Zeit in Frankfurt und Höchst weilte, verbündete er sich mit dem Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel. Dessen 4 Regi-

Quellen: Keller, Die Drangsale des nassauischen Volkes in den Zeiten des Dreißigjährigen Krieges; v. Ompteda, Die von Kronberg.



menter zu Fuß, 13 Fähnlein zu Pferd und 1300 Mann Ausschuß (Landwehr) bezogen ein Lager bei Kronberg. Die Grafen von Stolberg in dem nahen Königstein sollten angeblich dort Pappenheims Schätze erbeutet und unter die Soldaten verteilt haben. Durch diese Anklage wurde die Stadt Kronberg so hart bedrückt, daß Johann Schweikard II. von Kronberg, Hartmut XVII. und noch verschiedene andere eine Bittschrift an Gustav Adolf absandten, in der sie um Abstellung des Uebelstandes baten. Ob das Gesuch erfolgreich war, wissen wir nicht.

Zwei Jahre später (1633) lag eine kleine schwedische Besatzung in Kronberg. Sie machte die heranziehenden Kaiserlichen glauben, die Garnison sei zahlreich und stark. Mit einigen Trommeln, die sie aufgefunden hatte, stellte sie sich hinter die Mauer und machte einen gewaltigen Lärm; auch wurden verschiedene Stücke abgefeuert. Endlich kam aber doch die Wahrheit an den Tag, und die Kaiserlichen erstiegen auf Leitern das Städtlein, besetzten es mit zwei Kompagnien Dragonern und führten die Besatzung gefangen hinweg.

Ob nun unterdes doch wieder die Schweden Herr von Kronberg wurden? Im Frühjahr 1635, heißt es, zog Bernhard von Weimar von Frankfurt über den Main, dem Rheine zu; Bönninghausen, der kaiserliche General, rückte in die Wetterau ein, Kronberg wurde „eskaladiert“ und nebst Falkenstein und Höchst besetzt. Die katholische Geistlichkeit, die vor den Schweden die Stadt verlassen hatte, kehrte jetzt mit der kaiserlichen Besatzung zurück, und der Kaiser bestimmte, „da sich doch ohnlängst hin, bei damalen eingerissener und überhand genommener schwedischer Macht, unser bestallter Oberister Lieutenant Johann Philipps von Kronberg (er war am 11. März 1637 ermordet worden, s. u.) . . . das Exerzitium Augsburgischer Konfession eigentäniger Weis einzuführen . . . so soll Kurmainz jetzt die katholische Religion in Kronberg wieder einführen.“ Daraufhin gab es in Kronberg „beschwerliche Händel und merkliche Enormitäten: Schimpfen von der Kanzel, Raufereien um die Seelen. Dabei blieb keine Partei der andern viel schuldig.“ Ein Kommissar, der hessische Amtmann zu Eppstein, der zur Untersuchung des peinlichen konfessionellen Haders 1636 nach Kronberg entsandt wurde, meldete in seinem Berichte: „des Grafen Amtmann in Kronberg, Johann Nikolaus Friedrichs, habe diejenigen, so der (lutherischen) Gemeinde zugehören, zusammen gelitten (geläutet), teils die Steg abgeworfen, teils blutrünstig geschlagen, teils in Turm gesteckt und sonst etwas widrig sich erzeiget.“

Als im Winter 1638/39 Oberst Deveroux, der Mörder Wallensteins, in Friedberg sein Winterquartier aufschlug, trieben sich seine Dragoner in der Umgegend umher und kamen sogar bis nach Kronberg, von wo aus sie verschiedene Streifzüge unternahmen.

Am 2. Dezember 1638 machte der Landgraf Georg von Hessen (Darmstadt), der durch Beitritt zum Prager Frieden wieder Fühlung mit Wien gewonnen hatte, dringend geltend, daß nach alten und neuen Reichsbeschlüssen die augsburgische Konfession in Kronberg allein berechtigt sei. Der Kaiser versprach „abermalige fleißige Prüfung“ der Akten, doch schwankte der tatsächliche Besitzstand bis zum Westfälischen Frieden hin und her.

Wie es zu jener Zeit in und um Kronberg ausgesehen haben mag, darauf werfen einige entsetzliche Kriegsschilderungen ihr grausiges Licht, die Gottfried Andrä aus Worms im Jahre 1635 über die Zustände am Rhein und Main berichtet und die wir des allgemeinen Interesses wegen hier folgen lassen:

„Ich habe gesehen, wie ein totes Pferd vor dem Rheintor mitten im Wege gelegen, dabei sich gefunden eine Weibsperson, welche das Fleisch abgeschnitten und in ihr Schurztuch gethan, auch sogleich roh davon gegessen. In der Mitte des toten Pferdes waren etliche Hunde so auch ihre Nahrung suchten, wie auch auf dem Kopfe unterschiedliche Raben; welchen Spektakel ich, neben noch elf jungen Leuten aus Mannheim angesehen und gesagt: Vergeßt dies nicht euren Kindern zu erzählen, so der gnädige Gott euch wird leben lassen.“ — „In Sachsenhausen wütete der schwedische Oberst Hans von Vitzthum; rechts vom Main verheerten die kaiserlichen Truppen unter Gallas das Land. Von Hunger und Raubsucht getrieben, schweifte das ausgeplünderte Landvolk umher und lagerte in elenden Strohhütten; Hunde, Katzen, Ratten und Mäuse, ja selbst Aeser vom Schindanger waren seine gierig verschlungene Nahrung. Die Friedhöfe mußten nachts gegen Leichenräuber bewacht werden; Kinder sollen von den Rotten des Abends in Schlingen gefangen und verzehrt worden sein.“

Ganz Deutschland war zu einer großen Räuberhöhle geworden. Die Hungersnot steigerte sich derart, daß die Leute vor den Bäckershäusern einander zu Tode drückten, andere sich vom Grase nährten und wieder andere Brot aus Mühlenstaub und Flachsabfällen buken. Als treue Begleiterinnen des Hungers traten die Pest, die rote und weiße Ruhr auf, so daß viele Oerter von Einwohnern ganz entblößt standen und Deutschland, das zu Anfang des Krieges 17 Millionen zählte, am Ende desselben nur noch 4 Millionen aufzuweisen hatte.

In diesem schrecklichen Kriege mußten auch acht Kronberger ihr Leben lassen. Adam Philipp XI., Graf zu Kronberg und Hohengeroldseck, starb am 3. August 1634 zu Regensburg an der Lagerseuche. Johann Philipp X., ein Sohn Hartmuts XVI. und der Katharina von Mudersbach-Hohlenfels, nahm ein gewaltsames Ende. Er war kaiserlicher Oberstleutnant, und sein altes, vornehmes Kronberger Kürassierregiment (Gayling) hatte durch zweijährige Feldzüge und die Winterbiwake vor Ehrenbreitstein furchtbar gelitten. Es heißt: „Die Reiter haben keine Stiefel mehr, kein Quartier, kein Geld seit zwei Jahren; sie haben mit hungrigem Bauch und krankem Kopf fechten müssen und ist ein solches von anderen Regimentern niemals gehört noch verspürt worden.“ Als nun das Regiment Gayling in die Nähe von Bonn zu liegen kam, wurden von seinen Soldaten Kirchen und Häuser erbrochen und geplündert. Rittmeister Loy ließ einen Rädelsführer in Verhaft nehmen. Da rottete sich die ganze Kompagnie zusammen, um den Verhafteten zu befreien. Der Oberstleutnant Johann Phi-

lipp von Kronberg sprengte herbei und versetzte dem Hauptschreier einen Hieb über den Schädel. Im nächsten Augenblick krachte ein Schuß, und der Oberstleutnant stürzte leblos zu Boden. Die Anstifter wurden gefangen genommen und gehenkt.

Ein meist ebensolch gewaltsames Ende nahmen die sechs Söhne Hermanns I. von Kronberg (1583 bis 1625) und seiner Gemahlin Maria Sidonia Brömser von Rüdesheim. Johann XV. Walter fiel 1632 in der Schlacht bei Lützen, Hartmut XIX., der die Klosterschule zu Höningen bei Grünstadt in der Rheinpfalz besucht hatte, wurde von daselbst eingefallenen neapolitanischen Soldaten mit dreißig Stiletstichen „unschuldig und ganz jämmerlicher Weis ermordet." Melchior Hermann II. war ligistischer Offizier, verheiratet mit Susanna Marie Treusch von Buttlar; er fiel in der Schlacht bei Lutter am Barenberge (27. August 1626). Walter XVI. erlag 1629 der Pest. Walter XVII. starb 1618, und Philipp XII. wurde 1640 zu Mainz im Duell erschossen — der letzte seiner Linie. — Ueber den letzten des Kronenstammes — Johann Nikolaus (1633—1704), sowie über den Niedergang der Burg Kronberg und ihre Neuerstehung durch Schloß Friedrichshof soll der letzte Aufsatz handeln.

Aus der Geschichte von Lahneck.

Von E. Flick.

Im südwestlichen Teile unseres Nassauer Landes, wo Vater Rhein sein Töchterlein Lahn in seine Arme aufnimmt, zieht sich in diesem Winkel auf dem rechten Rheinufer das Städtchen Oberlahnstein hin. Ihm zur Seite, fast dicht an der Lahnmündung, erhebt sich auf ziemlich steil abfallendem Bergkegel des hier auslaufenden rheinischen Gebücks die Burg Lahneck. Als alte, ehemalige erzbischöfliche und kurfürstliche Landesfeste der Mainzer Kirchenfürsten hatte sie die Aufgabe, den in Lahnstein angelegten Rheinzoll zu schützen und den Erzbischöfen zum zeitweiligen Aufenthalt zu dienen, von denen mehrere hier oft und gerne weilten. Die Zeit ihrer Entstehung ist zwar ungewiß; doch darf man mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß Erzbischof Gerhard aus dem Eppsteiner Dynastengeschlechte, der 1289 den Mainzer Erzbischofsstuhl bestieg, zu Ende des Jahrhunderts ihr Erbauer gewesen ist.

König Adolf aus dem Hause Nassau, welcher hauptsächlich Gerhard seine Erhebung auf den deutschen Königsthron zu danken hatte, belohnte denselben für seine Verwendung reichlich. Er gab ihm unter andern im Jahre 1292 den Rheinzoll zu Boppard, versprach ihm auch, mit allem Nachdruck bei den Reichsfürsten dahin zu wirken, daß jener Zoll nach Lahnstein verlegt werde, und dem Erzstifte zu ewigen Zeiten verbleibe. König Adolf erlebte dieses jedoch nicht. Erst sein Nachfolger Albrecht verlegte aus königlicher Machtvollkommenheit diesen Zoll von Boppard nach Lahnstein und bestätigte im Jahre 1298 dem Erzstifte diesen Besitz für ewige Zeiten. Grund genug für Gerhard, dieses Recht in jenen unsicheren Zeiten durch Anlegung einer festen Burg in der Nähe des Flusses zu schützen. Urkundlich kommt die Burg Lahneck zuerst im Jahre 1295 vor, wo Graf Johann von Sayn einen Revers ausstellt, daß ihn sein Vetter, Erzbischof Gerhard von Mainz zum Erbburgmann auf der Feste Lahneck (in Castro Lanecke) bestellt habe. Graf Johann verspricht zugleich alle „einem Lehens- und Burgmanne aufliegenden Pflichten getreu zu erfüllen und, wenn es nötig sei, in der Burg zu wohnen." Ebenso bekennt Graf Wilhelm jun. von Katzenelnbogen im Jahre 1296, daß er des Erzbischofs Gerhard und des Erzstiftes Burgmann auf der Burg Lahneck geworden sei. Im Jahre 1316 urkundete Dietrich, Herr von Runkel, daß ihn Erzbischof Peter von Mainz zu seinem Burgmann (ledig Burgman) auf Lahneck ernannt habe, wofür er 200 Mark Heller, zahlbar aus dem Zolle zu Lahnstein, erhalten solle. Während der Verwaltung des Mainzer Kurstuhles durch Erzbischof Baldewin von Trier (1328—37) wurde das Burglehen zu Lahneck, das unter Mainzer Herrschaft Jakob von Geisenheim besessen hatte, an Boemund von Geisenheim, „nach derselben Burg Recht und Gewohnheit", gegeben. Im Jahre 1354 verpfändete Erzbischof Gerlach von Mainz Burg Lahneck und Stadt Lahnstein an Erzbischof Wilhelm von Köln für die Summe von 10000 Goldgulden, um mit diesem Gelde eine alte Pfandschaft, welche Dompropst Kuno von Falkenstein auf mehreren Schlössern und andern Mainzer Besitzungen hatte, einzulösen. Auch einen Burggrafen von Lahneck trifft man in einer Urkunde Kaiser Karls IV. aus dem Jahre 1378 an. Um 1428 erscheint Ritter Gilbert von Schönborn als Amtmann in Lahneck, Lahnstein und Dausenau. In der Kurfehde, welche Adolf II. von Nassau mit Diether von Isenburg führen mußte, belagerte — jedoch vergeblich — des ersteren Bundesgenosse, Erzbischof Johann von Trier, Burg Lahneck und Stadt Lahnstein, weil ihre Insassen treu und fest, wie ihre Mauern waren, zu Diether hielten. Nach dem Falle von Mainz, das hart von Adolf berannt worden war, kam am 28. Oktober 1463 zwischen den strittigen Parteien der bekannte Frankfurter Vergleich zustande. Diether lebte von nun an, ohne Anteil an der Regierung zu haben, 13 Jahre lang in stillem Genusse seiner ihm bewilligten Bezüge meistens auf Schloß Lahneck.

Im Jahre 1484 leistete Ritter Engelbrecht vom Stein als Amtmann von Lahneck und Lahnstein, den Mainzer Kirchenfürsten den Treueid und dem Domkapitel die Erbhuldigung.

In der Folgezeit fließen die Nachrichten über Burg Lahneck sehr spärlich; nur der Amtmann und der Schloßkaplan bewohnten sie. Noch im Jahre 1636 stand die stattliche Feste in voller Rüstung und bewohnt da; dann wurde sie von den Schweden zerstört

und blieb verlassen. Niemand kümmerte sich um ihr ferneres Schicksal, und der Zahn der Zeit vollendete ihren gänzlichen Verfall. Eine hübsche Abbildung des alten Schlosses Lahneck, der Stadt Lahnstein mit der gesamten Umgegend, findet sich in Merians Topographie des Mainzer Kurstaates.

Um die Mitte des eben geschwundenen Jahrhunderts ging Ruine Lahneck in Privatbesitz über, wurde von neuem wieder hergestellt und bildet mit dem auf gegenüberliegender Rheinseite erbauten Schlosse Stolzenfels einen würdigen und hübschen Abschluß des gesegneten unteren nassauischen Rheintales.

„Franzens Grab."

Von C. Trog.

Wie in allen Gegenden, so gibt es auch in Nassau in Feld und Wald Stellen, an die sich Erinnerungen knüpfen, welche im Gedächtnisse des Volkes nicht erlöschen, weil diese Stellen Namen tragen, die an Geschehnisse erinnern, die sich daselbst abgespielt haben.

So heißt eine Stelle im Walde eines Dorfes im Weiltale „Franzens Grab" und der Weg dahin der „Grabweg", weil hier einst eine Tat geschehen, die jedes Herz bis in seine innerste Tiefe erschüttert.

In jenem Dorfe lebte der Hammerschmied Stephan, ein redlicher Mann, aber von harter, rauher und unbeugsamer Gemütsart. Er arbeitete auf der Audenschmiede, einem Hüttenwerk im Weiltale. Der älteste Sohn war ganz nach dem Vater geartet, auch hielt er sich stets zu demselben und arbeitete an seiner Seite an der Gluteſſe und am Amboß; der jüngste Sohn aber war leichtsinnig, arbeitsscheu und verlogen und, noch nicht vierzehn Jahre alt, schon ein raffinierter Dieb. Dieser Sohn — Franz — war der Augapfel seiner Mutter, die seine Untugenden teilte und sie stets vor dem strengen Vater verbarg, und so erzog sie in ihm einen Erzgalgenvogel.

Franz wurde konfirmiert und mußte einen Beruf wählen. Dem alten Stephan, der seinen Jüngsten nur an den Sonntagen zu sehen bekam, war es trotz der Vorsicht und Verschwiegenheit der Mutter kein Geheimnis geblieben, daß sein Franz ein Faulenzer und ein Taugenichts sei, deshalb nahm er ihn, um ihn unter die eigenen Augen zu bekommen, selbst in die Lehre, und als der Bube nicht gutwillig darauf eingehen wollte, zwang er ihn mit dem Stocke dazu. Franz aber war schon so verdorben, daß er unter Beihilfe der Mutter nicht nur Gelegenheit fand, sich oft der harten Arbeit zu entziehen, sondern auch hinter des Vaters Rücken eine bessere Küche zu führen als dieser: er stahl nämlich geschmiedetes Eisen, verkaufte es, und kaufte für das Geld heimlich bessere Eßwaren und Leckereien und brachte die Sonn- und Feiertage bei Trinkgelagen und liederlichen Personen zu.

Dieser Diebstahl war ein harter Schlag für den alten Stephan, der dem Werke seit langen Jahren in ungetrübter Treue diente; aber um des redlichen Vaters willen kam der ungeratene Sohn diesmal glimpflich davon: der Hammermeister erteilte ihm einen strengen Verweis, und der Vater gab ihm eine tüchtige Tracht Schläge, worauf er hoch und teuer gelobte, nicht mehr stehlen zu wollen, aber schon kurze Zeit danach bei einem neuen Diebstahl ertappt wurde. Noch einmal ließ der Hammermeister Gnade für Recht ergehen, aber Stephan prügelte in seiner Wut den Buben dermaßen, daß er mehrere Wochen nicht arbeiten konnte, auch ersetzte er das gestohlene Eisen und bedrohte Franz ernstlich mit Totschlag, wenn er das Geringste noch entwenden würde.

Diese herben Erfahrungen erfüllten das Gemüt des alten Mannes mit bitterem Gram. Seine Ehrlichkeit war zu jeder Zeit unerschütterlich, und doch hatte der Hüttenbesitzer verlauten lassen, daß er auch ihn nicht für ganz unschuldig halten könne, und daß er ihn, im Falle noch einmal gestohlen würde, verabschieden müsse. Nun hätte Stephan ja den ungeratenen Sohn vom Hammer entfernen und anderwärts in Arbeit geben können, allein das wollte er nicht, weil er befürchtete, Franz würde, seiner scharfen Aufsicht entzogen, ganz und gar verderben. Er hoffte immer noch, ihn durch Strenge zu bessern. Aber — Franz stahl wieder und wurde zum dritten Male ertappt. Nun fuhr der Hüttenbesitzer den alten Stephan hart an, dann kündigte er ihm die Arbeit, und er sollte sofort den Hammer verlassen, auf dem er von Kindesbeinen an in treuer, ehrlicher Arbeit gestanden.

„Verlangen Sie alles von mir, nur das nicht! Ich werde Abhilfe schaffen!" rief der ergraute Arbeiter, dem die Hütte seine Heimat geworden war, und der Hüttenbesitzer, der fühlen mochte, wie schuldlos Stephan an diesen Diebstählen sei, nahm die Kündigung zurück unter der Bedingung, daß Stephan seinen diebischen Sohn nie wieder mit zum Hammer bringe. Darauf schickte Stephan seinen Franz sofort nach Hause und arbeitete mit seinem ältesten Sohn allein weiter bis zum Samstag Abend, ohne weiter ein Wort über die Sache zu sprechen.

Den ganzen Sonntag verließ Stephan sein Wohnhaus nicht. Er saß den langen Tag über in dem vom Vater ererbten Lehnstuhle und starrte ins Weite — er aß nicht — er sprach nicht. Gegen den Abend, als die Mutter mit Franz ausgegangen war, rief er seinen ältesten Sohn zu sich und redete lange mit ihm. Was beide geredet haben, hat kein Mensch erfahren, es ist ihr Geheimnis geblieben.

Gegen Mitternacht kam Franz angetrunken nach Hause. Bis dahin hatte der Vater kein Wort mit ihm über den neuen Diebstahl gesprochen. Jetzt stand er aus seinem Lehnstuhle auf, rief den ältesten Sohn, nahm die Axt unter den Arm und befahl seinen Söhnen, ihm zu folgen.

Es war eine trübe Novembernacht. Der Sturm schüttelte die Kronen der Bäume, und nur von Zeit zu Zeit zitterte das Mondlicht durch das auseinander-

gerissene dunkle Gewölk. Schweigend schritt der alte Stephan voran, schwankend und taumelnd folgte ihm Franz, und den Schluß des unheimlichen Zuges machte der älteste Sohn, aus dessen Brust sich zuweilen ein schwerer Seufzer losrang. Er trug eine Hacke und eine Schaufel, doch hatte sein Bruder Franz in seinem trunkenen Zustande diese eben so wenig bemerkt, als die schweren Seufzer aus der Brust seines Bruders.

Der Weg führte bergan, anfangs durch weitstehenden Hochwald, dann durch buchene Rauschen, in denen der Vater dann ein schmales, kaum bemerkbares Wildpfädchen einschlug, bis sie endlich an eine lichte Stelle kamen. Hier blieb der Vater stehen; er ließ Franz vor sich treten und sagte ihm mit eisiger Ruhe: „Franz, hier mußt du sterben, hier graben wir dir das Grab!"

Da wurde der Unglückssohn plötzlich nüchtern, und wie Schuppen fiel es ihm von den Augen. Er kannte seinen strengen Vater, seinen eisenfesten Sinn, und die Größe seiner Schuld, mit welcher er den ehrlichen Namen des Vaters, dessen einzigen Stolz im Leben, so schwer und so schamlos beschmutzt hatte, trat vor seine geängstigte Seele. An ein Entkommen war nicht zu denken, denn vor ihm stand der Vater, die Axt in den nervigen Händen und hinter ihm der Bruder, der, wie er nun zu seinem Entsetzen bemerkte, die schwere Hacke krampfhaft in den Händen hielt.

In unsagbarer Angst warf sich Franz vor dem Vater auf die Knie nieder und bat in Tönen, die Steine hätten erweichen können, um sein Leben. Umsonst! Alle Bitten, alles Flehen, alle Versprechungen sich zu bessern, in die weite Welt gehen zu wollen, — alles, alles prallte wirkungslos von dem Stahlherzen des Vaters ab. Ruhig und unerschüttert stand Stephan vor dem weinenden, händeringenden Sohne und sagte ihm: „Bete, und befehle deine Seele der Gnade Gottes!" Dann sprang Franz in seiner Verzweiflung plötzlich auf den Vater zu, um ihm die Axt zu entreißen; doch dieser kam ihm zuvor und zerschmetterte mit einem mächtigen Streich das Haupt des Sohnes; — der Vater hatte sein Kind gerichtet. — — —

Schweigend grub er hierauf mit dem ältesten Sohne ein Grab, sie legten den Toten hinein und die blutige Axt an seine Seite, dann füllten sie das Grab mit Erde aus und bedeckten den flachen Hügel mit dürrem Laub. Darauf versuchten sie ein Vaterunser zu beten —; aber sie vermochten es nicht. — — —

Am folgenden Tage verbreitete sich das Gerücht, Stephans Franz sei nach Holland gegangen und wolle dort auf einem Kriegsschiffe Dienste nehmen. Der älteste Sohn verließ bald den Vater, vor dem ihm grauen mochte; er ging nach Polen, und man hat nie wieder von ihm gehört. Seine Mutter starb bald nachher eines schnellen Todes.

Einsam und verlassen stand nun der alte Stephan in der Welt. Die Blutschuld lastete schwer auf ihm; immer düsterer wurde sein Wesen, seine Kräfte schwanden rasch dahin, und als er auf dem Krankenbette lag und seine letzte Stunde nahe fühlte, da klagte er sich laut als den Mörder seines Sohnes an; er konnte nicht sterben, bevor er ein volles Geständnis abgelegt hatte. Dann verschied er; aber er starb in Verzweiflung, gleich seinem Sohne Franz. —

Das Geständnis des alten Stephan veranlaßte das Gericht nach dem Leichnam des gemordeten Sohnes zu suchen; aber wie man auf jener Waldblöße auch forschen und suchen mochte, das Grab fand man nicht.

Diese Waldblöße ist heute noch öde und kahl, als weiche selbst die Natur vor einem Orte zurück, wo eine so unheimliche und unnatürliche Tat geschehen konnte; und wenn die Nachtvögel durch die verkrüppelten Buchen und Sträucher streichen, welche rings die Stelle umsäumen, und sie ihr Geschrei ertönen lassen, so hören die Bewohner darin heute noch die Jammerklagen von Stephans Franz, dessen Geist dort umgeht. Diese Waldstelle heißt „Franzens Grab" und der Weg dahin „der Grabweg", und diese Namen werden immerhin bestehen bleiben zum Gedächtnisse an jene Schauertat, die nur der Allwissende allein genau kennt und richten kann, der aber nicht richtet, wie die Menschen richten.

Miszellen.

W. D. **Nassauische Huldigung in Limburg Ende 1802.** Im Jahre 1802 wurde infolge des Reichsdeputationsbeschlusses die kurtrierische Stadt Limburg dem Fürstentum Nassau-Weilburg einverleibt. Die Herrschaft der Dynasten von Limburg aus dem Hause Isenburg, deren Beginn in das 12. Jahrhundert zurückreicht, endete durch Aussterben im Jahre 1406. Durch Pfandschaft kam der Kurfürst von Trier, Erzbischof Balduin von Lützelburg, im Jahre 1344 in den Mitbesitz der Stadt, welche zu Pfingsten in diesem Jahre huldigte. Noch später erlangte der Landgraf von Hessen ebenfalls durch Verpfändung Anteil an der Herrschaft. Dieses Verhältnis dauerte bis zum Jahre 1624. Von da an war Limburg ungeteilt trierisch bis 1802. Der Huldigungsakt der Stadt Limburg bei der Einverleibung in Nassau vollzog sich nach einem Bericht des damaligen Amtskellners, des Hofgerichtsrats Joseph Christoph Leo, wie folgt: „Limburg a. d. Lahn, den 28. Dezember 1802. Heute war einer der in der Limburger Chronik merkwürdigsten Täge. Schon in der Nacht gegen den 28. dieses wurde uns die bevorstehende große Veränderung durch 12 Böller-Schüsse angekündigt. In der Frühe gegen 7 Uhr stund die junge Mannschaft unserer Bürgerssöhne in gleicher Kleidung unter dem Gewehr. Um 9 Uhr marschirte sie auf die Elbbrücke, als die Gräntze zwischen dem Amt Limburg und Dietz. Zu gleicher Zeit trafen der Herr Kanzler Eschermann und der Herr Geheimer Rath Kalt hier ein. Das Hofgericht, das Amt in concreto, der Stadtrath und die Geistlichkeit des hiesigen Collegiatstifts versammelten sich nach ergangener Anordnung auf dem Rathhause. Das Kurtrierische und Fürstlich Nassauische Militär stund in Parade davor. Gegen 10 Uhr kamen der Hochfürstlich Nassau-Weilburgische Herr Präsident Freiherr von Gagern unter anhaltendem Abfeuern vieler auf dem Schloßberge und den beiderseits der Stadt liegenden Anhöhen angebrachten Böller hier an, und kehrten im Gasthause zum Nassau-Weilburger Hofe (jetziges Haus der Fra[illegible]

Wwe. Arnold an der Brücke) ein. Der Wagen wurde von der bürgerlichen jungen Mannschaft mit türkischer Musik begleitet. Nach einer halben Stunde ging der Zug zwischen einer großen Menge Volkes auf das Rathhaus. Die Hochfürstliche Commission wurde auf den Saal geführt. Von den vorbenannten Gerichtsstellen wurde eine nach der anderen vorberufen, ihr ernstlich die Abtretung des Landes und Entlassung von Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht zu Trier ihrer Dienerschaft und Unterthanen, welche Akte in sehr rührenden Ausdrücken abgefaßt war, sodann die Hochfürstlich Nassau-Weilburgische Regierungs-Antretung und Uebernahme der Dienerschaft sammt der Eidesformel abgelesen, die die anwesende Dienerschaft, sowie die vorgeladene Geistlichkeit abschwur. Alsdann wurde das vor dem Rathhause gestandene kurtrierische Militär verpflichtet, und der Zug ging wieder nach dem Nassau-Weilburger Hof, allwo sämmtliche auf dem Rathhause verpflichtete und noch viele andere Ehrenpersonen in 63 Gedecken zu Mittag herrlich bewirthet wurden. An der Tafel wurden die Gesundheiten auf Ihre Hochfürstlichen Durchlauchten des Fürsten, der Fürstin und des Erbprinzen zu Nassau-Weilburg, und Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht zu Trier ausgebracht. Die vor dem Gasthause gestandene junge Mannschaft bestätigte solche durch Salven aus dem kleinen Gewehr, und die auf den Anhöhen gestellten Böller wiederholten jene. Eine wohlbesetzte Musik unterhielt die Gäste. Endlich wurde dieser festliche Tag in der Nacht mit einem zahlreichen Ball, welchem auch der Herr Präsident beiwohnte, beschlossen." — Etwa 64 Jahre später vollzog sich hier ein ähnlicher Akt bei der Einverleibung Nassaus in Preußen, jedoch mit Wegfall der geräuschvollen Zutaten.

J. B.-G. **Der deutsche Kaiser Joseph II. in Nassau.** Am 30. Mai 1781 traf Ihro Römische Kaiserliche Majestät unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein in Nassau ein, nachdem Höchstdieselbe die Nacht zuvor zu Nastätten bei dem Herrn Hofkammerrat Necker logiert hatten. Ihro Majestät kamen schon frühmorgens vor sieben Uhr in einer sechsspännigen Chaise, welcher noch zwei dergleichen, jede mit zwei Herren besetzt, und ein Küchenwagen folgten. Der Kaiser stand in der Chaise und der General Graf Terch saß zur Linken neben ihm. Er ließ vor und durch Nassau ganz langsam fahren und sah sich überall um. Er war mit einem ganz simplen, mausfarbenen, tüchernen Rock und Weste, gelbledernen Beinkleidern, gewichsten Stiefeln und silbernen Sporen, sodann einem runden, schwarzen Hütchen und einem hellgrauen Rockelor bekleidet. In Nassau stieg er nicht in dem Posthause, sondern mitten in der Straße, wo solche über das Brückelchen nach Dausenau geht, aus der Chaise und sein Begleiter mit ihm. Die Gesichtsbildung des Kaisers ist länglich, und so herablassend und huldreich er gegen die geringsten Leute ist, so zeigt doch die Miene und der Blick die Größe der kaiserlich-menschenfreundlichen Seele. Sogar haben die Postillons wo es bergan gegangen ist, ganz sachte fahren müssen, um die Pferde zu schonen. Zu Ems ist ihm der Minister Graf von Metternich entgegen gekommen, mit dem er sich aus der Chaise kurz unterredet hat. Zu Koblenz ist er, ohne zu verweilen, durchgefahren.

Königliches Theater zu Wiesbaden.

* **Faust.** Der Tragödie I. Teil in 6 Akten und einem Vorspiel: Prolog im Himmel, von J. W. v. Goethe, Musik von Lindpaintner u. a., neu einstudiert am 3. September. — Die gewaltige Dichtung, eigentlich nicht für die Bühne bestimmt, wirkt nichtsdestoweniger machtvoll wie auf den Leser, ebenso auf den Hörer, wenn eine gute Regie sie unterstützt. Und daß dies bei uns seitens Meister Köchys der Fall ist, wissen wir; er ist noch einer von denen, welche die ideale weimarische Richtung vertreten, die namentlich Goethe und Schiller vorzüglich zu interpretieren weiß. Ob allerdings das Publikum in seiner Mehrzahl mit den Reden und Handlungen auf der Bühne den tiefgründigen Inhalt, die titanische Größe des gewaltigen Geisteswerkes erfaßt, ist die Frage; aber fühlen wird auch der Nüchternste und Beschränkteste etwas davon, und das ist schon etwas wert. Auch, daß sich der Theaterbesucher fünf volle Stunden hinsetzt, um zu hören, ist heutzutage ein Opfer, das doch dem Werke zuliebe gebracht wird. Die Leitung hatte wohl gestrichen, und zwar außerordentlich taktvoll nach verschiedenen Seiten hin, aber im großen und ganzen trat das Drama unverkürzt (das Theatervorspiel ausgenommen) vor uns hin.

Der Prolog im Himmel eröffnete das Spiel äußerst stimmungsvoll. Die Szenerie verlangt sofort tiefe Andacht, und die edle Deklamation der Gottesstimme (Herr Zollin) und der drei Engel (Frau Rodius-Doppelbauer, Frau Renier u. Frl. Frenzel), zusammen mit der ironisierenden Weise des Mephistopheles (Herr Tauber), gab dem Ganzen die gewünschte Weihe. Dann setzte die Tragödie mit der großen Studierzimmer-Szene ein. Den Faust gab Herr Leffler. Wenn irgend einer, so ist es dieser Künstler, der befähigt ist, das Heldenhafte der Faustnatur im geistigen Ringen zu verkörpern; weniger gut liegen ihm die weltmännisch-lyrischen Partien, in denen sich der verwandelte Genußmensch zeigt. Allein er gab sich die größte Mühe, durch Ab- und Zulegen die Gestalt zu einer ideal harmonischen herauszuarbeiten, wie sie der Altmeister sich gedacht hat, und so kann man denn sagen: dieser Faust darf sich sehen lassen. Weniger glücklich war Herrn Lefflers Partner, Herr Tauber als Mephistopheles. Er gehört zu denen, die diese schwer wiederzugebende Rolle rein oder meistenteils humoristisch auffassen. Gewiß, der Mephisto hat eine gute Dosis Humor und Ironie im Leibe; aber daß das satanischer Humor und teuflische Ironie ist, das hat Herr Tauber bei aller Trefflichkeit des sonstigen Spieles nicht beachtet. Als Gretchen präsentierte sich eine Novize, Frl. Maren, in Gestalt eine liebliche Erscheinung und im Spiel sanft und kindlich, ohne übermäßige Sentimentalität, eine Anfängerin noch, aber unzweifelhaft seit langem wieder einmal eine entsprechende Vertreterin ihres Rollenfachs. Auch der Bruder Gretchens, Valentin, Herr Weinig, war neu; er verkörperte die ehrliche, derbkräftige Bruder- und Soldatennatur sehr entsprechend, und wir dürfen wohl Schönes von ihm erwarten. Eine Doppelrolle: Wagner und Hexe, war dem Verwandlungskünstler Herrn Vallentin zugedacht; kein Mensch würde in dem „trocknen Schleicher" und der tobenden Spukgestalt — letzteres unstreitig die großartigere Leistung — dieselbe Person wieder erkannt haben, wenn's der Zettel nicht gesagt hätte. Herr Malcher als Schüler, Frl. Ulrich als Marthe, die Herren Zollin, Schwab, Engelmann, Andriano als Studiosen, auch all die zahlreichen Darsteller der Nebenfiguren, taten das Ihre, nicht zu vergessen, das „Volk", das in dramatischer Lebendigkeit wimmelte. Die Herren Schick und Nitzsche hatten für die nötigen äußeren Effekte gesorgt; und Herr Stolz leitete das wirkungsvoll begleitende Orchester, so daß auch in dieser Beziehung alles in Ordnung war. Was vom Faustdarsteller, können wir vom „Faust" überhaupt sagen: er darf sich sehen lassen.

Literatur.

* **August Müllers Allgemeines Wörterbuch der Aussprache ausländischer Eigennamen.** Ein Handbuch für Gebildete aller Stände und eine notwendige Ergänzung aller Fremdwörterbücher. Ergänzungsheft zur 7. Auflage, bearbeitet von Hermann Michaelis. 70 S. Leipzig-R. E. Haberland. — Die Aussprache der Eigennamen wird oft noch recht stiefmütterlich behandelt, haben wir doch dafür jetzt im mandschurischen Krieg genug Beispiele; und wir brauchen noch nicht einmal ins Russische, Chinesische oder Japanische zu greifen, schon die englische Sprache und die romanischen Sprachen geben in vielen Namen manchem ein Rätsel der Aussprache auf. Nicht bloß dem Laien, auch dem Gelehrten. Das Müllersche Wörterbuch ist deshalb mit Freuden zu begrüßen, nicht minder das vorliegende Ergänzungsheft, das eine sehr fleißige Sammlung ausländischer Eigennamen der Gegenwart, die in jedermanns Munde sind,

vorführt. Der Bearbeiter hat es sich angelegen sein lassen, in Zweifelsfällen bewährte Sprachforscher des Auslandes zu befragen, und somit dürfen wir der Zuverlässigkeit des Ergänzungsheftes vertrauen. Etwas Neues ist die Verwendung besonderer Lautzeichen zur Aussprache, die vor der Benutzung durchgelesen werden müssen. Dem Eingeweihten wird das nur geringe Schwierigkeiten machen; der Laie muß eben buchstabieren. Jedenfalls ist das Supplement eine schöne Gabe, die allerseits von Nutzen sein wird.

* **Kleiner Führer für Ausflüge in die Umgebung Schlangenbads.** Von W. Heyden. Mit einem Ortsplan und einer Karte. 20 S. Pr. 1 Mk. Selbstverlag. — Ein guter Handleiter für den Kurgast, der die Umgebung des schönen nassauischen Wildbads kennen lernen will. Die Ausflüge sind eingeteilt in kürzere Spaziergänge, Nachmittags- und Ganztagstouren und gut gewählt und beschrieben. Außerdem sind Annoncen beigefügt. Wertvoll ist die schöne Karte, die wahrscheinlich aber den Preis des Büchleins zu sehr verteuert hat.

* **Führer durch Hofheim a. Taunus und Umgebung.** 48 S. Hofheim, Verlag des Verschönerungsvereins. — Das freundliche Städtchen am Fuße der Höhe erfreut sich eines stetig wachsenden Zuspruchs von Fremden, die längere oder kürzere Zeit dort weilen. Deshalb halten wir den Führer für sehr berechtigt, und, wie er uns vorliegt, ist er auch zweckentsprechend: Topographisch-geschichtliche Einleitung, Geschichtliches, Gang durch Hofheim, nahe Spaziergänge, weitere Touren und die üblichen Annoncen, auf daß man sehe, was in Hofheim alles zu bekommen ist. Recht gut so, nur die beiden ersten Abschnitte wären u. E. künftig in einen zu verschmelzen, da sich jetzt manches wiederholt. Alles, was dem Kerne nach zu wissen nötig, ist angeführt. Recht gelungene Bilder und eine saubere, schöne Ausstattung machen das Heftchen auch äußerlich angenehm.

* **Nassauischer Allgemeiner Landeskalender für das Jahre 1905.** 64. S. Wiesbaden, R. Bechtold u. Komp. — In drei Jahren kann er seinen 100. Geburtstag feiern, der „Allgemeine." Schlicht und volkstümlich präsentiert sich auch der diesjährige, der neben dem Notwendigen und Nützlichen auch das Angenehme pflegt. Zwei nette Erzählungen, eine moderne und eine frei erfundene und bearbeitete Sage von Gräveneck, vom beliebten nassauischen Volks- und Jugendschriftsteller W. Wittgen, bilden jenes Angenehmen Kern und werden dem Leserkreise willkommen sein.

Neues aus Nassau.

Infolge des Brandes zu Herborn soll die Stadtmauer, an welche die Schafsgasse sich lehnt, mit den Türmen niedergelegt werden. Darüber selbstverständlich große Aufregung der Geschichts- und Altertumsfreunde. Ein Sohn Herborns, Geheimer Oberbaurat Prof. Hofmann aus Darmstadt, hat in einer Bürgerversammlung unter großem Beifall für die Erhaltung des Hintersandtors (Sankt Leonhards-Turm) gesprochen. Also nun: Sturm aufs Rathaus! Er wird Erfolg haben.

Französischen Besuch hatte Wiesbaden am 31. August zu verzeichnen, nämlich eine Deputation des Pariser Gemeinderats, die sich das Studium der Wasserwerke und der gesundheitlichen Anlagen in Deutschland zur Aufgabe gestellt hatten.

Der „Loreleyverein" hat beschlossen, alljährlich seine Generalversammlung am letzten Augustsonntage auf dem Plateau der Lurlei abzuhalten. Die erste hat am 28. August d. Js. stattgefunden. Der Verein bezweckt bekanntlich die Errichtung eines Loreleydenkmals.

Die Lotterie zur Wiederherstellung des Domes zu Wetzlar ist vom Kaiser genehmigt worden.

Zu Flörsheim ist am 1. September das neue Krankenhaus eingeweiht worden.

Am 5. September ist die Lahnbrücke bei Staffel dem Verkehr übergeben worden.

Am 11. September ist in den Dambachtal-Anlagen zu Wiesbaden das Denkmal für Professor Remigius Fresenius, den berühmten nassauischen Chemiker, enthüllt worden.

Bei Gräveneck soll eine Brücke über die Lahn erbaut werden. Des „Rheines Braut" wird arg in Fesseln geschlagen.

Die elektrische Bahnverbindung Wiesbaden—Schierstein ist erst am 10. September eröffnet worden. Differenzen hatten sich in letzter Stunde zwischen dem Magistrat zu Wiesbaden und der Gesellschaft ergeben, die erst beseitigt werden mußten.

Nassauischer Geschichtskalender.

20. September.

1371. Graf Johann zu Nassau, Herr zu Merenberg, Graf Gerlachs Sohn, stirbt. Er hatte seit 1346 mit seinem Bruder Adolf gemeinschaftlich regiert. Durch Teilung mit diesem wurde er Stifter der nassau-weilburgischen Linie am 25. November 1355. Er hat durch seine zweimalige Vermählung die Herrschaften Gleiberg und Merenberg und die Grafschaft Saarbrücken an sein Haus gebracht, erlebte jedoch den Anfall der letzteren selbst nicht, weil er vor seinem Schwiegervater Johann von Saarbrücken starb.

1832. Nicolas, Prinz zu Nassau, Sohn des Herzogs Wilhelm und seiner zweiten Gemahlin Pauline, wird geboren.

25. September.

1504. Landgraf Wilhelm von Hessen, der in der sogenannten „Pfälzerfehde" mit der Ausführung der kaiserlichen Acht gegen den Pfalzgrafen Ruprecht betraut war und seit 39 Tagen Burg und Stadt Kaub belagerte, hebt diese Belagerung infolge des mannhaften Widerstands der Kauber auf. (Vergl. den Aufsatz in Nr. 16 u. 17 der „Nassovia".)

1621. Johann Richard Brömser von Rüdesheim schenkt die von seinen Vorfahren um 1390 erbaute und isoliert gelegene Waldkirche Nothgottes mit seinem Hofe Plixholz dem Orden der Kapuziner. Dieser erbaute daselbst ein Kloster.

30. September.

1586. Hermann Ravensberger wird in Siegen geboren. Er wurde 1610 Professor der Theologie in Herborn, 1612 in Steinfurt und 1625 in Groningen, wo er aber schon am 20. Dezember desselben Jahres starb. Er war auch Schriftsteller.

1634. Die Spanier nehmen das unverteidigte Weilburg und plündern es, trotzdem es eine Schutzwache erhalten hatte. Dasselbe Schicksal widerfuhr der Stadt kurz darauf noch zweimal, am 18. Oktober und am 24. November. (Großer Krieg.)

Briefkasten.

C. B. in W. Stimmt, wie Sie angeben.
K. D. in S. Dankend angenommen.
Dr. S. in H. Die Nummer haben Sie wohl nun erhalten?

Redaktionsschluß: 9 September.





№ 19. Wiesbaden, den 1. Oktober 1904. 5. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20, beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Katzenmusik.

An Sankt Goar vorüber in langsam kurzem Schritt
Mit grämlicher Mien' und trüber der „neue Cäsar" ritt.
Er litt an Magengrimmen, das schmerzend er nur ertrug;
Da schwiegen um ihn alle Stimmen gleichwie im Leichenzug.
So von der Katz, der Feste, bemerkte der Korporal
Den stummen Zug der Gäste, hinschleichend durch das Tal.
Mit Dreispitz, Kleisterlocken und einem Baumelzopf
War der invalide Focken dennoch ein heller Kopf,
Und auch kein blinder Hesse, als er nun durchs Fernrohr schaut';
Er war von der kranken Blässe Bonapartes baß erbaut.
„Kameraden, den soll's verdrießen in seiner vollen Couleur;
Dem wollen wir Pereat schießen und nimmer Vive l' Empereur!
Den soll das Echo wecken mit lautem Donnerton,
Und ihn auf seinem Schecken der Teufel reiten davon.
Nur hübsch und voll geladen, auf daß es ordentlich bummt;
Es kann, weiß Gott, nicht schaden, wenn ihm mehr der Kopf noch brummt."
Die Zöpfe stopfen und stampfen; aufblitzt's mit jähem Krach',
Und donnernd unter Dampfen ruft's rings das Echo wach.
Die Gäule wurden scheue, Napoleon wurde wild;
Dann auf die Hessentreue er zornig eifert und schilt.
„Du Nest, verfluchtes, drüben, das an meinem Unwohlsein
Seinen Mutwillen wagt zu üben, dich spreng' ich kurz und klein!" —
Es dauert' nur wenige Tage, da ward der Befehl vollführt.
Wie waren vom harten Schlage die Treuen zu Tränen gerührt!
Doch als sie, auf dem Rücken den Schnappsack, zogen ins Land:
„Vivat Wilhelmus!" die Krücken erhob ihre zitternde Hand,
„Und wenn der Haufen Steine auch drüber in Trümmer kracht,
Dem haben wir doch eine feine — Katzenmusik gebracht."

C. Spielmann.

Das Schulleben und die Schulzucht am Gymnasium Augusteum zu Idstein, 1569—1813.[1)]

Von Dr. C. Spielmann.

Es hat wohl jeder der geehrten Leser heutzutage Klagen manigfacher Art über Mängel im Schulwesen gehört, so daß man manchmal meinen sollte, es müßte eigentlich gar elend um unsere Schulen stehen. Besonders zwei Arten von Klagen sind es, die sich überall breitmachen: diejenige über Ueberbürdung von Schülern und Lehrern und diejenige über die Verschlimmerung der Schulzucht. „Bei uns", sagen die Alten, oder „zu meiner Zeit war's anders; wir brauchten nicht so viel zu lernen und haben's doch ganz hübsch weit gebracht, und wir wurden auch nicht so gestraft, denn wir waren manierlicher, und die Lehrer waren nicht so straflustig." Gewiß, in der „guten alten Zeit" war alles besser und schöner, das ist weltbekannt. Zum Beweise dessen wollen wir einmal einen Blick tun in das Schulleben im 18. Jahrhunderte, wie es sich in dem kleinen Gymnsialstädtchen Idstein abspielte. Dabei lassen wir sowohl Augenzeugen als auch die Papiere des Wiesbadener Staatsarchivs reden, und so jemand sprechen sollte: „Nein, so 'was gab's doch nicht!" so antworten wir ihm einfach: **Quod non est in mundo, tamen est in actis,** wie der Lateiner sagt, das heißt etwa: „Was auch in der Welt nicht vorgekommen zu sein scheint, sieh', in den Akten ist es niedergelegt."

Die beiden nassau-walramischen Gymnasien zu Weilburg und Idstein waren Schöpfungen der landesherrlichen Kirchen- und Schulreform, jenes 1540, dieses wahrscheinlich 1569 gegründet, beide — nebenbei bemerkt — die einzigen derartigen Anstalten im Gebiete südlich von der Lahn und deshalb von allen Seiten sehr besucht. Die Blütenzeit dauerte aber nur bis zu dem Zeitpunkte, da der Große Krieg seine Verheerungen begann, besonders als nach der Schlacht bei Nördlingen (1634) die nassauischen Grafen aus ihren Gebieten flüchten und ihr Land sich selbst überlassen mußten. Da erstarb das Leben in Kirche und Schule, und die Akten, die über das Weilburger Gymnasium in seiner ältesten Periode nur Bruchstücke und über das Idsteiner wenig Aufzeichnungen bringen, schweigen eine Zeitlang gänzlich. Auch am Ende des Großen Krieges war die volle und regelmäßige Schultätigkeit wieder aufzunehmen nicht möglich; Schulkinder mußten überhaupt erst wieder geboren werden, aufwachsen, sich zusammenfinden und tüchtige Lehrer gewonnen werden, die bei kläglichem Gehalte dennoch genug Berufsliebe besaßen, um mit der Erziehungsarbeit ganz neu, von vorn anzufangen. Kurz und gut, es dauerte wohl noch ein Menschenalter, bis alles wieder wie früher ging.

Das Städtchen Idstein war damals Sitz einer besonderen nassauischen Grafenlinie; es schien zu ruhigem Studierleben wie geschaffen. Das meinte noch der letzte Rektor des Gymnasiums, der ehrwürdige Chr. W. Snell, wenn er schrieb, die Stadt sei klein und anspruchslos, sie sei abgelegen von dem Lärm der Großstädte und von der Landstraße, da die Kriegsheere einherzögen und besitze ein gesundes Klima.[1)] Das war für damals ein großer Vorteil, während wir heute, im Zeitalter des Verkehrs, diese Abschließung der Schuljugend von der Außenwelt nicht mehr für gut halten. Es regierte zu jener Zeit der Graf, später Fürst Georg August (1677 bis 1721), der mit allen Mitteln und auf jede mögliche Weise sein Ländchen wieder hochzubringen trachtete und das auch glücklich erreichte. So wandte er sein Augenmerk auch auf die Schule, auf das alte Gymnasium. Er baute ihm ein neues Heim, das nach ihm benannte Augusteum — wie die Schule überhaupt nach ihm **Gymnasium Augusteum** hieß — stattete dieses aus, berief tüchtige Lehrer und ließ im Jahre 1690 eine Schulordnung, **Leges scholasticae,** auch Schul-leges geheißen, erscheinen.

Der neue Rektor M. J. H. Gärtner (1661 — 1667 und 1673—1707), ein äußerst eifriger, unermüdlich tätiger Althumanist, brachte die Schule bald so in Flor, daß sie weit über hundert Zöglinge, „Scholaren" wie man sagte, hatte, und daß solche auch aus benachbarten Gebieten, ja sogar von weither zuströmten. Sein Nachfolger J. L. Cramer (1707 bis 1735), ein ebenso trefflicher, aber doch mehr mechanisch und pedantisch veranlagter Mann, trat in die Fußtapfen seines Vorgängers, brachte es aber trotz redlichem Bemühen nicht nur nicht weiter, sondern seine letztgenannten, für einen Schulmann unangenehmen Eigenschaften veranlaßten sogar eine starke Abnahme der Schülerzahl. Anders wurde das, als M. J. M. Stritter (1735—1766 und 1772—1773) das Rektorat erhielt. Er war unter dem trefflichen August Hermann Francke, dem Grün-

Anmerkung. Der Aufsatz ist nach dem reichhaltigen und hochinteressanten Quellenmaterial im Staatsarchiv zu Wiesbaden bearbeitet worden und am 28. X. 1903 zu Höchst, am 17. IV. 1904 zu Idstein auf Wunsch der dortigen Geschichts- und Altertumsvereine zum Vortrag gekommen.

1) Die gesunde Lage war die Ursache, daß wir kaum etwas von Epidemien hören; einmal, 1745, wird von einer Anzahl Dysenteriefällen berichtet. Die Schule brauchte aber deshalb nicht ausgesetzt zu werden.



der der hallischen Schulanstalten, ausgebildet und begann als Pietist, wie man die hallischen Schulreformer nannte, aus dem starren Althumanismus heraus auf praktischere Bahnen zu treten. Aber war sein Vorgänger zu mechanisch und phlegmatisch, so war er zu hastig und unbeständig. Sein feuriges Temperament riß ihn oft zu weit hin, und sein Eigenwille brachte es mit sich, daß er nach allen Seiten anstieß. Krankheit, die den Verlust eines Armes mit sich führte, machte den kleinen, quecksilbrigen Mann im späteren Alter völlig nervös, so daß schließlich niemand mehr mit ihm auskommen konnte. Nichtsdestoweniger stand sich die Schule unter ihm verhältnismäßig gut und war wieder sehr besucht. Von den folgenden Rektoren: J. P. Wagner (1774—1780) und J. A. Stritter (1780—1784) ist nicht viel zu melden; dagegen leitete J. A. Rizhaub (1784—1797) die eigentliche Reform des Gymnasiums und zwar nach philanthropischen Grundsätzen ein. Sein Nachfolger, der letzte Rektor, Dr. Ch. W. Snell (1797—1817) schloß sich ihm an. Beide waren Eklektiker, d. h. sie banden sich an kein bestehendes Erziehungssystem, sondern stellten sich ein solches nach dem Muster berühmter Pädagogen zusammen. Eine maßvolle, individuell angepaßte Schulzucht und einen praktischen Unterricht, dessen Gewicht nicht mehr bloß auf Religion und alten Sprachen, sondern auch auf Teutsch, Geschichte und Realien ruhte: das strebten sie an.

Kehren wir nun zur ersten Zeit, d. h. zu derjenigen des Rektorats von Gärtner zurück. Die Schulgesetze von 1690 klären uns über das Schulleben am Gymnasium zu Idstein näher auf. Sehen wir ihre Bestimmungen, die für uns in Betracht kommen, näher an.

I.

Das ganze Jahr, heißt es, soll alle Werktage vor- und nachmittags je drei Stunden, von 7—10 und von 12—3 Uhr Schule gehalten werden, und jeder Lehrer soll seine Arbeit mit Gebet anfangen und schließen. Mittwochs und Samstags nachmittags ist frei; ebenso sind nach jedem der beiden Semesterexamen 14 Tage Ferien[2]); im übrigen ist nicht freizugeben ohne ganz dringenden Grund, auch den Lehrern kein Urlaub zu erteilen. „Die Scholares sollen fleißig zu guten Sitten und Reinigkeit des Leibes, als Haarkämmen, Gesicht- und Handwaschen, Mundausspülen, Nägelabschneiden &c. angehalten, auch insonderheit unterrichtet werden, wie sie sich im Leben und Wandel gegen männiglich, gegen Geistliche und Weltliche, gegen Hohe und Niedrige, gegen sich selbst und andere, in der Kirch' und in der Schul', auf der Gasse und zu Haus und aller Orten, im Gehen und Stehen, im Reden und Gespräch und allen ihren Actionen gebührend verhalten sollen." Betreffs der Abstrafung sollen die Lehrer mäßig, keine „Geißelbrüder", sein, sondern die Schüler als ihre Kinder betrachten. „Baculi oder Stecken, damit gemeiniglich der Knaben Köpfe zerschlagen und verderbet werden, sollen gänzlich aus der Schul' abgeschafft und an dero Statt die Rut' gebraucht werden. Zur Abstrafung eines geringen Excesses kann auch den Kindern unterweilen ein Psalm oder etliche Sprüche, Wörter oder nützliche Verse aufgegeben werden."

Das war gewiß alles recht gut und schön; leider aber ist es meist nur auf dem Papiere stehen geblieben.

Die auswärtigen Schüler wurden von ihren Angehörigen oder Vormündern bei sogenannten Tischhaltern in Kost und Wohnung untergebracht. Solche Tischhalter waren 1717 (unter Cramer) der Prorektor, der Konrektor und der Kantor, ferner ein Hofrat, ein Kammerrat, der Oberschultheiß und noch elf jedenfalls zu den Honoratioren gehörende Bürger.[3]) Denn die Scholaren, einerlei ob bemittelt oder nicht, ob „ansehnlich" oder nicht, galten, trotzdem sie in der Schule bis obenhinaus schlankweg mit du angeredet wurden, als bevorzugte Leute, weil sie zur „Gelahrtheit" bestimmt waren. Die Gelehrten standen damals den Adligen im Ansehen gleich. Ueber die Bedingungen der Unterkunft hören wir aus einem Programm von 1785 (unter Rizhaub), daß seit Bestehen des Gymnasiums die sogenannte „halbe" und „ganze" Kost gewährt wurde. Der Schüler bekam in der „halben Kost" täglich zweimal Suppe und Gemüse, Mittwochs und Samstags aber nur Suppe. Er bewohnte mit anderen Mitschülern eine Stube zusammen, die samt Tisch, Stühlen und Bettladen gestellt wurde. Dafür hatte er halbjährlich 6 Gulden, 1 Malter Korn und 1 Maß Schmelzbutter, ferner wegen „Schuhschmiere" 6 Albus und wegen „übriger Aufwartung" 12 Albus zu entrichten. Die weiteren Lebensmittel lieferten die Eltern; Holz und Licht bezahlten die Stubenkameraden gemeinsam; das Bettzeug stellte je nachdem einer allein oder die Gemeinschaft. Der Preis für die „ganze Kost" betrug fürs Jahr durchschnittlich 100 Gulden. Dafür erhielt der Schüler mittags und abends Suppe, Gemüse und Fleisch, dazu Frühstück und Vieruhrbrot; er bekam mit einigen andern ein möbliertes Zimmer gemeinsam und freies Holz und Licht. Bettzeug, Wäsche und Ferienverpflegung waren in der Regel ausgenommen. Wollte der Schüler ein Zimmer allein und dazu Kaffee, Tee oder Wein haben, so mußte er entsprechend mehr bezahlen. Wenn wir diesen Pensionspreis, die Ausgaben für die „ganze Kost" näher betrachten, so müssen wir sagen, daß zu einer Zeit, wo (in Wiesbaden) 1 Pfund bestes Ochsenfleisch 9 Kreuzer, 1 Malter Korn 5 Gulden, 1 Pfund frische Butter 14 Kreuzer, 7 Eier 4 Kreuzer, 1 Pfund Brot 4 Kreuzer kostete, Kost und Wohnung in Idstein billig waren.

Der Unterricht war frei; nur wurden von jedem Schüler im Frühjahre 28 Kreuzer und im Herbste 1 Gulden 8 Kreuzer entrichtet, wofür Holz, Licht, Tinte, Kreide und Schwamm angeschafft und die Wartefrau bezahlt wurde. Blieb noch etwas übrig, so kam solches der Bibliothekkasse zu gute. Außerdem hatte jeder Schüler nach Vermögen seinem Ordinarius eine sogenannte „Neujahrsverehrung" zu „reichen". Dagegen kosteten die Privatstunden, d. h. der Unterricht im Französischen, Englischen oder

[2]) Erst unter Rektor Wagner je 4 Wochen.

[3]) Idstein zählte anno 1700 etwa 1000, anno 1800 etwa 1300 Einwohner.



Italienischen, bei wöchentlich einer Stunde, einerlei ob solche von einem oder mehreren zugleich besucht wurden, fürs Semester 3 bis 4 Gulden, Tanz- und Musikstunden 3 Gulden.

Der Klassen waren anfangs drei; davon machten Prima und Sekunda zusammen das Gymnasium aus, während Tertia, die unterste, die deutsche Schule hieß. Sie wurde zugleich als Vorstufe des Gymnasiums betrachtet, weil in ihr die Grundlagen des Lateinischen gegeben wurden; diejenigen Schüler, die nicht für das Gymnasium bestimmt waren, besuchten sie weiter bis zur Konfirmation. Die II. Klasse hatte 6—7 Jahrgänge oder Ordnungen, die I. 5—6, von denen aber die oberste ausgenommen und meist gesondert unterrichtet wurde. Ihre Schüler hießen deshalb Exemten (Selektaner würde man heute sagen), und man achtete sie halben Studiosen gleich; sie hatten bereits theologisches, ethisches, logisches, physisches und metaphysisches Kolleg und hielten rhetorische und Disputationsübungen ab. Der Besuch des Gymnasiums einschließlich der Tertia, dauerte 11—12 Jahre.

Lehrer der Prima war der Rektor, der Sekunda der Konrektor, der Tertia der Kantor. Diese drei Männer taten in der ersten Zeit des Rektors Gärtner alle Arbeit allein. Es wird von Schülern Gärtners mitgeteilt, daß dieser täglich 12—16 Stunden unterrichtet und auch dazu seine pfarramtlichen Obliegenheiten — er war wie Cramer auch Stadtpfarrer — versehen, überdies noch die entsprechenden Bibel-, Erbauungs- und Kirchenlehrestunden erteilt habe und dabei stets munter und frisch geblieben sei. Später erhielt er einen Gehilfen in dem Prorektor, der die meisten Stunden bei den Primanern übernahm; der Konrektor erhielt als Beistand den Kollaborator oder Subkonrektor, der die unteren Ordnungen der Sekunda unterwies. Später kamen dann noch ein fünfter Lehrer, der Sprachlehrer (für neuere Sprachen), und ein Zeichen- und Schreibmeister hinzu.

Erst Rektor Wagner beseitigte die Exemtenordnung, jenes Zwitterding zwischen Gymnasium und Akademie, und damit fielen auch die Kollegien, auf die fast ein Jahrhundert hindurch soviel, allzuviel Zeit und Mühe verschwendet worden war. Unter demselben Rektor wurden ferner die bisherigen zwei Klassen in vier mit je zwei Jahrgängen geteilt, und jede Klasse erhielt ihren Ordinarius: IV. Subkonrektor, III. Konrektor, II. Prorektor, I. Rektor. Die deutsche Schule unter dem Kantor und seinem Gehilfen wurde ganz abgestoßen, was für sie eher von Vorteil als von Nachteil war.

Die Schul- und Hausordnung gestaltete sich folgendermaßen. Die Schüler standen im Sommer wie im Winter des Morgens um 5 Uhr, die Exemten um 3 Uhr auf und beteten. Um 6, bezw. 4 (Exemten) gingen sie zur Schule, bis um 11 Uhr mit einer viertelstündigen Pause um 8 Uhr. Diese Viertelstundenpause war zum zweiten Frühstück bestimmt; sie wurde mitunter etwas länger ausgedehnt, und es mußte darüber gelegentlich ein Mahnwort fallen. Um 11 Uhr wurde, wie auf dem Lande meist heute noch, zu Mittag gegessen, und um 1 Uhr war wieder Schule bis um 4, mitunter um 6 Uhr. Um 6 Uhr war Abendmahlzeit; um 9 Uhr gingen die Schüler schlafen. Die Lehrer hielten zwischendurch von 12—1 und von 6—7 Uhr sogenannte Nach- oder Nachhilfestunden, wie sie vielfach heute noch an unsern nassauischen Schulen üblich sind. Samstags war in der ältesten Zeit allgemeine Wochenrepetition.

Man denke: morgens um 4 oder 6 Uhr antreten, auch im Winter! Dürfte man der heutigen Jugend so etwas nur von ferne bieten! Und dann sozusagen den ganzen Tag bis abends 6 Uhr in der Schule sitzen! Es widersprach das auch den Bestimmungen der Schul-leges; aber man fragte nichts danach, und niemand fand anfangs etwas Absonderliches darin. Erst unter Cramer wurden Klagen laut. Der Prorektor Hecht schrieb, es geschehe viel Schaden durch die Stunden des Rektors mit den Exemten von 4—6 des Morgens; die Leute seien den ganzen Tag hernach „nichts nutz," und er spüre das am meisten. Schon zwölf Jahre früher hatte sein Vorgänger Weinrich geklagt, die Stundeneinteilung an den Vormittagen sei verfehlt und er mit Arbeit überhäuft, so daß an etlichen Tagen „confus und tumultuarie traktiert" werde. Er habe z. B. „Dienstags von 7—8 die historische Lektion und von 8—10 das vocabularium Maieri durch fünf Ordnungen zu überhören, ingleichen eine griechische lectio aus dem Neuen Testament cum analysi durch ebensoviele Ordnungen zu traktieren, hierauf epistolas Ciceronis zu explizieren und nach diesen eine imitatio zu diktieren, zu elaborieren und bis 40 und mehr Schülern zu korrigieren."

Dazu kam noch ein anderes. Die Klassenzimmer der II. und III. wurden wenig oder kaum geheizt. Der Rektor Cramer erbat deshalb für sie von gnädigster Herrschaft wie für I eine Holzstube und etwa 20 Klafter Brennholz. Davon sollten 10 noch den Primanern zugute kommen, auf daß der Superintendent und der Sprachmeister diese in einer weiteren Stube unterrichten könnten, was sie sonst zu Hause tun mußten. Prorektor Hecht klagte viel später, daß er mit seinen Schülern dunkel sitzen müsse, und noch unter Stritter bat Konrektor Ramspott, statt um 6, um 7 Uhr anfangen zu dürfen, „wegen der Dunkelheit und Kälte", was ihm aber abgeschlagen wurde. Wahrscheinlich dachte man, es sei mit der inneren Erleuchtung und der äußeren gegenseitigen Erwärmung der Schüler genug. Dabei ist zu bemerken, daß die Beleuchtung durch Kienspäne, Talglichter und Rüböl an sich spärlich genug war, wogegen man wider die Kälte ziemlich gefeit war. Rektor Stritter schaffte indes die Stunden von 4—6 morgens ganz und die von 4—6 nachmittags großenteils ab, und unter Rektor Wagner fing die Schule im Winter um 7 Uhr an.

(Fortsetzung folgt.)



Keltische Kultusstätten in Nassau.

1) Von J. Wagner-Wittenberg

Der schöne Westerwald ist in seiner Eigenart und Urkraft dem Naturfreunde doppelt lieb; er grünt heute eben noch so herrlich wie vor Jahrtausenden, in denen er das Leben und Treiben der kleinen Menschenkinder in vielfältiger Gestalt und Abwechselung schaute, er hat Völker kommen und gehen, Götter verehren, Altäre bauen und stürzen und schließlich andere, neue entstehen sehen. So birgt er auch jetzt noch, vielen unbekannt, in seinen tiefen Einsamkeiten Zeugen aus längst vergangener Urzeit, in der noch nicht eines Germanen Fuß seine Berge betrat, sondern die Kelten in seinen Tälern ihre Wohnsitze aufgeschlagen hatten. Fast alles, was damals Menschenhand schuf, ist zerfallen; aber dennoch hütet der Hohe Westerwald getreulich Stätten, die nach allem, was man in Erfahrung bringen konnte, in der Tat die Opfer- und die Kultusfeuer-, die Zaubertaten und die geheimnisvollen Zusammenkünfte der Druiden sahen; oder auf denen die religiösen Gesänge der keltischen Barden ertönten. Wahrlich, die einigermaßen gesicherte Kunde von solchen Bergen gehört zu den größten Seltenheiten auf Nassaus Fluren; noch seltener dürfte aber die Tatsache sein, daß noch heute in deren Nähe, freilich ganz anders gestaltete Feiern (zur Volksbelustigung) stattfinden.

Wer waren aber denn die Kelten? Es sei mir gestattet, mich kurz zu fassen. Sie waren, wie die Germanen ebenfalls, indogermanischer Abstammung, eine Nation, welche bei Griechen und Römern Keltai (Celtae) hieß und einen großen, nämlich den westlichen Teil Europas beherrschte. In der Gegend unseres Nassau waren sie die Herren, ehe sie von den einwandernden Germanen über den Rhein nach Gallien, und besonders nach den Seine-, Garonne- und Marne-Ländern auszuwandern gezwungen wurden. Die Germanen haben wohl die Kelten Valh (Welsche) genannt, die in Hörigkeit zurückbleibenden Leute nur teilweise ausgerottet, und von ihnen den Erzbau erlernt. Sie sollen ähnlich unseren Stammeltern von großer und untersetzter Gestalt gewesen, auch blondes Haar getragen haben, aber großsprecherisch, lebhaft und leicht aufbrausend gewesen sein. Sehr verschieden von den Germanen waren sie in ihrer Staatsverfassung. Diese war bei den alten Deutschen demokratisch; bei den Kelten aber herrschten mächtige aristokratische Familien, das Volk hatte keine Stimme im Rate und war geknechtet, nicht nur vom Adel, wohl ebenso sehr vom Klerus, den sogenannten Druiden. Ein solcher Keltenstamm nun bewohnte außer vielen andern deutschen Landstrichen dereinst auch den Westerwald, wo er zwei hervorragende Sprachdenkmäler hinterließ, welche uns Gelegenheit geben, die letzten Spuren druidischer Priestertätigkeit auf heimischer Erde zu verfolgen. Ich meine in erster Linie den Druidenstein, in zweiter den Bardenstein.

In der Beschreibung von Nassau aus dem Jahre 1843 von Vogel wird unter anderem gesagt: „Auch von der Religion der Kelten, und daß sie in Nassau sich einst ausbreiteten, finden sich noch die unverkennbarsten Spuren.“ Vogel zählt dabei mehrere Namen als Beispiel an, welche teilweise im Laufe der letzten 50 Jahre als sehr zweifelhaft zur keltischen Sprache gehörig erkannt wurden. Recht aber hat er mit dem Druidenstein und dem Bardenstein behalten.

Der bedeutendere von beiden ist der erstgenannte. Er liegt auf dem Abfall des Hohen Westerwaldes zur Sieg hin in der ehemaligen Grafschaft Sayn-Hachenburg, welche 1799 an Nassau-Weilburg kam. Später wurde der Kreis Kirchen, in dem der Druidenstein speziell liegt, an die Krone Preußen abgetreten, welche ihn der Rheinprovinz zuteilte. Noch ist der alte Namen des Bergs auf älteren Landkarten zu finden; die braven Bewohner der dortigen Gegend aber schütteln mit schalkhaftem Lächeln den Kopf, wenn man sie nach dem Druidenstein fragt; denn in neuerer Zeit nennt man ihn allgemein den „Herkersdorfer Küppel“. Herkersdorf ist nämlich dasjenige Dorf, welches ihm am nächsten liegt. Und nun zurück in die keltische Vorzeit.

Der Bergname führt uns direkt zu der geschlossenen Priesterkaste der Kelten, den Druiden. Das Wort läßt uns keinen Zweifel darüber, daß es echt keltisch ist. Nach Barth kommt es von dem ersischen Stamm drui oder draui, auch droi, was eine geheiligte Person bezeichnet; so heißt im Irischen noch heute drui Zauberer. Mittlerweile ist die Forschung vorgeschritten, und Holder, eine Autorität auf keltischem Sprachgebiete und dessen Erforschung, hält wohl richtiger Druida zunächst für eine Latinisierung des wirklichen keltischen Dentalstammes druid, welche durch Thurneyßer in die Wissenschaft eingeführt wurde. Die Mehrzahl heißt Druides und besteht aus der den Sinn steigernden Vorsilbe, dru (etwa unser „sehr“) und einer Ableitungsform von vid-s, so viel wie klug, weise. Demnach würden wir also das Wort Druiden mit „die Hochweisen“ zu übersetzen haben. Und in der Tat, wer war weiser und gelehrter als sie? Die alten Schriftsteller behaupten, daß die Druiden fast das gesamte Wissen der damaligen Welt beherrschten, nicht unähnlich dem ägyptischen Priestertume.

Man sagt nämlich, daß die Druidenlehre, weltliche sowohl wie transzendentale Kenntnisse in sich schloß, und daß ihnen Mathematik, Astronomie, Physik, Staatswissenschaft, Agrikulturlehre und Arzneikunst geläufig waren. Und wenn auf uns von ihnen keine schriftlichen Beweise irgend welcher Art gekommen sind, so liegt das nicht nur an den Völkerstürmen, welche über das keltische Germanien und Gallien hinwegbrausten, sondern an der starr festgehaltenen Tradition, ihre Kenntnisse geheim zu halten; — die Kunst des Schreibens kannten sie, hatten sie doch eine Vulgär- und eine Geheimschrift. Ihre Leistungen in der Meßkunst und Astronomie waren allgemein anerkannt, so daß der römische Schriftsteller Plinius besonders ihre siderischen Beobachtungen hervorhebt; man behauptet, sie hätten bereits und zwar annähernd richtig nicht nur den Mond-

zyklus berechnet, sondern die Erhöhungen auf der Mondoberfläche des genaueren festgestellt. Da solche astronomische Arbeiten sich in dem oft von Nebeln heimgesuchten Westerwald am ungestörtesten auf den Bergen anstellen ließen, so ist die Vorliebe der Druiden für die klare Bergeshöhe hinreichend erklärt. Für das gewöhnliche Volk aber waren die Priester vor allem als Aerzte unentbehrlich. Wenn sich in ihrem Praktizieren ärztliches Wissen auch mit Sympathiekuren und religiösen Bannungs(?)-gebeten mischte, so muß doch die genaue Kenntnis der einzelnen Pflanzen für die Heilung von Gebrechen bewundernd anerkannt werden.

Auch der politische Einfluß der keltischen Priester war von Bedeutung, sie hatten eine geradezu entscheidende Stimme auf die Staats-, ja sogar auf die Familienangelegenheiten, und sie brauchten etwa den Leuten ihre Meinung nicht aufzudrängen, weil der Kelte gewohnt war, nichts zu unternehmen, ohne den Willen der Götter zu befragen, was nur durch ein Opfer möglich war, das einzig und allein der Druide vollziehen durfte. In einzelnen Provinzen saßen die Priester in den höchsten staatlichen Verwaltungsstellen und hüteten wohl auch die öffentlichen Kassen. Vor allem wichtig war aber ihr unangefochtenes Recht in bürgerlichen und kriminellen Fällen zu Gericht zu sitzen; in kirchlichen verstand sich das ja von selbst. Ihr gefällter Spruch galt unbedingt; niemand wagte es sich dagegen aufzulehnen; jeder fürchtete in dessen Priestern den Gott selbst zu verletzen. Es ist bekannt, daß zwischen den einzelnen keltischen Stämmen fast ewiger Streit herrschte, der in sehr vielen Fällen zu den verlustreichsten Gemetzeln und Schlachten führte; — da waren es nicht selten die Druiden, welche nach einem Berichte Diodors zwischen die schon in Schlachtordnung aufgestellten Heere traten und mit Erfolg friedliche Vergleiche unter den Parteien stifteten.

Von ihren religiösen Anschauungen ist es schwerer, allgemein Gültiges zu sagen. Die Quintessenz ihrer Lehre war: die Götter anbeten, nichts Böses tun und sich in allen Lagen als entschlossenen Mann zu zeigen. Gott schuf die Menschen, deren Seelen unsterblich sind und nach dem Absterben des Körpers weiterleben. Daher erklärt sich die keltische Sitte, bei Abschluß von Geldgeschäften die besondere Bedingung festzusetzen, daß die Wiedergabe oder die Abrechnung erst in der „andern Welt" stattfinden solle. Als höchster Gott galt Teutates (Dis, Dit), welcher die Geschicke der Menschen lenkt, mächtig alles leitet und ewig wirkend gedacht war. Seine tiefere religiöse Auffassung war das ausschließliche Geheimnis der Druiden. Esus und Taranis waren wohl nur verschiedene Namen für den obersten Gott und scheinen mit diesen eine Art heidnische Dreieinigkeit gebildet zu haben. Doch galt Esus als Gott des Krieges; Taranis soll der Donnergott gewesen sein. Durchaus Authentisches über die Religion der Druiden ausfindig zu machen, wird wohl stets vergebliches Bemühen bleiben; sicher ist indessen, was uns bei dieser Abhandlung besonders interessiert, daß man Spuren keltischer Götterverehrung auf den Gipfeln der Berge gefunden hat und zwar nicht nur im Alpengebiete, was allgemeiner bekannt sein dürfte, sondern a[illegible] was lange übersehen wurde, und wovon wir später berichten werden, sogar in unserm lieben Nassau. Wenn Taranis als Donnergott galt, so war er auch, da Donner stets bei Gewittern mit Blitz verbunden ist, der F e u e r g o t t, was lag also näher als ihm Kultfeuer darzubringen. Um so mehr, als die Kelten die Nacht mehr ehrten als den Tag; denn sie zählten nach Nächten, und die Zusammenkünfte der Druiden fanden angeblich am liebsten bei Mondschein und auf Bergen statt. Doch gab es noch andere Opfer. Wer hätte nicht schon von dem schrecklichsten aller, der M e n s c h e n s c h l a c h t u n g gehört? Die Kelten glaubten, dem Gotte bei großer Not das Edelste darbringen zu müssen, und wohl auch, daß zur Sühne eines Mordes das Leben des Mörders vernichtet werden müsse. Diodor berichtet ferner das Verbrennen von Verbrechern, indem die Verurteilten in einem großen, mit brennbaren Stoffen bedeckten Geflechte aus Weidenstäben eingezwängt, den Flammen geopfert wurden. Reine religiöse Motive dagegen waren es, welche den Druiden den Dienst der „heiligen Feuer" zur Pflicht machten, welcher wohl mit der fast bei allen Urvölkern vorkommenden Sonnen- und Gestirn-Verehrung zusammenhängt. Soweit die flüchtige Skizzierung des hochentwickelten Druidentums, das eine ebenso singuläre Erscheinung ist, wie die des katholischen Klerus im Mittelalter zur Zeit seiner höchsten Macht, der auch neben und trotz der weltlichen Fürsten seinen Willen in allen ihm wichtig scheinenden Fragen durchzusetzen die Kraft hatte. Die Druiden erlangten nun diese Stufe höchsten Glanzes nicht allein durch den Zauber ihrer Religion, sondern auch durch die in ihrem Orden heilig gehaltenen und kaum je verletzten Gesetze des Gehorsams, der Verehrung ihrer Obern und der unbedingten Unterwürfigkeit unter ihren Oberpriester.

Wir kehren zu dem nach ihnen benannten Druidenstein zurück. Sein alter Name, welcher in Zeiten zurückgeht, von denen es vermessen wäre, schriftliche Belege zu fordern, ist uns Bürge genug dafür, daß keltische Priester dieses Namens in der Tat gerade auf diesem Berge ihrem geheimnisvollen Kult obgelegen haben, wobei es dahingestellt bleiben muß, ob sie hier astronomische Beobachtungen anstellten, oder zu Gericht saßen, um geschehene Verbrechen mit blutigem Opfer zu sühnen, oder ob in stiller Sommernacht ihre heiligen Feuer dem höchsten Gotte zu Ehren weit durch die Lande leuchteten. Dieser geheimnisvolle Gottesdienst muß ein erhabener Anblick gewesen sein, ein Bild, anziehend noch nach 2200 Jahren, um wenigstens angedeutet zu werden; wir sehen im Geiste den zelebrierenden Druiden, umgeben von der andächtigen Gemeinde; seine weiße Toga umspielt der linde Morgenwind, sein Haupt schmückt der grüne Eichenkranz, seine Rechte entzündet das Opferfeuer und der getragene Lobgesang der Barden steigt zum Himmel. . . . . .

Aber nichts ist auf Erden beständig als der Wechsel! Jene keltischen Weisen verstummten vor dem Schlachtrufe der Germanen, die auf ihrem Wanderzuge auch den Westerwald besetzten; neue Menschen und neue Götter herrschten; — aber der Druidenstein

behielt doch einen Schatten von seiner früheren Herrlichkeit, denn es ist wohl angängig, anzunehmen, daß die alten Deutschen auf ihm, oder in seiner Nähe die Götter Baldur und Frejr verehrten, die Symbole des wachsenden und abnehmenden Sonnenlichts, wohl ebenfalls durch Feuer. Wenigstens könnte man hierfür den Umstand mit heranziehen, daß die dortigen Anwohner — und unter ihnen die bekannten „ältesten Leute" — angeben, daß seit undenklichen Zeiten auf dem Druidenstein bis zum heutigen Tage am Ostersonntag und zwar morgens gegen Sonnenaufgang Feuer entzündet werden. Ich wage nicht diese Osterfeuer in direkte Verbindung mit den keltischen zu bringen; wohl aber könnten sie eine Reminiszenz oder einen Reflex jener darstellen. Auf germanische Kultusgebräuche möchte ich sie aber doch zurückführen, da die meisten Osterfeuer sich auf den Scheiterhaufen zurückbeziehen, auf welchem der durch Baldur bei Frühlingsanfang besiegte Winterriese verbrannt wird. Wenn nun schon solche Osterfeuer mehr in Norddeutschland als bei uns sich erhalten haben, so ist es noch eine ungleich seltenere Erscheinung, daß ein und derselbe Ort jahrtausendelang den lokalen Mittelpunkt für Volksfeste darstellt, und ich möchte es ausdrücklich hervorheben, daß es gerade dieser Umstand war, welcher mich anregte, diese Zeilen der Oeffentlichkeit zu übergeben. Deshalb kommen wir zu den heutigen Feuern und Volksfeiern an dem früheren Druidenstein, dem jetzigen „Herkersdorfer Küppel". Möchte mein kurzer folgender Bericht ein bescheidener Baustein zu einer später zu schreibenden nassauischen Volkskunde werden!

Am Fuße des Herkersdorfer Küppels (Küppel = Berg) liegt das Dorf, dem er seinen jetzigen Namen verdankt. Es ist, wie alle Ansiedlungen im Kirchener Kreise recht alt und geht bis in das früheste Mittelalter zurück. Sein Name hat mit der altdeutschen Göttin Herke nichts zu tun; wenigstens ich führe ihn auf den alten Personennamen Archard, aus dem später Erckert wurde, zurück, es ist also aus einem Bifange, d. h. einer Niederlassung des Eckert entstanden. Viele Ortschaften der Herkersdorfer Gegend lassen ihrer Benennung nach auf dieselbe Entstehungsursache schließen, z. B. das in der Nähe liegende Städtchen Herdorf, welches der Laune eines „Herren" entsprang, der seine Anwesen hier gründete, denn die erste Silbe stammt sehr wahrscheinlich vom althochdeutschen Worte Heriro und bezeichnet einen Herren, also in damaliger Zeit einen Edeln, später wurde es ebenfalls zum Personalnamen.

Die Herkersdorfer Bürger halten nun wie ihre Voreltern fest am Alten, und so lohen denn alle Jahre, wie oben bereits erwähnt, in der ersten Frühe des Ostersonntags Freudenfeuer am Berge auf. Alle Bürger steuern hierzu nicht nur in freiwilliger, sondern auch in sehr freigebiger Weise bei, indem sie gute, ausgetrocknete „Schanzen" (das sind Holzwellen, auch wohl Reisigbündel) spenden oder erlauben, daß die Jugend aus ihren Haubergen und Röder- oder Rollhecken Holz entnimmt. Die letzten Bezeichnungen dürften nicht jedem geläufig sein und deshalb füge ich die Erklärung bei, daß man unter Haubergen u. s. w. solche Niederwälder versteht, in denen unmittelbar nach dem jedesmaligen Bestandsabtriebe der Boden gehaint oder gerödert, d. h. unter Beihilfe von zurückgelassenem Reisig im Herbst gebrannt und bearbeitet wird, um dann 1 bis 2 Jahre lang zwischen den Ausschlagstöcken mit Getreide bebaut zu werden. Das Osterfeuer ist ein Fest für alt und jung, und trotz der frühen Tageszeit ist alles auf den Beinen. Leider ist mit ihm keinerlei Zeremonie mehr verbunden, ein Beweis dafür, wie das Volk jede Beziehung des Osterfeuers selbst zu seiner eignen mittelalterlichen Sitte eingebüßt hat. Aber freuen wir uns, daß noch in unsrer modernen Zeit in Herkersdorf ein letzter Schein, fröhlicher, alter deutscher Volkssitte leuchtet! Auch die Bewohner des Dorfes Offhausen beteiligen sich am Osterfeuer, und die Burschen stimmen wohl auch hier und da die Weise eines schönen Osterliedes aus dem Gesangbuche an. (Schluß folgt.)

Die Sauerburg und das Geschlecht der Sickingen.

1) Von K. Wolff.

Der Reisende, der auf den „schwarzen Schwänen des Rheins", wie einst Anastasius Grün die Dampfschiffe nannte, das schöne Rheintal durchzieht, ahnt kaum, daß hinter den hohen Rheinbergen sich auch noch herrliche Seitentäler befinden.

Eines der schönsten dieser Seitentäler ist mit das prachtvolle Forstbachtal oder Schweizertal bei Sankt Goarshausen mit seinen gigantischen Felsenmassen, die, von Gottes Riesenhand dahingeworfen, den Weg versperren, und seinem an pittoresken Wasserfällen reichen Forstbach, der am Fuße der malerischen Ruine Katz in den Rhein fließt. — „Nächst dem Forstbachtal ist das Wispertal das schönste auf nassauischem Gebiet und eines Besuches wert. Diesem Urteile, das bereits 1838 Adelheid von Stolterfoth in ihrem „Rheinischen Album" gefällt hat, schließen wir uns an.

Die Wisper mündet bei Lorch. Wer indes etwa 20 Minuten aufwärts bei der alten Heiligkreuzkapelle das Wispertal verläßt und den dort links in die Wisper einmündenden lauschigen Tiefenbach verfolgt, der kommt in weiteren 3/4 Stunden an den drei oder vier Zacken der verwilderten Ruine Waldeck, dann an dem Kirchhof von Sauerthal vorüber nach dem idyllisch gelegenen Dörfchen Sauerthal selbst. Dieses Dörfchen wird auf seiner linken Seite hoch überragt von den stolzen Ruinen der Sauerburg, in weiteren Kreisen namentlich bekannt durch den bis in die letzte Zeit fälschlich so genannten „letzten" Sickingen.

Hierher möchten wir den freundlichen Leser im Geiste führen und ihm, zu einem schmucklosen, aber wahrheitsgetreuen Kranze vereinigt, die losen Notizen darbieten, die wir über die Sauerburg und über die Ritter von Sickingen bis jetzt gesammelt haben.

I. Die Geschichte.

Sauerthal und Sauerburg erhielten ihren Namen von dem alten eisenhaltigen Sauerbrunnen, der unten im Dörfchen liegt und jetzt recht nett eingefaßt ist. Sein Wasser kommt dem Schwalbacher nahe. Der Berg, worauf die Sauerburg steht, heißt auch der Heiligenberg. Das Dörfchen selbst hieß noch im 14. Jahrhundert Surinborn,[1]) 1355 Suerburn, das Tal auch das Heiligenberger Tal.

Auf dem prächtigen Felskegel erhebt sich darüber die Sauerburg oder Burg Sauerberg. Beide, Berg und Dorf, gehörten sehr wahrscheinlich zum Gebiet des hart anstoßenden Kurmainzer Rheingaues. Sicher standen sie unter Kurmainzer Oberhoheit, erscheinen aber (spätestens) im 13. Jahrhundert als Besitztum der Grafen von Sponheim. Im Jahre 1290 verkaufte Graf Heinrich von Sponheim[2]) seine Güter und Gerechtsame im Dorf Sauerborn (Suerburn) an Pfalzgraf Ludwig II. Im Besitz der Pfalzgrafen blieb nun das Gebiet über 200 Jahre, bis 1505.

Der verdiente rheingauer Historiker Geistl. Rat Zaun, gestorben am 8. Oktober 1884 als Pfarrer von Kiedrich, berichtet, daß die Pfalzgrafen mit Bewilligung des Erzbischofs Gerlach v. Mainz i. J. 1355 die Sauerburg anlegten und zwar zum Schutz gegen die Raubritter der nahen Burg Waldeck.[3]) Nach Lotz-Schneider[4]) und Vogel,[5]) welch letzterer Widders Beschreibung der Kurpfalz III, 407 zitiert, hat sie schon 1339 bestanden. Und dies ist das Richtige. Denn schon im Jahre 1339 wird die Sauerburg in den Burgfrieden eingeschlossen, den die drei Pfalzgrafen, Rudolf und die beiden Ruprecht, mit einander schlossen,[6]) Aber weiterhin, im Jahre 1355, also unter der Regierung Kaiser Karls IV., erlaubte Erzbischof Gerlach von Mainz dem Pfalzgrafen Ruprecht dem Aelteren zur Abwehr des Schadens, der ihm und seinen Landen durch die Burg Waldeck geschah, „zu bauen einen Burgberg, der s i n e y g e n ist und gelegen ist ober dem Burnen und Dorffe, die bede genant sind Surburne“ und hält sich die „Oeffnung“ des Baues aus (d. h. daß derselbe ihm jederzeit offen stehen müsse).

So berichtet Widder und bezieht die Stelle mit Recht auf die Sauerburg. Vogel aber bezieht sie auf die im nahen Kurmainzer Rheingau gelegene Burg Sareck bei Lorchhausen, „da von einem Neubau die Rede ist.“

Genannter Pfalzgraf Ruprecht, Großoheim des am 20. August 1400 im Kurmainzer Zollschloß zu Oberlahnstein an Wenzels Stelle von den Kurfürsten privatim und am 21. August auf dem gegenüberliegenden Königstuhl bei Rhens offiziell gewählten und feierlich proklamierten Königs Ruprecht von der Pfalz, ernannte in einem Schreiben d. d. Wiesbaden, 27. Februar (des Fritages vor Reminiscere) 1355 den Grafen Johann von Katzenelnbogen, „zur Zyt in Gwa (St. Goar)“, und alle seine Erben zum Burg- und Schutzmann „uf unsir Vesten zu der Surenburg“.[7])

Aus all dem Vorstehenden ergibt sich, daß die Burg, bezw. ein Haus auf dem Surenberg oder Sauerberg schon vor 1355 bestand und zwar spätestens 1339. Im Jahre 1355 wurde dann der Burgberg oder Bergfried, also der Hauptturm und vielleicht noch die Umwallung dazu gebaut. Daß genannter Pfalzgraf Ruprecht auch einen Grafen von Nassau-Merenberg zum Burgmann daselbst ernannt habe, wie Vogel und nach ihm Lotz-Schneider berichten, davon sagt die genannte Urkunde nichts.

Im Jahre 1378 (Amberg, Margaretentag, 13. Juli)[8]) vereinbaren die Pfalzgrafen Ruprecht der Aeltere, Ruprecht der Jüngere und Ruprecht, des letzteren Sohn (der spätere König s. o.), daß eine Anzahl Städte, Orte und Burgen stets und unveräußerlich bei der Pfalz bleiben sollten. Darunter sind auch genannt: Burg und Stadt Cube, Pfalzgrafenstein (die Pfalz im Rhein bei Kaub), Fürstenberg, die S u r b u r g , Burg Waldeck, Burg und Stadt Alzei u. a. Im Jahre 1383 erscheint Ritter Werner Knebel als Burggraf. Am 8. April 1383 nämlich stiftet „Wernher knebil, ritter, burggrave zu Surburg“ ein Jahrgedächtnis für sich und seine Eltern im „closter zu Erebach“ (Eberbach), dotiert es mit seinem „wingart an dem waperberge zu Cube gelegen“ und beurkundet, daß er bei seinen Eltern in der Kirche zu Eberbach „vor sente katherinen altar“ begraben werden wolle. Das Seelgerede soll gehalten werden „off den nesten Dag nach sente katherinen Dage.[9])

(Fortsetzung folgt.)

[1]) Ein Güterverzeichnis des Klosters Eberbach aus dem 14. Jahrhundert enthält u. a. die relicta Hermani de Surinborn apud Waltecke.

[2]) Widder, Beschreibung der Kurpfalz. III.

[3]) Zaun, Beiträge zur Geschichte des Landkapitels Rheingau.

[4]) Die Baudenkmäler im Reg.-Bez. Wiesbaden.

[5]) Beschreibung des Herzogtums Nassau.

[6]) Widder, Dahl u. a.

[7]) Die Urkunde bei Wenck, Hess. Landesgeschichte, Bd. I.

[8]) Roth, Fontes rerum Nassoicarum I.

[9]) Die Urkunde bei Roth, Fontes I.

Johann Philipp Sandberger.

Von C. Trog.

Dem Rezepturbeamten und Hofkammerat G e o r g F r i e d r i c h S a n d b e r g e r zu Weilburg wurde am 18. Dezember 1782 ein Sohn J o h a n n P h i l i p p geboren, welcher berufen war, in der Reihe der Gelehrten Nassaus eine ehrenvolle Stelle einzunehmen. Nachdem er das Gymnasium verlassen



hatte, studierte er in Gießen Theologie, wurde 1807 als Vikarius am Gymnasium zu Weilburg angestellt und im Jahre 1812, unter Beibehaltung des Vikariats, zum vierten Hauptlehrer oder Kollaborator daselbst ernannt. Mit der Schulorganisation in Nassau 1817 wurde er als Prorektor an das neue Pädagogium zu Idstein versetzt, 1820 zum Rektor des Pädagogiums zu Dillenburg, und 1827 zum Professor am Gymnasium zu Weilburg befördert. Im Jahre 1837 trat er in den Ruhestand, wozu seine öftere Kränklichkeit den Anlaß gab, und am 6. September 1844 starb er an einer heftigen gastrischen Entzündung.

J. Ph. Sandberger hat sich besonders um die Naturkunde von Nassau große Verdienste erworben. Er war es, welchen zuerst die Idee belebte, in einem naturhistorischen Museum die sämtlichen nassauischen Naturerzeugnisse der drei Naturreiche zur anschaulichen Belehrung für alle, insbesondere zum Unterrichte in der Naturwissenschaft am Gymnasium zu Weilburg, aufzustellen. An der Ausführung dieser Idee arbeitete er bis an seinen Tod, mehr als vierzig Jahre lang, mit nie erkaltendem Eifer, ja mit einem Enthusiasmus, der sich bis zu seiner Todesstunde, die unerwartet und leider zu früh eintrat, stets frisch erhielt. Für die Verwirklichung seiner Idee scheute er keine Mühe, keine Opfer an Zeit und Geld. In diesen Bestrebungen stand ihm ein gleichgesinnter Bruder mit Rat und Tat zur Seite. Es war dies der Hauptmann und Regimentsauditeur Karl Heinrich Sandberger, ein Gelehrter, welcher in der Natur die Gesetze des schaffenden Gottesgeistes mit einer gewissen poetischen Andacht aufsuchte, und welcher seine poetisch-philosophische Weltansicht in aphoristischen Zügen in seinem Werke, das 1818 in der Schellenbergischen Hofbuchhandlung zu Wiesbaden unter dem Titel: „Das Menschenleben und seine Blüte", erschien, ausführlich niederlegte. Aber auch eine stattliche Reihe gleichgesinnter Freunde lieh dem Professor Sandberger ihre tätige Unterstützung; sie munterten ihn auf durch ihre aufrichtige Anerkennung und belebten seinen Eifer durch ihr dauerndes Wohlwollen.

Der Stadtvorstand zu Weilburg bewilligte zwei Säle im Rathause, in welchen das Museum aufgestellt wurde. Sandberger war dabei nun nicht nur bestrebt, dasselbe nach Arten und Zahl möglichst reich auszustatten, sondern ihm auch durch eine künstlerische Aufstellung der höheren Tierklassen erhöhten Wert zu verleihen. Die Lebensweise der aufgestellten Tiere wurde in einem charakteristischen Moment erfaßt und mit einer künstlerischen Nachbildung ihrer natürlichen Umgebung dem Beschauer vorgeführt. Sandberger sagt darüber in einem ungedruckten Manuskripte, welches er hinterließ: „. . . Säugetiere und Vögel sind hier möglichst täuschend, als ob sie lebten, dabei jedes nach seiner Art und seinem Aufenthalt, charakteristisch und mit passender Umgebung dargestellt, so daß sie gleichsam eine Gemäldegallerie der lebenden Natur darbieten und hierdurch eine ausgezeichnete Wirkung hervorbringen. . ." Aus dieser Bemerkung geht zugleich die Art und Weise der Aufbewahrung hervor. Die Gegenstände waren „in einzelnen, ihrer Darstellung angemessenen, geschmackvoll und zweckmäßig eingerichteten Kasten, welche im Innern mit passenden Landschaftsdekorationen versehen wurden, zur Andeutung des Aufenthaltsortes, teils durch skizzierte Malereien, teils durch wirkliche plastisch zusammengeordnete Naturgegenstände erreicht, hinter hellen Glastafeln hermetisch verschlossen."

Den Professor Sandberger leitete bei seinem Werke wohl die Ansicht Goethes, welche dieser in dem Tagebuch Ottiliens in den Wahlverwandtschaften über die Naturalienkabinette, wie man sie damals gewöhnlich fand, ausspricht, wo er es bedauert, daß es einem aus dem vollen, wirklichen Naturleben in ein Naturalienkabinett eintretenden Beschauer vorkommen müsse, „wie eine ägyptische Grabstätte, wo die verschiedenen Tier- und Pflanzengötzen balsamiert umherstehen, in verzerrten, steifen, jeder lebensvollen Haltung entbehrenden Formen." Goethe sagt wörtlich: „Von der Natur sollten wir nichts kennen, als was uns unmittelbar lebendig umgibt. Mit den Bäumen, die um uns blühen, grünen, Frucht tragen, mit jeder Staude, an der wir vorbeigehen, mit jedem Grashalm, über den wir hinauswandeln, haben wir ein wahres Verhältnis; sie sind unsere echten Kompatrioten. Die Vögel, die auf unseren Zweigen hin und wieder hüpfen, die in unserem Laube singen, gehören uns an, sie sprechen zu uns von Jugend auf, und wir lernen ihre Sprache verstehen. Man frage sich, ob nicht ein jedes fremde aus seiner Umgebung gerissene Geschöpf einen gewissen ängstlichen Eindruck auf uns macht, der nur durch Gewohnheit abgestumpft wird. Es gehört schon ein buntes, geräuschvolles Leben dazu, um Affen, Papageien und Mohren um sich zu ertragen. . . . Nur der Naturforscher ist verehrungswert, der uns das Fremdeste, Seltsamste mit seiner Lokalität, mit aller Nachbarschaft jedesmal in dem eigensten Elemente zu schildern und darzustellen weiß." —

Diese bisher unbekannte, charakteristische Aufstellung der Gegenstände im Sandbergerischen Museum veranlaßte viele inländische und ausländische Naturforscher zu dessen Besuche nach Weilburg zu kommen.

Aus Sandbergers literarischem Nachlasse seien hier nur die als Schulprogramme im Druck erschienenen pädagogischen Abhandlungen erwähnt, darunter die vom Jahre 1822: „Ueber die Bedeutung eines reinen Natursinns und dessen Einfluß auf Geist und Herz der Jugend," woraus hier die folgende Stelle angeführt sei, welche zeigt, welcher Geist durch diese Arbeit weht.

„Der Geweihete der Natur, der immer forscht und prüft, erhält damit eine Innigkeit des Gefühls, die aus dem ganzen Reiche der Schöpfung Nahrung zieht; aus dem Reiche des Sichtbaren wird ihm auch das Unsichtbare klar."

Sandberger schenkte bei Lebzeiten einen kleinen Teil seiner Sammlungen an das Naturhistorische Museum zu Wiesbaden. Den größeren kaufte Erzherzog Stephan für sein Schaumburger Museum, schenkte dann aber seinerseits ebenfalls einen Teil davon dem Wiesbadener Museum, wo die Gegenstände heute noch ausgestellt sind.



Der Tabaksbau im Nassau-Oranischen.

Von J. Brumm.

Es ist schon eine geraume Zeit her, seitdem das edle Tabakskraut, dessen Lob in manchen Liedern und Zungen gesungen ist, seinen Weg von den westindischen Inseln nach Europa genommen hat. Hier fand der Tabak in Portugal, Spanien, Frankreich, England und Holland eine weitere Heimat und wurde wahrscheinlich zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges in Deutschland allgemein verbreitet, zunächst wohl nicht als Kulturpflanze für den Anbau, sondern als Genußmittel für Herz und Gemüt. Es mag dahin gestellt bleiben, ob es spanische, englische oder holländische Soldaten gewesen sind, welche die Kenntnis des Tabakschmauchens unseren Vorfahren zur Zeit jenes traurigen Kriegsdramas übermittelten, — der Tabak kam; er wurde geraucht und leidenschaftlich geraucht. Und wie allen Leidenschaften, so kostete auch diese aus dem Auslande importierte das deutsche Volk manchen baren Gulden. Um diese Ausgaben zu ersparen sann man auf Mittel und Wege und kam zu dem Schluß, daß es das beste sei, den fremden Gast im eigenen Lande anzusiedeln. Man begann mit dem Tabakbau auf deutschem Boden, auch mit dem Tabakbau in unserer engeren nassauischen Heimat.

Ob der Anbau des Tabaks im Nassauer Lande schon zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges verbreitet war, erscheint fraglich. Hingegen haben wir die Gewißheit, daß die Tabakspflanze, wie auch ihre amerikanische Landsmännin, die Kartoffel, als Ziergewächs in den botanischen Gärten der Hochschulen sich um diese Zeit bereits breit machte. Zum Beweise führen wir hier die Mitteilung Professor Rosenbachs an, der an der Hohen Schule zu Herborn wirkte und im Jahre 1623 starb. Dieser zog in seinem Garten eine Tabakspflanze, welche als seltenes Gewächs die Aufmerksamkeit der Studenten und Einwohner Herborns im hohen Maße erregte. Der Herr Professor mußte sich auf Ansuchen der Studenten sogar dazu bequemen, ein Kollegium über Nicotiana tabacum zu lesen und im Anschluß daran auch die Wirkung des Rauchens zeigen. Er gab jedem seiner Zuhörer getrocknete Tabaksblätter, und der Schmauch begann, er nahm aber einen so „üblen" Ausgang, daß die ganze Gesellschaft die Nachwehen noch längere Zeit verspürte. Nach dieser traurigen Erfahrung hatten Rosenbach und seine Schüler einen solchen Groll gegen den Ausländer, daß sie sich frei und offen für „Antitabakianer" erklärten und einstimmig eine Resolution Rosenbachs annahmen, die da lautete: Verum nos abstinebimus ab ipso tabaco, ne ex nasis nostris, vel capitibus caminos faciamus et cerebrum stupefaciamus. Auch die Geistlichen des Herborner Landes schlossen sich dieser Anschauung Rosenbachs und seiner Jünger an und setzten der Einführung des Tabaks und seines Genusses nicht geringen Widerstand entgegen. „Es wäre besser," schreibt einer, „daß man dies Kraut den Morgenländern — man pflanzte auch asiatischen Tabak — gelassen und bei uns nicht bekannt gemacht hätte. Der Tabak entführt dem Körper den Speichel und trocknet ihn aus und füget dem Körper viel Schaden an der Gesundheit zu. Der leidige Tabak! Wieviel Unglück, wie manche betrübte Feuersbrunst hat er nicht schon angerichtet! Mit einem wahren Unwillen muß man es aber ansehen, daß Kinder von 6 bis 8 Jahren schon Tabak rauchen!"

Aber alles Schelten wider den neuen Eindringling half nichts; der Tabakliebhaber rauchte ruhig weiter. So sah sich denn, wie angedeutet, nach dem Dreißigjährigen Krieg manche Regierung in deutschen Landen veranlaßt, um wenigstens das Geld im Lande zu behalten, den Anbau des Tabaks zu fördern. Im Nassauischen scheint jedoch die Sache erst in der Mitte des 18. Jahrhunderts einigermaßen in Zug gekommen zu sein. Man betrieb die Kultur des Tabaks auch nicht in dem Maße, daß ein bedeutender Gewinn dabei sollte erzielt werden, sondern mehr für das eigene Bedürfnis des nassauischen Landmannes und „zur Ersparnis derer bis anhero dafür außer Landes gegangenen unglaublich großen Geldsummen."

Ueber den Umfang des nassauischen Tabakbaues stehen uns sichere Mitteilungen nur für einen Teil des Landes — die oranischen Gebiete — zu Gebote, die wir hier nacheinander wiedergeben. So war der Tabakbau im Diezer Lande nach dem Dreißigjährigen Kriege in hoher Blüte, wurde aber nach einigen Jahrzehnten gänzlich unterlassen, um gegen Ende des 18. Jahrhunderts von neuem betrieben zu werden. Die Pflanzung nahm einen solchen Fortgang, daß der Kammerrat Gödecke in Diez (?) den Anfang zu einer Tabaksfabrik machen konnte. Die Aemter Diez, Hahnstätten und Dauborn erzielten so viel Tabak, um ihren eigenen Bedarf zu decken. Auch im Hadamarischen war um diese Zeit der Tabakbau so verbreitet, daß seine Produktion für den Bedarf genügte. Selbst in der Herrschaft Beilstein und am Fuße des Westerwaldes baute man Tabak mit Erfolg. Reiche Erträge an Tabak lieferte Dillenburg und seine Umgebung. Im Schloßgarten zu Dillenburg wuchsen Tabakpflanzen, die sieben Schuh hoch waren und deren Blätter drei Schuh in die Länge und einundeinenhalben Schuh in die Breite maßen; sie waren dazu von vortrefflichem Geruch und Geschmack. In den Orten Frohnhausen, Wissenbach, Nanzenbach, Eibach, Ober- und Niederscheld und Donsbach im Amte Dillenburg betrug die Tabakernte 1782 im ganzen 11 Zentner und 26 Pfund. Die sämtlichen Ortschaften des Amtes Herborn mit Ausnahme von Roth und Erdbach erzeugten 1781 zusammen über 16 Zentner Tabak, und im Amte Haiger betrug 1782 die Ernte nahezu 10 Zentner. Auch im Siegerlande, das damals nassauisch war, wurde der Tabakbau mit Fleiß betrieben.

Es läßt sich denken, daß bei den immerhin schwankenden klimatischen Verhältnissen unserer nassauischen Heimat die Kultur des Tabaks, der doch im Grunde genommen ein tropisches Gewächs ist, besonderer Aufmerksamkeit bedurfte. Mit rechter Fürsorge wachte die Landesregierung über dem Tabaksbau. Sie gab

Anweisung zur Zeit der Aussaat und zur Zeit der Ernte, und der nassauische Tabaksbauer kam gerne den höheren Anordnungen nach. Er streute in der ersten Hälfte des März den virginischen Tabakssamen in ein wohlpräpariertes Mistbeet, in dem sich bald die jungen Tabakskräuter entwickelten. In der ersten Hälfte des Wonnemonats wurden die Tabakspflanzen auf ein reich gedüngtes Garten- oder Ackerfeld umgesetzt; der einzelne Bauer siedelte etwa 50 bis 60 Pflanzen an, indem er sie zwei gute Schuh voneinander dem Boden anvertraute und womöglich an einem vor dem Nordwinde geschützten Orte unterbrachte. Nach einigen Wochen häufelte man die Pflanzen, um ihr Nahrungsfeld zu vergrößern, reinigte den Boden von Unkraut und Schnecken. Um die Blattentwickelung zu fördern, brach man die Blütentriebe aus. Färbten sich die Blätter anfangs September braun und entwickelten sich auf der Blattfläche rötliche Flecken, so war die Zeit der Tabaksernte gekommen. Die Blätter wurden gebrochen, auf einen Faden gereiht und zum Austrocknen aufgehängt. Gegen Allerheiligen nahm man die Blätter ab und verwahrte sie in einer Kiste an einem trockenen Orte. Das Kraut war als natürlicher Tabak zum Rauchen fertig. Die Bauern gaben jedoch ihre Erzeugnisse an die im Lande bestehenden Tabaksfabriken ab, um gegen das Rohprodukt guten Rauchtabak einzutauschen.

Wir wissen nicht, wie lange der Tabaksbau in Nassau betrieben wurde; vermuten aber, daß man seinen Anbau schon im Anfange des 19. Jahrhunderts aufgegeben hat. Jemehr nämlich der Anbau der Kartoffel wuchs, um so mehr nahm der Tabaksbau ab. Einmal bedurfte der Tabak einer großen Sorgfalt und Ueberwachung, und zum andern stand sein Ertrag in keinem Verhältnis zur aufgewandten Mühe. Dagegen erwies sich die Kartoffel als ein dankbares Kraut, welches ohne viel Sorgfalt und Pflege etwas für den Magen lieferte, und das war doch mehr wert, als der Tabaksdunst um die Nase.

Pedro.

Eine Geschichte aus dem spanischen Befreiungskriege.

1) Von J. Wilhelmi.

Das war eine schwere Zeit vor nahezu hundert Jahren, eine furchtbare Zeit, die nicht bloß auf unserm deutschen Vaterlande, sondern auf ganz Europa lastete. Ueberall war die Kriegsfackel entzündet. Fast alle Länder Europas stöhnten unter dem Druck der Gewaltherrschaft des französischen Kaisers, bis endlich 1812 über den Eisfeldern Rußlands die Morgenröte eines neuen Tages aufging und 1813 ein neuer Völkerfrühling erwachte, da die Völker die Bande der Zwingherrschaft von sich schüttelten.

Auch die deutschen Stämme lagen besiegt zu den Füßen Napoleons oder waren ihm heerespflichtig geworden; ein größerer Teil der deutschen Provinzen, Holland, Italien, waren dem französischen Reiche einverleibt. Nur wenige Länder hatten den Verzweiflungskampf unentwegt weitergeführt, England vor allem und Spanien. Tiefgeschädigt in ihrem Wohlstande, aus vielen Wunden blutend, hatten sie doch die Waffen nicht niedergelegt. England war die jungfräuliche Insel geblieben; der französische Eroberer hatte seinen Boden nicht betreten. Er schädigte es, wo er konnte, in seinem Handel, in seinen ausländischen Besitzungen; aber Englands Heere begegneten ihm auch fast überall, wo nur ein Volk die Waffen gegen ihn erhob, Englands Flotte kreuzte alle seine Unternehmungen.

Und Spanien! Welchen furchtbaren sechsjährigen Krieg haben die Bewohner dieses Landes gegen Napoleons Herrschaft geführt! In seiner unersättlichen Ländergier hatte der Kaiser den rechtmäßigen König von Spanien, Ferdinand VII, unter lügnerischen Vorwänden nach Frankreich gelockt und dort gefangen gehalten. Er hatte ihn unter Todesdrohungen zur Abdankung gezwungen und dann das Königreich Spanien seinem Bruder Joseph Bonaparte geschenkt. Da war die Wut des Volkes entflammt. Ein unerbittlicher Krieg hatte sich entzündet, ein Krieg, mit allen Greueln der Erbarmungslosigkeit. Das waren keine regulären Truppen allein, denen die Franzosen gegenüberstanden; das Volk hatte sich bewaffnet. Guerilleros (Freischaren) bedrängten überall das französische Heer. Weiber und Kinder nahmen am Kriege teil. Konnten sie nicht mit der blanken Waffe kämpfen gegen den Feind des Vaterlandes, so konnten sie doch Kundschafterdienste leisten oder auf andere Weise ihn schädigen. Der Krieg wurde von den Spaniern geführt, wie einst von den Parthern, die im Fliehen noch ihre Pfeile abschossen. Sie lockten den Feind in unwegsame Gegenden, um ihn dort zu überfallen. Sie flohen, um zu vernichten. In Spanien hatte der Krieg die Bevölkerung entmenscht. Man kannte kein Erbarmen mehr. Die Bauern drangen oft genug in Klöster und Hospitäler ein, um verwundete Franzosen zu ermorden. Jeder Krieger, der sich vom Heereshaufen entfernt hatte, war dem Tode verfallen. Häufig genug sind in jenen Tagen Versuche gemacht worden, feindliche Truppenabteilungen zu vergiften. 700 französische Gefangene wurden an einem Tage im Minho ertränkt. Das war kein Kämpfen mehr, das war ein Würgen. Auch im Feinde soll man den Menschen erkennen, Verwundete, Gefangene sollen als unverletzbar gelten. Nur kriegsordnungsmäßige Truppen haben zu kämpfen. Es ist abscheulich, wie es dort geschehen, unter der Maske des friedlichen Bürgers den Dolch tragen, um ihn hinterlistig dem Feinde des Vaterlandes in das Herz zu stoßen.

Und hier standen ja noch dazu unter den Feinden solche, die eigentlich mit den Spaniern hätten kämpfen müssen, die ihnen im Herzen wohlgesinnt waren und gerne mit ihnen gegen Napoleon die Waffen



geschwungen hätten, wenn sie nur gekonnt hätten, Holländer, Italiener, deren Länder dem französischen Reiche einverleibt waren, aus Deutschland: Hessen, Nassauer, Badener und andere Rheinbundstruppen, die gezwungen worden waren, dem französischen Kaiser Heeresfolge zu leisten, aber erst nach der für Napoleon so verhängnisvollen Schlacht bei Leipzig, von ihren Fürsten die Weisung erhielten, sich von dem französischen Heere zu trennen. Auch gegen sie kämpften die Spanier mit denselben Waffen, wie gegen die Franzosen, auch ihnen trachteten sie auf hinterlistige Weise nach dem Leben. — —

Es war etwa Mitte August des Jahres 1812, als in dem Oberzimmer eines ansehnlichen Hauses in einer der Hauptstraßen Barcelonas zwei Offiziere rauchend beim Kaffee zusammensaßen. Sie trugen die Uniform des ersten nassauischen Regiments. Der ältere von ihnen, der Hauptmann von Waldheim, war eine große, mannhafte Persönlichkeit von echt germanischem Gepräge mit blondem Haar und blauen Augen, die offen und ehrlich in die Welt hineinblickten. Eine mächtige, tiefgehende Narbe, augenscheinlich von einem Säbelhiebe herrührend, zog sich von der Stirne herunter bis zur rechten Wange. Der jüngere, kleiner und schmächtiger gebaut, frischen und fröhlichen Blickes war sein Vetter, der Leutnant Horn, der erst vor wenigen Tagen mit einer Ersatzmannschaft zu den Truppen in Spanien gestoßen war. Die Offiziere waren in eifrigem Gespräch bebegriffen.

„Du sahst also meine Mutter noch in den letzten Tagen vor deinem Abmarsch?“ fragte der Hauptmann. „Erzähle mir von ihr! Sieht sie wohl aus, und geht es ihr gut? Ihre Briefe sprechen sich aufs günstigste über ihr Befinden aus, doch ergreift mich oft bange Sorge um sie. Ich fürchte, sie schreibt, um mich nicht zu erschrecken, oft günstiger über ihren Gesundheitszustand, als er in Wirklichkeit ist.“

„Allerdings hat der Schmerz um deinen so plötzlich verstorbenen Vater sie tief erschüttert, und die Sehnsucht nach dir zehrt an ihr, aber sie ist doch im ganzen wohl. Meine Angehörigen und die andern Freunde eures Hauses nehmen sich treulich ihrer an, und wenn ein Brief von dir ankommt, dann ist es ein Jubel und ein Sichfreuen, wie man es kaum beschreiben kann. Wenn du zurück kommst, wirst du sie wohl gealtert finden unter mancherlei Gram und Sorgen, aber sie wird wieder aufleben in dem Glücke, ihren Sohn wieder zu haben.“

„Wenn ich zurückkehre?“ antwortete der Hauptmann sinnend. „Ich zweifle oft daran, ob es mir vergönnt sein wird, noch einmal mit der teuren Mutter am Grabe des Vaters zu stehen.“

„Gib dich doch solchen schwermütigen Gedanken nicht hin. Warum solltest du nicht spätestens in Jahresfrist mit den siegreichen Truppen heimkehren?“ erwiderte Horn. „Immer kann dieser Krieg doch nicht dauern. Es wird doch einmal dieses störrische Volk überwunden und die Herrschaft des Königs Joseph befestigt werden.“

„Du sprichst ohne die Verhältnisse zu kennen, ganz so wie ich auch einst gesprochen. Jetzt urteile ich anders. Drei Jahre stehe ich nun hier im Felde, und ich kann sagen, wir sind seit dieser Zeit kaum einen Schritt weitergekommen. Wir nehmen die Festungen mit stürmender Hand unter großen Opfern an Menschen und Blut, aber es nützt uns wenig. Die Verbindungen zwischen den befestigten Plätzen bleiben unterbrochen. Kaum haben wir einen Ort genommen und sind nach einem anderen abmarschiert, so drängen die Guerilleros wieder nach und sind schon wenige Stunden nach unserm Abmarsch wieder in den Ortschaften, in denen eben erst die Fahne Frankreichs geweht. Noch nicht eine Stunde weit von der Festung kann man einen Boten schicken, überall hin müssen die geringsten Benachrichtigungen unter den stärksten Bedeckungen gebracht werden. Der Sinn der Katalonier ist eisern und scheint durch nichts zu brechen zu sein. Und nun kommt das gebirgige, von mächtigen Gebirgsströmen durchschnittene Land hinzu, in dem wir zu kämpfen haben, das der Einheimische besser kennt als wir, um jeden Vorteil auszunützen. Wo wir bei irgend einer Unternehmung an eine gefährliche Stelle kommen, an einen Engpaß oder einen Wald, da müssen wir auch eines Ueberfalls seitens der bewaffneten Bauern gewärtig sein. Du wundertest dich gestern über die Narbe, die als ein kriegerisches Ehrenzeichen mein Angesicht ziert. Höre, wie ich zu dieser gekommen bin. Nicht im ehrlichen Kampfe! Wir waren auf einem Marsche in der Nähe von Mataro, an einem Olivenwäldchen angelangt. Der Wald war durchsucht worden, nirgends hatte sich etwas Verdächtiges gezeigt. Den Soldaten war eine kurze Rast vergönnt bis zum Weitermarsch. Da tauchten plötzlich hinter den Bäumen bewaffnete Bauern auf. Im Nu wurde ein Soldat, der sich nur wenige Schritte von uns entfernt hatte, niedergestoßen. Als ich, der ich mich gleichfalls etwas von der Truppe entfernt hatte, aufsprang, um mit mehreren Kameraden dem Armen zu Hilfe zu eilen, erhielt ich, noch ehe ich blankziehen konnte, von einem aus dem Dickicht stürzenden Bauern einen Säbelhieb über den Kopf, der mich bewußtlos zu Boden streckte. Inzwischen war unsere Schaar alarmiert, die Bauern aber waren verschwunden, als wären sie von der Erde verschlungen worden. Siehe, das ist ein Stück spanischer Kriegsführung!“

„Wie lange hat es gewährt, bis deine Wunde geheilt war,“ fragte der Leutnant teilnahmsvoll.“

„Ich war nicht transportfähig und mußte in einem einsamen Weiler in der Nähe untergebracht werden. Bald tobte rings umher der Kampf; kein Truppenteil konnte zu mir dringen, und sechs Wochen mußte ich in dieser Verlassenheit aushalten. Bewaffnete Landleute durchsuchten das Haus, um mich aufzufinden, und nur der Barmherzigkeit meiner Pfleger, eines Knaben und seiner Schwester, die in Abwesenheit ihres Vaters das Haus hüteten, habe ich es zu verdanken, daß ich nicht entdeckt und ermordet wurde. Sie hatten Mitleid mit mir und gewährten mir treulichen Schutz. Tag und Nacht hielten sie Wache und verbargen mich, sobald sich Jemand dem Haus näherte. Der Knabe hat mehrmals schwere Mißhandlungen über sich ergehen lassen müssen, aber sein Mund blieb verschlossen, er verriet mein Versteck nicht. Du weißt, Rudolf, daß es mir an per-

sönlichem Mute nicht fehlt, ich bin Soldat mit Leib und Seele. Das Herz schlägt mir freudig, wenn die Trompete zum Angriff ruft. Wir Soldaten können ja auch nicht immer wieder fragen, ob der Krieg, den wir führen, ein rechtmäßiger ist. Wir folgen dem Gebote unseres Fürsten, und so warm ich auch für dieses hartbedrängte spanische Volk fühle, muß ich doch gegen das Volk kämpfen. Gern trete ich den Gegnern in offner Feldschlacht entgegen, aber jeden Augenblick eines hinterlistigen Angriffs von der Bevölkerung gewärtig sein zu müssen, das ist aufreibend. Hart muß daher auch der Krieg von unserer Seite geführt werden. Hörst du den Trommelwirbel draußen?" fuhr der Hauptmann aufhorchend fort, „das ist auch so ein Pröblein der Kriegsführung in Spanien. Er verkündet die Auslosung von zweiundzwanzig Männern Barcelonas, die dem Tode durch das Blei entgegengehen zur Strafe für stattgehabte Vergiftungsversuche. Vielleicht sind es ganz schuldlose Menschen, die schließlich erschossen werden. Wie traurig ist es, daß mit solchen Waffen gekämpft, mit solchen Mitteln eingeschritten werden muß."

(Fortsetzung folgt.)



Miszellen.

W. Z. **Friedliche Kriegserinnerungen.** Es war anfangs Juni anno 1866. Als wir Seminaristen zu Ende der Ferienzeit uns zur Abreise nach U. anschickten, standen die Leute mit besorgten Mienen auf der Dorfstraße, und wir hörten das Wort fallen: Es gibt Krieg! Wir kannten die furchtbaren Schrecknisse des Kriegs nicht aus eigener Erfahrung; deshalb kann ich nicht gerade sagen, daß die Wucht des inhaltsschweren Wortes drückend auf unsere leichtflügligen Seelen gefallen wäre. Vielleicht dachten wir sogar: Da gibt's viel Neues zu sehen und am Ende gar außerordentliche Sommerferien. (Ich schiebe zur Verteidigung solch möglicher Denkungsart hier den Wunsch ein: Den Schüler möcht' ich sehen, der ob eines Ferienzuwachses Trauerkleider anlegt und ob einer Ferienkürzung ein „Halleluja" singt!)

Aber es kam anders, als wir „möglichenfalls" gedacht. Der Krieg verzog sich in weite Fernen; bis zum Hochsommer bekamen wir keine Soldaten zu sehen und keine Ferien zu schmecken. Endlich eines Abends — ich machte gerade „Wind" für meinen orgelübenden Stubenkameraden — da tauchten am Rand des östlichen Tannenwaldes Reitergestalten auf; zuerst wagten sich nur einzelne hervor, dann kamen mehr und mehr, dann schallte Pferdegetrappel vom Pflaster herauf und nun vale Orgelstunde und hinunter. Es waren badische Dragoner, ein kleiner Vortrab, der rekognoszieren sollte. Die Soldaten fragten uns nach den Preußen aus; wir wußten so wenig wie sie. Darauf besetzten sie alle Zugänge zur Stadt, und wer nicht auf Wache ziehen mußte, durfte sich zum Abendessen im Gerichtsgebäude niedersetzen. Hochgespannte Erwartung bemächtigte sich unserer: endlich ein Gefecht in nächster Nähe in Aussicht! Wie wollten wir mutvoll unsere „Klappen" (Logierstübchen) verteidigen! Einer meiner Hausgenossen fand einen rostigen Säbel auf dem alten Schulspeicher und fuchtelte mir zum Beweise seiner Kourage so nahe vor dem Gesicht herum, daß mir um meine Nasenspitze bangte. Endlich scheint auf die dramatische Exposition die Katastrophe zu folgen; draußen vor dem Neutor fällt ein Schuß, und ein Reiter sprengt zur Stadt herein: „Die Preußen sind da!" „Aufgesessen!" erschallt der Kommandoruf unter die essenden Dragoner. Eins! fällt der Löffel aus der Hand, zwei! sind sie im Sattel und drei! zur Stadt hinaus. Wir stehen und lauschen — umsonst; es war blinder Lärm. Als es licht wird, ruft uns wieder des „Dienstes gleichgestellte Uhr" zum Tagewerk. Es wird 7, 8 und sogar 9; eben werden wir belehrt über Gas- und Dampfdruck. Gewiß, mächtig ist der! Aber mächtig ist auch der Druck lang darniedergehaltener Gefühle. Plötzlich versagt das Druckventil: die Schuldisziplin; wir hören von neuem Pferdegetrappel und aufgeregte Rufe. Mit einem Sprunge sind wir durchs parterre gelegene Fenster draußen und bald mitten unter den Feinden. Feind!? Auch das Schwergewicht dieses Begriffs fühlen wir nicht. Blaue preußische Husaren fordern Fourage; sie wird ihnen gehorsam in den Wald am Hattsteinsweiher geliefert, und nachmittags ziehen Bürger und Bürgerinnen, und wir dazwischen, hinaus ins feindliche Soldatenlager. Ein buntes Leben entwickelt sich dort; die Soldaten kochen ab, Verbündete der Preußen rücken an: Braunschweiger und Thüringer u. a.; aber fürchterlich sieht's nirgends aus und friedlich plaudern Feind und Feindin miteinander. Ja, als die Kapelle spielt: „Ach, wie wärs möglich dann, 2c.", ladet ein schmucker Krieger ein niedliches Bürgertöchterlein zu einem improvisierten Tänzchen ein. Das wurde freilich versagt, und der Soldat verstand taktvoll den Beweggrund der Weigerung und zog sich ruhig zurück. Solcher Soldatenverzicht wäre im Dreißigjährigen Kriege undenkbar gewesen. „Er wirbt nicht lange, er zeiget nicht Gold" u. s. w., singen die Wallensteiner. Wie die Humanität doch fortschreitet! — Des andern Morgens zogen die Preußen mit klingendem Spiel durch die Stadt dem Maine zu, ohne uns aus unserer dumpfigen Arbeitszelle „befreit" zu haben. Glückliche, aber auch kurzsichtige und selbstsüchtige Jugend! Wie wenig fühlten wir die Tragik der Völkergeschichte, unter der in diesen Tagen mancher, selbst in unserer nächsten Nachbarschaft, litt.

Noch zwei „friedliche" Kriegsbilder unterhielten im Laufe des Jahres unser schaulustiges Auge: der Durchzug des kurhessischen Korps, und preußische Landwehrleute im städtischen Quartier. Dann im Herbste feierte die Stadt Friedensfest; wir waren natürlich auch dabei, sangen, tranken und tanzten.

J. B.-G. **Anpflanzung von Kirschen im Dillenburgischen.** Im Anfange des vorigen Jahrhunderts sah es mit der Kirschenzucht an der Dill noch schlecht aus, wie aus einer Ankündigung des zweiten Pfarrers Keller zu Dillenburg hervorgeht. Derselbe schreibt: Gewöhnlich kauft der Reiche und Begüterte in unserm Lande Kirschen, welche vom Rhein hergebracht werden und oft halb verdorben sind, für vieles Geld. Der weniger Begüterte behilft sich mit den kleinen Vogel- oder wilden Kirschen, und der Arme muß sich mit vieler Selbstverleugnung den Genuß dieser angenehmen Frucht ganz versagen. Und die zärtliche Mutter kann nur unter vielen andern Versprechungen ihr nach dieser verführerischen Näscherei gelüstendes Kind beruhigen. Dies allgemeine Verlangen nach dieser das Auge so sehr ergötzenden Frucht, welche den Gesunden und Kranken erfrischet und labet und frisch und getrocknet eine angenehme Speise ist, zu befriedigen, die ausländischen Kirschen entbehrlich zu machen und meinen eigenen Vorteil zu befördern, habe ich bei der Anlage meiner Baumschule auf diese Obstart Rücksicht genommen. Aus etlichen 30 Sorten habe ich die vorzüglichsten ausgewählt und von süßen und sauren die besten Sorten veredelt, und ich kann mit Wahrheit sagen, daß ich ganz vortreffliche Sorten Kirschen habe. Die Stämme sind schön hoch herangewachsen und stark, einige aber auch nach ihrer Art etwas niedrig, so daß man die Frucht neben dem Baume stehend genießen kann. Der Stamm kostet 24 Kr. Sollte jemand 50 Stämme neh-

men, so lasse ich den Stamm zu 20 Kr.. — Ich mache dies dem geehrten Publikum bekannt, teils um den Liebhabern dieser Frucht, welche pflanzen wollen, die nötige Auskunft zu geben, teils um bei meinen Landsleuten Lust zu erregen, neben anderem guten Obst auch Kirschbäume anzupflanzen, um die bei neuen Anlagen bisher vergessene Obstart allgemeiner zu machen und dem nassauischen Landmann dadurch eine neue Nahrungsquelle zu öffnen. Der Rheinländer zieht oft auf einem halben Morgen für einige hundert Gulden Kirschen, und den Boden benutzt er noch für Futterkräuter, und der Hesse löst für seine Kirschen manchen schönen Taler. Sollte jemand der Ankauf von Bäumen schwer fallen, so bin ich gern bereit, Anleitung zu geben, wie man selber gute Kirschen pflanzt. Keller, 2. Prediger.

J.B.G. **Wolfsgeschichten aus Nassau.** Im Juni 1789 machte ein Wolf die Dillgegend unsicher. Der gefährliche Räuber hielt sich am meisten in den Waldungen des Dorfes Roth, Amts Herborn, auf. In der Nacht vom 8. auf den 9. Juni schlich er sich in den Wissenbacher Pferch und erwürgte fünf Schafe, die er weit vom Pferch wegschleppte; drei andern riß er die Kehle auf und ließ sie im Pferch liegen. Die Jäger, welche bis dahin das verwegene Raubtier verfolgten, glaubten auch eine Wölfin gesehen zu haben und vermuteten, daß das Paar Junge habe. Habhaft ist man des Räubers und seiner Familie damals nicht geworden.

Königliches Theater zu Wiesbaden.

* **Tante Regine,** Zeitbild in 3 Akten von A. Paul, zum ersten Male am 10. September. — Ein Zeitbild kann man das Stück ja wohl nennen, aber kein Drama. Der Verfasser will die „alte und neue Zeit“ gegenüberstellen und die Möglichkeit der Vereinigung durch das Sichineinanderschicken beider dartun. Die alte Zeit wird verkörpert durch die Gräfin Regine von Bolzin, die im starren Konservatismus an Anschauung, Form und Etikette von ci-devant hängt. Die neue Zeit repräsentiert Fräulein Maud Wörmann, die Tochter eines Bankdirektors, flirtend, sportend, Romane lesend u. s. w. Graf Leo von Bebern, der Neffe der Tante, deren Erbe er auch zu werden hofft, hat sich in die fesche Jungfrau sterblich verliebt; er hält auch, nachdem ihr Vater unschuldiger Weise falliert hat, an ihr fest, und bemüht sich, sie mit der Tante zu befreunden. Anfangs ist die alte Dame entsetzt über die Summe von „Moderne“ in dem übrigens reizenden Wesen; nach und nach aber, als die unbefangene Plauderei der jungen Dame zarte, bisher unberührte Saiten ihres Herzens zum Tönen bringt, wird sie weich, und schließlich legt sie die Hände der Liebenden selbst zusammen. Dies die einfache Fabel des Stücks, in das noch einige Nebenpersonen der Schriftsteller-Uebermensch Dr. Ego, ein junger Windikus und diverse Faktoten hineinspielen. Ganz gut vielleicht als Roman zu lesen, aber als Drama ohne hervorragendes Motiv, ohne Handlung, ohne scharfe Charakteristik der Personen. Dabei ist schon ein ganzer Akt gestrichen worden.

Die Darsteller bemühten sich nach Kräften, dem leblosen Stück Leben einzuflößen. Die Titelrolle gab Frl. Santen, mitunter etwas zu karikiert; frisch und natürlich erschien Frau Edelmann als Maud, und auch Herr Malcher als Neffe Leo spielte koulant und erfreulich. Herr Schwab als Schriftsteller Ichmensch, Herr Weinig als Lebemann und Herr Andriano als Diener der Gräfin verdienten noch besondere Erwähnung. Auch die übrigen Kräfte taten das Ihre, die undankbaren Rollen entsprechend auszufüllen. Das Publikum nahm das harmlose Stück harmlos auf.

Literatur.

* **Verordnungen betreffend das Volksschulwesen im Regierungsbezirke Wiesbaden.** Herausgegeben von Hildebrandt, Geh. Reg.- u. Schulrat. 484 S. Pr. 6.50 Mk. Düsseldorf, L. Schwann. —

Als vor zwei Jahrzehnten Geheimrat Firnhaber sein epochemachendes Werk „Die nassauische Simultanvolksschule“ erscheinen ließ, wurde die nassauische Lehrerschaft zum ersten Male mit der Fülle der altnassauischen Erlasse und Verordnungen bekannt. Aber in dem Buche, das unstreitig einen hochaktuellen historischen Wert hat und für immer behält, war das genannte Material ebenfalls nur in historischer Weise vorgeführt und betrachtet. Firnhaber nahm keine Rücksicht aufs Praktische, d. h. er beachtete nicht, ob die betreffenden Stücke noch galten oder durch andere ersetzt waren. Denn schon damals war doch in die nassauische Schulgesetzgebung Bresche gelegt worden, und diese hat sich seitdem naturgemäß erweitert. Welche Bestimmungen bestehen noch, welche neuen sind an ihre Stelle getreten? mußte sich der Lehrer oft fragen. Unsicherheit und Unklarheit herrschten überall, und des Erkundigens und Fragens bei den vorgesetzten Behörden war kein Ende. Und das Nachschlagen in den alten Verordnungs- und den neuen Amtsblättern verursachte viel Zeitverlust. Dem ist nun durch das vorliegende Werk abgeholfen. Geheimrat Hildebrandt, dem neben Akten und Amtsblättern eine zehnjährige amtliche Erfahrung zur Seite steht, war jedenfalls der berufenste Mann zur Zusammenstellung der geltenden Verordnungen, einer Arbeit, die angestrengteste Aufmerksamkeit bei eifrigem Suchen verlangte. Aber eben die Tatsache, daß der genannte Vorgesetzte ein Mann von ganzer Arbeit und von Lust und Liebe zum Gegenstand durchdrungen ist, liefert den Untergebenen die Gewähr, daß sie nunmehr ein durchaus verläßliches Hilfsmittel an der Hand haben, das in Bedarfs-, namentlich in Zweifelsfällen, ihnen rasch und sicher Aufschluß gibt. Dazu verhilft ferner und nicht zum wenigsten die übersichtliche Gliederung und das vortreffliche Doppelregister (Erlasse in chronologischer Folge und alphabetisches Sachverzeichnis). — Der Inhalt ordnet sich folgendermaßen: 1. Gesetze und Verordnungen, das Volksschulwesen im allgemeinen betreffend, aus vorpreußischer Zeit; 2. Die Schulbehörden; 3. Allgemeine Vorschriften, betr. die staatliche Verwaltung; 4. Lehrer und Lehrerinnen; 5. Die Schulkinder; 6. Der Schulunterricht; 7. Schulerziehung und Schulzucht; 8. Das Schulgebäude und seine Benutzung; 9. Die Schulgemeinde; 10. Unterhaltungskosten der Schulen; 11. Schulbaulast und Staatsunterstützungen zu Schulbauten; 12. Staatsbeiträge und Staatsbeihilfen zu den Schulunterhaltungskosten; 13. Begründung neuer Schulen. 14. Privatschulen und Privatunterricht; 15. Jüdische Schulen; 16. Vereinigte Volks- und Realschulen im ehemaligen Herzogtum Nassau; 17. Inhaltverzeichnisse. Wir erkennen also daraus die treffliche Gliederung sofort. Das Buch wird für die Inspektoren und Lehrer des Regierungsbezirks (Frankfurt und die hessischen Teile sind mit Nassau gleichwertig berücksichtigt) ein unentbehrliches Nachschlagebuch werden, und bald dürfte wohl im Nassauischen neben dem historischen „Firnhaber“ auch der praktische „Hildebrandt“ überall zu finden sein.

* **Die Meister der Pädagogik,** nach ihrem Leben, ihren Werken und ihrer Bedeutung kurz vorgeführt von Dr. C. Spielmann. Bdchn. 1—6 (Luther, Komensky, Locke, Rousseau, Pestalozzi, Herbart), 27, 33, 26, 36, 37 u. 32 S. Pr. d. Heftes 60 Pfg. Neuwied, Heusers Verlag (L. Heuser). (Im Erscheinen. Selbstanzeige.) — Das Unternehmen soll eine Lücke ausfüllen zwischen den pädagogischen Lehrbüchern und den pädagogischen Biographien. Es führt die Zeit- und Schulverhältnisse vor, unter denen der betreffende Meister auftrat, charakterisiert dessen Leben und Wirken, hebt seine Bedeutung für heute hervor und gibt Anleitung zum Spezialstudium. Sowohl dem Anfänger in der Pädagogik als auch dem Fortgeschrittenen werden die Heftchen dienen können, ersterem zur Einführung, letzterem zur Wiederholung oder Zusammenfassung. Die Reihenfolge ist zwanglos; doch innerhalb jeder Serie wird chronologisch verfahren. Die 2. Reihe wird Montaigne, Ratke, Francke, Basedow, Overberg und Diesterweg bringen.

Neues aus Nassau.

Am 10. September starb zu Laubach Graf Otto zu Solms-Laubach; er wurde am 13. daselbst bestattet. Geboren 1860, war er mit der Prinzessin Emma von Isenburg-Büdingen vermählt, die ihm 1899 den Sohn und Nachfolger, Graf Georg Friedrich, schenkte.

Unter Leitung des Geheimrats und Professors Jacobi zu Homburg fanden in diesem Jahre umfangreiche Ausgrabungen am Römerkastell auf dem Zugmantel statt. Die Ausbeute war sehr reichlich, besonders an Tongefäßen, Bronzesachen, Münzen, Lanzen und Hirschgeweihen. Ferner wurden gefunden ein sehr gut erhaltener Kettenpanzer, ein Amboß und eine Tafel mit Inschrift. Freigelegt wurden die Tore, verschiedene sehr gut erhaltene Erdgelasse und Teile der Ringmauer. Leider wurden die meisten Fundstellen wieder mit Erde zugeworfen. Die gefundenen Gegenstände kamen sämtlich auf die Saalburg. Im nächsten Sommer wird mit den Ausgrabungen fortgefahren.

Professor Dr. Ritterling, der Direktor des Altertumsmuseums, hat bei Hofheim Ausgrabungen unternommen und zwar an der römischen Befestigung und Niederlassung, deren Erforschung bereits im vorigen Jahre begonnen hatte. Es hat sich herausgestellt, daß das römische Standlager wahrscheinlich kurz vor oder nach Christi Geburt errichtet worden ist. Eine ganze Reihe wichtiger Aufdeckungen ist erfolgt.

Am 17. September wurde das neu erbaute Benediktinerinnenkloster zu Eibingen, das erste in Deutschland, eingeweiht. Die Nonnen sind unter Führung der Aebtin, einer Prinzessin Schwarzenberg, aus der Abtei Sankt Gabriel bei Prag übergesiedelt.

An der Villa Dyckerhoff in Biebrich (Rheingaustraße), wo 1862/63 Richard Wagner lebte, dichtete und komponierte (s. „Nassovia" Nr. 4 von 1901), ist eine Gedenktafel angebracht worden.

„Der Rheingau wird hessisch," so schreibt uns ein Mitarbeiter von dort. Die Barrièren der Eisenbahn sind rot und weiß angestrichen. Wie kommt das?

Biebrich hat eine Balkonsteuer eingeführt; d. h. die durch den Balkon über der Straße eingenommene Luftsäule wird besteuert.

Zu Dar-es-Salaam findet gegenwärtig die Deutsch-Ostafrikanische Landwirtschaftliche Ausstellung statt. Das Ausstellungsgebäude ist nach den Plänen des Gouvernements-Bauleiters A. Lipowski (geb. Balduinsteiners) errichtet worden.

Nassauische Personalien.

III. Quartal 1904.

Ernennungen u. a.: Kaplan Graf v. Westphalen, Hadamar, z. päpstl. Geheimkämmerer. Ger.-Assessor Winter, Hadamar, z. Amtsrichter i. Apenrade. Ger.-Assessor Dr. Sternberg, Rüdesheim, z. Hilfsrichter i. Hadamar. Aktuar Dienstbach, Frankfurt, z. Ger.-Sekretär i. Hochheim. Mag.-Assistent Berger, Wiesbaden, z. Sekretär. Gew.-Inspektor Dr. M. Schneider, Wiesbaden, z. Gewerberat. Vorst.-Beamte d. Reichsbank, Hülcker, Wiesbaden, z. Bankrendanten. Buchh.-Assistent d. Reichsbank, Petrat, Wiesbaden, z. Bankbuchhalter. Ger.-Assessoren Dr. Schreyer, Wiesbaden, u. Jung, Nastätten, z. Hilfsrichtern i. Wiesbaden. G. Vietor, Idstein, z. Stadtrechner das. Präp.-Lehrer Vischer, Usingen, z. Lehrer i. Berlin. Oberförster v. Woedtke, Straßebersbach, z. Reg.- u. Forstrat i. Marienwerder. Forstassessor Kochs, Ebersbach, z. Oberförster. Amtsrichter Haub, Wiesbaden, Schwarz, Langenschwalbach, u. v. Braunmühl, Elfeld, z. Amtsgerichtsräten. Reg.-Rat Ermann, Allenstein, z. Vorst. d. Eisb.-Betr.-Inspektion i. Wiesbaden. Reg.-Assessor Schiffler, Limburg, z. Reg.-Rat. Oberpostassistent Geiß, Frankfurt, z. Postverwalter i. Weilmünster. Oberlehrer Nauhaus, Kiel, a. s. a. d. Landwirtschaftsschule Weilburg. Dr. K. Windisch, v. d. Pomol. Institut Geisenheim, z. o. Professor a. d. Akademie Hohenheim. Reg.-Sekr. P. Kusche, Wiesbaden, z. Reg.-Hauptk.-Buchhalter. Staatsanw.-Rat Reizert, Berlin, z. Landger.-Rat i. Wiesbaden. Schutzmann Dröder, Wiesbaden, z. Pol.-Wachtmeister i. Höchst. Schulkandidat König, z. Lehrer i. Weisel. Ger.-Assessor Müllenbach, Höhr, z. Hilfsrichter i. Wiesbaden. Reg.-Baumeister Johlen, Limburg, a. s. n. Königsberg (O.-P.). Rechn.-Rat Meinecke, Limburg, z. Eisb.-Verk.-Inspektor. Steuereinnehmer Kolb, Weilburg, z. Obersteuersekretär i. Frankfurt. Baron A. von Reinach, Eppstein, z. Dr. phil. h. c. (Marburg). Ger.-Assessor W. Wolff, Biebrich, z. Rechtsanwalt i. Wiesbaden. Pfarrvikar E. Schneider, Hadamar, z. Pfarrer das. Präp.-Lehrer Nielsen, Lunden, z. Sem.-Lehrer i. Usingen. Ger.-Assessor Dr. Müller a. Amtsgericht Wiesbaden. Oberarzt d. R. Dr. Schrank, Wiesbaden, z. Stabsarzt. Unterarzt d. R. Dr. Ziemann, Niederlahnstein, z. Ass.-Arzt. Stadtarchiv-Vorsteher Dr. C. Spielmann, Wiesbaden, z. Großh. Luxemb. Hofrat. Leutnant v. Heemskerck, Wiesbaden, z. Erzieher a. d. Kadettenhause Potsdam. Rechtsanwälte u. Notare Memelsdorff u. Rintelen, Limburg, z. Justizräten. Sekretär E. Heßmann, Vohwinkel, z. Bürgermeister i. Grenzhausen. Fußgendarm Krick, z. Botenmeister b. d. Regierung, Wiesbaden. Landmesser R. Schachtzabel, Wiesbaden, a. s. angestellt. Postassistenten Behnke, Wiesbaden, Frischkorn, Hachenburg, u. Meineth, Ems, z. Oberpostassistenten. Justizrat Dr. Herz, Wiesbaden, z. Geh. Justizrat. Prof. Dr. Frank, Wiesbaden, z. Kreisassistenzarzt. Ger.-Assessor Weyland, Dillenburg, z. Amtsrichter i. Kamberg. Aktuar Schüler, Wiesbaden, z. Bureau-Hilfsarbeiter a. Landgericht das. Kirchenrechner F. A. Jäger, Dauborn, z. Bürgermeister. Ass.-Aerzte d. R. Dr. Niemann, Wiesbaden, u. Dr. Lommel, Höchst, z. Oberärzten. Unt.-Arzt d. R. Dr. Goldmann, Höchst, z. Ass.-Arzt. Oberarzt d. R. Dr. Meyer, Wiesbaden, z. Stabsarzt. Kaufmann L. D. Jung, Wiesbaden, z. Handelsrichter. Redakteur Lemb z. Vorsitzenden d. Gewerbevereins Braubach. Ger.-Assessor Wenkenbach, Wiesbaden, z. Amtsrichter i. Elfeld. Expositus Mono, Neuhäusel, z. Pfarrverwalter i. Lindenholzhausen. Kaplan Mons. Graf v. Westphalen, Hadamar, z. Expositus i. Neuhäusel. Präp.-Lehrer H. Grünewald, Herborn, z. Seminarlehrer i. Dillenburg. Architekt K. Diehl, Höchst, z. Brandmeister. Steuersupernumerar Höhn, Wiesbaden, z. Sekretär. Reg.-Supernumerar Schulz, Wiesbaden, z. Sekretär. Oberleutnant a. D. Laffert, z. komm. Badeinspektor i. Schlangenbad. Theatermusiker R. Ehrlich, Wiesbaden, z. Kgl. Konzertmeister. Lehrer Schepping, Ellar, z. Präp.-Lehrer i. Montabaur. Reg.-Rat Dr. Graf v. Mörner, Wiesbaden, n. Schleswig. Pfarrer G. Schüler, Oberkaufungen, z. Seminarlehrer i. Dillenburg. Gymn.-Professor Hafner, Hersfeld, z. Gymn.-Direktor i. Höchst. Lehrer Staat, Kamberg, z. Hauptlehrer. Amtsrichter Leyendecker, Wiesbaden, z. Amtsgerichtsrat. San.-Rat Dr. Hetzel, Homburg, z. Geh. San.-Rat. Dr. Niederhäuser, Dillenburg u. Dr. Voigt, Wiesbaden, z. San.-Räten. Ger.-Assessor Mencke, Neuwied, z. Hilfsrichter i. Hochheim. Leutnant Zipper, Pion.-Bat. 21, z. Oberleutnant. Leutnant Kröck, Inf.-Rgt. 88, z. Erzieher a. Kadettenhause Plön. Unterarzt d. R. Dr. Riedel, Limburg, z. Ass.-Arzt. Ass.-Arzt d. R. Dr. Geißler, Wiesbaden, z. Oberarzt.

Jubiläen u. a.: Juni: 26. Frl. A. M. Ziller, Limburg, 40 J. Haush. b. Komm.-Rat Cahensly. — Städt. Kassierer J. Joh, Wiesbaden, 25 J. i. D. — **Juli:** 1. Bürgermeister G. Jamin, Kronberg, 40 J. i. A. — Kellermeister L. Schneider, Schierstein, 40 J. b. Firma Söhnlein. — Dekan E. Weckerling, Montabaur, 40 J. i. D. u. a. O. — Pol.-Diener H. Sommer, Usingen, 25 J. i. D. — 2. Kurhausaufseher a. D. W. Schäfer, 92 J. — 8. Komm. General A. Graf v. Uxküll-Gyllenbrand (geb. Nassauer), Wien, 50 J. i. D. — 9. Frl. Kercher, b. Dr. Amelung, Königstein, 40 J. i. D. —

18. Kurhausportier Linkenbach, Schlangenbad, 70 J. a. u. 27 J. i. D. — 23. Rentner F. Berger, Wiesbaden, 25 J. Armenbez.-Vorsteher. — **August:** 1. Hauptlehrer W. Fehler, Kronberg, 25 J. a. O. — Garderobiere a. Kgl. Theater, Frl. D. Aßmus, Wiesbaden, 25 J. i. D. — Kurmusiker E. Uhlitzsch, Wiesbaden, 25 J. i. D. — (?) Steuermann G. Schmidt, Langenscheid, 40 J. i. D. — Briefträger Hofmann, Diez, 25 J. i. D. — 3. Pfarrer Stahl, Soden, 25 J. i. A. — 5. Lokomotivführer L. Hein, Oberlahnstein, 25 J. i. D. — 9. Justizrat Dr. Herz, 50 J. Doktor (geb. 1833). — Kirchenrechner a. D. W. Schneider, Freirachdorf, diam. Hochzeit. — 13. Rektor a. D. Th. Ferber, Wiesbaden, 80 J. a. — 30. Rechnungsrat Ph. Menz, Wiesbaden, 50 J. i. D. — **September:** 1. Kammermusiker L. Troll u. G. Terpisch, Wiesbaden, 25 J. a. Kgl. Theater. — 15. Theatermusiker Ch. Eckl, Wiesbaden, 25 J. i. D. — 16. Geh. Med.-Rat Dr. W. Grandhomme, Frankfurt, 70 J. a. — 23. Rentner A. Dietz, Wiesbaden, 80 J. a. — Schulpedell J. Grünthaler, Wiesbaden, 25 J. i. A. — Bezirkskonservator Prof. F. Luthmer, Frankfurt, 25 J. Direktor d. Kunstgewerbeschule das.

Pensionierungen u. s. w.: Landesbanksekretär W. Schmidt, Wiesbaden. Ger.-Kanzlist Krause, Wiesbaden. Gem.-Förster Usinger, Haintchen. F. Greuling, Stadtrechner, Idstein, freiw. ausgesch. Lehrer Grill, Limburg (41 J. i. D.). Stat.-Vorsteher Haber, Aumenau. Oberpostsekr. Rechn.-Rat Kupfer, Wiesbaden. Bürgermeister G. Jamin, Kronberg, Amt niederg. Lehrer Th. Schäfer, Selters (U.-W.). Kammermusiker Ehrlich, Wiesbaden, (30 J. i. D.). Kreisassistenzarzt Dr. König, Wiesbaden, a. Ans. entl. Lehrerin Müller, Kelkheim. Lehrer J. Dernbach, Krümmel, ausgesch. Bürgermeister F. Corcilius, Grenzhausen. Kesselschmied Ph. Ludwig, a. d. Kgl. Hauptwerkstätte Limburg (40 J. i. D.). Hauptlehrer Fliegel, Kamberg. Landger.-Präsident Geh.-Ob.-Justizrat Stumpff, Wiesbaden. Hauptlehrer Bieroth, Montabaur. Reallehrer Müller, Nassau (40 J. i. D.). Amtsgerichtsrat Dr. Paris, Wiesbaden.

Todesfälle: Juni: 22. Lehrer Nohlen, Langenschwalbach. — 27. Medizinalrat Dr. K. Helmrich, Schierstein (geb. 1819). — **Juli:** 3. Kreisbautechniker Raue, Marienberg. — 4. Forstverwalter Scheuch, Ems. — 5. Gräfin Anastasia v. Solms-Rödelheim, geb. v. Pappenheim (geb. 1862). — 6. Hauptmann a. D. v. Wodiczka, Homburg. — 9. Baumeister O. Hänel, Braubach, (geb. 1860). — Dramaturg a. D. K. Schultes, Hannover (fr. Wiesbaden), (geb. 1822). — 10. Landessekretär F. Wilke, Wiesbaden (geb. 1837). — 15. Gerichtsvollzieher A. Schleidt, Wiesbaden (geb. 1852). — 22. Städt. Aufseher a. D. W. Deichsel, Wiesbaden (geb. 1836). — Erster Staatsanwalt, Geh. Just.-Rat E. Schenck, Hildesheim (geb. Dillenburger, geb. 1844). — (?) Lehrer a. D. Herrchen, Schierstein (geb. 1838). — 22. Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Laubenheimer, Höchst. — 29. Rechtsanwalt Just.-Rat St. Frey, Wiesbaden (geb. 1856). — 30. Dekan a. D. W. Müller (Runkel) i. Arnsberg. — Pfarrer Hestermanns, Homburg. — 31. Leutnant Peytsch, Diez. — **August:** 3. Dekan a. D. W. Gieße (Langenschwalbach), i. Heidelberg (geb. 1831). — 5. Bürgermeister Wegner, Ruppertshofen (geb. 1816). — 7. Freiherr E. von Lade, Geisenheim (geb. 1817). — Lehrer a. D. J. Schandry, Königstein (geb. 1832). — 8. F. Schlaudt, z. Schwanheim (geb. 1813). — 16. Oberlehrer a. D. Dr. K. Fliedner, Frankfurt a. M. (geb. Dillenburger, 1832). — Ingenieur A. Fach, Berlin (geb. Wiesbadener). — 17. Gerichtssekretär a. D. W. Mertens, Freiendiez. — Pfarrer J. G. Horn, Eddersheim (geb. 1832). — 21. Musikdirektor P. Piel, Oberlahnstein (geb. 1835). — 22. Landger.-Gef.-Oberaufseher F. Höhler, Wiesbaden (geb. 1836). — 25. Magistratsschöffe D. Ch. Arzbächer, Braubach (geb 1830). — 31. Lehrer G. Wagner, Dillenburg (geb. 1876). —

Nassauischer Geschichtskalender.

5. Oktober.

1560. Laurentius Stephani zieht als Pfarrer zu Gleiberg ein. Er war 1531 zu Reichelsheim, wo sein Vater Jakob bis zum Jahre 1584, 52 Jahre, als Pfarrer gestanden hat, geboren; dann besuchte er die lateinischen Schulen in Usingen und Halle, studierte in Jena und Wittenberg und wurde am 1. Januar 1560 Pfarrer zu Rod am Berg. Als Jakob Charisius, Superintendent in Weilburg, am 15. April 1572 starb, wurde ihm die obere Aufsicht über die Kirchen und Schulen im Weilburgischen, dem Hüttenberg und den Gemeinschaften übertragen.

1829. Professor Ludwig Knaus, der berühmte Genremaler (in Berlin), wird zu Wiesbaden geboren. (Vgl. „Nassovia" Nr. 19 von 1900.)

10. Oktober.

1419. In Rüdesheim, wohin sich das Domkapitel wegen der Bürgerunruhen in Mainz zurückgezogen hatte, wird der neue Erzbischof gewählt. Es war Konrad III. aus dem Geschlechte der Wildgrafen von Daun.

1620. Der spanische Feldmarschall Marques von Spinola, der auf des Kaisers Anrufen aus den Niederlanden zur Eroberung der Rheinpfalz heranzog, nimmt Kaub ein. Die Spanier behielten es bis 1631, wo es von den Schweden genommen wurde. (Großer Krieg.)

15. Oktober.

1810. Großmajor von Reineck überrascht auf einem Streifzuge in der Mancha beim Uebergang über die Guadiana unweit von Picon den Guerillerochef Chambergo, der mit seinen Begleitern getötet wird. (Spanischer Feldzug.)

1895. Die Bahn Homburg-Usingen (durchs „Buchfinkenländchen") wird eröffnet.

Briefkasten.

R. S. in W. Das ist gewiß richtig. Admiral Coligny (der in der Bartholomäusnacht ermordete), Maria Stuart und der „Winterkönig" sind Vorfahren des Deutschen Kaisers. Aber das können wir Ihnen hier nicht näher auseinandersetzen, sondern versparen es uns bis auf Ihr Hierherkommen mündlich.

Gr. v. L. in K. Die Angelegenheit ist berichtigt worden. Hochachtungsvollen Gruß.

W. L. in G. Für die betr. Burg ist schon ein Bearbeiter gefunden. Besten Dank.

F. J. in L. Kommt demnächst. Besten Dank.

E. G. in W. Ist nach Wunsch erledigt worden; das andere stimmt. Nur noch etwas gedulden. Frdl. Gruß.

G. H. in H. Ist verwandt, wie Sie sehen.

Redaktionsschluß: 23. September.



№ 20. Wiesbaden, den 16. Oktober 1904. 5. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20, beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Auf dem Leuchtturm.

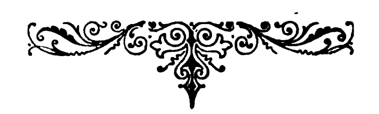
Ein Leben verzettelt in weiter Welt,
Gejagt ohne Ruh' und Rast,
Von Hoffnung genarrt, vor Vernichtung gestellt,
Und dennoch getragen die Last —:
So schwand der Frühling, die Jugend dahin;
Der Sommer schon bleichte das Haar,
Und des Herbstes geizige Schnitterin
Ließ den Aermsten der Früchte bar.

Im Winter nun stand er, der alles verlor
Und nirgend ein Heim errang,
Dem aber des Todes erlösendes Tor
Zu sprengen nimmer gelang.
Er starrte hinaus auf das wogende Meer,
Wo des Leuchtturms Feuer flammt'. —
„O wär' ich dort oben und Nacht um mich her,
Zum Wandern nicht mehr verdammt!"

Und er wurde dort Wächter und sah die Flut
Sich brandend brechen am Turm;
Am Morgen entstieg dann in Purpurglut
Die Sonn' aus dem Meer, nach dem Sturm.
Sie, die im Leben ihm nie hat gelacht,
Begrüßt' ihn, da droben er stand,
Als wollte sie sagen: „Wie hoch gebracht
Hast du's auf dem Meeressand!"

Der Wächter jedoch hat sein eigenes Licht,
Das strahlt in die Nacht hinaus,
Und wem die Richtung im Sturme gebricht,
Dem zeigt es den Weg nach Haus.
Doch einst, da scheitert' an Klippen ein Schiff,
Ihm fehlte das Licht in der Not;
Erloschen war's, als der Sturmwind pfiff,
Denn der Leuchtturmwächter war tot.

Karl Stelter.



Das Schulleben und die Schulzucht am Gymnasium Augusteum zu Idstein, 1569—1817.

2) Von Dr. C. Spielmann. (1. Fortsetzung.)

Mit der genannten Schulstundenzahl war aber für Schüler und Lehrer die Pflicht noch nicht erfüllt. Zweimal in der Woche, in der Regel Mittwochs und Samstags, unter Gärtner von 7—8, unter Cramer und Stritter von 5—6 Uhr abends, wurde sogenannte Paränetik- oder Erbauungsstunde durch den Superintendenten, außerdem in II jeden Vormittag im Anschluß an den Unterricht Betstunde gehalten. Sonntags morgens von 7 Uhr bis zum Kirchgange wurde das betreffende Sonntagsevangelium samt der Epistel im griechischen Testamente expliziert und das Erklärte zur Erbauung verwendet. Die Stunde nach dem Nachmittagsgottesdienste wurde mit dem Vortrag und der Korrektur der von den Schülern „fabrizierten" griechischen Verse verbracht. Daß die Kinder den Gottesdienst Sonntags morgens und nachmittags besuchen mußten, ist selbstverständlich; ebenso wurden die Predigten Montags morgens, in II. die Sonntagsvormittagspredigt schon Sonntags nachmittags von 1—2 examiniert. Es ist auch noch unter Stritter von der Sonntagsnachmittags-Kinderlehre die Rede; wahrscheinlich war solche später an die Stelle der griechischen Stunde getreten.

Rektor Stritter — der übrigens nicht mehr Pfarrer war — behielt diese verschiedenen religiösen Uebungen bis gegen Ende der ersten Periode seiner Schulleitung bei; nur die Kinderlehrestunde fiel schließlich weg, und die Sonntagsmorgens-Unterweisung wurde auf eine Stunde beschränkt. Nach Stritters erstem Abgange schaffte man auf Antrag des Scholarchen und Superintendenten Droosten auch die Mittwochs-Paränetikstunde „zur besseren recreation derer alumnorum" ab. Unter dem Rektorat von Wagner fiel auch die andere, ferner die Sonntagsstunde weg. Die Betstunde in II. ist allmählich von selbst eingegangen. Auch die Dogmatikstunden verschwanden.

Die Examina fanden am Semesterschlusse, also zweimal im Jahre statt und zwar unter besonderer Festlichkeit. Es wurde vom Rektor jedesmal feierlich zu dem Aktus eingeladen, durch ein Art Programm, das schon vorher mit den Sätzen, über welche die Schüler, namentlich die abgehende Exemten, disputierten, am Augusteum angeschlagen wurde. Mitunter veranstaltete man auch mit einem besonders begabten Abiturienten eine förmliche akademische Disputation; dazu kamen die benachbarten Geistlichen und die Beamten, sowie die anderen gelehrten Honoratioren der kleinen Residenz zusammen und lauschten, stellten auch wohl selbst die Opponenten. Andere Schüler trugen fleißig deutsch, lateinisch, griechisch in Prosa und Versen, auch hebräisch vor. Musikalische Veranstaltungen schlossen sich an. Der Rektor Cramer verfaßte außerdem noch zu den Examen ein deutsches oder lateinisches Gedicht, das sich auf ein Ereignis in der Regentenfamilie bezog, aber fast ausnahmslos ohne poetischen Wert war. Die deutschen Poesien namentlich, in dem eintönig klappernden Alexandriner gehalten, erscheinen — nach den vorhandenen Proben zu urteilen — bloß als versifizierte Prosa. Cramer tat sich aber damit noch nicht genug; bei besonderen Vorfällen in Idstein oder sonst im Lande wollte er ebenfalls als Poet glänzen, und eine Schulfeier mußte als Folie dazu dienen, bei der dann wiederum peroriert und disputiert wurde. Dies wurde auf Antrag des Rektors Stritter abgeschafft und nur ein „Actus oratorius et disputatorius" in der Jahresmitte, zwischen beiden Prüfungen, abgehalten. Dagegen schrieb Stritter jährlich vier Programme, in denen er selbst Abhandlungen veröffentlichte, mitunter recht gelehrte und deshalb der Allgemeinheit unverständliche. Doch verdienen seine Vorschläge zur Schulreform immerhin eine gewisse Beachtung. Nach seinem Abgange wurde die Zahl der Programme auf zwei, dann auf eins reduziert, das bei dem Abgange der Abiturienten im Herbst ausgegeben wurde. Die Disputationsübungen gingen unter Stritters Nachfolgern ein.

Der Schule Aufsichts- und Visitationsbeamter war der Superintendent, der zu Idstein seinen Sitz hatte; er hieß in ersterer Eigenschaft der Scholarch, was etwa soviel wie das heutige Schulrat besagen will. Außerordentliche Visitationen fanden durch das Konsistorium (eine weltliche Regierungsbehörde, deren Mitglied indes der Superintendent-Scholarch war) statt. Wir werden davon noch hören.

Angedeutet haben wir, daß die Schüler auch die Musik pflegten, und zwar übten sie sich in der Vokal- und Instrumentalmusik, womit sie bei den öffentlichen Aktus gern paradierten. Der Chorus musicus das Panem-(Brot-)singen, das zwischen der Vor- und Nachmittagskirche vor den Häusern der Begüterten stattfand „zur Beihilfe für die dürftigen Scholaren und zur Uebung in arte musica", war zu Anfang des Rektorats von Stritter eingegangen, weil nichts mehr vergütet wurde. Er wurde durch Konsistorialreskript 1748 wieder eingeführt, und von der Renterei wurde eine Beihilfe von 20 Talern jährlich



gewährt. Weiter wurden seitdem zeitweise Sonntags Konzerte in der Kirche und im Augusteum, sowie bei der Abiturientenfeier, dem sogenannten „Disceß" gegeben.

Auf den ersten Augenblick mag es befremden, daß an dem so religiös überhauchten Bildungsinstitut Tanzen und Fechten gelehrt und für ersteres sogar um die Mitte des 18. Jahrhunderts ein besonderer Tanzmeister dauernd angestellt wurde. Aber wir müssen daran denken, daß damals die leichten, graziösen französischen Schritttänze Mode waren, von deren Uebung man Verfeinerung des Benehmens erwartete. Beschwerte sich doch der erste Tanzmeister Kesselhut, der für künstlerische Ausübung seines Metiers der Präsenz monatlich zwei Gulden zahlte, bald nach seinem Amtsantritte, „daß einer, so ehemals holländischer Mousquetaire war, ihm durch seine holländische (d. h. bäurische) burlesque und Luftspringe die scholares abspänstig mache." Es stellte sich aber auf Nachforschungen hin heraus, daß jener ein geborener Idsteiner namens Wächter war, der als französischer Grenadier gedient hatte und als ein anständiger Mann galt. Ob er seine Privatpraxis mit den Schülern weiter treiben durfte, ist nicht bekannt. Die Tanzübungen durften nie über 10 Uhr des Abends ausgedehnt werden. Was nun das Fechten anging, so wurde dieses als Körperübung betrachtet und betrieben, und das ist verständlich zu einer Zeit, da man vom Turnen noch nichts wußte, Schneeballenwerfen als gefährlich und Baden und Schwimmen als unsittlich untersagte. Man steckte noch ganz in den Vorurteilen der althumanistischen Lehrer Trotzendorf, Sturm und Neander; da mußten erst Locke, Rousseau und Salzmann mit dem Mahnrufe „Erziehung zu naturgemäßer Lebensweise!" dazwischenfahren. Erst unter Rektor Rizhaub sind die Grundsätze der Philanthropen allmählich zur Geltung gekommen.

Nachdem wir uns nun das vorschriftsmäßige Schulleben am Gymnasium Augusteum angesehen haben, müssen wir uns der Betrachtung der Gegenseite zuwenden.

II.

„Sieh', wie es schön und lieblich ist, wenn Brüder in Eintracht beieinander wohnen!" Dieses Psalmwort fand unter dem Rektorat von Gärtner am Augusteum zu Idstein seine Erfüllung; keine Klage über gestörte Harmonie findet sich in den Akten vor. Gärtner bewirkte diese Harmonie durch sein leuchtendes Beispiel; er muß ein Mann von ganz bedeutendem ethischen Einflusse gewesen sein. Cramer dagegen, pedantisch, energielos und ein wenig eitel, vermochte bei allem redlichen Bemühen die Disziplin nicht aufrecht zu erhalten. Stritter mit seinem Eigensinn, seinem Unfehlbarkeitswahn und seinen Exzentrizitäten brachte alles durcheinander, so daß erst Rizhaub im Verein mit der Behörde und auch dann nur mit Mühe die Ordnung wiederherstellen konnte, worauf sie nachher, auch unter Snell, nur wenig mehr gestört wurde.

Da war es zunächst das gute Verhältnis der Lehrer zu einander, das im ersten Jahrzehnt von Cramers Rektorat in die Brüche ging. Die Lehrer wurden, wie erwähnt, schlecht bezahlt, und jeder blickte mit Neid auf den andern, der besser gestellt war. Bot sich einem anderwärts eine bessere Schul- oder Pfarrstelle — die meisten waren ja Theologen da die Behörde ihn als tüchtigen Mann schätzte, so wechselten die Kollegen alle paar Jahre. Dazu kam eine mitunter kleinliche Rangeifersucht. Cramer war gegen all das machtlos; er spielte die Rolle des redlichen aber schwachen Priesters Eli; die Schule aber ging dadurch zurück. Das bemerkte der eifrige Konrektor Stritter und versuchte, eigenmächtig Abänderungen zu treffen. Cramer verbat sich das und klagte beim Scholarchen; der schritt ein, aber es half nicht viel. Stritter ging seine eigenen Wege, und da die Behörde ihn als tüchtigen Mann schätzte, so wagte man sich nicht recht an ihn. Er verstand anfangs jedermann zu imponieren. Als er dann aber Prorektor und gar Rektor wurde und seine Reformen durchsetzte, wurde er immer anspruchsvoller und tyrannischer. Der Prorektor Wenck und der Konrektor Ramspott nahmen den Kampf mit Stritter auf, ein ganzes Jahrzehnt hindurch, bis Wenck 1746 an das Pädagogium zu Darmstadt abging. Der Rektor betrachtete sich als Sieger; aber Ramspott, der erzürnt war, daß statt seiner ein anderer Prorektor wurde, setzte den Kampf noch fast acht Jahre fort. Ewige Klagen des einen wider den andern belästigten das Konsistorium und den Scholarchen Lange, welche beiden stets sozusagen zwischen Tür und Angel standen. Bald mußte Stritter ermahnt werden, „mehr mit den Lehrkollegen zu kommunizieren," bald Ramspott, dem sich der Kantor Kiesewetter, dann Petri anschloß, „bescheidentlicher zu sein, bei dubiis den Rektor nicht zu umgehen," und nur ausnahmsweise die Oberbehörde anzurufen. Endlich, um 1754, erlahmte auch Ramspotts Widerstand; er ließ den Rektor fort- und abwirtschaften. Das brachte denn Stritter, der auch mit dem neuen Scholarchen Droosten alsbald anbändelte, binnen weiteren zwölf Jahren gründlich fertig. Anno 1766 mußte man ihn des Amtes entlassen. Der Schulkarren aber war so verfahren, daß ihn der sonst so energische Prorektor Schellenberg nicht mehr ins richtige Geleise brachte. Deshalb wurde Stritter 1772 abermals berufen, und, um den Streitigkeiten mit der geistlichen Behörde ein Ende zu bereiten, selbst zum Scholarchen ernannt. Allein damit war noch weniger erreicht; der alte Mann wurde nur noch unverträglicher, so daß man ihn nach einem Jahre, 1773, definitiv pensionieren mußte. Erst nachdem dies geschehen war, wurden die Zustände im Kollegium erträglicher, zumal unterdes lauter neue Männer eingetreten waren.

Das Beispiel der Zwietracht, das die Lehrer untereinander boten, konnte unmöglich günstig auf die Schüler wirken. Diese machten es vielmehr jenen nach. Die Exemten, die mancherlei Vorrechte hatten — was sie schon äußerlich durch Tragen von Degen zeigten —, als Gehilfen (coryphaei, praefecti) beim Unterrichte verwandt wurden und den kleineren Schülern Privatstunden gaben, betrugen sich oft hochfahrend und tyrannisch, pufften und knufften die Kleineren und ließen sie ellenlange Strafarbeiten

machen. Mehr als einmal mußte ihnen solches verwiesen werden.

Auch gegen die Lehrer wurden sie öfter aufsässig. Beliebt scheint das Schmähschriftverfassen gewesen zu sein. Anno 1740, also in der ersten Zeit Stritters ging ein solches Pamphlet auf der Schule rund. Der Missetäter wurde aber erwischt und mußte „coram toto coetu scholastico eine formula deprecationis ablesen," worauf das Pamphlet zerrissen und ihm vor die Füße geworfen wurde. Der auch anwesende Vater des Missetäters konnte seinen relegierten Sprößling gleich mit heimnehmen. Kurze Zeit darauf, 1744, ereignete sich ein anderer Skandal. Der Konrektor hatte einen Primaner „mit Hand- und Stockschlägen scharf traktiert," so daß dieser nach seiner Angabe davon bettlägerig geworden war. Er schlug darauf am Roder Tore öffentlich ein Pasquill an, der Konrektor „sei wegen des Brandtweins nicht compos mentis gewesen." Wie man gegen jenen Sünder verfuhr, ist nicht angegeben. Anno 1749 klagen Scholarch und Rektor, daß die bösen Buben sie vielfach in ihrer Nachtruhe störten; dabei war ersterer, ein milder Mann, damals bereits 80 Jahre alt.

Schon 1717, unter Cramer, wurde geklagt, daß der Schulanfang nach den Ferien so unregelmäßig sei. Der Konrektor Moebus mahnte, alle Lehrer sollten, „um die Leute wieder zusammen zu bringen, die Stunden, ohne etwas auszusetzen, zugleich auf einmal anfangen, „um den discipuln das praejudicium zu nehmen, womit sie sich bisher beholfen: ob gingen die lectiones am Anfang nicht so starck und habe man auch nicht so zu eylen." Wer nicht rechtzeitig erschien, sollte einen Beitrag zur Bibliothekkasse entrichten. Als Entschuldigung der Versäumnis sollten höchstens entferntes Wohnen, Krankheit und Kriegsläufte gelten. Oft genug mußte auch nachher den Lehrern Pünktlichkeit eingeschärft werden, auch daß sie „die Freiviertelstunde nicht also dehnen". Aber kann man es wirklich Lehrern wie Schülern übel nehmen, daß sie froh waren, von der kolossalen Stundenlast einmal erleichtert zu sein, und daß sie diese nur ungern wieder aufluden! Man knapste, wo es ging, ein wenig freie Zeit ab. Dagegen ist von eigentlichen Schulschwänzereien weniger bekannt; nur anno 1788 wurde ein Eremit unter großem Machtaufwande zur Schule geholt und zur Strafe eingetürmt. Urlaub unter zweifelhaftem Vorwande ließ sich allerdings mancher geben, so daß auch hiergegen von oben her eingeschritten werden mußte.

Ein großer Mißstand war es, daß die Schüler willkürlich das Gymnasium verließen, um sich auf die Universität zu begeben. Einmal litt dadurch die Ordnung der Schule und dann ihr Ruf nach außen. Denn es kam oft vor, daß gerade sehr Unreife sich vorzeitig entfernten. Regierung und Konsistorium erließen deshalb schon unter Fürst Georg August am 5. IX. 1715 eine Verordnung, daß wenigstens die Landeskinder sich nicht erkühnen sollten, „bei geringen profectibus nach den Universitaeten fortzueylen." Die Eltern mußten dem Rektor ein Vierteljahr zuvor schriftlich oder mündlich den beabsichtigten Austritt ihrer Kinder anzeigen. Dann sollte „ein examen solenne stattfinden, worauf die Schüler je nachdem kurzer Hand dimittiret, oder noch etwas zurückgehalten wurden", letzteres „bey Verlust der in fürstlichen Landen zu hoffenden promotion in Ecclesiasticis et Politicis." Unter 25 Jahren sollte keiner in den Regierungsdienst aufgenommen werden. Der Rektor Cramer wünschte eine Ergänzung dahin, daß es keinem Vater, aus welchem Lande er auch sei, frei stehen solle, seinen Sohn vor dem Examen ohne Dispens des Konsistoriums aus der Schule zu nehmen, und es scheint dieserhalb auch eine Verfügung ergangen zu sein. Stritter zeigte 1741 dem Konsistorium an, daß von 65 Primanern 14 ausgeblieben seien; allmählich seien sie wiedergekommen bis auf 3, die sich ohne Abschied entfernt hätten; 2 seien durchgebrannt „aus Angst vor dem mit Ruten Peitschen." Trotzdem die fürstliche Verordnung am 18. VI. 1734 und 10. X. 1751 wiederholt bekannt gemacht ward, kamen die Unregelmäßigkeiten immer wieder vor, und man war, wenigstens was die auswärtigen Schüler betraf, machtlos dagegen. Unterm 4. VII. 1789 sah sich deshalb Fürst Karl Wilhelm wie schon am 13. IX. 1769 sein Vater, Fürst Karl zu einer (später noch näher mitzuteilenden) scharfen Verordnung, die dem Unwesen auch endlich ein Ziel setzte, veranlaßt. In ähnlicher Weise, zugleich um die Ueberfüllung der Studien durch geistig Minderwertige zu vermeiden, war unterm 23. III. 1764 von der Regierung erklärt worden, daß nichtbegabte arme Schüler kein Stipendium mehr erhalten sollten.

Wenn sich in dem unerlaubten Abgang zur Universität die Eigenmächtigkeit der Schüler zeigte, so offenbarte sich deren Widerspenstigkeit im Unterrichte selbst. Das war aber noch nichts im Vergleiche zu den Zuchtlosigkeiten, welche sich die Schüler auf der Straße gestatteten. Aus der Zeit des Rektors Gärtner ist nur ein einziges Aktenstück darüber vorhanden. Anno 1688 beschwerte sich nämlich eine Anzahl Bürger, „daß kain magdt oder Gesindt bey denen Schülern allhier, Bevorab bey abendts- oder nachtszeithen vorbeygehen dörffte, welches nicht wenigstens von denselben angehalten und außgehöhnet werde." Schlimmeres als „Anhalten" und „Aushöhnen" scheint indes nicht vorgekommen zu sein. Es erfolgte darauf seitens der Regierung prompt ein „Befelch an die Herren Praeceptores, daß sie die bißherige insolentien, so die Schüler bey Nacht verübt, verwehren." Es sollten solche Frechheiten bei strenger Strafe nicht mehr vorkommen, und wenn etwa ungebärdige Schüler von den Bürgern „angefahren" würden, sollten Klagen von ersteren deswegen nicht angehört werden.

(Fortsetzung folgt.)



Keltische Kultusstätten in Nassau.

2) Von J. Wagner-Wittenberg. (Schluß.)

Leider ist, aber erst seit einigen Jahren, ein altes Volksfest eingeschlafen, welches ebenfalls am Herkersdorfer Küppel gefeiert wurde und zu dem Gäste von weit und breit kamen. Es fand an Christi Himmelfahrt statt und wurde von der Kreisstadt Kirchen besonders viel besucht, dessen Einwohner die Leiter des Festes waren. Es wurde getanzt, Blumen gesucht, und fröhliche Lieder gesungen; das Fest hatte also entgegen dem Osterfeuer einen durchaus weltlichen Charakter. Hier und da ist auch — wie an vielen Orten Deutschlands — an der Sieg die Meinung vertreten, es wäre untunlich, am Himmelfahrtstage zu nähen oder überhaupt Eisen anzufassen; man ziehe sonst das Gewitter ins Haus. Inwieweit die Annahme berechtigt ist, der Himmelfahrtstag wäre in vorchristlicher Zeit dem Donnergotte Donar geweiht gewesen, wage ich nicht zu entscheiden und möchte nur daran erinnern, daß wir es beim Kirchen- und Herkersdorfer Volksfeste mit einer sehr alten Institution zu tun haben, von der ich wohl mit jedem, der Verständnis für historische Feste hat, unendlich bedaure, daß es, nachdem es in das Wäldchen „Sohle" verlegt worden war, jetzt nicht mehr existiert.

Nun bitte ich den geneigten Leser, mit mir durch die Wälder des Westerwaldes über Zeppenfeld und Haiger nach einem andern Berge zu wandern, der nördlich vom bekannten Driedorf liegt und ebenfalls von keltischer Vorzeit zu erzählen weiß, ich meine den Bardenstein. Schon von weitem sehen wir die mächtige, breithingelagerte Felsmasse, welche die gesamte Umgegend beherrscht. Sein Massiv erhebt sich zwischen den Quellläufen des Amdorfer Baches, sowie denjenigen des Erdbaches, welcher eine kurze Strecke seinen Lauf unterirdisch fortsetzt und dabei stark genug bleibt, kurz nach seinem Wiederanslichttreten eine Mühle zu treiben, ferner des Meden- und des Donsbaches, beide mit gleichbenannten Dörfern. Schon der muntere Donsbach ist möglicherweise keltischen Namens [1]), wenigstens scheint mir die versuchte Ableitung von einem Germanen, namens Duno nicht recht einleuchtend.

Trotz der hohen Lage selbst der Täler ist die Temperatur warm, wenn auch nicht so hoch wie in dem benachbarten Dilltale, wo noch köstliches Obst wächst und sogar der Wein an den Häusern zur Reife gelangt. Je mehr wir bergan steigen zu den Höhendörfern, sei es nun Gusternhain oder Heisterberg, desto rauher und feuchter wird die Luft, bewegt von stoßweisen Winden, die in der Winters- und Frühjahrszeit zu wirklichen Stürmen anwachsen; unter uns liegen die kleinen Sümpfe und die guten Wiesen; der Wald dominiert; in den höchsten Gemarkungen, z. B. bei Rabenscheid, Waldaubach, Hohenroth und Heisterberg, das seinen Namen von jungen Buchen führt, die in der Nähe wachsen (Heister=Buche), gedeiht fast kein Obstbaum mehr, und selbst das Erträgnis der wenigen guten Aecker ist gering; Nebel decken die Täler. Vor Winden ziemlich geschützt, liegt auf dem Abhang das Dorf Gusternhain, dessen Name im frühen Alter nicht mehr festzustellen ist und 1313 Gausterehan lautet; es wäre nicht unmöglich, daß das erste Wort mit unserm jetzigen Jauzen oder gauzen zusammenhinge, das sich freilich weniger auf die Hunde, als auf das Wolfsgeheul in den nahen Wäldern (früher) beziehen dürfte. Seine Braunkohlengruben geben den weniger bemittelten Bewohnern willkommenen Verdienst. Uns zu Füßen liegen die Dörfer Renterode, das schon 993 vorkommt, Erdbach und Breitscheid, die man urkundlich seit 1190 kennt und in der Ferne das bekannte alte Driedorf, das 1100 noch aus 3 Teilen bestand und schon 1290 Stadtrechte besaß.

In Waldaubach machen wir Rast, von hier aus zieht sich in nordöstlicher Richtung ein breiter, langgezogener, mit Wald bestandener Bergrücken hin; weiter in der Richtung des Dorfes Medenbach fallen steile und schmale Klippen zu Tal. Wir wandern indeß der Bergkuppe zu, die wir in 3/4 Stunden erreichen: es ist der eigentliche Bardenstein mit seiner merkwürdigen Spitze, ca. 500 Mtr. hoch, richtiger Plateaufläche. Sein oberster Teil besteht aus dem plattrunden Doloritfelsen, dessen oberste, 214 Fuß breite, kreisförmige Fläche rundum von Felsen, wie mit einer Mauer umgeben ist, welche nach Norden zu die Höhe von beinahe 8 Mtr. erreicht. Diese anscheinend menschliche Arbeit verleiht außer seinem Namen dem Berge eine ganz besondere Anziehungskraft für den Geschichts- und Altertumsfreund. Doch zuerst zur Erklärung des Bergnamens.

In alten Urkunden erscheint unser Berg als Barensteyn und Bardenstein. Das Wort ist völlig identisch mit dem altkeltischen Substantiv bardo-s, worunter ein lyrischer Sänger verstanden wird, nach dem Zeugnisse des Poseidonios und der **Pauli festarum p. 34,11**, wo wörtlich gesagt wird: **Bardus Gallice cantor appellatur, qui virorum fortium laudes canit**", d. h. auf keltisch, nennt man den Sänger, welcher das Lob der Helden singt, einen Barden. Außerdem hieß im Keltischen bar der Gesang und zwar ein ernster, religiöser, „heiliger" Gesang.

So gelangen wir an die Frage nach dem Berufe des Barden. War er ein weltlicher Dichter und Sänger etwa wie der spätere „Minnesinger", oder war er Mitglied einer geschlossenen Korporation? Darüber gibt uns der alte Strabo Aufschluß. Er behauptet, daß die Gesamtpriesterschaft der Druiden drei Hauptklassen besessen hätte, die eigentlichen Druiden, welche allein in das theologisch-philosophische System eingeweiht waren, dann die Priester und drittens die Barden. Ungefähr gleiches teilt uns Ammianus mit. Alle Barden standen beim Volke im hohen Ansehen; denn bei allen alten Völkern — wie z. B. auch bei den Germanen — war die Poesie der Anfang aller geistigen Bildung, der Sänger ein von den Göttern inspirierter Seher. Hiernach ist

[1]) Dun, Dunum, vgl. Dünsberg, Duneberg, Taunus. (D. H.)

also der keltische Barde ein Religiosus, ein Mann, der in jetzigem Sinne an Ordensgesetze gebunden und ein Mitwirkender bei religiösen Handlungen war. In der Tat deutet ein flüchtiger Hinweis Strabos auf den Vortrag geistlicher Lieder, weil er von Gedichten und „Hymnen" der Barden spricht. Außerdem aber haben diese ihre Kunst auch weltlichen Zwecken dienstbar gemacht. Sie besangen die fürstliche Freigebigkeit ihrer Territorialherren, und vor allem priesen sie im Liede mutige Taten der Krieger und gaben durch „Schmachlieder" die Feiglinge dem Hohne und der Verspottung des Volkes preis. Die Barden waren in den Volksversammlungen umsomehr gern gesehene Gäste, als die Kelten viel größere und damals schon feiner gebildete Freunde der Musik als die Germanen waren: keine Feier ohne Gesang und kein festlicher Sang ohne die Begleitung der Zither oder der Geige.

Ich glaube, um Mißverständnisse zu vermeiden, ein Wort über die deutsche Barden sagen zu müssen. Nun, wenn auch Hans Sachs seine Bare dichtete und der größere Klopstock seine „Hermannsschlacht" und Gesänge ähnlicher Richtung „Bardiete" nannte, so taten sie das in einer Zeit, welche kritische Studien im germanischen Altertum noch nicht gemacht hatte. Bardenstein klingt doch so gut deutsch, und in Zeiten, welche noch nicht lange hinter uns liegen, las man wohl auch von germanischen Barden etwas — aber mit Unrecht. Heute wissen wir, daß es wohl deutsche Sänger gab, aber auch, daß die Germanen diese nicht Barden nannten. Die Verwechselung beruht auf einer unrichtig gelesenen Stelle in der Germania des Tacitus, wo einige in dem lateinischen Wort, welches das Anstimmen des Schlachtgesangs wiedergibt: baritus, ein d entdeckten und barditus lasen, welches Wort man nun für den Gesang selbst hielt. Um jeden Zweifel zu heben sagt Vegetius: „Clamor autem, quem barritum vocant"; clamor hat hier den Sinn von wüstem Geschrei.

Doch kehren wir zu dem Bardenstein selbst zurück. Auf seiner flachen Kuppe sieht man mit Ver- und Bewunderung jene seltsame Mauer, die halb der Natur, halb wohl der Menschenhand ihre Entstehung verdankt. Andere Berge sind auch mit Felsstücken dicht besät; aber die zersprengten Massen pflegen dann regellos und ohne System herumzuliegen. Hier haben wir es indessen mit einer Art Mauer zu tun, welche den ausgesprochenen Zweck hat, den Raum zu sichern vor feindlichen Angriffen, etwa in Art der vorgeschichtlichen oder germanischen Wallburgen oder Ringwälle. Aber, meines Wissens ist der Bardenstein noch nicht definitiv als solche erkannt worden, und wenn Vogel und andere Forscher die Ringwälle in Nassau anführen, so werden wohl der Altkönig, die Goldgrube, der Roßkopf und manche andere gezählt — unser Bardenstein nicht. Gleichviel, auf welche Weise diese interessante Mauer entstanden ist, sie wird wohl zur keltischen Zeit die Druiden angezogen haben, als ein gesicherter Platz, von dem man die Ungeweihten leicht abhalten konnte. Man weiß, daß die Stellen des Druiden-Gottesdienstes, namentlich in einer Periode der Unsicherheit, auf Bergen lagen, daß wunderlich geformte Felsengruppen aufgesucht wurden — und daß, wo solche fehlten ein Steingehege errichtet wurde — aus großen, hohen Steinen, den Menhirs, denn maen heißt Stein und hir lang. Es wäre sehr erwünscht, wenn Fachleute die Kuppenmauer auf ihre Natur hin untersuchten; sie müßten aber vorher die unzweifelhaft echten Menhirs in der Bretagne oder Wales u. s. w. gesehen haben.

Aber noch ein Umstand von großer Wichtigkeit, welcher den Druiden gerade den Bardenstein wertvoll machte, ist bislang noch nie hervorgehoben worden. Wir haben bereits früher berichtet, daß der keltische Gott Tarannis ein Gott des Donners, des Blitzes, kurz des Gewitters war. Nun wissen die Driedorfer, Heisterberger, Breitscheider und Gusternhainer Landwirte aus jahrelanger Erfahrung, zu ihrem großen Leidwesen sehr genau, daß der Bardenstein die nahe kommenden Gewitter anzieht und gleichsam zur Entladung zwingt. Wie manche Hoffnung auf gute Ernte wurde noch in heutigen Tagen hierdurch vernichtet; vor allem aber war der Blitzschlag oft verhängnisvoll. Im September 1830 zündete der Blitz im Dorfe Breitscheid; im Sommer 1832 tötete der Blitzstrahl am Bardenstein den Driedorfer Gemeinde-Kuhhirten und 1834 fast an der gleichen Stelle ein Hirtenbübchen aus Heisterberg. Daß ein Baum getroffen wird, gehört zu den selbstverständlichen Ereignissen, während in der weiteren Umgebung die Gewitter weit weniger gefährlich hausen. Solch ein Berg, an dem sich Gott so oft offenbarte, m u ß t e eine Stätte der Verehrung werden; daher erklärt sich der keltische Name „Stein der Barden", denn diese waren ja in der Tat amtirende Priester (Druiden).

Die Parallele mit dem Druidensteine liegt klar zutage. Um Tarannis zu versöhnen, lohte das Opferfeuer auf, dem das Volk in heiligem Schauer an dieser Stätte der Verwüstung vor der scheinbar handgreiflichen Deutlichkeit der Anwesenheit des Himmelsherrn zusah, und flehend sanden die Barden ihre Gesänge zu den Wolken. Tempora mutantur! Die Götter, Druiden und Barden sind in der Flut des die eigenen Kinder verschlingenden Kronos dahingegangen; die keltische Herrlichkeit ist längt begraben, verschüttet und — vergessen. Wahrscheinlich ist sie ganz allmählich, im Laufe der Jahrhunderte dem Gedächtnisse der Dilltalbewohner entschwunden. Auch die Germanen mögen in ihrer Art am Bardenstein relgiöse Feierlichkeiten abgehalten haben — bis unter den Strahlen des Sterns von Bethlehem auch die germanische Götterwelt zu leblosen Schemen verblich.

Die Sauerburg und das Geschlecht der Sickingen.

2) Von K. Wolff. (1. Fortsetzung.)

Im Jahre 1410 fand eine Teilung der pfälzischen Lande statt zwischen den Pfalzgrafen Ludwig, Johann, Stephan und Otto, wobei Ludwig u. a. auch die Festen Surburg und Rheinberg (letztere ist



Wispertal) ganz erhält.[1]) In 1470 kommt ein **Bernhardus dictus Schilling de Surberg** als Prior des Klosters Klingenmünster vor. Ob dieser von der Sauerburg stammte, steht dahin.[2]) Im Jahre 1504 hatte die Sauerburg 7 kupferne Hakenbüchsen und 1 zerbrochene Hakenbüchse. Als Burgleute waren damals dort: Syfrit Horneck, Conrad Stumpff von Waldeck, Adam von Aldendorff und Johannes von Germersheim, Zollschreiber.[3]) Im Jahre 1505[4]) verkaufte Kurfürst Philipp von der Pfalz in der für die Pfalz so ungünstigen bairischen Fehde das Dorf, die Burg und den Hof Fronborn, welche zusammen die „Vogtei Sauerthal" ausmachten, an seinen Marschall Philipp von Kronberg. Er behielt sich jedoch das Lehnsrecht vor. Durch eine Kronberger Erbtochter kam die Vogtei 1617 an die Brömser von Rüdesheim, welche nach dem Binger Chronisten Johann Schell „das fast verfallene Berghaus Sauerburg gar schön wieder gebaut, auch einen Brunnen darauf führen lassen."[5]) 1668 an die Freiherren (seit 1679 Grafen) von Metternich und 1692 wieder durch Erbschaft an die Freiherren von Sickingen.

Die Nachrichten über diesen mehrfachen Besitzwechsel sind außerordentlich spärlich. Dagegen können wir folgendes mitteilen. Der obengenannte Brömser ist Heinrich Brömser von Rüdesheim, der von etwa 1632 bis 1668 Vizedom zu Mainz war. Ueber ihn findet sich bei Gudenus nachstehende interessante Notiz, die hier in getreuer Uebersetzung wiedergegeben sei.[6]) „Im Jahre 1645 wurde Brömser nach Osnabrück delegiert zu den Verhandlungen über den allgemeinen Frieden (Westfälischer Friede). Hier wurde er in seiner Anwesenheit bald darauf, am 16. August desselben Jahres, vom Kaiser zum Freiherrn (Liber Baro) ernannt. Im Jahre 1647, im Monat September, kehrte er nach Frankfurt zurück, wohin der Kurfürst Anselm Kasimir sich begeben hatte, weil Mainz von den Franzosen besetzt war. Er starb 1668; seines Stammes, woraus so viele ausgezeichnete Männer beiderlei Standes hervorgegangen, der letzte. Er liegt mit seiner Gemahlin in der Karmeliterkirche vor dem Hochaltar unter einem umgekehrten Schild begraben."

Hierauf folgt bei Gudenus, vielleicht als Grabschrift, folgende doppelspaltige Notiz,

„Henrich Freyherr Brombser von Rüdesheim, Herr zu Sauerberg und Gaulsheim, der Röm. Kayserl. Maj. Reichs Hoff-Rath, Churfürstl. Maynzischer Geheimer Rath, Hoff-Richter und Vizedom zu Maynz; Ist gestorben den 23. Novembris 1668, seines Alters im 68. Jahr. Der letzte dieses Stammes und Nahmens. R. I. P.	Maria Magdalena Freifrau Brombserin von Rüdesheim, Wittib, gebohrene von Hedesdorff; Frau zu Saurberg und Gaulsheim; Ist gestorben den 25. Novembris 1672, ihres Alters im 71. Jahr. R. I. P.

Die Sauerburg ging nun, wie oben gemeldet, 1668 an die von Metternich über, ob als heimgefallenes Reichslehen oder durch Kauf oder sonstwie, steht dahin. Anno 1670 verlangte **J. Casimir, administrator Palatinus**, von den Erben der Brömser das Schloß Sauerburg sowie ein Gut in Steeg bei Bacharach zurück,[7]) jedoch vergeblich. Auf Heinrich Brömser folgte als Vizedom von Mainz am 20. April 1669 bis 1686 Franz von Sickingen, Kurmainzer Hofrat und Amtmann von Bischofsheim. Er starb 1715 als „Freiherr von und auf Sickingen, Herr zu Landstuhl, Sain und Sauerburg." Die Herrschaft Sauerburg hat er wohl durch seine Gemahlin Anna Maria, die eine Gräfin von Metternich war, erlangt (1692).

Kehren wir nun zur Sauerburg zurück. Nach dem Bericht des Kauber Amtmanns M. A. Schwab[8]) von 1670 war die Burg damals schon in schlechtem Zustand. Dem entgegen nennt sie ein Bericht des Justizrats Amtmann Schapper[9]) von Sankt Goarshausen, Juni 1830, auf Grund einer in der dortigen Amtsregistratur befindlichen Beschreibung von 1670: „damals noch sehr wohl erhalten."

Wer hat nun Recht? Wir glauben, daß die Wahrheit in der Mitte liegt und daß das „sehr wohl erhalten" fast nur dem äußern Anschein galt und das nicht einmal ganz.

Das Jahr 1689 ist das Todesjahr der Burg. Die Mordbrennerbanden Ludwigs XIV. haben im genannten Jahre zahllose Burgen, Kirchen und Baudenkmäler am Rheinstrom gebrochen; so auch die Sauerburg. Im nahen Dorf Ransel befindet sich noch ein altes Protokollbuch, verfaßt um 1770 von Philipp Schamary, Gerichtsschöffe und Gerichtsschreiber, darin ist ein Vorbericht über die Herrschaft Sauerburg und deren Gerechtsame.[10]) Hier heißt es: „Im Jahre 1689 kamen die Franzosen, die über dem Rhein standen, mit einigen hundert Mann herüber und nahmen Sauerberg durch Verräterei ein. Weil sie sich aber gegen die zusammengezogenen hessischen und Reichstruppen nicht halten konnten, sprengten sie das Schloß in die Luft, wobei auch die schöne Schloßkapelle zerstört wurde. Dadurch blieben die Sauerthaler lange Zeit ohne Gottesdienst und gingen wie irre Schäflein bald hier, bald dort ihren Gottesdienst und die Sakramente suchen."[11])

Nach Amtmann Schappers Bericht wurde die Burg 1689 „verbrannt und der Hauptturm also gesprengt, daß ein Vierteil davon in den Burghof stürzte; das übrige aber erhielt sich und steht noch." Dieser Bericht ist, wie schon oben angedeutet, nicht ganz zuverlässig. Die Burg wurde vielmehr, wie auch andere Forscher berichten und auch der Augenschein lehrt, nach französischer Manier ziemlich gründlich verwüstet und zerfiel nachher noch mehr.

Ein halbes Wunder bildet der viereckige Hauptturm, der sogenannte Bergfried. Mitten entzwei ge-

[1]) Roth, Fontes I.
[2]) Roth, Fontes I.
[3]) Roth, Fontes II.
[4]) Widder III.
[5]) Lotz-Schneider.
[6]) Gudenus, Codex Diplomaticus I.
[7]) Roth, Fontes I, Widder III.
[8]) Mitgeteilt von J. B. Junker Die Sauerburg, in den Nass. Annalen VI.
[9]) Bei A. v. Stolterfoth. Nach unsern Erkundigungen ist weder in der Amts- noch Amtsgerichtsregistratur zu Sankt Goarshausen etwas über die Sauerburg vorhanden.
[10]) Bei Zaun, 372—373.
[11]) Zaun, 372.

sprengt, von oben bis unten meterbreit auseinanderklaffend, so daß man mitten hindurch sehen kann, scheint er jeden Augenblick in die Tiefe der hinteren Schlucht zu stürzen. Allein seine Mauern sind über 1 Meter dick, so daß er gewiß noch lange klaffen und noch manches Menschenalter überdauern wird.

Im Jahre 1806 wurde Burg und Vogtei als unmittelbare Besitzung der Grafen von Sickingen mediatisiert.

Infolge der Gründung des Rheinbundes nämlich, dem auch die Fürsten Friedrich August von Nassau-Usingen und Friedrich Wilhelm zu Nassau-Weilburg beitraten (nicht aber der Prinz von Oranien, der deshalb seine sämtlichen deutschen Besitzungen verlor), erhielt der erstere als Chef[12]) des Hauses Nassau den Titel Herzog, und beide bekamen ansehnliche Gebietsvergrößerungen. Da Herzog Friedrich August ohne männliche Erben war und der Herzogstitel wie sein Besitztum ohnehin später an Friedrich Wilhelm überging, so vereinigten beide schon jetzt ihre Besitzungen zu einem gemeinsam regierten Herzogtum Nassau.

Zu diesem Gebietszuwachs gehörte also auch die Souveränetät über Sauerthal, den Fronborner Hof und den Ottcher Hof, die Besitzungen des Grafen von Sickingen, dessen reichsritterschaftliche Qualität jedoch bestritten war, weshalb Widder in der Historisch-geographischen Beschreibung der Kurpfalz den Ort zum Unteramt Kaub zählt.[13])

Um 1820 besaß die Sauerburg angeblich der Freiherr Otto von Gemmingen, der sie von den Sickingen ererbte. So berichtet wenigstens der rheinische Forscher Dahl.[14])

II. Die Ruinen.

Mit wahrer Wehmut betrachtet man die Ruinen der Sauerburg, dieses ewige Denkmal ausländischer Barbarei. Indem wir auf die ausführlichere fachmännische Beschreibung der umfangreichen Ruinen dieser „großartigen Burg" bei Lotz-Schneider, S. 397 bis 399 verweisen, geben wir hier teils im Auszug daraus, teils nach eigenen Lokalstudien daselbst nur folgende Notizen.

Ehe man zur eigentlichen Burg gelangt, passiert man drei Höfe, die in weitem Halbkreis nebeneinander liegen, aber jeder höher wie der vorhergehende, alle auf der Höhe des Berges nach dem Dorf Sauerthal zu.

Der unterste Hof enthielt die Viehställe und die Schmiede, der mittlere die Pferdeställe, der oberste, oder eigentliche Burghof, stieß rechts an die lange Fassade der Wohngebäude des Schlosses. Längs des 1. und 2. Hofes liegt südöstlich die Burgkapelle, ein einfacher gotischer Bau in dessen Dachreiter 1670 noch ein Glöckchen von 1½—2 Zentnern hing. Der Eingang zur Kapelle befindet sich im 2. Hof. Die Wohnung des Burgkaplans befand sich nahebei, aber im ersten Hof, malerisch auf einem Felsvorsprung.

In der Südwestecke des 3. Hofes befindet sich der Ziehbrunnen, „angeblich 48 Klafter tief, 1670 in einem Gebäude befindlich, worin der Keller wohnte." Ueber diesen Hof, über die Wohngebäude und Türme, deren Friesbogen und Mauerwerk, Ringmauer, Zwinger ꝛc. vergleiche man Lotz-Schneider. (Schluß folgt.)

[12]) Rheinbundsakte, § 6: „Le chef de la maison de Nassau prendra le titre Duc."

[13]) Nass. Annalen, Bd. X.

[14]) Dahl, S. 81.

Pedro.

Eine Geschichte aus dem spanischen Befreiungskriege.

2) Von J. Wilhelmi. (1. Fortsetzung.)

„Wie seid ihr diesen Mordversuchen auf die Spur gekommen?" fragte der Leutnant.

„Vor etwa vierzehn Tagen," erwiderte der Hauptmann, „wurde ein Mann eingefangen, der auf einem Maultier zwei Höllenmaschinen transportierte, durch welche wir gelegentlich eines Festes, an welchem die ganze Garnison teilzunehmen gedachte, in die Luft gesprengt werden sollten. In voriger Woche fanden wir zwei Soldaten unseres Regiments in der Nähe der Stadt, schwer verstümmelt, aufgehängt. Diese Vorkommnisse machten uns vorsichtig, zumal auch von benachbarten Orten Warnungen einliefen, man plane den Wein, der unsern Soldaten vorgesetzt wird, ja selbst die Brunnen zu vergiften. Am verflossenen Freitag sollten unsere Leute ihr Brot aus der Bäckerei der Zitadelle empfangen. Ein zum Abfassen des Brotes kommandierter Soldat, auf dem weiten Weg zur Kaserne durch den Anblick des frischen Gebäckes gereizt, brach sich ein Stück ab, verzehrte es und wand sich bald unter furchtbaren Schmerzen. Er starb schon während seiner Einbringung in das Krankenhaus. Einige Hunde, die man mit dem Brote fütterte, verendeten bald unter konvulsivischen Schmerzen. Auch das Brot, das für uns Offiziere aus einer anderen Bäckerei geliefert wurde, erwies sich als stark vergiftet. Die ganze Garnison hätte, wenn nicht Gottes allmächtige Hand den teuflischen Plan enthüllt hätte, an dem einen Tage eines elenden Todes sterben können. Die Bäcker konnten nachweisen, daß ihnen das Mehl vergiftet geliefert worden war, wie aber das Gift in das Mehl gekommen, war nicht zu ermitteln. Weil die Verbrecher nicht entdeckt wurden, läßt heute der französische General alle männlichen Bewohner Barcelonas vom sechzehnten bis zum siebzigsten Lebensjahr das Los werfen; zweiundzwanzig von ihnen sollen zur Sühne für die begangene Schandtat erschossen werden. Glaube mir, Freund, wo der Kampf so geführt wird,

wo man beiderseits alle Schrecken des Krieges heraufbeschwört, da ist sein Ende nicht abzusehen, zumal auch die regulären spanischen Truppen von den Engländern kräftig unterstützt werden. Der Kaiser wird nicht nachgeben und seinen Feldherrnruhm in Spanien nicht zerpflücken lassen, Spanien aber wird sich nicht beugen. In welcher furchtbaren Lage," fuhr der Hauptmann erregt fort, „befinden wir uns, die wir kämpfen müssen für den Unterdrücker unseres Vaterlandes, kämpfen gegen die Unglücklichen, welche mit uns ein gleiches Los tragen, auf deren Seite wir eigentlich stehen sollten; und welche elende Stellung haben wir bei alledem den französischen Offizieren gegenüber? Sie betrachten uns mit Mißtrauen, weil sie wissen, daß wir nicht mit voller Freudigkeit dem französischen Regimente dienen. Oft begegnen sie uns mit offener Geringschätzung. Für alle Fehler, die geschehen, sucht man uns verantwortlich zu machen, so daß ein kameradschaftliches Verhältnis zwischen uns und ihnen nicht aufkommen kann. Nur der Druck von oben hält bei den französischen Offizieren den offenen Ausbruch von Feindseligkeit gegen uns zurück. Schon als wir einmarschierten, gab es zwischen deutschen und französischen Offizieren eine Reihe blutiger Duelle. Es hatte ein Gefecht stattgefunden. Der Feind war zerstreut, wir hatten das Dorf besetzt, aus dem wir die Spanier vertrieben. Da hörte ich aus einem einzelstehenden Hause plötzlich ein lautes Jammern und flehentliche Hilferufe. Ich drang mit einigen Offizieren und Soldaten hinein und fand dort französische Marodeurs, welche mit gezücktem Säbel die Hausbewohner arg bedrängten. Wir schafften Ruhe und trieben die Franzosen aus dem Hause. Aber als dieselben einige Stunden später von nacheilenden spanischen Guerilleros aufgegriffen und getötet wurden, da legte man uns ihren Tod zur Last, als wenn wir absichtlich die Franzosen in die Hände der Feinde und dadurch in den Tod getrieben hätten. Nur das energische Einschreiten des Generals Decaen verhütete ernste Zweikämpfe zwischen uns und französischen Offizieren. Aber dennoch muß ich es tragen, daß der kaiserliche General mir, der ich nach meiner Pflicht unschuldige Menschen, Frauen und Kinder, gerettet hatte, mit finsterer Miene ein maßvolleres Benehmen anriet und ein Einhalten der rechten Stellung gegenüber den französischen Offizieren, als seien sie unsere Gebieter."

„O," sprach der Hauptmann mit vor Erregung zitternder Stimme, „die Verhältnisse sind fast unerträglich, und doch muß man sie tragen; wir haben kein Recht, eigenmächtig die Fahne zu verlassen, der wir Treue geschworen, auch wo diese Fahne fern vom Vaterlande weht. Wollte nur Gott, mein Landesherr entbände mich meines Eides, oder noch besser, er ließe uns mitkämpfen gegen die, deren Eroberungen wir jetzt stützen müssen!" Eine trübe Stimmung hatte sich der Freunde bemächtigt. Auch Leutnant Horn fühlte, was sein Freund seither gelitten, und die Vorahnung eigner schwerer Tage ergriff ihn. Stiller floß ihr Gespräch dahin.

Langsam brach der Abend herein. Die glühende Hitze hatte sich gemildert. Der Hauptmann schlug einen Spaziergang in der Kühle des Abends vor, um die trüben Gedanken zu verscheuchen. Eben wollten die Offiziere nach dem Hafen aufbrechen, um die erquickende Seeluft dort zu genießen, als plötzlich eilige Schritte auf der Treppe erschallten und die Türe sich öffnete. Ein etwa sechzehnjähriger, schlank gewachsener Knabe, mit schwarzen Haaren und schwarzen Augen, trat ohne anzuklopfen herein, und kaum hatte er mit angstvollem Blick das Innere des Zimmers überflogen und den Hauptmann von Waldheim entdeckt, als er mit freudiger Hast auf ihn zusprang und sich ihm zu Füßen warf. Die Offiziere hatten im ersten Augenblick fast erschreckt nach der Waffe gegriffen, jetzt aber erkannte Waldheim lächelnd den Knaben.

„Bist du es, Pedro?" rief er mit Staunen. „Was suchst du hier, mein Sohn?" Fast liebkosend legte er seine Rechte auf das Haupt des Knaben, der treuherzig zu ihm aufschaute.

„Siehe, das ist der Knabe," sprach Waldheim zu dem Leutnant gewendet, „von dem ich dir vorhin erzählt habe, dem ich das Leben verdanke. Er und seine Schwester haben mich verborgen gehalten und geschützt, da ich verwundet in dem Hause bei Mataro lag. Aber was erregt dich, Pedro? du zitterst ja wie Espenlaub."

„Gnade, Gnade!" drang es in spanischer Sprache von den Lippen des Knaben.

„Was ist dir begegnet? Rede!"

„Mein Vater, mein armer Vater!" rief Pedro, zitternd vor tiefster Aufregung, „ist vorhin ausgelost worden, er soll mit einundzwanzig andern erschossen werden, wenn Ihr ihn nicht rettet, Señor Capitano; aber Ihr müsset ihn retten, es ist unmöglich, daß er sterbe."

Der Hauptmann war blaß geworden und ging erregt im Zimmer hin und her.

„Dein Vater, Pedro? Ist er denn noch hier? Du sagtest mir doch in Mataro, dein Vater sei nur für kurze Zeit nach Barcelona gegangen, er werde in wenigen Tagen nach Hause zurückkehren."

„O hätte er es getan!" rief schmerzbewegt der Knabe. „Er hatte hier am Strande Verdienst gefunden mit seinen Maultieren; die Zeiten sind schlecht; zu Hause stockt der Erwerb in dem unseligen Kriege, und so verschob er seine Rückkehr von Monat zu Monat. Nun eben wollte ich ihn abholen und ihm helfen, die Maultiere zurückzubringen nach Mataro, da trat das unglückliche Ereignis ein, für das der General nun so harte Bestrafungen über Barcelona verhängt. Wir wollten heute morgen abreisen, doch ließ man uns nicht mehr aus der Stadt heraus, und gerade ihn, den Unschuldigen, der gar nicht einmal Einwohner von Barcelona ist, traf heute das Los."

„Pedro," sprach der Hauptmann tief erschüttert, „deinem Vater ist leider nicht zu helfen. Der General ist unerbittlich. Er hat die Vergifter nicht entdeckt, nun müssen Unschuldige leiden. Ich gäbe gern mein Bestes dafür, deinen Vater frei zu machen, aber ich kann ihn nicht erretten. Das ist der Krieg."

(Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

Archivrat Dr. **Wilhelm Sauer.** In dem „Biographischen Jahrbuch“, 6. Bd., S. 194 u. f. lesen wir über diesen verdienten Historiker, der fast 20 Jahre in Nassau wirkte, folgenden, von Dr. H. Helmolt verfaßten Nekrolog (gekürzt):

Wilhelm Sauer, kgl. preuß. Archivrat, * am 21. Juni 1843 zu Münster in Westfalen, † am 4. April 1901 in Düsseldorf, gehört zu den verdienten Altpreußen, die, durch öffentliche Stellung wie innere Neigung hierzu berufen, ihre vornehmste Aufgabe darin erblickt haben, die tatsächliche Einverleibung, das wirkliche Einleben der 1866 gewonnenen Provinzen in die Allgemeinheit zu ihrem bescheidenen Teile mit befördern zu helfen. Nachdem er das Gymnasium zu Münster besucht hatte, studierte S. an der Akademie seiner Vaterstandt und an der Universität in Göttingen, bestand im Oktober 1868 die Staats- und Doktorprüfung, erhielt im April 1869 als Aspirant die erbetene Zulassung ans Staatsarchiv in Münster und ein Jahr darauf ebenda die Ernennung zum Archivassistenten, dem 1872 der Titel „Archivsekretär“ folgte, vertrat 1873 zeitweise den Düsseldorfer Staatsarchivar, wurde als Archivsekretär 1874 nach Hannover und 1876 nach Aurich (Friesland) versetzt, wo er das Staatsarchiv kommissarisch verwaltete. Am 1. Juli 1877 erhielt S. unter Ernennung zum Archivrat und Beilegung des Titels „Staatsarchivar“ die Verwaltung des Auricher Archivs endgiltig übertragen, hatte sich aber mit den dortigen eigenen Verhältnissen kaum vertraut gemacht, als er unterm 1. April 1878 zum Vorstande des vormals herzoglich nassauischen, seit 1866 preußischen Staatsarchivs zu Idstein ernannt ward. In dieser immerhin verantwortungsreichen Stellung wurde ihm drei Jahre später der ehrenvolle, aber schwierige Auftrag, mit den ihm anvertrauten Schätzen auf die Dauer nach Wiesbaden überzusiedeln. An der neuen Stätte seines Wirkens hat S. länger denn drei Lustren fleißig gearbeitet. Schließlich war er mit der Geschichte des Ländchens, dessen Archivalien er zu verwalten hatte, förmlich verwachsen und hat ihr viele schöne Früchte treuster Pflege zu entlocken verstanden. Am 8. Dezember 1885 zum kgl. Archivrat ernannt und 1890 durch den Roten Adlerorden 4. Kl. ausgezeichnet, wurde er 1897 nach Düsseldorf versetzt. S. hat auch dort in der kurzen Spanne Zeit, die ihm noch beschieden war, es verstanden, sich in die von der verwickelten nassauischen völlig verschiedene niederrheinische Provinzialgeschichte mit Erfolg zu vertiefen. Doch ein innerliches Leiden, dessen Keim wohl auf eine Influenza ganz im Anfange der 90er Jahre zurückzuführen waren, unterwarf sich trotz zähen Widerstandes, den der knorrige und derbe Westfale ihm entgegenstellte, seinen Körper mehr und mehr, bis es obgesiegt hatte. Die Leiche des Verblichenen hat man auf seinen Wunsch pietätvoll in Wiesbaden zur Ruhe bestattet.

Mit S. ist einer der gründlichsten Kenner der territorialen Entwickelung Nassaus dahingegangen. Seine Forschungen auf diesem Gebiete werden den guten Ruf seiner echt wissenschaftlichen Kritik und peinlichen Gewissenhaftigkeit nicht so bald vergessen lassen. Außer Abhandlungen in den „Annalen des Vereins für nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung“ und in Wiesbadener Zeitungen sind es vor allem die drei Teile des ersten Bandes seines — leider unvollendet gebliebenen — „Nassauischen Urkundenbuches“ (Codex diplomaticus nassoicus), 1886/87 bei J. Niedner in Wiesbaden erschienen, und seine Schrift „Das Herzogtum Nassau 1813—1820“ (Wiesbaden, C. W. Kreidel, 1893), die S.s Verdienste als eines tiefgrabenden nassauischen Geschichtsschreibers preisen; auch die Arbeit über den „Rheinübergang Blüchers bei Kaub“ (ebenda 1892) gehört in die Reihe seiner Werke von bleibendem Werte. Liegt also im Nassauischen der Schwerpunkt von S.s Gelehrtentätigkeit, so darf doch nicht verschwiegen werden, daß er — je nach der geographischen Lage seiner Berufsstellung — ebenso gediegene Veröffentlichungen auch über ostfriesische, hannöversche, niederrheinische, westfälische Geschichte aufzuweisen hat. Wer seine Aufsätze u. s. w. in den Zeitschriften für westfälische Geschichte, des Düsseldorfer und des Bergischen Geschichtsvereins u. a., seine Artikel in der A. D. B. sämtlich aufzählen wollte, würde wohl der Ziffer 150 sehr nahe kommen. Um wenigstens einigermaßen einen Begriff von der Richtung zu geben, in der S. zu arbeiten pflegte, seien zum Schluß einige seiner letzten Darbietungen erwähnt; es sind zunächst zwei längere Abhandlungen „Zur Geschichte der Besitzungen der Abtei Werden“ im 33. und 34. Bande der Zeitschrift des soeben an letzter Stelle genannten Geschichtsvereins (dessen korrespondierendes Mitglied er war) 1897/98; dann ebenda zwei etwas kürzere Beiträge: „Urkunden und Regesten zur Geschichte des Augustiner-Eremitenklosters Marienthal bei Brünen“, und „Ueber Siegel der Grafen Adolf III., Adolf IV., Dietrich II. und Gerhard von der Mark“ (1898/99).

K. N. **Aus der „Dinglehrerzeit“.** Der ac Korth briff von dem schulmeister. Schull Competenz Betreff über den schulmeister Peter Lemler vom Jahre 1741.

Heut zu undten gesetzten Dato haben die Ehrsamen Kirchspiels-Vorsteher in der augst alß Nemlich Herz pastor und Schultheis undt Burgermeister und Sentschöffen accortirt mit Johanis petter lemler alß zeitlicher Schullmeister daselbst: daß sie alle Jahr zur Schull fahren sollen 24 Kahren Holtz, wir sagen vier und zwantzig Kahre Holtz und von den siebenjährigen Kinder bis ans Elff alle 12 alb. schillgelt und ein jeder vier Sester Kohrn und vier Großglockbrod und vier garb Haber. Dessen soll sich gemelder Schullmeister alle Jahr zu Johannisdach im Sommer bei dem Vorsteher des Kirchspiels angeben und um die Schull anhalten und wann einer etwaß Vor zu halten oder der Schull wolten auf kündigen sie alsdan auch zu Johannisdach aufsagen, was aber die ausschullbahre Kinder noch weiter in die Schull sollten gehn, so soll er Schullmeister Von dem Monath Zum Schullgelt haben 4 alb.

So geschehen im Pahrhoff den 23ten April 1741.

NB.: Dessen geht und fangt das Schull Jahr zu Kadreinedag an und Endiget soh auch.

Bekenn ich Johaneß Peter Lehmler Schullmeister in der augst wie oben steht. — —

Die Augst ist die Pfarrei Arzbach mit den Filialen Eitelborn, Kadenbach und Neuhäusel. Vor dem Jahre 1760 besuchten die Schulkinder dieser Orte die gemeinsame Schule in Arzbach, von deren Schulmeister im vorstehenden Vertrag die Rede ist. Da aber, wie die Schulchronik in Eitelborn berichtet, die Kinder vielfach keine Schuhe und zum Mittagessen nur trockenes Brot hatten, so beschlossen die Bürger von Eitelborn und Kadenbach, eine eigene Schule zu gründen. Die Kinder von Neuhäusel waren in Kadenbach eingeschult.

Der Name Augst soll von Augustus abgeleitet sein. Nach ihm soll das römische Kastell geheißen haben, dessen Grundmauern dicht an Kirche und Pfarrhaus von Arzbach vor einigen Jahren aufgedeckt wurden. Für diese Annahme spricht der Umstand, daß sich der Name noch in anderen Gegenden aus Augustus gebildet und bis jetzt erhalten hat. So liegt zwischen Basel und Rheinfelden ein Trümmerfeld, wo einst die römische Stadt Augusta Rauracorum stand. In der Nähe sind jetzt zwei Dörfer, die die Namen Kaiser-Augst und Basel-Augst führen.

J. B.-G. **Wie der Pfarrer von Driedorf seine Bauern vom Aberglauben heilte,** anno **1781.** Im Monat Februar des Jahres 1781, als ein heftiger Sturmwind auf dem Westerwalde wütete, ließ sich in Driedorf an einigen Tagen hintereinander in der Luft ein Getön gleich einem Blasinstrument hören, welches bisweilen zwei bis drei Stunden andauerte. Die Leute, betroffen ob einer solchen unsichtbaren Musik, liefen bald vor die Tore, um zu schauen, ob etwa ein Trompeter oder Postillon ankäme; bald eilten sie vor die Kirche, ob etwa die Orgel gespielt würde. Allein sie fanden sich getäuscht und damit hatte auch die Erforschung der wahren, natürlichen Ursache ihr Ende. Es erfolgte, was gewöhnlicher Weise zu erfolgen pflegt, wenn der gemeine Mann die Ursache von einer etwas seltsamen Erscheinung nicht gleich vor Augen hat oder mit den Händen betasten kann: man machte ein Wunder daraus. Jetzt stimmte der Bauern durch Aberglauben gespannte Einbildungskraft das [illegible]

klängige Luftgetön bald zur schönsten Feldmusik hinauf. „Was ist's anders," sprach der Nachbar Hans, „als eine prophetische Anzeige bevorstehender Kriegszüge? Hört man nicht deutlich die Trompeten, Pauken, Pfeifen und Trommeln?" „Wahrhaftig," versetzte der Lips, „mich deucht' gar, ich hörte Kanonen donnern. Ja, auf dem Bruderberg da soll noch ein Lager stehen, das ist längst prophezeit, und das muß eintreffen." „Aber, du lieber Gott, was werden's für Völker sein," rief die erschrockene Annlies, „Franzosen oder Deutsche?" „Hannoveraner," erwiderte Schusters Hanne; „denn das bedeuten die rosen Streifen, die man neulich am Himmel sah und die die einfältigen Leute Nordlicht nannten. Das hab' ich gleich gesagt." — Jetzt beseufzten einige schon die schöne Butter und den schmackhaften Käse, die hungrige Soldaten wegschnappen würden; andere fühlten schon die Prügel, womit die unbarmherzigen Krieger ihnen den Rücken bleuen würden. Ein Schlaukopf dachte auf Mittel, wie er sich der leidigen Einquartierungen und Fourage-Lieferungen entziehen oder diese seinem Nachbarn zuschanzen möge. Harpax ergriff die Kreide und berechnete, was er bei der Teuerung aus seinen Früchten, Heu und Stroh lösen könne, wenn er nicht ausgeplündert würde. — So ängstigte und täuschte sich das abergläubische Volk lange vergebens, bis ich (der Pfarrer) endlich die Ursache der fatalen Luftmusik aufdeckte. „Schaut hinauf, ihr einfältigen Leute," hub ich an, „da oben in der Kuppel des Kirchturms ist ein Loch. Wenn der Wind hineinbläst, gibt's einen Ton, den ihr jetzt hört, wie ich ihn schon längst gehört habe. Den könnt ihr jedesmal hören, wenn der Wind von der Seite zu dem Loch hineinbläst. Lernet von mir, daß nichts törichter sei, als durch phantastische Vorstellungen sich selbst zu betrügen. Untersucht stets die natürlichen, bisweilen sehr verdeckten Ursachen der euch noch unbekannten Naturbegebenheiten fleißig, und wenn ihr sie dennoch nicht finden könnt, so wartet, bis die Zeit oder verständige Leute sie euch aufklären und verfallt niemals auf Prophezeiungen, Hexereien, Teufeleien oder dergleichen die christliche Religion entehrende Possen!"

J. B.-G. **Alte Leute in früherer Zeit.** Eine gesunde Luft muß die Dillgegend haben; denn dort haben in früherer Zeit die Bewohner es vielfach zu recht hohem Alter gebracht. So berichtet Pfarrer Steubing, daß im Jahre 1782 in Herborn eine Frau im Alter von 96 Jahren gelebt habe; 19 Personen seien zwischen 80 und 90 Jahre alt gewesen, 14 Personen zwischen 70 und 80. Ein seltenes Alter erreichte Marie Christine Horchs Witwe zu Nanzenbach. Sie starb im Alter von 99 Jahren 11 Monden und 8 Tagen. Im Ehestand lebte sie 60 Jahre und 15 Jahre im Witwenstand. In eben diesem Nanzenbach findet man, wie der Chronikschreiber aus damaliger Zeit berichtet, sehr viele „alte Weiber", wohingegen die Männer höchst selten ein hohes Alter erreichen. Es mag das mit dem Umstande zusammenhängen, daß die Männer fast alle in Bergwerken beschäftigt waren. Die älteste Frau des Ortes zählte im Jahre 1787 rund 103 Jahre. Tilmann Aren Witib ist es gewesen, die es so hoch an Jahren brachte. Sie hat von vielen Jahren her, sowohl des Abends beim Schlafengehen, als auch des Morgens beim Erwachen, jedesmal eine gewisse Portion Wachholderbeeren, die sie im Sommer sammelte, zu sich genommen. Ihr Morgentrank war anfänglich Tee. In den letzten Tagen ihres Lebens nahm sie bloß Kaffee und Butterbrot zu sich. Im hohen Alter konnte sie noch ohne Brille lesen. Täglich beschäftigte sich die Alte mit Stricken und lieferte dabei so feine Arbeit, wie eine zwanzigjährige „Weibsperson". Ihr Körper war im 103 Jahre wenig abgezehrt und ihr Angesicht noch frisch und rot. Wenn man doch auch so ein glückliches Alter haben könnte!

Königliches Theater zu Wiesbaden.

* **Der Revisor,** Komödie in 5 Aufzügen von Nikolaus Gogol (Deutsch von W. Lange), zum ersten Male am 24. September. — Ob die königliche Bühne in der Zeit des russisch-japanischen Krieges dem Theaterpublikum einen Einblick in die inneren Verhältnisse des Zarenreiches geben wollte? Denn wenn auch manches anders geworden ist, seit vor etwa siebzig Jahren Nikolaj Wassilijewitsch Gogol seine „Komödie" schrieb, in der Korruption und Tyrannei ist vieles, das meiste bis heute so verblieben. Ein blutig ernstes Charakterbild der innerpolitischen Zustände wollte Gogol im „Revisor" geben; da aber Väterchen Nikolajs I. harte Zuchtrute über der Presse hing, so lud der hochbegabte Dichter den ganzen Stoff samt Behandlung auf den Karren Thalias. Unter dem Schein der Komödie — das muß man beachten — führt er eigentlich eine Tragödie vor. Mitten unter die brutale, bestechliche, genußsüchtige Beamtengesellschaft fährt ein leichtfertiger Petersburger Regierungsangestellter, der die sich ihm darbietenden günstigen Umstände benutzt, um sich als den längst mit Furcht und Schrecken erwarteten Revisor aus Sankt Petersburg aufzuspielen. Nur die mannigfachen tollen Streiche, die der Pseudorevisor unter der aus den Fugen gegangenen Mandarinenwirtschaft und ihren liebedienernden Vertretern vollführt, bilden den komödienhaften Inhalt des Stücks, bis der Luftikus verduftet und der wirkliche Revisor — am Schlusse — erscheint.

Gespielt wurde vorzüglich und dem Geist und der Absicht Gogols angepaßt. Den nach unten brutalen, nach oben knechtseligen Gouverneur gab der treffliche Charakteristiker Herr Ballentin mit der ganzen Verve seines Genius. Der Pseudorevisor lieh Herrn Malcher Gelegenheit, sich recht auszuleben in der übermütigen weltmännischen Manier dieses unternehmenden Jünglings. Die zahlreichen übrigen Verkörperer der Bureaukratie traten in der Rolle in die zweite Stelle zurück; in der Darstellung charakterisierten und spielten sie trefflich. Die ersten Damen waren weniger glücklich. Frau Rodius-Doppelbauer war schon äußerlich nicht der Typ einer russischen Gouverneursgattin, wie wir ihn wünschten, und Frl. Ratajczak gab sich etwas zu getragen und ging zu wenig aus sich heraus. Die übrigen Damen hatten keine Gelegenheit, sich besonders hervorzutun, griffen aber gleich den männlichen Nebenpersonen wacker an ihrer Stelle ein. Das russische Milieu war von den Herren Schick und Nitzsche vorzüglich getroffen; ohne dieses würde das Stück nicht den starken Gesamteindruck auf das Publikum gemacht haben. Es wurde viel gelacht; — ob es das rechte aristophanische Lachen war?

Literatur.

* **Briefe der Prinzessin Wilhelm von Preußen, geb. Prinzessin Marianne von Hessen-Homburg an ihren Bruder Ludwig.** Veröffentlicht von E. Droescher. (Mitt. d. Ver. f. Altertumskunde u. Geschichtsforschung z. Homburg, VIII.) 264 S. Homburg v. d. H. L. Staudt. — Der Schüler bereits lernt im vaterländischen Geschichtsunterricht das patriotische Paar Wilhelm und Marianne von Preußen kennen; die hochgesinnte Fürstin hat auch bereits in Baur einen berufenen Biographen gefunden. Einblick in das Innere, wie es sich dem von ihr, man kann sagen, Meistgeliebten, ihrem 2. Bruder Ludwig, offenbart, erhalten wir erst durch diese Briefe. Die Originale, über 100 im ganzen, sind im Besitze des um die Erhaltung hessen-homburgischer Reliquien so hochverdienten Geh. Baurats Prof. Jacobi, der sie der Herausgeberin zur Verfügung stellte; letztere hat mit dem rechten Geschick die entsprechende auszügliche oder vollständige Wiedergabe und die verbindende und ergänzende Erläuterung besorgt. Wir verfolgen den Werdegang der sowohl geistig hochbegabten, wie seelisch tief veranlagten Prinzessin vom 14. Jahre ab, lernen ihr Fühlen und Denken, ihr Sehnen und Streben, das Ausreifen ihrer charaktervollen Persönlichkeit kennen. Als echtes Kind Homburgs und des Taunuslandes, empfänglich für alle Natureindrücke und die Regungen und Bewegungen eines patriarchalischen fürstlichen Familienlebens, wächst sie heran. Mit tausend Fasern hängt sie an der geliebten Heimat; sie fühlt mit ihrer dienenden Umgebung, mit ihres Städtchens Untertanen sich eins, „homburgert" sogar gern in Schrift und Sprache. Sie erlebt mitten im Kriegsgetümmel der Revolutionskriege

ihren kleinen keuschen Liebesroman, von dem nur der geliebte Bruder erfährt; sie weiß aber auch, daß sie, der „Staatsraison" halber, diesen Jugendtraum vergessen und ihr Herz zum Opfer bringen muß. Sie hat ihren Gatten nicht aus Liebe, sondern nur aus Achtung, unterm sanften elterlichen Drucke geheiratet; aber es ist merkwürdig, wie sie aus der Achtung in die Verehrung und schließlich in die Herzensneigung zu dem allerdings in jeder Beziehung tadellosen Manne hineinwuchs. Damit zugleich wurde die Persönlichkeit in ihr groß. Marianne ist in den Unglücksjahren von 1806—13 der ihr gleichgesinnten Schwägerin, der Königin Luise, nicht nur, sondern der ganzen Königsfamilie eine feste Stütze gewesen; sie hat ihr sozusagen das Rückgrat geben helfen. Und nun 1813! Wie eine germanische Heldin alter Tage steht sie da, die Ihren befeuernd im heiligen Kampfe, und zur Rache auffordernd für den jüngsten Bruder, der gleich im Anfang, bei Lützen, sein Leben hatte lassen müssen. Und daneben oder gleichzeitig wieder erscheint sie als die treusorgende und mitfühlende Gattin und Schwester, das Weib im edelsten Sinne des Wortes. Das letztere ist sie geblieben in der folgenden Friedenszeit, in der die ferneren Briefe verklingen. Wir haben seit langem keinen Briefwechsel gelesen, der uns so mit Andacht und mit der Ehrfurcht vor echt treuer deutscher Geschwisterliebe erfüllt hätte.

* **Der Bolongaro-Palast zu Höchst a. Main.** Von Dr. ing. Hans Waag. 60 S. Pr. 2,50 Mk. Frankfurt a. M. Gebrüder Knauer. — Das Werkchen ist mit vielem Fleiß nach gründlichem Studium des Materials geschrieben. Was den historischen Teil angeht, so hat der Verfasser sich bemüht, möglichst auf Grund der Akten das Bild, das uns Risbeck von dem berühmten italienischen Großkaufmann überliefert hat, in ein anderes Licht zu rücken, und in der Tat ist es ihm gelungen, die Uebersiedelung Bolongaros nach Höchst sachlich und sehr zugunsten des ersteren zu motivieren. Dadurch zugleich erscheint der Charakter des Fremdlings in günstigerer Beleuchtung. Durchaus vortrefflich ist die Entstehungsgeschichte der Höchster Neustadt mit dem Bolongaropalaste sowie die durch viele Illustrationen erläuterte Beschreibung des letzteren, der als Kunstbau überhaupt noch nicht hinreichend gewürdigt war. Wir sind dankbar für diese Bereicherung unserer heimatlichen geschichtlichen und bautechnischen Literatur und wünschen, daß das Buch auch in weiteren Kreisen Beachtung finde, so wie es Anlaß für die Höchster sein möge, ihre größte Sehenswürdigkeit nicht noch weiter dem bloßen Nützlichkeitsprinzip dienstbar zu machen. Weisen wir noch zum Schlusse auf die durchaus feine Ausstattung des Werkchens hin.

Neues aus Nassau.

In der Wiesbadener Stadtverordnetensitzung vom 23. September sprach sich bei Gelegenheit der Auswahl der Bilder für den damit auszuschmückenden Sitzungssaal dieses Kollegiums das Mitglied Geh. Sanitätsrat Dr. Heyman über den König Adolf von Nassau in einer Weise aus, die jeden guten Nassauer tief empören mußte. Einige Kollegen des Herrn gaben ihrem natürlichen Gefühl unzweideutig Ausdruck; leider aber befand sich darunter kein Historiker, der verdienter Weise die Oberflächlichkeit des Urteils gründlich dargetan hätte.

Am 4. Oktober starb zu Wien der Vizepräsident der Statthalterei Oberösterreich Prinz Lothar von Metternich (geb. 1837), jüngster Sohn des bekannten Staatskanzlers.

Professor Ludwig Knaus, der berühmte Genremaler, ein Wiesbadener Kind, feierte am 5. Oktober zu Berlin seinen 75. Geburtstag. Vgl. „Nassovia" Nr. 19 von 1900.

Dem berühmten nassauischen Chirurgen Friedrich Cramer ist im Sankt Josephs-Hospital zu Wiesbaden, der Stätte seiner langjährigen Tätigkeit, eine von Professor Uphues geschaffene Büste als Denkmal gesetzt worden.

Die Gemeinde Dillingen v. d. Höhe feierte am 25. September den Jahrhunderttag ihres Bestehens.

Am 1. Oktober fand der Abschiedsball im Kurhause zu Wiesbaden statt.

Die Sammlungen für die Abgebrannten in Herborn haben 24 000 Mark ergeben und sind deshalb geschlossen worden.

Im Kreise Biedenkopf sollen die Texte und Melodien einheimischer Volkslieder gesammelt werden.

Nassauischer Geschichtskalender.

20. Oktober.

1200. Die Brüder Wilhelm und Diether von der altkatzenelnbogischen Linie teilen sich in die Burgen des Hauses, so daß dem ersteren Rheinfels und Zwingenberg, dem andern Alt-Katzenelnbogen und Lichtenberg zufällt. Die Landeseinkünfte wurden nur gemutschart, und die Orte Ruprechtshoben (Ruppertshofen) und Nasteden (Nastätten) blieben gemeinsam.

1809. Major von Reineck kehrt mit der aus den nassauischen Jägern und anderen kleineren Truppenteilen gebildeten mobilen Kolonne von einem erfolgreichen siebenwöchigen Streifzuge gegen spanische Guerilleros nach Burgos zurück. (Spanischer Feldzug.)

25. Oktober.

1185. Ludwig, der letzte der Grafen von Arnstein, stirbt im Kloster Gummersheim. Da er in einer kinderloser Ehe lebte, so verwandelte er seine väterliche Stammburg Arnstein in ein Kloster, legte die Ritterrüstung ab und zog selbst ein Mönchsgewand an. Noch andere Klöster und Kirchen wurden von ihm fundiert, die er jährlich einmal bereiste.

1768. Fürst Friedrich Wilhelm von Nassau-Weilburg, Sohn des Fürsten Karl, und der Fürstin Karoline wird geboren. Er vermählte sich 1788 mit der Erbgräfin Luise Isabella von Sayn-Hachenburg-Kirchberg, trat im selben Jahre die Regierung des Fürstentums an, übernahm 1806 als souveräner Fürst von Nassau die Regierung des neuen Herzogtums Nassau gemeinsam mit Herzog Friedrich August von Nassau-Usingen und starb am 9. Februar 1816 infolge eines unglücklichen Falles im Schlosse zu Weilburg. Sein Nachfolger war sein Sohn, Fürst, dann Herzog Wilhelm.

1248. Es zeigt sich in Nassau die erste Spur von den Rittern des heiligen Grabes zu Jerusalem, welche sich zu Rode im Rheingau niedergelassen. Sie haben hier bis zu der Zeit des Bauernkriegs im Jahre 1525 gewohnt.

1810. Teile des 1. Regiments Nassau unter Oberst v. Pöllnitz und Major Thielmann werfen spanische Partidas bei Molinos del Rey. (Spanischer Feldzug.)

Briefkasten.

J. B. in G. Dankend erhalten.

Dr. S. in K. Wir antworten Ihnen demnächst brieflich.

Redaktionsschluß: 7. Oktober.



№ 21. Wiesbaden, den 1. November 1904. 5. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20, beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Dein Mütterlein.

Wer hat, als du die Welt erblickt,
Dich mit dem ersten Kuß beglückt,
Wer dir gefaltet zum Gebet
Die Hände und zu Gott gefleht
Mit feuchtem Aug', im Herzen rein?
Es war dein gutes Mütterlein!

Wer hat so manche bange Nacht
An deinem Bette müd' gewacht,
Die fieberheiße Stirn gekühlt,
Mit dir gelitten und gefühlt,
Für dich besorgt, für dich allein?
Es war dein liebes Mütterlein!

Als du zur Schule dann gemußt,
So froh und frei und selbstbewußt,
Wer unterwies durch kluges Wort
Dich da und war dein Schutz und Hort,
Wer ging auf all' dein Fragen ein?
Es war dein treues Mütterlein.

Wer sorgte für dich Tag für Tag
Und scheute keine Müh' und Plag',
Ließ alles, alles gern gescheh'n,
Um dich nur glücklich einst zu seh'n?
Sein Leben setzte gar es ein
Für dich, dein braves Mütterlein.

Und wie du dann zum ersten Mal
Empfingst das heil'ge Abendmahl
Im Gotteshause, festgeschmückt,
Da war so selig und beglückt
Mit dir vereint beim Kerzenschein
Dein frommes, liebes Mütterlein!

Als später Abscheu vor der Welt,
Verzweiflung schon sich eingestellt,
Weil böse Menschen dich verhöhnt,
Wer hat dich da mit dir versöhnt,
Erweckt der Hoffnung Sonnenschein?
Es war dein kluges Mütterlein!

Und als du standest am Altar
Als Braut, den Myrtenkranz im Haar,
Beim heißgeliebten Bräutigam,
Umhaucht von holder, zarter Scham,
Da wollte wieder Bräutchen sein
Dein überglücklich' Mütterlein!

Doch mitten aus dem höchsten Glück
Da rief der liebe Gott zurück
Zu sich dein liebes Mütterlein;
Das schlief gar sanft und ruhig ein
Und träumte süß die lange Nacht,
Aus der's im Himmel erst erwacht. —

Du trauerst jetzt am off'nen Grab,
Es birgt ja deine süßeste Hab:
Ein Mutterherz, so treu und warm;
Wie bist du ohne es doch arm!
In diesem schwarzen, hölzernen Schrein
Liegt all dein Glück, dein Mütterlein!

Doch sei getrost, die Mutterlieb'
Auch überm Grabe dir verblieb.
Tust du nur immer deine Pflicht,
Verläßt sie dich im Leben nicht.
Du bist auch ferner nicht allein,
Denn dich umschwebt dein Mütterlein!

Jakob Travers.



Das Schulleben und die Schulzucht am Gymnasium Augusteum zu Idstein, 1569—1817.

3) Von Dr. C. Spielmann. (2. Fortsetzung.)

Es wird uns indes, wie gesagt, in der Folgezeit und auch unter dem Rektorate Cramers von derartigem öffentlichen Aergernis nichts weiter berichtet. Dagegen hub solches in der ersten Zeit Stritters alsbald an, und seitdem war trotz der schärfsten Strafen, die darauf gesetzt wurden, das Radaumachen auf Idsteins Straßen bei Tag und Nacht üblich. Die Schüler, namentlich die Exemten, stolzierten mit ihren Degen auf der Gasse umher, rieben sich mit den Bürgersöhnen und den durchziehenden Knoten, neckten Mägde und Bürgerstöchter und wurden immer unangenehmer. Anno 1743 heißt es, daß Schüler bei Schlittenfahrten sich maskiert und sonst unkenntlich gemacht hätten; dabei sei ein tolles Treiben vollführt und „Mägde und andere Weibspersonen" seien „schändlich angegriffen und hantiert worden." Ein Hauptrumorjahr war 1757. In Scharen zogen die Schüler auf den Gassen umher, spektakelten und balgten sich mit den Metzgersöhnen, die sich ihre Herausforderungen nicht gefallen ließen. Auch nächtlich wurde viel Unfug getrieben. Aehnliches von „nächtlichem Schlittenfahren" wird 1766 und von „Schwärmereien" 1772 berichtet.

Daß bei den angehenden Studiosen auch die gute alte deutsche Unsitte des Trinkens oder, wie man olim derber, aber bezeichnender sagte, des Saufens üblich war, läßt sich denken. Man unterschied damals einfaches „Saufen" und „Vollsaufen". Unter Gärtner hört man davon nichts, aber unter Cramer alsbald. Es pflegten einzelne Gymnasiasten bei Bürgern einzukehren und sich von diesen insgeheim geistige Getränke verabreichen zu lassen: Bier, Wein, sogar Branntwein. Bald kam dies auch ganz offen in Wirtshäusern vor. Infolgedessen sah sich das Konsistorium unterm 29. VI. 1711 veranlaßt, ein strenges Verbot zu erlassen; das „Niedersetzen" in den Wirtshäusern wurde bei 10 Gulden Strafe verboten. Kurz nachher wurde der Hofmaurer Rauch dabei ertappt, daß er den Schülern des Abends Wein schenkte, und nur auf sein inständiges Bitten blieb er von Strafe verschont. Auch der Löwenwirt, der, ohne zu wissen, daß es für Schüler war, diesen eine Maß Branntwein verabfolgt hatte, kam mit einem Verweise davon. Am 23. X. 1717 wiederholte das Konsistorium die Verordnung, ließ sie drucken und verbreiten. Getränke sollten an die Schüler nur zur Notdurft in die Quartiere verabfolgt werden, und die Wirte sollten sich „der Genehmhaltung derer Eltern und Praeceptorum darbey versichern." Der Strafsatz wurde auf 20 Gulden erhöht. Das half nur eine Zeitlang. Unterm 8. V. 1732 mußte Fürstin Charlotte Amalie, da „dem Verbott öfters contravenirt worden, weilen sich besagte Wirthe mehrentheils mit dessen Unwissenheit (d. h. Unkenntnis) zu entschuldigen suchten", einschärfen lassen, „daß kein Wirth sich unterfangen solle, einen Scholaren aus hiesigem Gymnasio bey 5 Gulden Straffe in seinem Hause niederzusetzen." Eine ausführlichere Verordnung erschien am 29. X. 1746, auf die am 21. I. 1768 zurückgegangen wurde. Sie untersagte den Wirten abermals, den Schülern Getränke ohne Not zu verabreichen und den Bürgern, „Konvente" in ihren Häusern zu veranstalten. Merkwürdigerweise waren unter den durchaus verbotenen Getränken neben Branntwein auch Kaffee und Tee begriffen. Der damalige Fürst Karl war ein grimmiger Feind besonders des Kaffees, den er überall aufspüren und sogar samt dem Geschirr, daraus er getrunken wurde, vernichten ließ.

Eine böse Gelegenheit besonders zum „Vollsaufen" boten die Valedizierungs-, Disceß- oder Abschiedsschmäuse, welche die Abiturienten ihren zurückbleibenden Kommilitonen gaben. Man mußte bei solchen Gelegenheiten die Zügel etwas nachlassen; das benutzten natürlich die Herren Scholaren, um entsprechend über die Stränge zu schlagen. Längere Zeit sah man hierin nach; endlich, am 24. VIII. 1733 wandte sich das Lehrerkollegium an die Regentin Charlotte Amalie: gnädigste Herrschaft möge die Abschaffung der Abschiedsschmäuse und die Verlegung des in die Examenzeit fallenden Fastenmarktes von Mittwoch vor Judica auf acht Tage später verfügen. Denn durch jenes Zusammentreffen kamen, wie denkbar, viele Unregelmäßigkeiten vor. Nun aber legte sich die Stadtverwaltung ins Mittel; sie wollte „aus bewegenden Gründen" von einer Verlegung des Marktes nichts wissen. So resolvierte die Regierung: Der Markt bleibt wie bisher. Auch die Abschiedsschmäuse blieben, trotzdem am 25. VIII. 1734 der Scholarch Lange der Bitte der Lehrer um Abschaffung beitrat. Unterm 20. IX. 1737 berichtet Stritter von „unbändigem Gassenschwärmen, Saufen und Vollsaufen" der Schüler nach dem Herbstexamen, welcher „Greuel" mehrere Tage gewährt habe. Das Gelage dauere im Gasthause zum Rappen mit Lärm und Musik bis in die Nacht hinein; einmal habe der Konrektor die „Orgiasten" zwischen 11 und 12 Uhr verjagt; aber sie kämen dennoch nicht vor 5 oder 7 Uhr morgens heim. Es waren eben Ferien, und da hatte sich die Schule ihrer Macht begeben.

Das Verbot an die Hauswirte, „Konvente" [illegible]

Schüler in ihrer Behausung zu gestatten, hatte seinen Grund nicht allein darin, daß man die Trinkgelage verhindern wollte. Die Verordnung von 1746 (bezw. 1768) erwähnt u. a. auch das „heimlich Umwesen“ und versteht darunter den Umgang der Schüler mit leichtfertigen Frauenzimmern, den gewissenlose Bürger Gewinnes halber begünstigten.

Schon 1735 hatte ein liederliches Frauenzimmer einen Gymnasiasten, der mit ihm verkehrt, unwahrer Weise als seinen Schwängerer angegeben. Dieser, der Sohn eines Kammerrats, wurde exkludiert, auf Bitten seiner Mutter aber wieder angenommen. Ein ähnlicher Fall wiederholte sich 1791. Da aber die Anklägerin samt ihren Schwestern als „schlecht“ bekannt war, wurde dem betreffenden Schüler (er war aus Laubach), nur weil er unzüchtigen Umgang mit jener gepflogen hatte, eine Strafe — Züchtigung **coram classe** — zudiktiert. Zweimal, unterm 6. VII. 1761 und 18. X. 1767, wurde eine Verordnung erlassen, die den „Haustöchtern“ verbot, junge Leute „an sich zu locken“. Was aber soll man dazu sagen, daß sogar die ledige Schwester eines der Lehrer, welche Kosthalterin war, **in puncto fornicationis** angeklagt und für schuldig befunden wurde (1768)! Es hatte das auch die Versetzung des Bruders von der Schule auf eine Pfarrstelle zur Folge.

Bei all diesen unliebsamen Vorkommnissen war es doch selten, daß die Schüler Schulden machten. Nur 1738 hören wir, daß ein Gymnasiast „vor Wein“ ein beträchtliches Debet-Konto beim Löwenwirt kontrahiert hatte. Die praktischen Idsteiner borgten nicht; man hätte es ihnen zu untersagen kaum nötig gehabt. Auch Fälle von Unredlichkeit unter den Schülern kamen nicht häufig vor. Anno 1756 wurde ein Gymnasiast von Kloppenheim beschuldigt, die Büchse im Chor der Stadtkirche mit 23 Gulden Inhalt entwendet zu haben. Er legte sich aufs Leugnen, versprach jedoch, die Summe zu ersetzen. Der Verdacht konnte nicht begründet werden; man nahm aber das seltsame Anerbieten ebenso seltsamer Weise an, und ließ sich einen Teil des Gestohlenen auszahlen.

Als Zucht- und Strafmittel kannte man, besonders da kein Karzer vorhanden war — so oft auch um Einrichtung eines solchen gebeten wurde —, nur körperliche Züchtigung, und entgegen den Vorschriften der Schulleges wurde von fast allen Lehren ganz gehörig gewichst und geschmiert. Die Rute und der verpönte Bakel florierten. Und nicht nur die kleineren Schüler, auch die Primaner und Exemten bekamen ihre Hiebe, je größer sie waren um so entsprechender. Doch wurden die Schläge „**ad dorsum et posteriora**“ appliziert. Das Hauen „**coram classe**“ ward als besonders feierlicher Akt angesehen. Der Prorektor Hecht schreibt 1729, er habe „geseufzt, daß alles mit dem Prügel durchgezwungen werden müsse und man keine andere Weisen, die **ferocientes animos invenum** zu bändigen, kenne.“ Daß der Konrektor Ramspott tüchtig walkte, ist bereits bekannt; oft schickten die besorgten Eltern die Kinder zum Chirurgus, der aber in der Regel bemerkte, „die Schläge seien nicht von so bedeutender **importance**.“ Schließlich gab sich der Rektor Stritter selbst ans Keilen; aber jemehr man darauf losschlug, desto toller und ungebärdiger wurde die Idsteiner Schuljugend.

III.

Die Zuchtlosigkeit am Gymnasium Augusteum nahm im letzten Jahrzehnte des Rektorates von Stritter immer mehr zu, besonders da der alte eigensinnige und unverträgliche Rektor mit dem neuen Scholarchen Droosten durchaus nicht harmonierte. Die Regierung, die sich nunmehr zu Wiesbaden befand, sah sich deshalb, seit dem Jahre 1758, veranlaßt, ständig zeitweilige Visitationen eintreten zu lassen. Sie betraute damit den Oberamtsassessor Bigelius, dann dessen Nachfolger Henck zu Idstein, die aber einen schweren Stand hatten. Denn bei beiden feindlichen Brüdern Droosten und Stritter fanden sie wenig Gegenliebe; diese erachteten sich vielmehr gekränkt und zurückgesetzt. Der Rektor wurde nur noch ingrimmiger, zankte und paukte weiter und relegierte 1760 eigenmächtig eine Anzahl Schüler, was großes Aufsehen erregte. Anno 1763 hören wir den griesgrämigen Mann in bis dahin ungehörte Klagen ausbrechen: „Die Wirte der Gymnasiasten beschweren sich über Rauchgesellschaften, die bis in die Nacht hinein dauern. Abendandachten werden keine mehr gehalten; zu den Morgenandachten kommen viele zu spät. Von dem Schwärmen ermüdet, schlafen manche in den ersten Schulstunden. Statt des Vortrags verstehen sie nur herkauen, herstottern, herhusten. Plaudern, lachen, schlafen, brummen, widerbellen, grunzen sind mein täglich' Brot. Daneben aber verstehen sie wohl lügen, locken, reizen, verleumden, lästern, klagen, verklagen, stärken (d. h. trotzen); sie drohen mit Weglaufen und Vermindern der Schule. Aber wie ist zu helfen! Psalm 3, 12.“ Das Heilmittel suchte der Rektor wie auch der Prorektor Schellenberg immer wieder im Bakel, als ob sie sonst mit dem Latein ihrer Erziehungsweise zu Ende wären. Dem Prorektor wurde 1764 bedeutet, daß er gegen den Gymnasiasten v. Saint-George „zu füreilig und hitzig verfahren sei“; 1765 wurde der Rektor wiederholt vom Konsistorium ermahnt, sich des „Polterns“, über das die Schüler und der Scholarch klagten, zu enthalten. Es half nichts, bis man ihn endlich 1766 „dispensierte“, da seinetwillen auch, wie Droosten berichtet hatte, viele ausländische Schüler nicht wiedergekommen und zwei neue bald wieder fortgegangen waren.

Der Scholarch atmete auf und begann sofort mit seinen Reformvorschlägen, die, was die Aufhebung der Paränetikstunden und der Sonntagsarbeit betraf, vom Konsistorium sogleich angenommen wurden. Er und die Lehrer meinten nämlich, die zu große Anstrengung auf der einen Seite veranlasse die Ausschreitungen auf der andern. Allein bald zeigte es sich, daß der Prorektor Schellenberg, dem die interimistische Leitung des Gymnasiums übertragen war, die zuchtlose Jugend ebenfalls nicht zu bändigen vermochte. Gerade in 1766 führten die Schüler unter Leitung einer Anzahl von Beamtensöhnen einen Heidentanz auf; in 1767 kam jene anrüchige Ge-

schichte mit der Lehrersschwester (s. o.) vor, die dem Skandal die Krone aufsetzte. Der Assessor Henck bekam das löbliche Amt eines Visitators satt und ließ sich davon entbinden; auf Droostens Bitten ersetzte man ihn durch den Oberschultheiß Langsdorf zu Idstein, der zugleich Haupt der Polizeigewalt war. Ob das helfen würde, sollte sich bald zeigen.

(Schluß folgt.)

Die Sauerburg und das Geschlecht der Sickingen.

3) Von K. Wolff. (Schluß.)

Der großartige Bergfried hatte nach 1670 sechs Stockwerke und 131 Stufen, mehrere Kamine und Wandschränke, in den 4 oberen Stockwerken, in der Mitte der Südwestseite tiefe Stichbogenblenden mit je 2 Steinbänken, an der Nordwestseite im zweiten Geschoß eine sogenannte Pechnase, von der nur noch ein Kragstein und eine rechteckige Zugangstüre sichtbar ist, unten ein Kreuzgewölbe, dessen Schildbogen noch aus dem Schutt hervorragen. — Unter dem Turmdach war „ein eissern Stück (Geschütz) auf Rädern." Die Eingangstüre des Turmes war auf der westlichen Ecke der Südwestseite. Hinter dem Bergfried befindet sich ein Rundell, das ehedem 3 Geschütze trug.

Links, nahe dem Eingang des zweiten Hofs, liegt ein kleineres Stück einer rotsandsteinernen Halbsäule mit jonischen „Kanelen" (muldenförmigen Höhlungen) ringsum, das auch Lotz-Schneider erwähnt. Eine vollständig erhaltene Halbsäule desselben Stils indessen, die der hochverdiente selige Lotz bei seiner Besichtigung 1875 anscheinend nicht gesehen hat, liegt am Ende des dritten Hofs, nahe dem Hinterpförtchen. Sie ist 1 Meter lang, 60 Zentimeter breit und trägt ein Steinmetzenzeichen.

Hinter dem Hauptturm ist die Burg durch einen an 80 Fuß tiefen Felsengraben von der Bergeshöhe getrennt. Dagegen befand sich jenseits dieses Grabens, also nach dem Sauerberger Hof zu, noch ein niedriger sechseckiger Befestigungsbau mit rundem Treppenturm und sonstigen Mauerresten.

Die großen Umfassungsmauern der Burg sind im ganzen noch gut erhalten und geben Zeugnis von der technisch vollendeten Anlage der Burg. Um einen Teil der oberen Burgmauer läuft noch, auf dem ehemaligen Wall, eine Art Terrasse. Die Aussicht auf die Berge und Waldtäler ringsum, sowie auf Tal und Dorf Sauertal, ist recht hübsch, die ganze Lage der Ruine idyllisch.

Hier sei noch eine Bemerkung Dahls erwähnt: „Die Ruinen der Sauerburg sind von großem Umfange. Sie scheint zur Verteidigung trefflich eingerichtet gewesen zu sein. Sie nimmt den ganzen Berg ein und beherrscht das Tal nach allen Seiten."

III. Die von Sickingen.

Die von Sickingen waren ein besonders in der Pfalz und Nahegegend ansässiges Rittergeschlecht, das seinen Ursprung von einem Albrecht von Sickingen ableitete, der um 936 gelebt haben soll. Mächtige und angesehene Leute entsproßten ihm. Berühmt wurden u. a. Schweikard von Sickingen, der Geheimer Rat und Kriegsoberster des Kurfürsten Philipp von der Pfalz (1476—1508) war. Er wurde während der sogenannten kurpfälzischen Fehde, die sein Herr gegen Kaiser und Reich wegen der bairischen Erbschaft führte, gefangen genommen und mit Billigung des Kaisers Maximilian I. im Jahre 1504 auf dem Koppenstein bei Simmern (Hunsrück) hingerichtet. [1])

Sein Sohn ist der 1481 geborene bekannte Feldhauptmann Franz von Sickingen, der 1518 im Bunde mit vielen Adligen das Land Philipps von Hessen und 1522 das Erzstift Trier viele Monate mit Krieg überzogen, Sankt Wendel erobert und Trier belagert hatte. [2]) Nachdem er von Kaiser Maximilian wie von Luther vergeblich zum Frieden ermahnt worden war, [3]) wurde er mit der Reichsacht belegt und von den Truppen der Kurfürsten Richard von Trier und Ludwig von der Pfalz sowie des Landgrafen Philipp von Hessen in die Enge getrieben und, in seiner Feste Landstuhl eingeschlossen. „Nach einer kräftigen Beschießung derselben durch die mächtigen Geschütze des Erzbischofs Richard (dabei entstand nach Zeugnis eines Zeitgenossen „ein Gebrüll, wie es wohl nicht auf Erden erhört worden, so daß alle staunten und über die Maßen zagten"), wurde die Feste am 7. Mai 1523 zur Uebergabe gezwungen. Franz, der während der Beschießung durch einen fallenden Balken tödlich verwundet worden, überlebte seine Gefangenschaft nur wenige Stunden. [4]) Seine Söhne stifteten drei Linien, die aber bis auf eine ausstarben; von letzterer gingen dann drei neue aus: Sickingen, Ebernburg und Hohenburg.

Franzens Enkel, Georg Wilhelm [5]), ältester Sohn Franz von Sickingens, findet sich 1550 als Edelknabe am Hofe des Grafen Wilhelm von Nassau-Dillenburg.

Den Rittern von Sickingen gehörten auch, wenigstens in den letzten Jahrhunderten, aber auf unbestimmbare Zeit, der Hof Pattvest in der Gemarkung Espenschied, sowie der Sitz der alten Rheingrafen, die zwei Stunden von Lorch im Wispertale unweit der Kammerburg gelegene Burg Rheinberg, [6]) die Erzbischof Werner von Mainz nach der siegreichen Schlacht bei Sprendlingen als Raubburg 1279 hatte schleifen lassen. Die Sickingen bauten sie später wieder auf.

[1]) Schneegans, Geschichte der von Sickingen; Rhein. Antiquarius II, 5.
[2]) Derselbe.
[3]) Derselbe.
[4]) Keller, Gesch. Nassaus.
[5]) Schneegans, Antiquarius.
[6]) J. v. Arnoldi, Geschichte der Oranien-Nassauischen Länder IIIb 90.

In den Besitz der Sauerburg kamen die Ritter von Sickingen-Sickingen, wie oben schon erwähnt, 1692. Im Jahre 1709 machte der damalige „Lehnsinhaber des Schlosses Sauerberg“ mit dem katholischen Pfarrer zu Ransel, dem auch das ½ Stunde entlegene Sauerthal seit 25. August 1824 inkorporiert ist, einen Vertrag, wonach derselbe jeden 3. Sonntag im Kapellchen des Dorfes den Gottesdienst halten solle gegen 3 Malter Herrschaftskorn, 2 Malter aus dem Burgfriedenzehnten, 15 Gulden Geld und von jedem Untertan 1 Gulden jährlich.[7]) Dieses Provisorium dauerte bis 1708. „Nachdem im selbigen Jahr der Sauerbrunnen durch einen Wolkenbruch gänzlich überflötzet worden, hat gnädige Herrschaft sich vorgenommen, denselben in Stand zu setzen und auch eine Steinkirch zu bauen u. s. w.“ So wurde denn um 1750 durch Kollekten und Wohltäter das jetzige Kirchlein gebaut, und der Gottesdienst konnte bis in die neueste Zeit ziemlich regelmäßig gehalten werden.[8]) Unregelmäßiger und knapper sah es mit der Pfarrbesoldung aus.

Sonderlich reich scheinen die Sickingen nicht gewesen zu sein, wenigstens soweit sie in ihrer Vogtei Sauerthal wohnten. Die Linie Sickingen-Ebernburg starb 1768 aus. Die beiden anderen Linien Sickingen-Sickingen und Sickingen-Hohenburg, wurden 1773 in den Reichsgrafenstand erhoben. Im Jahre 1793 warf Reichsgraf Franz von und zu Sickingen einem von den Franzosen aus Forbach vertriebenen Pfarrer Colt als Verweser der Kirche zu Sauerthal 50 Gulden nebst Kost und Logis bei seinem Amtsvogt zu Sauerthal aus. Ein Versuch, die Pfarrei zu dotieren, gelang nicht, und Pfarrer Colt sowohl, wie noch mehrere Nachfolger gingen wieder weg, weil sie nicht auskommen konnten.

Trotzdem machte Graf Franz, der letzte Sickingen-Sickingen, den 5. Oktober 1818 von Mannheim aus den Versuch, eine Pfarrei zu gründen.[9]) Er bot im Dorf ein Pfarrhaus an mit Garten, 2 Wiesen, Korn und Haferzinsen. Die Gemeinden Ransel und Sauerthal wollten weiteres dazugeben. Durch 2 Jahre versah nun daraufhin Pfarrverwalter Bär von Kloster Schönau aus binando den Gottesdienst in Sauertal, ging aber schon am 10. Oktober 1822 als Kaplan nach Villmar an der Lahn, „um besser leben zu können.“[10])

[7]) Dahl, 77.
[8]) Zaun.
[9]) Zaun.
[10]) Derselbe.

Endlich verzichtete der Graf Franz aus naheliegenden Gründen auf sein Patronat, und durch Vertrag vom 25. August 1824 wurde Sauerthal mit der ½ Stunde entfernten Pfarrei Ransel vereinigt. Gemäß diesem Vertrage muß der Pfarrer von Ransel jeden 3. Sonntag das Hochamt in Sauerthal halten und jährlich 4 Messen für die Familie Sickingen als den teilweisen Fundatoren der Pfarrei Ransel halten:[11])

1. für den (damals) noch lebenden Grafen Franz,
2. für die Verstorbenen der Familie,
3. für den am 20. Mai 1787 gestorbenen Grafen Karl Joseph (Vater von 1),
4. für den am 19. September 1734 gestorbenen Grafen Franz.

Von den jetzt noch in Oesterreich lebenden Gliedern der Familie der Reichsgrafen von Sickingen-Hohenburg wären anzuführen:[12])

Joseph, Graf von Sickingen-Hohenburg, geboren am 9. Januar 1833, vermählt mit Anna Steininger, dessen Kinder sind: 1. Anna (geb. 26. Januar 1865), 2. Joseph (geb. 5. März 1871), 3. Sophie (geb. 10. März 1872), 4. Karoline (geb. 20. Oktober 1874).

Geschwister des älteren Grafen Joseph sind folgende: 1. Karoline, (geb. 5. Februar 1835), 2. Franz (geb. 1. Juni 1836), 3. Sophie (geb. 13. August 1842), 4. Wilhelmine (geb. 24. März 1848).

Es ist also klar, daß man den auf dem Sauerberger Hofe, nahe bei der Sauerburg im Jahre 1836 ohne Nachkommen verstorbenen Grafen Franz wohl als den letzten Sickingen der Sickinger Linie, nicht aber als den letzten des Geschlechtes überhaupt bezeichnen kann.

Dieser sogenannte „letzte Sickingen“ führte, schließlich ganz verarmt, ein unstätes Leben; nur den alten Ritterstolz der Familie behielt er. Bekannt ist, daß man ihm nahe legte, er möge in kaiserliche Dienste treten. Allein er antwortete: „Ein Sickingen dient nicht; er läßt sich bedienen.“ Elend, wie er gelebt, starb er auch, nämlich auf seinem vormaligen Hofe Sauerberg im Jahre 1836. Auf dem Kirchhofe zu Sauerthal liegt er begraben. Näheres über ihn, wie über die Tragödie, die sich mit einem der Sickingen auf der Sauerburg in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts ereignet haben soll, s. „Nassovia“ Nr. 6 von 1901.

[11]) Zaun.
[12]) Derselbe.
[13]) Komtesse Kleist-Lahneck.

Altnassauischer Volksbrauch beim Sterben u. Begrabenwerden.

Von W. Zimmermann.

Die kranke Annemargret war gestorben. Zuletzt war sie ein ganzes Jahr anhaltend bettlägerig gewesen. Mehrere Doktoren hatten ihre Kunst an ihr versucht. Zwar konnten sie ihr nicht zur Gesundung verhelfen — vielleicht hatten sie die Krankheit gleich anfangs für hoffnungslos ansehen müssen, aber den Angehörigen aus Schonung solch bittere Ueberzeugung verschwiegen —, ich wiederhole es noch einmal, zwar die vielen weißen Pülverchen in bunt bedruckten Kuverts aus starkem Papier hatten der Kranken

nicht die Genesung bringen können, wohl aber ihre Schmerzen erträglicher gemacht. Endlich war in den Angehörigen das letzte winzige Hoffnungsflämmchen ausgelöscht worden. Dies hatte das schwarze Arzneiglas bewirkt, das vom Apotheker gestern geschickt worden war, denn in solch schwarzem Glase saß nach der Volksmeinung der Tod; deutlicher gesagt, solche Farbe war sein Symbol und solch Glas seine Visitenkarte, die einen bevorstehenden Besuch ankündigte. Als er in der Abendstunde des nächsten Tages in die Krankenstube trat, erkannten ihn alle, auch die Kranke selbst, die aber garnicht erschrocken und unruhig tat, sondern still und ergeben sich zum Mitgange in das unbekannte Reich des ernsten Herrschers anschickte. „Is das Habermännche nit da obe? Ueberm Bett hats doch sonst immer gestande, ich möcht es gern noch einmal sehn und hörn,“ sagte sie mit schwacher Stimme. Die Hausgenossen, auch die außer dem Hause im Dorf verheirateten Söhne und Töchter, wie ihre Frauen und Männer, welche alle im friedlichen Verein das Sterbelager der geliebten „Ahle“ (Großmutter) umstanden, glaubten zuerst, die Kranke phantasiere, bis ihnen bald klar wurde, sie rede nicht von einem Gesichte, wie man's im Liebestraume sieht, sondern meine mit klarem Geiste Habermanns Gebetbuch, das damals noch neben der Elle, der Kleiderbürste, dem Feuerzeug, dem Scheuernschlüssel und dem Haselstock für die Buben auf dem Wandvorsprung hinter dem Ofen in dem ehrbaren Bauernhause stand und so das Verzeichnis der zu einem rechtschaffenen Haushalt im Dorf unentbehrlichen Inventarstücke schön abschloß, wie die Krone den Herrscherschmuck. Der Kranken Verlangen stand nämlich danach, daß man ihr ein Sterbegebet vorlese. Dann fragte sie: „Ist auch der Philipp und das Bettche da?“ und als man ihr die Antwort gab: „Ja, Mutter, sie sind alle da,“ hauchte sie: „So ist's recht! Bleibt nur immer so einig!“ Wieder nach einer Weile hörte man sie flüstern: „Warum habt ihr denn kein Licht angesteckt? Es ist ja so dunkel in der Stube.“ Wohl brannte das Zinnlicht auf dem Tische, aber die brechenden Augen hatten die Empfindung für seinen Schein verloren. Da nahm sie der Tod an der Hand. —

Bald nachher lag die Heimgegangene in ihrem Sterbeanzug, den sie schon längst in gesunden Tagen fürsorglich zurechtgelegt hatte, unter dem weißen Laken auf der mit Leinenzeug überdeckten Strohschütte, — das Volk sagte, „auf dem Schaab“, (auf der Strohschaube) friedlich da; die Hände hatte man ihr auf der Brust, wie zum Gebete, zusammen gelegt, die Augen ihr zugedrückt und willig hatten sich die Lider dem sanften Drucke gefügt, zur großen Genugtuung der Angehörigen; denn das Volk hatte es gern, wenn beim üblichen Aufdecken der Leiche anläßlich des Besuchs teilnehmender Dorfgenossen die Leute sagen konnten: „Wie friedlich sie da liegt! Grad, als ob sie schlief. Man merkt doch gar nix vom Tode.“ Zu Häupten der Toden aber brannte während der Tage, da sie „auf dem Schaab“ lag ununterbrochen das Zinnlicht. Den gemütvoller angelegten Bauern war es ein Symbol des ewigen und himmlischen Lichtes, das der Verstorbenen auf ihrem Gang durch's schreckhafte Totenreich zur seligen Himmelspforte leuchten werde. Die praktischen Naturen, die alles nur vom Nützlichkeitsstandpunkte betrachteten, wußten sich mit diesem Brauche durch die Erwägung gut abzufinden: Licht muß man immer bei der Hand haben, damit man auch bei Nacht nach der Toten sehen kann.

Des nächsten Abends kamen Nachbarn und Verwandte zur Totenwache. Mit ernsten Gesichtern traten die Männer ein, und ihre Begrüßung lautete gewöhnlich: „Bei euch hat sich's ja arg verändert!“ Nach und nach füllte sich die Stube mit Totenwächtern an. In gedämpftem Ton unterhielt man sich von den trefflichen Eigenschaften der Verstorbenen und lobte sie, daß sie eine tüchtige Hauswirtin gewesen sei und auch gut gegen die Armen. Der Ehemann der Verstorbenen, schon ein ältlicher Bauer in den Sechzigern, hatte zwar seinem Weibe in der Ehe nur ein rauhschaliges Wesen gezeigt und diese Weise damit entschuldigt, daß Bauernart das zärtliche Turteltaubengegirr der Städter nicht leiden möge, trotzdem im Grunde seines Herzens die Verstorbene allzeit als treue Arbeits- und Sorgengenossin geschätzt. Und jetzt gar, wo sie von seiner Seite weggenommen war, kam das vorahnende Gefühl der Vereinsamung für seine alten Tage mächtig über ihn. Wohl fehlte es ihm nicht an Kindern und Kindeskindern, aber die bildeten im Gegensatz zu ihm „die junge Welt“ mit fortgeschrittenen Gewohnheiten und Ansichten, die er nicht gutheißen konnte. In seiner Bekümmernis las er den Abend in einem Trostbüchlein, das vorn und in der Mitte den „Glauben“ und am Schluß als nützliche Zugabe das Einmaleins enthielt, also das ideale und reale Fundament der Volksbildung nach dem Begriffe der damaligen Zeit. Sein Enkel, der neben ihm stand, mußte den Trostvers, dessen Anfang lautete: „Dein Freund, dein Bruder liegt im Grabe,“ und dessen zwei Schlußzeilen hießen: „Gott gab's, Gott nahm's, Er sei gepreist!“ laut vorlesen, damit die Anwesenden seine in der Schule schon erworbene Lesekunst bewundern konnten. Dann sagte der Alte zum Kleinen: „Du hast jetzt keine Großmutter mehr, das wirst du spürn. Wie hat sie für dich gesorgt, und wie hat sie sich geängstigt, wenn du auf das Eis schleife gegange bist und warst noch nit daheim, wenn die Abendglock geläut hat!“ Der Enkel nickte traurig mit dem Kopfe. Zwar verstand er noch nicht ganz Sinn und Bedeutung des Sterbens; aber er ahnte, daß für ihn die freigebige Großmutterhand fehlen werde, die seinem ordnungswidrigen Bubenhunger hinter dem Rücken des strengen Vaters so manches fette Butterstück zwischen den regelrechten Mahlzeiten zugesteckt hatte.

Der Brauch der Totenwache, auch ein Rest altgermanischer Sitte, ist im Dorfe längst verschwunden. Vor der nüchternen Auffassung der industriellen Zeit, die auch den Bauer gelehrt hat, nach dem nützlichen Sinn dieser Weise zu fragen und jede altgewohnte außer Uebung zu setzen, insofern sie vom praktischen Standpunkte aus überflüssig erscheint, hat er sich nicht erhalten können. Ein Nachteil, den ein Aufgeben gehabt hätte, ist nur nicht bekannt geworden. Auch darin zeigte die alte Zeit ihren eigentümlichen [illegible]

griff von Schicklichkeit (der heute gleichfalls dem Besseren gewichen ist), daß sie den schulpflichtigen Kindern des Sterbehauses nicht erlaubte, während der Tage, da die Tote noch nicht bestattet war, zur Schule zu gehen. Man schränkte den Umgang mit der Welt draußen auf das allernotwendigste ein, hielt sich still im Hause zurück und wollte sich nicht der Gefahr aussetzen, durch lustiges Wesen von an dem Sterbefall unbeteiligten Personen unangenehm berührt zu werden. Ab und zu mag dieser Abschluß vom sonst gewohnten Verkehr nur ein rein konventioneller, bei dem von wahrer Trauerstimmung wenig die Rede sein konnte, gewesen sein. Aber die tyrannische Dorfetikette erlaubte keine persönliche Freiheit.

So stand es auch, um diesen Punkt vorwegzunehmen, um den Brauch des Totenmahles nach dem Begräbnis. Auch der ist heute verschwunden, und niemand vermißt ihn in der heutigen Zeit des rastlosen Erwerbs. Aber die Familien, die die Kühnheit hatten, als erste mit ihm zu brechen, mußten sich mancherlei üble Nachrede gefallen lassen; vor allem wurden sie des Geizes und der Pietätlosigkeit gegen ihre Toten beschuldigt. Damals lebte noch bei der Mehrheit der Bauern eine dunkle Erinnerung an die ur-Stimmung beim angeblichen Ehrenmahl des Totenschmauses, die sich in der fast allgemeinen Aeußerung kund gab: „Man wird dem Toten doch die letzte Ehr antun könne!" Als hin und wieder, namentlich bei sogenannten „fröhlichen Leichen", die, wenn sie Tränen entlockten, sich's nachjagen lassen mußten, daß solche Augenwässerlein Krokodilstränen seien, die Stimmung beim angeblichen Ehrenmahl des Toten allzu unfeierlich wurde, konnte später das durch der Zeiten Fortschritt verfeinerte Gewissen der Allgemeinheit den alten Brauch doch nur „Unfug" nennen.

Also damals, als die Annemargret gestorben war, herrschte der Brauch des Totenmahls noch, wobei gewöhnlich süßer Kaffee getrunken wurde, dessen Zukost mürber Kuchen war. Zu diesem hatten die Nachbarn und Gefreundeten Milch beigesteuert. Bei ihrer Entgegennahme seitens des Trauerhauses redete man natürlich viel von dem ernsten Ereignis, und jedem Besucher wurde noch einmal die Tote gezeigt, wobei gewöhnlich, wie schon einmal bemerkt, die Worte fielen: „Wie still und friedlich sie schläft!"

Am Begräbnistag, schon eine gute Weile vor dem Gang zum Kirchhof, harrte in der Wohnstube in der die Tote bereits im offenen Sarge lag, das Trauergeleite des Glockengeläutes. Die Tote war mit weißem Häubchen und weißen Strümpfen angetan, die Brustseite deckte das sogenannte „Totenhemd" aus weißem Schirting, das der Schneider an den Handgelenken und am Halse kunstreich gekräuselt hatte. Als Liebeszeichen guter Freunde lagen auf ihrem Herzen verschiedene künstliche sogenannte „gebackene" Blumensträuße und eine auf herzförmig ausgeschnittenes Papier von einem Dorfpoeten niedergeschriebene Elegie, vom Volk kurzerhand „ein Herz" genannt. Als das eigentliche Totenglöcklein ertönte, von dem die Dörfler sagten, „es klingst", und dessen dünn-metallischer Ton die Vorstellung eines Armesünderglöckleins in mir weckte, hörte man die Schritte der Schuljugend vor dem Trauerhause, die in paarweise geordnetem Zuge mit Lehrer und Pfarrer zum Abholen der Leiche erschien. Noch einen letzten Blick in das Gesicht der lieben Toten wurde jedermann gegönnt; dann verschraubte der Schreiner den Sarg. Der wurde von vier Nachbarn vorerst in den Hof getragen, dortselbst auf die Bahre gestellt und so auf den Schultern der Träger zum hochliegenden Kirchhof gebracht. Jeder der vier Männer, welche das Grab aufgeschaufelt und nun den Sarg einzusenken und mit Erde zuzudecken hatten — alles aus gut nachbarlichem Sinne — trug bei seiner schweren Arbeit aus hygieinischer Rücksicht ein duftendes Rosmarinzweiglein im Munde. Auch die weiblichen Anverwandten der Toten gingen im ernsten Trauerzuge, den Kopf in die schwarze Trauerschürze gehüllt, ähnlich wie die Malteserinnen ihren malerischen Kopfschmuck tragen sollen. Kleine Kinder standen am Wege, hatten das Zeigefingerchen im Mäulchen und schauten mit großen, verwunderten Augen auf den schwarzen Zug, während der Nachbarshund beim Grabgeläute gewohnheitsmäßig heulte, „jaunerte", wie die Dörfler sagten. Auch die Kreatur schien zu empfinden, daß die Glocken heut' anders klangen als am fröhlichen Festtage, oder bei der willkommenen Mittagsstunde.

Noch auf dem Heimwege vom Kirchhof wahrte das Trauergeleite die gemessene Haltung und ernste Miene, wenn auch hin und wieder die Rede sich von der Toten ab- und den Bedürfnissen der Lebenden zuwandte.

Später wurde der frische Grabhügel mit einem einfachen, schwarzen Holzrahmen umschlossen; längs seines Innenrandes wurde Buxbaum angepflanzt und innerhalb dieses zweiten, lebendigen Rahmens erblühten die damals in dem Bauerngarten üblichen Blumen: Goldlack, genannt, „geele Veijole", Federnelken, genannt „Grasblume" und bunt gesprenkelte Bartnelken, „Kluftrose" genannt. Auf das Kopfende des hölzernen Rahmens schrieb der Schreiner mit weißer Farbe in kunstlosen Zügen: „Hier ruht in Frieden N. N." —

Heute ist das Grab der Annemargret längst eingefallen, und schon ruht eine zweite Generation an derselben Kirchhofsstelle, deren Gedächtnis prunkvollere Grabmäler in vergoldeter Schrift verkünden. Sie scheinen für die Dauer berechnet zu sein. Ob mit Recht? Sicher ist, daß der alte Apfelbaum, der mir heute noch als Wahrzeichen der Stelle dient, wo einst die alte Annemargret begraben wurde, sie in seiner einfachen, lebendigen Schönheit alle überdauern wird. Jedes Jahr streut er seinen Blütenregen auf das von den Menschen fast vergessene Grab der Alten, deren milde Hand so zart mit den stummen Pfleglingen des Gartens umzugehen verstanden hatte, weil sie meinte, auch die hätten eine Seele, nur keine Sprache. Ja unverletzlich ist dieser Apfelbaum trotz seiner rotbackigen Früchte selbst den naschhaftesten Buben des Dorfes, so daß ihn kein Flurschütz zu hüten braucht, weil auch die meinen, zwischen dem Baum und der Toten wirke eine geheimnisvolle Naturkraft.

Stenographische Geschichtsforschung in Nassau.

Von H. Paul.

„Für die Erkenntnis der allgemeinen Kulturgeschichte ist auch das kleinste Forschungsergebnis, in den richtigen Zusammenhang gesetzt, von der größten Bedeutung.“ (Goethe.) Der Historiker kann nur zur vollen Wahrheit gelangen, wenn er auch die kleinste Falte im Antlitz der ehrwürdigen Mutter Vergangenheit berücksichtigt. Der stenographische Geschichtsschreiber Dr. Anders sagt: „Die Geschichtsforschung bewahrt vor Einseitigkeit, macht duldend gegen Andersdenkende und auch empfänglich für das Gute, was diese lehren; niemand wolle daher den Wert der Geschichte der Stenographie verkennen.“

Die Hilfswissenschaften müssen allzeit Hand in Hand arbeiten; eng in Verbindung mit der Geschichtsforschung steht die Stenographie. Wenn auch alljährliche viele Handschriften durchforscht werden, so ist hierbei doch die tachygraphische Schrift immer noch zu kurz gekommen. Ein großer Teil von Schriftdenkmälern mit stenographischen Zeichen ruht noch im Staube klösterlicher Verborgenheit oder in alten Büchersammlungen, wo sie noch des Forschers harren und der stenographischen Geschichtsforschung reiche Schätze bieten.

Die in Griechenland und Rom gemachten tachygraphischen Funde geben uns Aufschluß über damalige Sitten und Gebräuche, über soziale und geistige Verhältnisse jener Zeit, ja sie haben sogar zu Verbesserungen mangelhaft übersetzter Texte der Klassiker Griechenlands und Roms geführt. Alle diese Funde sind kulturhistorisch von großer Bedeutung. (Nach Dr. Dewischeit.)

Einen großen Gewinn hat die christliche Kirche aus der Tachygraphie gezogen. Die Predigten unserer Kirchenväter, selbst die Verhandlungen ganzer Kirchenkonzile sind uns durch stenographische Nachschriften erhalten geblieben. Mit dem staatlichen, wirtschaftlichen, wissenschaftlichen und kirchlichen Leben stand und steht die Stenographie in engster Beziehung und gewährt einen Einblick in das Getriebe verschiedener Zeiten, da die Entwickelung der Stenographie stets Schritt hielt mit den staatlichen Verhältnissen.

Zur Zeit Karls des Großen wurde die Stenographie in den Schulen gelehrt. Ein Schüler hat die Rede eines fränkischen Lehrers, welche derselbe bei Entlassung der Schüler in die Osterferien hielt, niedergeschrieben; sie lautet: Freut euch, Knaben, daß ich euch zum Osterfeste entlasse. All das, was ihr gelernt habt, das sollt ihr mir nach den Ferien wieder vortragen. Vergeßt während derselben nicht Rechnen und Stenographie! Sonst wehe euch, der Rohrstock soll euch dann auf dem Rücken tanzen.

Im Mittelalter, als die Stenographie verschwunden war, wurden Predigten und Vorlesungen u. s. w. schnellschriftlich festgehalten vermittelst Abbreviaturen der gewöhnlichen Schrift. Kolroß aus Basel hat 1530 die damals gebräuchlichen Wortkürzungen zusammengestellt. In einem Briefe schreibt der Pädagoge Comenius im Jahre 1641 aus London, wie weit die Stenographie dort verbreitet sei. Auch die stenographische Aufnahme der Shakespeareschen Dramen während ihrer Aufführung trug dazu bei, uns diese Werke zu erhalten.

Sowie ein Volk zu einer höheren Kulturstufe emporstieg, so zeigte sich auch das Bedürfnis nach einer Kurzschrift. Daher ist die Stenographie ein Kind ihrer Zeit und trägt jeweilig in ihrer äußeren Gestalt und in ihren inneren Grundsätzen das Gepräge der Zeit und der Kulturstufe des Volkes, in dem sie entstanden ist. (Nach Dr. Johnen.)

Da man den Wert solcher Schriftdenkmäler erkannt hat, so ist die Herausgabe eines großen Werkes, einer allgemeinen Geschichte der Stenographie zunächst des deutschen Sprachgebietes in Europa geplant. An diesem Werke mitzuarbeiten, haben sich hervorragende Vertreter der verschiedenen Systeme sowie andere Gelehrte bereit erklärt. An der Spitze der für diesen Zweck gebildeten Kommission steht Dr. Dewischeit. Um aber zu einem vollständigen Material zu gelangen, muß mit der Bearbeitung kleinerer Bezirke begonnen werden. Seit Jahrzehnten habe ich Material gesammelt zu einer Geschichte der Stenographie in Nassau. Es würde jedoch zu weit führen, wollte ich hier eingehend darüber berichten. Die eigentliche Geschichte der Stenographie in Nassau beginnt mit dem Jahre 1848. Es sind jedoch auch Schriftstücke mit tironischen Noten (römischer Kurzschrift) aus den Jahren 910 und 940 vorhanden, die im Königlichen Staatsarchiv aufbewahrt werden. Nassau war der erste Staat, der — schon im Jahre 1814 — eine konstitutionelle Verfassung erhielt; jedoch die landständischen Verhandlungen wurden erst seit dem Jahre 1848 stenographisch aufgenommen und zwar von dem in Karlsruhe ausgebildeten Herrn Port, der auch auf anderen deutschen Landtagen sowie auf vielen Kongressen u. s. w. als Stenograph tätig war. Das von ihm auf dem Landeskongreß im Jahre 1849 zu Idstein aufgenommene stenographische Protokoll spielte bei den wegen Hochverrats ꝛc. Angeklagten vor den Assisen im Jahre 1850 eine große Rolle. Die nassauische Regierung hatte, um sich für den Landtags- und Bureaudienst stenographische Kräfte zu sichern, durch den Zeughauptmann Malm an herzogliche Beamte einen Kursus in Stolzescher Stenographie abhalten lassen. In 1851 trug sich die nassauische Regierung mit dem Gedanken, in den höheren Schulen den stenographischen Unterricht einzuführen. Dies veranlaßte den Lehrer Schmitt-Niederselters, ein auf geometrischer Grundlage beruhendes Stenographiesystem aufzustellen und im Jahre 1852 zu veröffentlichen. In 1853 begann Chr. Pulch, Lehrer am Gymnasium zu Weilburg, dort nach dem Stolzeschen System Unterricht zu erteilen. Mit seiner Versetzung nach Wiesbaden begann, in Verbindung mit seinem

Anmerkung: Der Aufsatz ist ein kurzer Auszug aus dem Vortrage des Verfassers, gehalten in der Versammlung der vereinigten Stenographievereine Wiesbadens und des Altertumsvereins am 5. X. 1904.



Bruder Karl, in Nassau seine Haupttätigkeit für die Verbreitung der Stolzeschen Stenographie, sodaß er mit Recht den Namen „Apostel der Stolzeschen Stenographie in Westdeutschland" verdient. Pulch gründete später den „Nassauischen Stenographenverein" in Wiesbaden, was zur Folge hatte, daß an vielen Orten Nassaus auch Stenographenvereine entstanden, so in Diez, Biebrich, Dillenburg u. s. w. Ueberall regte sich stenographisches Leben; in Schulen und privatim wurde die Stenographie gelehrt, und die Nassauer trugen diese Kunst in andere deutsche Gaue; selbst an Universitäten traten sie als Lehrer der Stenographie auf. Neben den beiden Systemen Stolze und Schmitt hatte auch das System Gabelsberger Anhänger gefunden, so wurde anfangs der sechziger Jahre in Wiesbaden (später auch in Biebrich, Rüdesheim u. s. w.) ein Verein zur Verbreitung dieses Systems gegründet, der jedoch bald wieder einging, worauf erst 1879 wieder ein neuer Verein ins Leben gerufen wurde. So hatte denn anfangs der sechziger Jahre die Stenographie in dem Nassauer Lande große Verbreitung und Wertschätzung gefunden; überall, wo eine Versammlung stattfand, ein Vortrag gehalten wurde, ein Kongreß von Wichtigkeit tagte, da zog man Stenographen zur Aufnahme der Verhandlungen zu. Das Frankfurter Parlament und seine Stenographen hier einzuflechten, würde den Rahmen des Aufsatzes überschreiten. Mit den nun folgenden ungünstigen politischen Verhältnissen zeigte sich auch ein Rückgang im stenographischen Leben, ein Beweis dafür, in wie innigem Zusammenhang die Stenographie mit den geschichtlichen und kulturellen Ereignissen eines Landes steht. Der im Jahre 1864 schon 50 Mitglieder zählende „Nassauische Stolzesche Stenographenverein" stellte mit der Zeit auch seine Sitzungen ein, und erst im Jahre 1885 feierte er seine Wiederauferstehung. Auf meine Anregung traten verschiedene Personen, welche bereits dem alten Verein angehörten, dem neuen bei, um der schon zu nassauischen Zeiten gepflegten Kurzschrift weitere Verbreitung zu verschaffen; zurzeit zählt dieser Verein annähernd 150 Mitglieder.[1]) Aber auch andere Vereine sind bestrebt, die von ihnen vertretenen Systeme zu verbreiten, so daß gegenwärtig in Nassau ein recht reges stenographisches Leben herrscht. Doch ich will hier abbrechen. Wenn die „Geschichte der Stenographie in Nassau" ein genaues Bild geben soll, so muß noch mehr in Bibliotheken und Archiven nach Material geforscht werden. Der Zweck meiner Ausführungen ist mit der Anregung zum Mitwirken an diesem Werke zu geben; denn es könnte noch manches Material zu Tage gefördert werden, wenn Mitarbeiter für die gemeinsame Sache gewonnen würden. Zufällig kam mir eine Zeitschrift zu Gesicht, in der manches Material über die Verwendung der Stenographie in politisch bewegter Zeit sich fand. Noch jedes Jahr werden derartige Funde veröffentlicht. Erst kürzlich hat man Abbreviaturen der Geschwindschreiber aus der Zeit der Reformation entziffert; diese enthalten wertvolles Material für die Kirchengeschichte. Eine jetzt übersetzte Handschrift des Freiherrn von Swieten, Leibarzt der österreichischen Kaiserin Maria Theresia (18. Jahrhundert) gibt uns Auskunft darüber, welche Bücher damals, als gefährlich für Staat, Kirche oder öffentliche Sittlichkeit, in die Acht erklärt worden waren. Im vorletzten Monat des Jahres fand Landgerichtsrat Dr. Johnen-Cöln in der Nationalbibliothek zu Paris tironische Noten, die bis jetzt noch völlig unbekannt waren. Vieles mag auch noch in den **Monumenta Germaniae historica**, sodann in Bibliotheken und Archiven der Vereine für Altertumskunde und Geschichtsforschung verborgen liegen. In der letzten Zeit hat es sich gezeigt, daß mitunter in ganz kleinen Bücherbeständen stenographische Werke vorhanden waren, die zu den äußersten Seltenheiten gehören, ja daß sogar einzelne Büchereien Werke enthielten, die bisher völlig unbekannt waren. Es ist hierbei das Zusammenarbeiten vieler Personen nötig, sodann aber auch auf ein Entgegenkommen der hier in Betracht kommenden Verwaltungen zu rechnen. Dr. Dewischeit gab gelegentlich einer Sitzung der historischen Kommission bekannt, daß staatlicherseits ihm in liebenswürdiger Weise Unterstützung zuteil geworden sei. Die Verwaltung der Königlichen Museen in Berlin habe ihm photographische Abzüge der in den Museen aufbewahrten tachygraphischen Handschriften übermittelt. Wenn nun in Bibliotheken und Archiven Schriftstücke mit rätselhaft erscheinenden Schriftzügen zu Tage gefördert und ihre Quellen bekannt werden, dann beginnt eine neue Arbeit für die Spezialisten, die Geschichtsforscher und Paläographen: die Entzifferung dieser Hieroglyphen. Aber auch Angaben über wirkliche Grab- und andere Denkmäler mit stenographischer Inschrift, wie z. B. auf dem hiesigen alten Friedhofe, wären sehr erwünscht.

Zur Förderung der stenographischen Geschichtsforschung in Nassau wäre dringend nötig: eine genaue Festlegung a) aller stenographischen Druckwerke verschiedener Systeme der Staats-, Landes-, Stadt-, Hof-, Universitäts-, fürstlicher Kabinetts- und standesherrlicher Privatbibliotheken, auch der kleinen, sowie der verschiedenen Lehranstalten, der Stenographenvereine und anderer Körperschaften, der Volks- und Privatbibliotheken, auch der kleineren, ferner der Kirchen und Klöster, der Handbibliotheken der Archive und anderen Bibliotheken; b) der Aufsätze in Zeitungen und Zeitschriften über Biographien hervorragender Stenographen, über die Stenographie in geschichtlicher und theoretischer Beziehung unter Berücksichtigung der Zahlen-, Musik- und Blindenstenographie, Akten über stenographische Verhältnisse früherer Zeiten, Festschriften (auch in stenographischer Schrift); c) alter stenographischer Handschriften der Griechen und Römer, Abbreviaturen aus dem Mittelalter und dergl. in Archiven und Sammlungen der Vereine für Altertumskunde und Geschichtsforschung. Alle Personen, die geneigt sind, werden im Interesse der guten Sache gebeten, Umschau zu halten in eigenen und anderen ihnen zugängigen Bibliotheken und Archiven und Mitteilungen, Anfragen, Quellenangaben u. s. w. an meine Adresse (Hartingstraße 8) zu richten.[2])

---

[1]) Zehn Jahre der Stenographieschule, einleitend die Geschichte des Stolzeschen Stenographen-Vereins zu Wiesbaden, herausgegeben von H. Paul.

[2]) Wir bitten auch unsere Leser, die Bemühungen des unermüdlichen Kämpfers für die Stenographie nach Möglichkeit zu unterstützen. (D. H.)

Möge die in Angriff genommene Arbeit dazu beitragen, daß uns der Entwickelungsgang der Menschheit im großen wie im enger begrenzten Gebiete klarer vor Augen trete. Ueberall, wo wir die Stenographie in ihrer vollsten Blüte sehen, da treffen wir auch Kulminationspunkte der Kulturgeschichte der Menschheit an.

Pedro.

Eine Geschichte aus dem spanischen Befreiungskriege.

3) Von J. Wilhelmi. (2. Fortsetzung.)

„O Señor Capitano, Ihr könnt es, Ihr seid ein mächtiger Mann! Wenn Ihr hingeht zu dem französischen General, er wird Euch anhören, er wird meinen Vater freigeben!" flehte Pedro schluchzend.

„O padre mio!" rief er bittend aus. „Denkt daran, wie wir, meine Schwester und ich, Euch auch geschützt haben. Noch trägt man es uns nach, daß wir für Euch gesorgt; man sieht uns daheim mit scheelen Augen an, man flucht uns als Verrätern, aber wahrhaftig, wir täten noch einmal, was wir getan. Mein armer Vater sagte mir noch gestern, wir hätten brav an Euch gehandelt; das sei kein Verrat am Vaterlande, einen Verwundeten schützen, der sich selbst nicht verteidigen könne. Und nun soll mein guter Vater sterben, und wir haben dann niemand mehr auf der Welt!"

Der Hauptmann blieb erschüttert am Fenster stehen.

„Ihr habt mir erzählt," rief Pedro, „als Ihr bei uns krank laget, Euer Vater sei Euch vor kurzem gestorben, aber daheim unter der Pflege der Euren, von Gott abgerufen; mein Vater aber soll eines gewaltsamen Todes sterben und ist doch schuldlos. O, rettet, rettet ihn."

„Pedro," rief der Hauptmann in schmerzlicher Bewegung, „ich kann ihn nicht retten. Glaube mir, einem französischen Offizier schon würde es schwerlich gelingen, ihn frei zu machen, aber ich bin ein deutscher Offizier. Der General Decaen ist mir — ich will es dir offen sagen — nicht wohlwollend gesinnt. Erst neulich hat er mich härter angelassen, als es mir je von einem Oberen geschehen, weil ich arme spanische Frauen und Kinder beschützt habe gegen französische Buben; und nun sollte ich als Bittender in diesem Fall vor ihn treten? Es wäre völlig umsonst."

„So muß mein Vater sterben, weil Ihr Euren Stolz nicht beugen wollt. Ich hätte mein Leben für Euch gegeben, und Ihr wollt nicht einmal für das Leben meines Vaters bei dem General bitten gehen, der doch auch ein Mensch ist, wie wir alle."

Tiefbewegt folgte Leutnant Horn, obgleich er des Spanischen noch nicht mächtig genug war, um alles verstehen zu können, der Szene. Er ließ sich von dem Burschen des Hauptmanns die Worte möglichst verdeutschen; sein Auge ruhte teilnahmsvoll auf dem Knaben mit dem offenen, angstbleichen Angesicht. Der Bediente des Hauptmanns hatte sich umgewandt, um die Tränen zu verbergen, die in seine Augen traten. Hauptmann von Waldheim kämpfte einen schweren Kampf. Sein Mannesstolz, der ihn zurückhielt, einen völlig aussichtslosen Versuch zu machen, das Herz des strengen französischen Generals zu erweichen, stritt mit dem Mitleid für Pedro. Heftig ging er hin und her. Endlich schien er zu einer Entscheidung gekommen zu sein. Er unterbrach seinen Gang durch das Zimmer und wendete sich mit wenigen Worten in deutscher Sprache zu dem Leutnant und seinem eigenen Burschen, während der Knabe gespannt von einem zum andern hinübersah. Dann sagte Waldheim:

„Pedro, ich will tun, was in meiner Macht steht. Niemand soll sagen, ich habe meinen Lebensretter umsonst bitten lassen. Ich will den schweren Gang unternehmen, will mich beugen für dich, wie ich es für mich nie tun würde. Doch, täusche dich nicht; die Hoffnung, daß ich durchdringe, ist äußerst gering. Bleibe hier und erwarte meine Rückkehr; bete zu Gott, dem himmlischen Vater, daß er Segen zu dem Werke gebe."

Inzwischen hatte der Bediente des Hauptmanns auf dessen Wink die Staatsuniform herbeigebracht. Der Offizier legte den glänzenden Waffenrock, geschmückt mit dem Kreuze der Ehrenlegion und mehreren andern Orden, rasch an, während der Knabe immer wieder seine Hände küßte und aus überströmendem Herzen Dankesworte stammelte. Dann entfernte sich Waldheim. Eine bange Stunde verging für die drei im Zimmer Zurückgebliebenen. Die Deutschen sahen still vor sich hin, fromme Wünsche für das Gelingen des Unternehmens gingen durch ihre Seele; betend lag der Knabe am Fenster auf den Knien. Endlich ertönten die kräftigen Schritte Waldheims auf der Treppe.

„Pedro," rief er beim Eintreten mit leuchtendem Aufblick, „dein Vater ist frei; soeben ist ein Offizier zu ihm gesandt worden, ihm seine Befreiung anzukündigen. Mache, daß du mit ihm fortkommst, ehe den General seine Freilassung etwa gereut." Ein Freudenschrei drang von den Lippen Pedros, während die Deutschen nur mühsam ihre Rührung unterdrücken konnten.

„Das war ein harter Kampf!" rief der Hauptmann seinem Freunde zu, „fast unmöglich erschien es bei dem General durchzudringen. Der Franzose sah mich anfangs fast spöttisch an und warf mir Sympathie für die spanischen Giftmischer vor. Erst als ich mit allem Ernst auf meine unbefleckte Führung hinwies, auf das Kreuz der Ehrenlegion, das mir der Kaiser selbst, in Anerkennung vor dem Feinde bewiesener Tapferkeit, an die Brust geheftet, und auf das lebhafteste betonte, was ich den Kindern

meines Schützlings verdanke, zog er endlich mildere Saiten auf. Er schien es doch nicht mit uns Deutschen verderben zu wollen und gewährte mir schließlich, zum Dank für die von Pedro mir einst geleistete Hilfe, die Befreiung seines Vaters. Aber er forderte als Gegenleistung dauernd die strengste Zuvorkommenheit gegenüber den französischen Offizieren. Ich mußte mir auf die Zähne beißen, als er in so hochfahrender Weise zu mir sprach. Es war ein harter schwerer Gang, den ich nicht noch einmal möchte vor mir haben."

Pedro war vor seinem Schützer in die Knie gesunken und rief: „Capitano, wenn je noch einmal eine Gefahr dir drohen sollte, Gott und die heilige Jungfrau wissen es, Pedro würde gerne für dich sterben." Unter stürmischem Schluchzen bedeckte er die Hände des Hauptmanns mit heißen Küssen und verließ eilig das Zimmer. — — —

Nahezu ein halbes Jahr war dahingegangen. Das Jahr 1813, das Jahr der Freiheit für die unterdrückten Völker, war angebrochen. Die Glockenklänge, welche das neue Jahr verkündeten, hatten ihren Weg auch in einen einsamen Kerker der Festung Cardona gefunden, aber sie hatten keinen freudigen Widerhall in seinen dumpfen Hallen erwecken können.

Es war ein geteilter saalartiger Raum, in dem dreißig deutsche Krieger gefangen gehalten wurden. Ein einziges, großes Fenster, nahe der Decke des Gefängnisses, erhellte tagüber das Innere desselben. Die gefangenen Soldaten saßen oder standen in einzelnen Gruppen bei einander, plaudernd oder mit gedämpfter Stimme ein Kriegslied summend. Etwas abgesondert von den Soldaten, unter dem Fenster standen zwei gefangene Offiziere in ernstem Zwiegespräch begriffen. Es waren der Hauptmann von Waldheim und sein Freund Leutnant Horn. Schon seit vier Wochen trugen sie das harte Los der Kriegsgefangenschaft."

(Schluß folgt.)

Königliches Theater zu Wiesbaden.

Am 16. Oktober waren es zehn Jahre, daß das neue Haus eingeweiht wurde. Damals war die Feier mit der Enthüllung des Kaiser Wilhelm-Denkmals verbunden. Die Erwartungen waren hochgespannt; man hoffte eine völlige Erneuerung der dramatischen Kunst in dem mit allen Errungenschaften der Bühnentechnik ausgestatteten, von einem ausgesuchten Künstlerpersonal bevölkerten und von einem feinkünstlerischen Geiste gelenkten Musentempel. Und die Erwartungen wurden erfüllt. Der nunmehrige Generalintendant von Hülsen hat gehalten, was er versprach. Namentlich auf dem Gebiete der Oper ist die Wiesbadener Hofbühne Musteranstalt geworden und geblieben; daran kann noch so wichtig tuende, meist aber von kleinlichen, neidischen und eifersüchtigen Motiven geleitete Kritik nichts ändern. Der Beweis ist vielmehr erbracht durch das fast jedesmal gefüllte Haus und durch das uneingeschränkte Lob, das Leitung und Personal von allen sachlich und gerecht Urteilenden gespendet wird. Sehr schwer bedauert wurde der Weggang des Begründers der Wiesbadener Klassizität; aber es hat sich gezeigt, daß das Werk derart gefestet war, daß es den Gründer überdauerte, zumal es gelungen ist, einen Stellvertreter des letzteren zu finden, der sich die Ideen seines Vorgängers in reichem Maße anzueignen verstanden hat. So hoffen wir, daß der alte Geist fortwirke auch inskünftig. Zugleich aber erheben wir, wie schon wiederholt, die Stimme dafür, daß auch dem klassischen Schauspiel ein breiterer Raum als bisher gegönnt werden möge; die Intendantur solle sich die schwere und undankbare Aufgabe nicht verdrießen lassen, das p. t. Publikum wieder zur Achtung vor den unsterblichen Werken der Größten zu erziehen. Das Verdienst ihres Wirkens würde sich dadurch steigern.

Zur Feier des Tages hatte Joseph Lauff einen stimmungsvollen, hochpoetischen Prolog gedichtet, den Frl. Santen vortrug. Lieber hätten wir ihn von Frau Haubrich-Willig gehört, allein diese war leider beurlaubt. Dem Prolog ging Webers Jubelouverture vorauf; ihm folgte des Meisters ewig junger „Oberon" in der Bearbeitung der Wiesbadener Künstlertrias: Hülsen, Lauff, Schlar — zum 98. Male. Wir würdigen die treffliche Aufführung im ganzen; der Oberon ist dem Künstlerpersonal so in Fleisch und Blut übergegangen, daß er immer gut gespielt wird.

Das Publikum, das die Räume des Hauses bis auf den letzten Platz besetzt hatte, war feiertäglich gekleidet und gestimmt; der Abend ist durchaus festesfreudig verlaufen.

Literatur.

* **Der Pflug und das Pflügen bei den Römern und in Mitteleuropa in vorgeschichtlicher Zeit.** Von H. Behlen. 192 S. Pr. 4 Mk. Dillenburg, M. Weidenbach. — In Oberförster Behlen zu Haiger ist den nassauischen Forschern, die sich hauptsächlich mit der Vorgeschichte unsereſe Landes befassen, ein erfreulicher Zuwachs entstanden, und wenn auch seine Forschungsergebnisse denen anderer oft entgegenstehen, so tut das nichts zur Sache. Eine agrargeschichtliche, kulturgeschichtliche und archäologische Studie, zugleich einen Beitrag zur Besiedelungsgeschichte in Nassau nennt der Verfasser sein Werk. Er hat die einschlägige Literatur über „Das Ding, das wenige schätzen," und was damit zusammenhängt, trefflich studiert, namentlich das epochemachende Werk von Meitzen. Aber als denkender Kopf sind ihm auch dessen Lücken aufgefallen, und bei näherer Betrachtung ist er zu Resultaten gelangt, die denen Meitzens und seiner Anhänger völlig widersprechen. Die Beweisführung, auf die wir hier mangels Raumes nicht näher eingehen können, hat uns sehr angesprochen. Begnügen wir uns mit der Hervorhebung der Ergebnisse, zu denen der Verfasser im allgemeinen, und zugleich speziell für Nassau kommt. Was den Pflug selbst angeht, so glaubt er sicher nachgewiesen zu haben, daß der römische Pflug und das römische Pflügen sich von dem heutigen deutschen wesentlich nicht unterscheiden. Das führt dann weiter zu der Frage, ob nicht der Pflug, und damit der Ackerbau in älterer als der bisher angenommenen Zeit bekannt gewesen sei, und hier kommt Behlen auf seine gründlichen Untersuchungen hin zu dem Schluß, daß der Ackerbau bereits in der Latènezeit in Deutschland in hoher Blüte stand; er vermutet sogar, daß er bis in die Hallstattzeit hinaufrage. Weiter ergibt sich daraus, daß die landläufige Ansicht, Deutschland sei zu Cäsars und Tacitus' Zeit von Urwald bedeckt gewesen, nicht haltbar ist. Vielmehr muß es dicht bevölkert gewesen sein (das beweisen ja wohl auch die gewaltigen, ins Römerreich flutenden Völkerwellen), und erst die Ausleerung Germaniens durch die Völkerwanderung nach 400 führte die Verödung und die dichte Bewaldung des Landes, also auch Nassaus herbei. Weiter, die sogenannten Hochäcker fallen in die Zeit der Wallburgen; ein prinzipieller Unterschied in der Anlage der Wallburgwälle und Ackerterrassen besteht nicht. Beide gehören in die Latène- und Römerzeit und sind von einer ackerbautreibenden Bevölkerung errichtet, die aber nicht notwendig bloß keltisch gewesen sein muß. Endlich, die Wallburgen und Hochäcker sind jüngeren Datums als die Hügelgräber, die

in die Bronze- und Steinzeit reichen. Wenn es dem Verfasser gelingt, noch weitere Beweise seiner Ansichten vorzuführen — und sein Forschungseifer wird darin nicht nachlassen —, dann hätten wir wieder das oft wiederkehrende Beispiel, daß ein nicht fachmännischer Archäologe der Wissenschaft einen guten Dienst geleistet hat. Eine Vertiefung in das hochinteressante Werk kann jedem Agrarier und Archäologen bestens empfohlen werden. Doppelt freut es uns, daß unser Nassauer Ländchen das Beweisgebiet für die Interesse erregenden Ausführungen abgibt.

* **Harte Köpfe.** Von Johanette Baltzer. 426 S. Ems a. d. L. L. J. Kirchberger. — Eine „Geschichte aus dem Nassauischen" nennt die Verfasserin den Roman, und ihrer „teuern nassauischen Heimat" hat sie ihn gewidmet. Es ist die alte Geschichte von den Zweien, die zuerst nicht zueinander kommen können, aber schließlich nach mancherlei Prüfungszeit doch zusammengeführt werden. Die einfache Fabel hat die Verfasserin in das schönste poetische Gewand verkleidet, das der Dorfgeschichte, in welcher das ursprüngliche, natürliche Dichten und Trachten des Menschenherzens, sein Sinnen, Fühlen und Streben so recht vollgiltig zum Austrag kommen kann. Lebendige Charakteristik der Personen, spannende Handlung bei aller Einfachheit der Motive, versöhnender Ausklang des Ganzen: die Dame kann erzählen; ihre Gabe ist eine jedermann erfreuende. Nur zweierlei Schwächen behaften den Roman, wenn er „nassauisch" genannt werden soll: das zu wenig intensive Lokalkolorit und die nicht konsequent durchgeführte Mundart. Der Roman könnte beispielsweise auch im Hessischen oder Rheinischen spielen; die prächtigen Naturschilderungen passen ebenso für jene Gegenden, und von sozialen Lokalverhältnissen erfahren wir zu wenig. Und die Mundart? Ja, es ist sehr schwer, konsequent mundartlich zu schreiben. Da darf kein „wieder" und kein „kömmst", kein „anderst" und kein „tot" u. s. w., u. s. w. unterlaufen; es heißt: widder, kemmst, annerscht(er), dod. Aber, wie gesagt, es ist schwer; wir wissen es ja aus Erfahrung. Und das soll auch dem Leser die Freude an der prächtigen Bauerngeschichte nicht verkümmern; sie kommt auf alle Fälle aus einer flotten Feder und, was mehr bedeutet, aus einem Herzen das aus dem Volke heraus und mit dem Volke denkt und fühlt.

Neues aus Nassau.

S. K. H. Großherzog und Herzog Adolf liegt wieder fleißig der Jagd ob. Unlängst erlegte er auf der Vereinsalp fünf Gemsen.

Am 9. Oktober fand die Grundsteinlegung zur evangelischen Kirche in Niederhausen statt.

Am 10. Oktober hat der Ueberzug aus dem alten Kurhause zu Wiesbaden ins Provisorium (Paulinenschlößchen) stattgefunden; am 20. wurde mit der Niederlegung des Kurhauses begonnen.

Am 17. Oktober feierte das vom Grafen Ludwig II. von Nassau-Saarbrücken errichtete Gymnasium zu Saarbrücken sein dreihundertjähriges Bestehen.

Reichskanzler Graf von Bülow weilte längere Zeit in Homburg zur Kur. Mehrere Male hat er eine Fußtour zum Feldberg gemacht.

Die beiden alten nassauischen Kasernen zu Wiesbaden, die Infanteriekaserne (aus 1817—19) und die Artilleriekaserne (aus 1828—29), will der Fiskus verkaufen und neue auf dem bisherigen Exerzierplatz an der Schiersteiner Straße errichten. Die Stadt Wiesbaden beabsichtigt, das Terrain der alten Kasernen zu erwerben, um nach Niederlegung der Gebäude neue Bauquartiere zu eröffnen.

Im Stadtgarten (Schloßgarten) zu Usingen soll ein Aussichtsturm errichtet werden.

Bei Igstadt ist eine starke Braunkohlenschicht entdeckt worden.

Die nassauische Firma Söhnlein u. Komp. in Schierstein hat für ihren Sekt, Marke „Rheingold", auf der Weltausstellung zu Saint Louis den „Grand Prix", die höchste deutschen Schaumweinen bisher verliehene Anerkennung, erhalten.

Nassauischer Geschichtskalender.

5. November.

1316. Ritter Sifrid von Dotzheim stirbt. Nach ihm erschien noch ein Ritter des Namens, der am 19. Februar 1332 starb. Weitere Glieder dieses Geschlechtes, das zu Dotzheim bei Wiesbaden seinen Sitz hatte, kamen nicht vor. Es scheint damit ausgestorben und die Gerichtsbarkeit über das genannte Dorf auf die Kämmerer von Worms und zuletzt auf die von Scharfenstein fortgeerbt zu sein.

1864. Prinzessin Hilda von Nassau, jetzige Frau Erbgroßherzogin von Baden, wird geboren.

10. November.

1567. Graf Johann Ludwig von Nassau-Idstein, Balthasars Sohn, wird geboren. Er kam 1568 zur Regierung und 1590 zur Selbstregierung, starb aber schon am 20. Juni 1596 auf dem Schlosse zu Idstein und liegt im Chor der Kirche daselbst begraben.

1813. Schlacht an der Nivelle. Feldmarschall Wellington mit dem englisch-spanischen Heere drängt Marschall Soult über die französische Grenze. An der Schlacht nahm das 2. Regiment Nassau unter Oberst Kruse Anteil. (Spanischer Feldzug.)

15. November.

1687. Johann Heinrich Florin, seit 1679 Rektor an der Schule zu Siegen, wird als Professor der Philosophie und als Pädagogearch nach Herborn berufen. In 1691 wurde er außerordentlicher und 1696 ordentlicher Professor der Theologie, und starb als solcher am 17. Januar 1700. Er wurde zu Niederneisen im Diezischen in 1650 geboren. Er war auch Schriftsteller.

1703. Schlacht am Speierbach. Die zum Entsatze der von den Franzosen belagerten Festung Landau anrückende Reichsarmee unter dem Befehle des Grafen Johann Ernst von Nassau-Weilburg, wird von den Franzosen unter Tallard am Speierbache angegriffen und geschlagen. Sie verlor 146 Offiziere und 6000 Mann; unter den Toten befand sich auch des Grafen ältester Sohn Friedrich Ludwig. Infolge der Schlacht mußte Landau sich am 18. November ergeben. (Spanischer Erbfolgekrieg.)

Briefkasten.

L. S. in W. Einen Karl Heinrich von Weilburg gibt es nicht. Zu der angegebenen Zeit regierte in Nassau-Weilburg Fürst Karl August (1719—1753).

M. S. in W. Philipps von Hessen Beiname Magnanimus bedeutet „der von hohem (großem) Mut Beseelte," „der Hochgemutete". Das „großmütig" ist also nicht im heutigen Sinne aufzufassen.

Redaktionsschluß: 21. Oktober.



№ 22. Wiesbaden, den 16. November 1904. 5. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20, beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Weinsprüche.



Es gilt von allen Gefühlen
Der Hunger als gemein,
Jedoch sein Zwillingsbruder,
Der Durst, der gilt als fein.

Es ist fürwahr nicht wahr,
Daß Elemente nicht wandelbar:
Was Silber in der Tasche,
Wird Gold in der Flasche;
Was Gold ist im Glase,
Wird Kupfer an der Nase.

Schreibt auf alle Wasserflaschen:
„Nur äußerlich — zum waschen!"

Ich hatte im Rausch ein Lied gemacht
Und dann so unterdessen,
Was kaum in schöne Reime gebracht,
Verschlafen und vergessen. —
Mich ärgert', daß mein Sang verrauscht,
Es war das Lied der Lieder!
Ich glaub', wenn ich erst neu berauscht
Kommt mir das Thema wieder!

Wer beim Wein beharrlich schweigt,
Weiß entweder nichts zu sagen,
Oder bangt, es könnte leicht
In den Mund das Herz sich wagen.

Vor mir steh'n voll Wein der Flaschen zwier;
Doch wo Wahl ist Qual, das glaubet mir.
Hier die gold'ne, dort die Purpur-Pforte:
Hinter beiden liegen Gnaden-Orte.

Ich trinke Bier, ich trinke Wein
Im Sitzen, Steh'n und Liegen;
Und bin ich einst ein Engelein,
So trink' ich auch im Fliegen.

Die Jugend ist mir sanft verflogen,
Von holder Mutterlieb' verschönt.
Ich wurd' mit Fläschchen aufgezogen
Und hab' sie mir nicht abgewöhnt.

Wein ist stärker als Wasser:
Das gesteh'n auch seine Hasser.
Wasser reißt wohl Eichen um,
Hat gar Mauern umgerissen!
Und ihr wundert euch darum,
Daß der Wein mich umgeschmissen?

Als jüngst ich heimwärts ging fürbaß,
Macht' eine Wolke mich pudelnaß.
Da seufzt' ich: Wüchs' im Himmel Wein,
Wir sperrten auf das Schnäbulein.
Die dickste Wolke tränken wir aus
Und kämen trocken stets nach Haus.
Der Regenschirm würd' dann für Wein
Ein umgebauter Trichter sein;
Den trügen wir — potz Sapperment —
Vergnüglich stets am kurzen End'!

Aus mancher roten Nase spricht's,
Daß sie gefärbt vom Glase ist
Und in der Wüste des Gesichts
Die blühendste Oase ist.

Im Wasser kannst du dein Antlitz seh'n,
Im Wein der Menschen Herz erspäh'n.

Friedrich Fischbach.

Das Schulleben und die Schulzucht am Gymnasium Augusteum zu Idstein, 1569—1817.

4) Von Dr. C. Spielmann. (Fortsetzung statt Schluß.)

Anno 1770 wollten einige Schüler, Söhne, bezw. Verwandte des Oberamtmanns, des Archivrats, des Landmajors und eines Hofrats, eine Tragödie unter Beihilfe von etwa 15 Mitschülern aufführen, und der Archivrat hatte ihnen dazu ein Zimmer im Idsteiner Schlosse zur Verfügung gestellt. Prorektor Schellenberg und der Subkonrektor waren eins, die Sache zu untersagen, wegen gründlicher Faulheit der betreffenden Schüler; die andern Lehrer verhielten sich passiv, da sie die Herren Väter scheuten. Als die Schüler nichtsdestoweniger probten, machte ihnen Schellenberg Vorhalt und prügelte einen Ungezogenen weidlich durch. Nun entstand eine offene Rebellion in der Schule, und das Stück wurde mit großem Pomp aufgeführt im Beisein eines zahlreichen Publikums, das so etwas, was doch im Städtchen noch nie vorgekommen war, ganz gern einmal sah. Also trumpften die Schüler mit Billigung der Honoratioren und anderer Bürger dem Prorektor auf. Doch dieser wandte sich an das Konsistorium, und nun erfolgte am 30. VII. 1770 der Bescheid, daß „zwar das Spiel an sich unschuldig, da es aber gegen ausdrückliches und begründetes Verbot des Schulleiters erfolgt sei, so wäre es inskünftig aufs strengste zu verbieten, und die Spielteilnehmer seien in exemplarische Strafe zu nehmen." Gleichzeitig erhielten die fünf Staats- und Regierungsbeamten einen gehörigen Rüffel, und das half. Zwar hatten die exemplarisch abgeschmierten Pennäler die Kühnheit, dem Prorektor die Aufführung einer zweiten Tragödie anzukündigen; doch blieb es dabei, da Schellenberg entsprechende Vorkehrungen traf.

Erst sechs Jahre später kam die Gymnasiasten wieder die Lust an, ein Aehnliches zu versuchen. Unterm 8. II. 1776 richteten Exemten und Primaner an den neuen Fürsten, Karl Wilhelm, den sie für zugänglicher als seinen gestrengen Vater, den Fürsten Karl, hielten, die Bitte, Aufführungen unter Zuziehung von Honoratioren zu genehmigen. Es diene, sagten sie, solches Spiel zur Weiterbildung im Stil; sie wollten „großen apparatus" vermeiden, und die Schularbeit sollte nicht leiden. Der Regierungspräsident von Kruse war für Ablehnung des Gesuchs, und diese erfolgte denn auch; damit waren die theatralischen Versuche zu Idstein beseitigt. Leider konnte ich nicht den Titel der betreffenden Stücke ausfindig machen; ich bemerke jedoch nebenbei, daß von unsern Klassikern Lessing bereits seine Miß Sara Sampson und Minna von Barnhelm gedichtet hatte, und daß Emilia Galotti und Goethes Götz von Berlichingen gerade damals entstanden (1755, 1767, 1772, 1773). Etwas später (1781) sind dann bekanntlich Schillers Räuber erschienen.

Unterdes hatte der Prorektor Schellenberg die Gelegenheit ergriffen, die vakante Pfarrstelle zu Tinglingen im nassau-usingischen Amte Lahr in Baden zu übernehmen. Aber gerade dieses Jahr 1772 wird wieder als ein rechtes Tolljahr geschildert. Der Scholarch Droosten, bei all seinem großen Gebaren doch nur ein kleiner Pädagog, erschöpft sich in Klagen über Kartenspielen, Kaffeetrinken und Tabakrauchen der Schüler; sie zögen sogar mit den Pfeifen über die Straße, betränken sich in den Wirtshäusern, hätten mit leichtfertigen Frauenzimmern Umgang und spotteten allen Regeln des Anstandes. Nächtig veranstalteten sie Aufzüge und Mummereien mit Musik und Lärm, knallten mit Peitschen und ahmten die Stimmen von Tieren nach. Die Abschiedsfeiern arteten in wüste Trinkgelage aus. Das Konsistorium berichtete der Regierung, und diese schob Droosten als zur Schulaufsicht ungeeignet beiseite, trug dem Oberschultheiß Langsdorf auf, energisch einzuschreiten und holte den alten Stritter wieder, den sie zugleich (s. o.) zum Scholarchen machte. Für ein Jahr; dann sah man den Mißgriff ein und entfernte ihn wieder (1773). Der Oberschultheiß im Verein mit dem neuen Rektor Wagner schaffte indessen Ruhe, und letzterer begann, wie schon erwähnt, mit der inneren Schulreform, die manches besserte. Ein Glück war es, daß die Superintendentur zu Idstein mit Droostens Tode 1777 einging und die Schule dem zu Usingen wohnenden Superintendent-Scholarchen Groote unterstellt wurde. Dies schaffte dem Rektor freiere Bewegung.

Als der Rektor Stritter II. an die Stelle des Rektors Wagner trat, erschien unterm 11. V. 1780 eine gedruckte Konsistorialverordnung, welche Regel in das Chaos von Erlassen und Anordnungen über die Schulzucht, das sich mit der Zeit angehäuft hatte, bringen sollte. Kurz gefaßt ist ihr Inhalt dieser:

1) Alle Kostwirte sollen die Gymnasiasten ordentlich verpflegen, sie zur Frömmigkeit, zu guten Sitten, Fleiß und Höflichkeit anhalten, vom übermäßigen Kaffeetrinken und Tabakrauchen, von Kartenspiel, Lärmen und Umgang mit Weibspersonen abmahnen. Winters sollen sie abends um 9, Sommers um 10 Uhr in ihrer Wohnung sein. Wegen angerichteten Schadens sollen die Hauswirte Anzeige tun, widrigenfalls sie für solchen zu haften haben. 2) Es sind Töchter und Gesinde aller Bürger von allem unschicklichen Umgange, insbesondere von sonn- und feier-

täglichem auch nächtlichem Besuche der Schüler abzuhalten; Uebertretungen sind anzuzeigen. Die liederlichen Weibspersonen werden besonders verwarnt. 3) Nachtwächter und Kirchensenioren sollen die Gymnasiasten, die sie nach 9, bezw. 10 Uhr auf der Straße antreffen, dem Rektor anzeigen und auf dessen Begehr ins Quartier oder in andern Verwahr bringen. Sie dürfen kein Douceur für Verschweigen annehmen, sollen aber auch keine Gewalt brauchen. Die abgenommenen Degen sind dem Rektor auszuliefern. 4) Bürger und Handwerksburschen sollen gegen die Schüler keine Gewalt gebrauchen, sondern etwaige Missetäter dem Rektor anzeigen. 5) Kein Wirt soll den Schülern in seinem Lokal Getränke verabreichen, noch weniger Zechen veranstalten und nach Hause nur mäßige Quantitäten liefern, bei Strafe von 10 Talern. 6) Niemand soll den Scholaren auf Borg geben ohne Vorwissen der Eltern, Vormünder und Lehrer. Sollen die Buchbinder andere als Schulbücher für die Schüler einbinden, so haben sie unter Vermeidung von 10 Talern Strafe erst beim Rektor anzufragen.

Diese Verordnung wurde allen Schülern und Bürgern von Idstein eingehändigt, und ein ganzes Jahrzehnt lang hören wir nichts mehr von gröblichen Ausschreitungen; der Erlaß scheint also geholfen zu haben. Mittlerweile gelangte nach Abgang des Rektors Stritter II. der in jeder Hinsicht tüchtige Rizhaub zum Rektorat (1784). Es ist schon erwähnt worden, daß in den Jahren 1784/85 die Umgestaltung des Lehrplans nach philanthropischen Grundsätzen erfolgte und zwar gründlich; ebenso wurde die Schulzucht entsprechend verbessert. Es wurde unnachsichtlich auf Einhalten pünktlichen Schulanfangs nach den Ferien gesehen. Die in den letzten Jahren beobachtete vierzehntägliche Revision der Schule wurde zwar aufgehoben, aber die Revision selbst blieb mit längeren Zwischenräumen bestehen. Die Schulgesetze wurden streng gehandhabt, und endlich schritt man auch zur Anlegung eines Karzers, indem das Stübchen, das an die Rektoratsscheuer anstieß, zum Teil abgeschlagen wurde und vergitterte Fenster erhielt. Das Prügeln wurde nur mehr in den schlimmsten Fällen angewandt; auch kam man den Schülern höflicher entgegen; Primaner und Sekundaner wurden mit Er, statt mit Du angeredet. Darauf daß die Schüler nicht vorzeitig zur Universität abgingen, wurde strengstens gehalten. Unterm 4. VII. 1789 erschien eine Verordnung des Fürsten „wegen der Menge Studierender, die nicht geschickt sind und von der Universität zurückkommen“: 1) Nur mit vorzüglichen Fähigkeiten Ausgestattete, die „eine mehr als gemeine Anlage“ zum Studieren haben, sollen zu letzterem zugelassen werden und der Entscheid soll nach der Konfirmation, mit dem 14. Lebensjahre erfolgen. 2) Diesen Entscheid haben Rektor und Lehrer zu treffen und den Schüler entweder zu entlassen oder für ihn um Dispens zum Studieren nachzusuchen. 3) Alle Zuwiderhandelnden können auf eine Anstellung im Staatsdienste nicht rechnen. Es läßt sich denken, daß diese verschärften Maßregeln die Schülerzahl etwas herabdrückten; unzweifelhaft aber kamen sie Unterricht und Schulzucht am Gymnasium zugute.

Doch noch einmal kam es wie ein Tollrausch über die Idsteiner Schülerschaft; es war zu Anfang des Jahres 1790, als sich eine förmliche Revolte wider Rektor und Lehrer erhob. Wie es kam, ob etwa der Ausbruch der französischen Revolution mit den Ideen von liberté, égalité, fraternité auf die jugendlichen Gemüter wirkte, wissen wir nicht. Bei Anlaß des Abschiedsschmauses der Gießener Studenten, welche die Idsteiner Füchse mitnahmen, kamen Sachen vor, die als „beyspiellose Ungezogenheiten und Ausschweiffungen“ bezeichnet werden. Es waren unter den Exzedenten, wie Rizhaub berichtet, mehrere Söhne des Superintendenten Groote, was den anderen als Deckung diente. Regierung und Konsistorium ordneten deshalb gemeinsam eine Visitation an und ernannten zu Kommissaren den Superintendenten Groote von Usingen und den Regierungs- und Konsistorialrat Neidhardt von Wiesbaden. In deren Instruktion vom 15. IV. 1790 war folgendes bestimmt: Die Akten des Gymnasiums aus der letzten Zeit sollen durchgesehen und die bei dem letzten Abschiedsschmause vorgefallenen Exzesse gründlich untersucht werden. Eine „exemplarische Bestrafung am Leib mit einer Art von Apparat“ wird vorgesehen. Die Missetäter haben vor den Lehrern demütig Abbitte zu leisten. Die „verschwiegenen Ungezogenen“ sollen ebenfalls erforscht und „am Leibe“ bestraft werden, besonders die Nachtschwärmer. Alle sollen eine ernste Vermahnung und Drohung erhalten. Die Schulverordnung von 1780 ist zu extrahieren und zu ergänzen, auch durch das Oberamt in der Stadt zu publizieren. Den Lehrern ist einzuschärfen, daß das Burschikose der Schüler in Kleidung und Lebensweise allmählich auszumerzen sei, damit die „alte, einfache Art zurückgebracht werde.“ Die Lehrer selbst sollen sich nicht als Universitätsprofessoren, sondern als Professoren des Gymnasiums benehmen. Nach Besprechung mit den Lehrern sind dann weitere Vorschläge zu machen, wie „in Zukunft Zucht und Ordnung wiederherzustellen sei, damit die Schule ihren so lange gehabten guten Ruf wieder erhalte.“

Sorglich wurde die Visitation geheim gehalten, und die „Rebellen“ scheinen nichts von dem Ungewitter geahnt zu haben, das sich über ihrem Haupte zusammenzog. Sobald die Kommissare angekommen waren, besetzte ein bewaffnetes Bürgerwachekorps alle Ausgänge des Augusteums, daß niemand entschlüpfen konnte. Die Abgesandten versammelten in der Aula die gesamte Schule mit den Lehrern, und die sieben als Missetäter beim Abschiedsschmause Bezeichneten wurden vorgefordert. Da sie „trotz väterlichen Einredens, vom esprit de corps eingenommen, nichts gestanden,“ wurden ihnen in dem oberen Zimmer teils vom Rektor, teils vom Prorektor zwölf heftige Streiche auf den Rücken gegeben, worauf sie Abbitte leisteten und nochmals allen Ernstes ermahnt wurden. Am folgenden Tage fand die Vorlesung der verschärften Verordnung von 1780 statt; gegen Ende der Woche folgten Beratschlagungen mit den Lehrern und dekretliche Vermahnungen der Bürger. Die Ergebnisse und Vorschläge der Beratungen wurden nach Wiesbaden berichtet, worauf von dort unterm 28. V. 1790 folgendes Reskript an Rektor Rizhaub abging.

1) Die Schüler sollen fortan, um ihr Verhält-

nis zu den Lehrern als ein kindliches hinzustellen, wieder mit Du angeredet werden. Die mittwöchige Ermahnungs- und die sonntägige Vorbereitungsstunde (Vortrag über die Pflichten der Moral) fallen fort, da diese Stunden die Arbeit der Lehrer und Schüler vermehren und bei „den Schülern mehr Widerwillen gegen die Lehren der Religion erwecken." 2) Statt dessen soll „der tägliche Religionsunterricht mehr zu moralischen Ermahnungen benutzt werden." 3) Die Schüler sollen vor dem Gottesdienste sich im Gymnasium versammeln und von den Lehrern „in Mantel und Kragen" paarweise von dort in die Kirche geführt werden. Den Gottesdienst sollen sie, wenn sie gesund sind, nicht versäumen. 4) An den halben Feiertagen und den Bettagen soll der „in neueren Zeiten abgegangene" Unterricht von 6—8 Uhr des Morgens unterbleiben. 5) Die gewöhnliche Züchtigung bleibt jedem Lehrer überlassen. Bei groben Exzessen werden die Lehrer nach kurzer Rücksprache mit dem Kollegium durch den Direktor (so hieß mitunter der Titel seit Rizhaub) zur Ausübung der schärferen Bestrafung ermächtigt. Wegen beabsichtigter Relegation ist erst ein Bericht an die Behörde einzureichen. 6) Das Oberamt (Idstein) wird angegangen, hilfreiche Hand zu leisten. Dies wird hoffentlich nicht oft nötig sein, da die Lehrer mit Ueberlegung und Vorsicht zu Werke gehen sollen. 7) Keine Schwärmereien sind mehr zu dulden. Nachtpatrouillen sollen die Schüler, die sie im Sommer nach 10, im Winter nach 9 Uhr abends im Freien treffen, und die sich widersetzen, arretieren und zum Rektor, falls dieser schon ruht, bis zum andern Morgen in Verwahr bringen, die ruhigen dagegen nach Hause geleiten. 8) Die Gießener Studenten sollen vom Umgange mit den Gymnasiasten abgehalten werden.

(Schluß folgt.)

Der Bergbau bei Ems.

Geschichtliche Bruchstücke aus seiner Vergangenheit.

1) Von H. L. Linkenbach.

Ueber den Bergbau bei Ems und seine geschichtliche Entwickelung ist bisher noch äußerst wenig bekannt geworden. Allerdings findet er in den neuerdings erschienenen historischen Schriften über das Bad und die Stadt Ems nebenbei Erwähnung, aber naturgemäß konnte in diesen allgemein gehaltenen Aufsätzen keine erschöpfende Darstellung Platz greifen und der Bergbau nur in seinem näheren Zusammenhang mit der Entwickelung des Ortes betrachtet werden.

Die besten dieser Abhandlungen sind die Arbeiten des, leider viel zu früh verstorbenen Oberlehrers H. Heß („Zur Geschichte der Stadt Ems." 1895.) und des praktischen Arztes Dr. F. Stemmler („Bad Ems. Historisch-balneologische Bruchstücke aus des Bades Vergangenheit in Wort und Bild." 1904.). Ausführlicheres über den Bergbau erfahren wir durch die erst kürzlich in den „Annalen des Vereins für nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung" (Band 33, 2. Heft) erschienenen „Beiträge zur Geschichte der Eisen-Industrie in Nassau," deren Verfasser Dr. Ludwig Beck (Biebrich, Rheinhütte) ist, der sich durch die Veröffentlichung seiner „Geschichte des Eisens" rühmlichst bekannt gemacht hat.

Das Urkundenmaterial aus dem diese Arbeiten schöpften, fand sich zum größten Teil in den Archiven zu Wiesbaden und Koblenz vor. Leider war es mir nicht möglich Einsicht in diese zu nehmen, und ich mußte daher meine folgenden Ausführungen zum größten Teil den mir zur Verfügung stehenden Akten der Gesellschaft des Emser Blei- und Silberwerks entnehmen, die immerhin eine große Fülle interessanter Daten enthalten, aus denen sich ein einigermaßen übersichtliches und genaues Bild über die Entwickelung dieses, für das Erwerbsleben unserer engeren Heimat so überaus wichtigen Industriezweigs konstruieren läßt.[1]) Die älteste, in den Akten des Emser Blei- und Silberwerks vorfindliche Urkunde (Abschrift) stammt aus dem 12. Jahrhundert. Bis zum 17. Jahrhundert aber fehlen die weiteren Angaben, und erst die auf die spätere Zeit bezüglichen sind ziemlich vollständig vorhanden.

Die Uranfänge des Bergbaus bei Ems können selbstverständlich nicht mit Gewißheit festgestellt werden, da sie ins graue Altertum hinüberragen. Aber durch allerlei Funde und auf Grund eingehender Forschungen ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß bereits die Römer an den Ufern der unteren Lahn Bergbau betrieben haben. So wurden in den alten Bauen der Emser und Friedrichssegener Gruben vielfach Münzen, Gefäße und Gezähstücke von zweifellos römischem Ursprung gefunden und außerdem, gelegentlich der neuen Limesforschungen, mannigfache Ueberreste und Spuren römischen Bergbaus und Hüttenwesens entdeckt, wodurch die obige Behauptung fast Beweiskraft erlangt hat.

Tacitus erwähnt in seinen „Annalen" die Silberadern im Gebiete der Mattiaker, die man bisher immer in der Nähe Wiesbadens gesucht hat, bis der hochverdiente Limesforscher, Oberstleutnant a. D. Otto Dahm, auf Grund eingehender und mit Erfolg gekrönter Arbeiten einwandfrei dargetan hat, daß dieses Erzvorkommen, von dem der große römische Geschichtsschreiber spricht, nirgends als in nächster Nähe von Ems zu finden ist. Dahm sagt hierüber: „Das Zentrum dieser ausgedehnten Erzlager liegt auf der etwa 12 Km. langen Strecke Arzbach—Ems—Braubach, und zwar vorzugsweise in den Revieren der Emser Hütte und der Hütte Friedrichssegen, wo

[1]) Sie ergänzen die Becksche Arbeit in mancher Beziehung. D. H.

öfters auch gediegenes Silber gefunden wird; hier also war der Spaten anzusetzen."

Die ersten Arbeiten bereits ergaben ein äußerst günstiges Resultat. Bei Ausgrabungen in der Nähe von Braubach auf dem sogenannten „Königstiel" deckte Dahm, nämlich eine alt-römische Ansiedelung auf, die etwa 4 Km. hinter dem Grenzwall gelegen war und aus Herrenhaus, mehreren Betriebsgebäuden, ummauertem Hofraum, Stallung ꝛc. bestand. In einem der Betriebsgebäude fand man auch bergmännische Geräte, z. B. eine vorzüglich erhaltene Haue, sowie Schüreisen, Feuergabeln u. dergl. mehr. In der Nähe der Anlage befanden sich zahlreiche alte Pingen, die — wie Dahm ausführt — „nur zu einer Zeit in Betrieb gewesen sein können, als die Erze dort noch zu Tage lagen." Allem Anschein nach gehört diese Ansiedelung ins 2. oder 3. Jahrhundert n. Chr. Wichtiger als die eben erwähnte Entdeckung war die Bloßlegung einer altrömischen Hüttenanlage bei Ems und zwar im Walddistrikt „Am Bläskopf." Dieselbe lag innerhalb eines kleinen Kastells und besaß zwei Schmelzöfen, deren einer zerstört war, während sich der andere als noch ziemlich gut erhalten erwies und „unter seiner eingestürzten, noch in großen Stücken zusammenhängenden Wölbung massenhaft Bleierze und Schlacken in allen Stadien der Verhüttung enthielt. Auch Scherben von zweifellos römischen Gefäßen, sowie ein starker Stahlmeißel, geeignet zum Zerkleinern der Erze, wurde aufgefunden." Hier wie auch bei der Ansiedelung auf dem „Königstiel" sind viele Pingen vorhanden, die das Kastell rings umgeben und uns Kunde bringen von der bergmännischen Tätigkeit der Römer, die hier, aller Wahrscheinlichkeit nach, das Ausgehende der Gänge angetroffen und, ihnen nachgehend, die Erze gewonnen haben. Ueber die Entstehungszeit dieses Betriebes sagt Dahm: „Es kann keine Rede davon sein, daß derselbe während der Regierung des Kaisers Claudius stattgefunden habe. Die Limesanlagen bei Ems sind, wie die Forschungen der letzten Jahre ergeben haben, sicherlich nicht vor Hadrian entstanden, und technische, militärische und politische Gründe zwingen zu der Annahme, daß unsere Hütte erst nach Anlage des Limes erbaut worden ist, daß sie also, wie die Ansiedelung auf dem „Königstiel", dem letzten Jahrhundert der Römerherrschaft auf rechtsrheinischem Gebiete angehört." Es ist mir selbstverständlich nicht möglich an dieser Stelle näher auf die hochinteressanten Arbeiten des verdienten Limesforschers einzugehen, und ich muß mich damit begnügen aufs neue auf sie hinzuweisen.

Außer diesen öffentlichen Ausgrabungen sind aber in der Nähe von Ems und in der Stadt selbst vielfach von privater Seite Funde gemacht worden, die auf die bergmännische Tätigkeit der Römer in unserer Heimat hindeuten. So wurden, um ein Beispiel zu geben, vor etlichen Jahren auf einem Grundstück am Ende der Viktoria-Allee, jenseits des Emsbachs, und zwar zwischen diesem und dem Damme der Eisenbahn des Emser Blei- und Silberwerks eine Menge von Bruchstücken römischer Gefäße aus Terra sigillata, Bleierze, Schlacken und Kalksteine entdeckt, welch letztere wohl, wie es ja auch noch heutigen Tages geschieht, als Hüttenzuschläge Verwendung gefunden haben.

Ebenso wurde an der bezeichneten Stelle eine gut erhaltene Lanzenspitze von 33 Cm. Länge und mehrere 10 Cm. große eiserne Nägel gefunden, deren römischer Ursprung nach dem Gutachten Sachverständiger keinem Zweifel unterliegen kann. Zu Zeit ist es leider noch nicht möglich, ein bestimmtes Urteil über die Frage zu fällen, auf welche Weise diese Fundstücke hierher gekommen sind. Die Möglichkeit ist vorhanden, daß früher auf diesem Grundstück ebenfalls ein römisches Hüttenwerk bestanden hat, aber wahrscheinlicher ist es doch, daß eine Ansiedelung oder aber ein Lagerplatz hier gewesen ist. Neuerdings sind auch Gerüchte von einer römischen Steinbrücke aufgetaucht, die in der Nähe der heutigen Gasfabrik über die Lahn geführt haben soll. Streng wissenschaftliche Untersuchungen über diese interessanten Fragen konnten allerdings bis heute aus mancherlei Gründen nicht angestellt werden, und so muß es einer späteren Zeit vorbehalten bleiben, diese Vermutungen zu beweisen.

Vielleicht wird uns bald Gelegenheit geboten, Aufklärung über diese Punkte zu erhalten, wenn wir in Ems unser lang erstrebtes Museum haben werden, das dann alle derartigen Funde aufnehmen und gründlichere wissenschaftliche Studien ermöglichen soll. Es ist unerklärlich, warum nicht bereits früher dafür Sorge getragen worden ist, eine städtische Sammlung der hier aufgefundenen historischen Schätze anzulegen, und wir müssen es jetzt umso dankbarer anerkennen, daß nunmehr ein Raum für diesen Zweck im hiesigen Rathause von den städtischen Behörden zur Verfügung gestellt ward.

Durch eine derartige Sammlung würde in der Bevölkerung unserer Gegend das schlummernde Interesse für die geschichtliche Vergangenheit von Ems geweckt werden und die aufgefundenen Altertümer kämen der Allgemeinheit zu gute. Bisher wurden sie in alle Winde zerstreut, größere Museen belegten sie mit Beschlag, oder Privatsammler erwarben sie für ihre eigenen Zwecke. Wir wohnen auf historischem Boden, dessen Heilquellen vor Jahrhunderten schon zum Segen der Menschheit sprudelten, dessen Erzreichtum schon den Alten eine Quelle des Wohlstandes war; unter unserer Heimatserde sind aber sicherlich noch manche stumme Zeugen verborgen, die uns Kunde geben können von längst entschwundenen Zeiten. Jene zu sammeln und der Nachwelt zu erhalten ist eine heilige Pflicht, deren Erfüllung wir unserer Heimat schuldig sind. Nach diesen kleinen Abschweifungen, die mein Thema mit sich brachte, kehre ich zu der eigentlichen Aufgabe zurück.

Nach den obigen Betrachtungen, können wir uns jedenfalls nicht der Annahme verschließen, daß die Bergwerke bei Ems bereits zur Römerzeit in Betrieb gestanden haben und zwar, aller Wahrscheinlichkeit nach im 2. und 3. Jahrhundert nach Chr.

Von dieser Zeit an bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts fehlen alle Anhaltspunkte für einen bergbaulichen Betrieb bei Ems, indessen ist wohl anzunehmen, daß die Gruben nicht gänzlich zum Erliegen gekommen sind, sondern immerhin eine gewisse Bedeu-

tung gehabt haben müssen, wenn diese Behauptung auch nicht urkundlich nachgewiesen werden kann.

Die im Archiv des Emser Blei- und Silberwerks vorhandene älteste Urkunde, die allerdings nur in einer alten Kopie vorliegt, lautet in der Hontheimschen Lesart folgendermaßen:

I. n. s. e. i. t. Fridericus. diuina. fauente. romanorum. imperator. et. semper. augustus. Hillino. uenerabili. treuerorum. archiepiscopo. apostolice. sedis. legato. eiusque. succesoribus. in perpetuum. Imperialis excellentia maiestatis. in cuius culmine auctore domino residemus. que quod decet semper facere consueuit. nos ammonet atque compellit. ut illos ampliores gratie vinculo nobis astringamus. et beneficiis dignioribus renumerare studeamus. quos ad utilitatem et decus imperii. fideliorem operam prebuisse. et nobis in oportunitatibus nostris maiora cognoscimus seruicia prestitisse. Qua nimirum consideratione inducti. tam presentem etatem. quam successuram posteritatem scire uolumus. qualiter dilectissimo nobis Hilline treuirorum archiepiscopo. apostolice sedis legato omnem iusticiam quam in argentaria in Vlmeze. et in toto monte adiacente. de iudicio principium habere uidebamur. tam pro anime nostre remedio. quam pro amore tuo. et honesto fidelique seruitio quod nobis in expeditione jtalica. et ante. et post. liberaliter et laudabiliter impendisti. tibi et per te tuis successoribus. cum ceteris regalibus. in beneficio libero habendam concessimus. et in perpetuum legitimo titulo possidendam, nostra imperiali auctoritate sanceire decreuimus. Nihilominus quoque de munificentia imperii. et aliquam forte postmodum in aliquo fundo ecclesie tue inuenire contigerit argentariam. quidquid iuris in eadem habere deberemus. tibi tuisque successoribus legitime contraditum. eodem modo in perpetuum confirmamus. Vt autem huius donationis nostre beneficium posteris ad memoriam transmittetur. et ut remoto omnis ambiguitatis scrupulo. firmum et inconuulsum futuris temporibus habeatur. presentem paginam inde conscribi. fecimus et eam jmaginis nostre impressione insigniri precapimus. adhibitis idoneis testibus. quorum nomina hec sunt. Rotherus abbas promiensis. Albertus prepositus aquensis. Gerhardus prepositus magdaburgensis. Cunradus comes palatinus de reno. Henricus de lemburc. Vlricus de are. Teodericus de wide. Marquardus de grombach. Vlricus de horninch. Goruinus junior de hinesberch. Tidericus et Florentius de Chempenich. Emmicko comes de liningge. Albertus comes de mulbach. Godefridus comes de spanheim. Signum. domni. Friderici gloriosi romanorum imperatoris. et inuictissimi Ego Reinaldus cancellarius vice domni Arnoldi moguntini archiepiscopi et archicancellarii recognosci. Actum et confirmatum Synzeke. VI. kal. Maii. anno dominici incarnationis M. C. L. VIII. indictione. VI. regnante domno Friderico. romanorum imperatore jnuictissimo. anno regni eius. VII. imperio vero. III.

Diese Urkunde lehrt uns also, daß der Kaiser Friedrich I. im Jahre 1158, von seinem Hoflager in Sinzig aus, den Erzbischof Hillin von Trier, mit den Silberbergwerken bei Ems belehnte. Daß diese Gruben eine gewisse Bedeutung hatten, beweist der erbitterte Streit, der wegen ihrer Verleihung zwischen dem Erzstifte Trier und dem Grafen Ruprecht II. von Nassau ausbrach und mit der Niederlage des letzteren endete. Trotz alledem blieben die Emser Bergwerke in der Folgezeit im Besitze der Grafen von Nassau und fielen schließlich, im Jahre 1225, mitsamt dem Städtchen Ems an die ottoische oder dillenburgische Linie. (Nach R. G. Eichhoff: „Ueber die Kirchenreformation in Nassau Weilburg.") Das Streitobjekt wurde damals als argenti fudinam ad thermas Emptzianas bezeichnet, ein Beweis dafür, daß die Quellen von Ems im 12. Jahrhundert bereits allgemein bekannt gewesen sein müssen.

Ueber den Stand der Gruben in den nächstfolgenden Jahrhunderten haben wir nur geringe Nachrichten. Der Amtmann Creuzer erwähnt in einem 1765 in Nassau erschienenen Berichte, daß der hiesige Bergbau im 14. und 15. Jahrhundert in hoher Blüte gestanden habe; sogar 5 Schmelzöfen seien damals vorhanden gewesen. Auch eines nur von Bergleuten bewohnten Dorfes wird Erwähnung getan. Dieses soll den Namen Klingelbach geführt und im Distrikt „Pütschbach" gelegen haben. Urkundlich sind diese Behauptungen nicht zu beweisen, indessen besitzen sie große Wahrscheinlichkeit; denn viele alteingesessene Emser, insbesondere Leute auf der Silberschmelze, wissen sich sehr wohl zu erinnern, oberhalb der jetzigen Hütte, nach dem „Bierhaus" zu, in einem kleinen Seitentälchen des Emsbachs, noch mannigfache Ueberreste früherer Wohnstätten gefunden zu haben. Auch mündliche Ueberlieferungen berichten von einem Bergmannsdorfe, das an der bezeichneten Stelle gestanden habe. An einem Sonntagmorgen, als sämtliche Einwohner in der Kirche gewesen seien, hätte eine gewaltige Feuersbrunst in kurzer Zeit das ganze Dorf in einen Trümmerhaufen verwandelt. Nach der Ansicht Creuzers bewirkten Kriege und Wassersnot, sowie die Unkenntnis der Alten mit der Ausrichtung verworfener Gänge, daß der Bergbau hier auflässig wurde. Nähere Nachrichten hierüber fehlen leider völlig, da die alten Urkunden, die uns über diese Zeit hätten Kunde geben können, bei einem Kirchenbrand in Dorf-Ems verloren gegangen sind.

Im Jahre 1662 erteilte Ludwig, Landgraf von Hessen-Darmstadt, dem gegen Ende des Dreißigjährigen Krieges aus den französischen Niederlanden eingewanderten Jean Mariot eine Verleihung auf sämtliche in der Vogtei Ems sich vorfindenden Bleierze, Eisensteine, Steinkohlen, sowie alle anderen Erze, Steine und Mineralien. In der betreffenden, vom 5. Juni datierten Urkunde heißt es:

„Nachdem uns Johann Mariot von Lück, Hüttenmeister zu Montabaur und dessen beide Söhne Walther und Jean Mariot unterthänigst zu vernehmen gegeben, Welchergestalt vor einer ziemblichen Anzahl Jahren ein Bergwerk in der Gemeinschaft der Vogtey Embs, so nunmehr verfallen und in gänzlichen Abgang kommen, gewesen, Und Sie auf ihre Gefahr einen Versuch zu thun nicht abgeneigt sind . . . . . so gewähren wir Ihnen: Freies Schürfrecht auf alle Metalle, Bley, Ertz, Eisenstein, Mineralien, Steine, sie seien edel oder unedel, Steinkohlen, Vitriol, Alaun, Salzbrunnen und alles andere und dazu nötige Gebäu und Reichen, Hütten, Hämmern, Oefen 2c. zu errichten und zwar ihnen und ihren Mitgewerken allein und sonst niemanden." —

(Fortsetzung folgt.)

Kinderlieder von der unteren Aar.

1) Von O. Stückrath.

I. Spiellieder.

In dem schönen Seitentale der Lahn, dem Aartale, hat sich trotz des starken Fremdenverkehrs der eigenartige Charakter in Lied und Reim sowohl, als auch in den Sitten noch gut und rein erhalten, wenngleich man zugestehen muß, daß auch hier der kulturelle Fortschritt nicht ohne Wirkungen geblieben ist. Namentlich hat er nicht gerade günstig auf die Entwicklung der Kinderpoesie eingewirkt, was leicht einleuchtet, wenn man nur die Unzahl der modernen „Gassenhauer" betrachtet, die jetzt selbst von den Kindern gesungen werden. Es wäre schade, wenn sie die naiven Naturäußerungen verdrängten.

Im folgenden habe ich den Versuch gemacht, die nassauischen Kinderlieder der unteren Aar, meiner engeren Heimat, zusammenzustellen, und wünsche, daß diese Arbeit, die ich keineswegs als abgeschlossen betrachte, zu ähnlichen Lokalsammlungen Anregung geben möge.

Wir beginnen mit der wichtigsten Gruppe der Kinderlieder, den Spielliedern, und stellen hier die „Reigen" voraus.

Der Reigen, wie er in der Kinderwelt lebt, ist nichts als die mittelhochdeutsche Tanzballade. Nur spärliche Reste aus dieser längst vergangenen großen, blühenden Epoche der Dichtkunst sind uns geblieben. Kindermund und Kinderlied hielten manches fest. — Wenn die Kinder spielen, so singen sie meist wunderliche Reigenliedchen, mit oft prächtigen, oft unmöglichen Melodien. Und die Texte? Ein wunderbares Gemisch von Bildern in naiver, oft mittelalterlicher Sprache und von kindlichsten Alltäglichkeiten, scheinbar ohne Sinn. Für den Kenner aber eine Fülle von Schönheit. Klarer für den Laien sind die szenischen Darstellungen: die Kinder gehen singend hierhin, dorthin; jedes hat seine Rolle, die Balladen haben ihre Solopartien, ihre Rollen wie ein Drama. Im folgenden führe ich diejenigen an, die ich aufgefunden habe.

1. Chor: Es kommt ein Herr aus Nennenvi (Ninive),
Kaiser viveralle.
2. Chor: Was will der Herr aus Nennenvi?
Kaiser viveralle.
1. Chor: Er will die jüngste Tochter haben,
Kaiser viveralle.
2. Chor: Die jüngste Tochter bekommt er nicht,
Kaiser viveralle.
Der Herr aus Nennenvi: Ich muß die jüngste Tochter haben,
Kaiser viveralle.
Vater: Die jüngste Tochter kriegst du nicht,
Kaiser viveralle.
Der Herr aus Nennenvi: Dann stecken wir das Haus in Brand,
Kaiser viveralle.
2. Chor: Dann rufen wir den Herrn Sergeant,
Kaiser viveralle.
Der Herr aus Nennenvi: Ich will die jüngste Tochter haben,
Kaiser viveralle.

Verkleidete Göttergeschichte oder dramatisiertes Heldenlied?

Ein anderes Reigenlied heißt:

I. Chor: Wir waren in unserm Garten gewesen,
O Laususe.
Wir waren in unserm Garten gewesen,
Schöne Aprikuse.
II. Chor: Was habt ihr in euerm Garten getan?
I. Chor: Wir haben unsre Eier gezählt.
II. Chor: Wieviel Eier habt ihr denn?
I. Chor: Fünfundzwanzig haben wir.
II. Chor: Davon gebt uns eins hinweg.
I. Chor: Davon geben wir keins hinweg.
II. Chor: Dann geh'n wir hin und holen uns eins.
I. Chor: Dann stellen wir ein Hündlein vor.
II. Chor: Dem Hündlein geben wir weißes Brot.
I. Chor: Dann stellen wir ein'n Wächter vor.
II. Chor: Dem Wächter geben wir Trinkgeld.
I. Chor: Dann stellen wir ein'n Wagen vor.
Beide Chöre: In dem Wagen fahren wir.

1. Es war einmal ein Mann,
Es war einmal ein Jägersmann,
Ein Jägersmann, ein Jägersmann,
Es war einmal ein Mann.
2. Der Mann nahm sich ein Weib u. s. w. w. v. (auch im folgenden).
3. Das Weib bekam ein'n Sohn.
4. Der Sohn kam in die Schul.
5. Dort lernt ers Abecc.
6. Dann zog er in den Krieg.
7. Da fiel er in der Schlacht.
8. Man legt ihn in ein Grab.
9. Dort ruhet sanft er nun.

Aehnlich:

1. Ein Bauer zog ins Holz,
Ein Bauer zog ins Holz,
Vi, va, valldira,
Ein Bauer zog ins Holz.
2. Er nahm sich eine Frau u. s. w. w. v. (auch im folgenden).
3. Die Frau nahm sich 'nen Sohn.
4. Der Sohn nahm sich 'nen Knecht.
5. Der Knecht nahm sich 'ne Magd.
6. Die Magd nahm sich ein Pferd.
7. Das Pferd nahm sich 'ne Kripp.
8. Die Kripp nahm sich ein'n Hafer.
9. Der Hafer schied von der Kripp 2c.

Bei beiden Liedern singt stets der Chor, und einzelne Kinder führen das Gesagte aus: Gehen in den Wald (ins Holz) u. s. w.

Chor: 1. Es zog ein Pfalzgraf wohl über den Rhein,
Der hatt drei schöne Töchterlein;
Der hatt drei schöne Töchterlein.
2. Die eine zog nach Schwabenland,
Die andre zog nach Baierland,
Die dritte zog vor Schwesters Tür.
3. Tochter: 3. „Ach braucht man keine Dienstmagd mehr?
Ach braucht man keine Dienstmagd mehr?"
2. Tochter: „Nein, keine Dienstmagd braucht man mehr."
3. Tochter: 4. „Ach nimm mich nur ein halbes Jahr."
2. Tochter: „Ein halbes Jahr? Gleich sieben Jahr,
Ein halbes Jahr? Gleich sieben Jahr."
Chor: 5. Und als die sieben Jahr' um warn,
Da ward das arme Mädchen krank;
Da ward das arme Mädchen krank.
Pfalzgraf: 6. „Wer bringt mir Brot, wer bringt mir Wein,
Für solch ein armes Töchterlein?
Für solch ein armes Töchterlein?"
3. Tochter: 7. „Ich will kein Brot, ich brauch kein'n Wein,
Ich will ins kühle Grab hinein;
Ich will ins kühle Grab hinein".

Chor: 1. Mariechen saß auf einem Stein
Und wichste seine Schuh.
Da kam ein armes Mütterlein
Und sah ihr traurig zu.
Mütterlein: „Mariechen was machst du?"
Mariechen: „Ich wichse meine Schuh."
Mütterlein: „Hast du auch dein Bett gemacht?"
Mariechen: „Ach nein, ach nein,
Ich hab' die ganze Nacht
Bei meinem Schatz gesessen."
Chor: 2. Wenn du einen Schatz willst haben,
Mußt du blaue Bänder tragen,
Blaue Bänder, weiß Papier,
Kommt der Schatz und tanzt mit dir.

Nur 1 und 2 werden gesungen. Das andre ist einfaches Zwiegespräch.

Chor: 1. Ach, Anna saß auf einem Stein,
Einem Stein, einem Stein;
Ach Anna saß auf einem Stein,
Einem Stein.
2. Sie kämmte sich ihr goldnes Haar u. s. w. w. v. (auch im folgenden).
3. Und als sie damit fertig war.
4. Da fing sie an zu weinen.
5. Da kam ihr Bruder Karl herein.
Karl: 6. „Ach Anna, warum weinest du?"
Anna: 7. „Ei weil ich heute sterben muß."
Chor: 8. Da kam der böse Heinerich.
9. Der hatte in der Tasche
10. Ein großes scharfes Messer.
11. Und stach der Anna in das Herz.
12. Da fiel sie hin zu Boden.
13. Da kamen zwei Bediente,
14. Mit einem schönen Särgelein.
15. Da legten sie die Anna 'nein.
16. Da kamen ihre Eltern.
Eltern: 17. „Ach Anna warum blutest du?"
Anna: 18. „Das war der böse Heinerich."
Chor: 19. Und Anna ist ein Engelein.
20. Der Karl der ist ein Bengelein.
21. Der Heinrich ist ein Teufelein.

So wurde das Lied ursprünglich gesungen. Jetzt werden, wie mir meine Schwester berichtet, einige Strophen ausgelassen.

1. Machet auf das Tor, :,:
Es kommt ein großer Wagen.
2. Wer sitzet denn darin? :,:
Ein Mann mit großem Kragen.
3. Was will er denn? :,:
Er will die Letzte haben.
4. Was hat sie denn gemacht?
Sie hat, sie hat gestohlen.

Zwei Kinder bilden ein Tor, durch das alle Spielenden hindurchziehen. Bei „gestooohlen" halten beide Kinder eines der Durchziehenden fest.

Chor: Es regnet auf der Brücke,
Die Tannen werden naß;
Ich hab' etwas vergessen
Und weiß nicht was.
Ein Kind: Komm her mein Kind! :,:
Ich weiß, wo gute Leute sind.
Chor: Ja freilich, ja freilich,
Und wo ich bin da bleib ich.
Da bleib ich, wo ich bin.
Leb wohl mein schönes Kind!

Dabei verläßt das eine Kind, das in der Mitte des Kreises stand, seinen Platz und das herbeigerufene nimmt nun die Solopartie.

1. Komm herein, du meine Rose,
Komm herein, du meine Blume,
Komm herein, du Allerletzte,
Allerletzte komm herein!
2. Setze dich, du meine Rose u. s. w. w. v. (auch im folgenden).
3. Geh ins Bett, du meine Rose.
4. Schlafe aus, du meine Rose.
5. Stehe auf, du meine Rose.
6. Wasche dich, du meine Rose.
7. Kämme dich, du meine Rose.
8. Geh in die Schul, du meine Rose.
9. Gehe fort, du meine Rose,
Gehe fort, du meine Blume,
Bleibe hier, du Allerbeste,
Allerbeste bleibe hier!
10. Du mußt deine Arbeit tun.

Aehnlich wie: „Es regnet auf der Brücke" ist folgendes Lied:

Dreimal ums Kästchen,
Ich weiß nicht, was da flog.
Da flog ein armes Mädchen,
Das war so:
„Mariechen, du mein liebes Kind
Komm unter meinen Schleier."
Und wenn wir damit fertig sind,
Dann fallen wir alle um.

Es sind dies anscheinend nur willkürlich zusammengefügte Bruchstücke verschiedener Reigen.

(Schluß folgt.)

Pedro.

Eine Geschichte aus dem spanischen Befreiungskriege.

4) Von J. Wilhelmi. (3. Fortsetzung.)

Wie waren sie in Gefangenschaft geraten? Sie hatten das Kommando erhalten, eine Munitionskolonne von Barcelona nach Mataro zu bringen. Keine feindliche Abteilung hatte sie auf ihrem Marsche beunruhigt, und ohne irgend welchen Unfall waren sie wenige Tage vor dem heiligen Weihnachtsfeste in Mataro angelangt. Das neu angekommene Detachement, Offiziere und Soldaten, hatte sich in der wohlbefestigten Stadt sorgloser Fröhlichkeit hingegeben. Zeigte sich doch in der Nähe kein Feind, waren doch die Mauern so stark befestigt, daß sie einem plötzlichen Andrange wohl zu widerstehen vermocht haben würden. So schwärmten denn die Soldaten außerhalb des Kastells in den Straßen umher, um die Sehenswürdigkeit der alten Stadt zu betrachten. Jählings sollten sie aus ihrer Sorglosigkeit aufgescheucht werden. Drei Katalonier, die als Magazinverwalter in der Festung angestellt waren, hatten sich mit dem Feinde in Verbindung gesetzt, und eine Ausfalltüre, die sich unter einem der Tore befand, und die bloß ihnen bekannt war, den spanischen Truppen geöffnet. Am selben Mittag drang plötzlich eine zweitausend Mann starke spanische Abteilung unter Führung des Obersten Manso in Mataro ein; rasch wurden von den Spaniern die Ausgänge der Stadt besetzt, alle Mannschaften, die sich ihnen

entgegenstellten, getötet oder gefangen genommen. Eine Anzahl der Soldaten konnte noch nach dem Kastell zurückfliehen, vielen aber gelang es nicht mehr. Zu den letzteren gehörten auch die Offiziere von Waldheim und Horn. Sie befanden sich in fröhlichem Zwiegespräch in einem Kaffeehause, als plötzlich, ehe sie noch etwas von dem stattgehabten Verrat ahnten, die Türe aufgestoßen wurde, und sechs Gewehrläufe sich ihnen entgegenstreckten. Ein Blick nach dem Fenster überzeugte sie, daß das Haus von Bewaffneten umstellt war. Ihr Aufenthaltsort war den spanischen Truppen also offenbar kundgegeben worden. Trotz dieser fast hoffnungslosen Lage hatten die beiden Offiziere doch sofort ihre Säbel gezogen, und versuchten sich durchzuschlagen. Der Hauptmann hatte sich den Spaniern entgegengeworfen und mit kräftigem Säbelhieb einen der Soldaten zu Boden gestreckt; aber die Ueberzahl war zu groß, bald sank er selbst, von drei Bajonettstichen verwundet, zur Erde, und auch Leutnant Horn, der mit einem spanischen Offizier im Handgemenge begriffen war, sah sich, da ihm von allen Seiten Gewehrläufe und gezückte Bajonette entgegenstarrten, in die Notwendigkeit versetzt, sich zu ergeben. Wohl machte man von der Festung aus noch einen Ausfall, die beiden Offiziere zu befreien, aber dieser scheiterte an der Wachsamkeit der Spanier, und so setzte sich am Abend die feindliche Abteilung mit der geringen Zahl Gefangener, die sie gemacht, dreißig vom nassauischen Regiment und achtzehn französische Zollbeamte, zum Rückzuge in Marsch. Oberst Manso, der die spanische Abteilung befehligte, war noch vor wenigen Jahren Müllerknecht gewesen. Er hatte sich durch sein militärisches Talent und tapfere Taten schnell einen wohlverdienten Ruf und den hervorragenden Rang erworben. Ein Mann von schönem, einnehmendem Aeußern und würdevollem Benehmen, bewies er dem gefangenen Hauptmann, besonders auch in Berücksichtigung seiner Verwundung, viele Aufmerksamkeit. Oefters ließ er Wagen herbeischaffen, um, wo der Weg eben war, den Hauptmann fahren zu lassen, mitunter trat er auf Gebirgspfaden ihm sein eigenes Pferd ab, damit die Anstrengungen für den Leichtverwundeten nicht zu schwer würden. Nach dreitägigem Marsche war die Abteilung dann in der Festung Cardona eingetroffen, dem Hauptquartier des spanischen Generals Lascy.

Nun waren die Freunde schon einen Monat lang in Gefangenschaft. Man hatte sie bis dahin im ganzen mild behandelt, und noch eben waren ihnen die Briefschaften, die man ihnen bei ihrer Gefangennahme abgenommen hatte, wieder zurückgegeben worden. Auch die beiden Offiziere hatten Briefe der Ihrigen, die am Tage ihrer Gefangennahme in Mataro eingetroffen waren, endlich erhalten. Sinnend hielt der Hauptmann einen dieser Briefe geöffnet in der Hand.

„Die gute, liebe Mutter," sprach er zu seinem Freunde, „wie drückt sich ihr ganzes treues Herz, ihre reiche Liebe in diesem Briefe aus. Ihr Morgen- und Abendsgebet sei es, so schreibt sie, daß Gott mich gesund in ihre Arme zurückführe, daß Gott jeden segne, der mir Gutes tue, vor allem auch Pedro, der mich damals gerettet. Die gute Mutter! Gottlob, sie weiß nicht, daß wir gefangen sind. Wenn nur amtlich nichts über unsere Gefangennahme und meine Verwundung nach der Heimat berichtet wird! Sie würde vor Angst sterben, wenn sie alles wüßte!"

„Nun," erwiderte Horn, „vielleicht endet unsere Gefangenschaft schneller, als man denkt. Heute, sagte man uns ja, werde unser Los sich entscheiden. Vielleicht werden wir ausgewechselt gegen gefangene Spanier!"

„Ich glaube es nicht. Als der Kerkermeister gestern von einer baldigen Entscheidung sprach, machte er eine so ernste Miene, als ob er in gewisser Weise Mitleid mit uns habe. Ich ahne nicht Gutes von dem heutigen Tage."

„Warum bist du so sorgen- und schwermutsvoll?" erwiderte Horn. „Fortwährend gibst du dich den trübsten Gedanken hin, daß du in diesem Kriege mitkämpfen mußt, in dem du nicht mit voller Ueberzeugung stehst. Dies hat dir allen Lebensmut und Frohsinn, den man sonst an dir gewöhnt war, geraubt. Man kann uns doch nicht erschießen. Wir sind Gefangene."

Der Hauptmann zuckte die Achseln, als ob er sagen wolle, es sei eben bei dieser Kriegsführung alles möglich. Zu einer Erwiderung fand er keine Zeit mehr, denn eben öffnete sich die Türe des Gefängnisses, um einen Offizier hereinzulassen, der den Gefangenen ankündigte, daß sie in einer Stunde anzutreten hätten, um auf dem Marktplatz Befehle des General Lascy entgegenzunehmen.

Die Soldaten rüsteten sich, und nach einer Stunde traf eine Abteilung Spanier vor dem Kerker ein, zwei Offiziere an der Spitze, um die Gefangenen zum Markt zu geleiten. Die ganze Garnison von Cardona war auf dem Marktplatz aufgestellt. An ihrer Spitze hielt General Lascy, hinter ihm Oberst Manso, der den Ueberfall in Mataro geleitet hatte, und ein stattliches Gefolge von Offizieren. Die Regimenter umgab eine große Volksmenge in unruhigem Gemurmel, augenscheinlich unterrichtet von dem was nun geschehen sollte. Die Trommeln wurden gerührt, von dem nahen Kirchturm ertönte dumpfes Glockengeläute, dann ritt Oberst Manso bis zu einem auf freiem Platze stehenden Tisch vor, um, den Gefangenen gegenüber Halt machend, einen Befehl des General Lascy zu verlesen. Einundzwanzig Gefangene sollten ausgelost werden, verkündete derselbe, um den Tod durch das Blei zu erleiden, zur Sühne für die Erschießung der einundzwanzig Bürger von Barcelona. Neun weiße und einundzwanzig schwarze Kugeln ruhten, so erklärte der Oberst, in der Urne auf dem vor ihm stehenden Tische. Er befahl die Lose zu ziehen; wer die weißen Kugeln ziehe, solle das Leben behalten.

Kaum hatte der Oberst geendet, als der Hauptmann vortrat und mit lauter Stimme erwiderte: „Ich protestiere gegen dieses allem Völkerrecht hohnsprechende Urteil, nach dem im ehrlichen Kampf gemachte Gefangene nicht getötet werden dürfen."

„Wie?" rief Oberst Manso ihm entgegen, „ist es

nicht gegen alles Völkerrecht gewesen, unschuldige Bürger in Barcelona erschießen zu lassen?"

„Sie sind zur Sühne für die vielfachen Greueltaten, die man gegen uns verübt, Mordanfälle und Vergiftungsversuche, deren Urheber nicht entdeckt werden konnten, ausgelost und getötet worden. Aber was ist von uns Unrechtes begangen worden?"

„Ich habe mit Euch nicht zu rechten," erwiderte Manso streng; und sich abwendend, rief er: „Der Befehl des Generals ist gegeben. Rührt die Trommeln! Gefangene vor: Zieht die Lose."

Lauter Trommelwirbel ertönte, jede fernere Erwiderung der Offiziere abzuschneiden. Waldheim aber hatte seinen Genossen ein schnelles Wort zugerufen, das augenscheinlich ihre Zustimmung fand; denn als die Gefangenen nochmals aufgefordert wurden, der Reihe nach in die Urne zu greifen, blieben sie wie angewurzelt stehen. Der Hauptmann trat vor und sprach:

„Niemand unter uns wird eine Kugel aus der Urne nehmen. Tut was ihr wollt und könnt. Wir gestehen eurem ungesetzlichem Verfahren keinerlei Berechtigung zu!"

In finsterem Schweigen standen hinter ihm die Gefangenen und bezeugten durch ihr ganzes Auftreten ihre volle Zustimmung zu der Erklärung ihres Hauptmanns.

„Gut," rief der Oberst, „so soll einer unserer Offiziere für euch losen." Dem Hauptmann sich nähernd, setzte er leiser hinzu: „Möge die heilige Jungfrau Euch, Hauptmann, eine weiße Kugel bescheeren, ich schätze Euch!"

„Mag es mich treffen," erwiderte dieser, „oder einen andern! Die Tötung des letzten Soldaten aus unserer Reihe bleibt ein blutiger Mord, den Gott rächen wird."

Der Oberst zuckte bedauernd die Achseln. Ein spanischer Offizier näherte sich auf erhaltene Weisung dem Tische und griff in die Urne, während die Namen der einzelnen Gefangenen verlesen wurden. Unter den einundzwanzig dem Tode Geweihten, waren auch Hauptmann von Waldheim und Leutnant Horn. Ein Offizier trat herzu, um die dem Tode Verfallenen von ihren Genossen, welche freigelost waren, zu trennen, da jene in besonderen Kerkern gehalten werden sollten. Die Truppen der Garnison marschierten ab. Bis hierher hatten die Zuschauer aus dem Volke dem ergreifenden Schauspiel mit gespannter Aufmerksamkeit, aber doch ruhig zugesehen. Jetzt aber, da der militärische Akt beendet schien, flammte die Volkswut auf, sie wollte auch ihren Anteil haben an der Vergewaltigung, die dem Feinde geschah. Ein stürmisches Jubeln und Beifallrufen brach aus der Menge. Ein großer Haufe von wüstem Gesindel drängte unter wildem Geschrei auf die einundzwanzig Gefangenen ein, als wolle jeder noch sein Mütchen besonders an den armen Opfern kühlen. Die wenigen zurückgebliebenen Truppen, welche die Zuschauer von den Gefangenen trennten, wurden zurückgedrängt, und es schien fast, als solle schon jetzt das letzte Stündchen für die einundzwanzig Unglücklichen geschlagen haben. Kaum aber hatte Oberst Manso, der sich mit General Lasey in lebhafter Unterredung befand, die Lage überblickt, als er dem Offizier den Befehl zurief, mit der Kompagnie die Menge zurückzuwerfen, während er selbst mit einem lauten: „Zurück, Hunde, oder ihr seid des Todes!" mit gezücktem Degen auf den Volkshaufen zusprengte.

Nahezu hätte sein Rappe dabei einen Knaben überritten, der sich Hauptmann Waldheim eifrig zudrängte, als wolle er gerade an diesem die Unbill, die seinem Vaterlande widerfahren, rächen. Die Kompagnie pflanzte sich rasch zwischen der Volksmenge und den Gefangenen zum Schutz derselben auf.

Eilends wurden diese, um sie vor weiteren Ausbrüchen der Volkswut zu schützen, in ihr Gefängnis zurückgeführt, nachdem ihnen Oberst Manso noch im Auftrag des Generals mitgeteilt hatte, daß es ihnen gestattet sein solle, an das französische Gouvernement in Barcelona zu berichten. Man würde acht Tage abwarten, für den Fall, daß die Bemühungen bei dem Kommandanten eine rückgängige Ordre erwirkten. Bei der Mißachtung aller völkerrechtlichen Bestimmungen in jenem Kriege ein sehr geringer Trost, aber ein letzter Hoffnungsschimmer.

Kaum waren die Gefangenen in die Festung zurückgebracht, als man das einzige Fenster ihres Kerkers halb vermauerte. Eine trüb brennende Oellampe sollte statt dessen einige Hellung geben. Die Wächter hatten sich entfernt, und der Hauptmann näherte sich dem matten Lichte, um bei dem Scheine desselben einen kleinen Zettel zu lesen. Pedro war es gewesen, der sich auf dem Marktplatz unter den tumultuierenden Haufen an ihn herangedrängt und ihm den Zettel in die Hand gedrückt hatte. Dieser zeigte die wenigen Worte: „Wenn Euch das Todeslos trifft, so vertraut dem Soldaten, der bei Eurem Spaziergang auf dem Wall den Namen Pedro zu Euch sagen wird. Er wird Euch zur Flucht verhelfen."

Ein Krieger darf nie mutlos werden; jeden Hoffnungsstrahl, der ihm leuchtet, muß er begrüßen, und so nahm der Hauptmann die ihm gewordene Rettungsaussicht hoffnungsfreudig auf. Er hatte in der Stunde der Gefahr die alte Spannkraft wiedergefunden. Mit Leutnant Horn beriet er sofort, was zu tun sei. Die größte Vorsicht sollte geübt werden, damit nicht etwa ein unbedachter Schritt den Fluchtversuch durchkreuze.

Der Hauptmann durfte, weil leicht verwundet, täglich seine Spaziergänge auf den Festungswall machen. Er unterließ bei seinen Wanderungen nicht, um etwa spähende Augen an derartige Unterhaltungen zu gewöhnen, hie und da einen Soldaten der Festungsmannschaft anzusprechen und unterhielt sich mit demselben über gleichgültige Dinge. Der dritte Tag nach der Verkündigung des Todesurteils war angebrochen. Wiederum hatte der Hauptmann seinen gewohnten Spaziergang unternommen, da traf er unter mehreren Soldaten, die im Festungshofe umherschlenderten, einen, der ihn bedeutsam anblickte, und als er den Krieger im Vorbeigehen nach der mutmaßlichen Witterung gefragt, antwortete dieser mit der leisen Gegenfrage: „Kennt Ihr Pedro?" Unauffällig bat ihn der Hauptmann, ihm vom Walle der Festung die Umgebung zu erklären, und während dieser seinem Wunsche nachzukommen schien und bald hierhin, bald dorthin zeigte, als ob er ihm die verschiedenen Städte der Umgegend, die Berge und

Flüsse zeige, redete er Worte zu ihm, die des Hauptmanns ganze Seele erfüllten. Der Soldat war ein spanischer Adeliger, Don Andreas de Aguilar. Er hatte unter König Joseph Bonaparte gedient und war mit einer größeren Zahl Kameraden gefangen genommen worden. Man hatte ihnen als Verrätern am Vaterlande den Prozeß gemacht, dann aber die ihnen zuerkannte Todesstrafe dahin gemildert, daß sie in dem Regimente Palma, das eben in Cardona lag, als gemeine Soldaten dienen sollten. Sie waren mit ihrer Lage unzufrieden und warteten auf eine Gelegenheit, um zu dem französischen Heere zurückfliehen zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

J. B.-G. **Wunderbarer Kirchturmeinsturz,** geschehen zu Herborn am 4. Dezember 1787. Bereits vor mehreren Jahren, so berichtet die Chronik von Herborn, bekam der hohe Turm der obersten Pfarrkirche daselbst so gefährliche Risse im Mauerwerk, daß man das Geläute der Glocken einstellen mußte. Im Jahre 1785 suchte man diese Schäden zu heilen. Unter Aufwand großer Kosten brachte man neues Gebälk im Turm an und verband die Mauer durch eiserne Schließen. Die Risse wurden mit Speiß ausgeflickt, und die Glocken konnten nun wieder geläutet werden. Aber die Reparatur erwies sich als nicht haltbar. Schon im nächsten Frühjahr zersprangen die eisernen Schließen, und die alten Risse zeigten sich von neuem. Im August zeigten sich solche Oeffnungen, daß das Konsistorium, das Stadtgericht und die eingepfarrten Dorfschaften beschlossen, dem Umsturz des Turmes durch einen beschleunigten Abbruch zuvorzukommen und dabei die zwei schönen Glocken zu retten. Es wurde ein Akkord zu 300 Gulden geschlossen. Dafür mußten das Dachwerk abgebrochen, die Mauern niedergelegt und die Glocken herabgeholt werden. Unverzüglich wurde die Sache in Angriff genommen. Am 3. Dezember abends waren die Arbeiter mit dem Abbruch des Dachwerks bis auf das Mauerwerk fertig. Des folgenden Tages sollten die beiden großen Glocken heruntergelassen werden, wozu 30 Personen bestellt waren. Am Abend vorher hatten aber Arbeitsleute bereits ein verdächtiges Knistern im Mauerwerk des Turmes gehört. Trotzdem versammelten sich die Leute am 4. Dezember, morgens um 4 Uhr schon. Sonst pflegten sie bei der Arbeit oben auf dem Turm einen Schnaps zu trinken. Diesmal tranken sie ihn unten in der Stadt, bevor sie an die Arbeit gingen. Unter diesen glücklichen Augenblicken waltete die göttliche Vorsehung zur Erhaltung dieser guten Leute. Eine Viertelstunde nach vier Uhr löste sich das Mauerwerk, und der Turm stürzte zusammen. Die eine Glocke blieb unbeschädigt, an der anderen brach das Gehänge ab. Wegen dieser göttlichen Gnadenbezeigung zur Erhaltung so vieler Mitbürger ward am 5. Dezember dem Allmächtigen öffentlich gedankt.

Königliches Theater zu Wiesbaden.

* **Die Wildente.** Schauspiel in 5 Akten von Henrik Ibsen (M. v. Borch). Zum ersten Male am 25. Oktober. — Der große Norweger hat also wieder einmal die Bretter des Hoftheaters betreten und zwar mit dem Stücke, das die Mitte hält zwischen jenen des älteren Schaffens, die klare und wahre Lebensgemälde sind, und denen des jüngeren, in welchen das mystische Element mit jedem Stücke an Umfang und Tiefe zunimmt. Bekanntlich ist in der „Wildente" die Forderung der Idealehe der nüchternen Auffassung von Existenzführung und -erhaltung gegenübergestellt. Der Photograph Ekdal lebte mit seiner Frau, deren Vergangenheit, ihrem Manne unbekannt, nicht ganz fleckenlos war, in einer ganz trefflichen Ehe, bis der Fanatiker der „idealen Forderung", der Großhändlerssohn Werle, die Zirkel des Familienlebens stört und indirekt den Tod der Tochter der Entzweiten verursacht. Aber eben dieser Opfertod Hedwigs — sie hat eine Wildente als Lieblingstier, unausgesprochen aber soll der Name von vornherein auf sie selbst angewandt sein, da ihre Herkunft „wild" ist — bringt die Ekdals wieder und zwar für dauernd zusammen.

Das Spiel war tüchtig. Den egoistischen, durchaus nüchtern angelegten, aber ideal sein wollenden schwankenden Charakter Hjalmar Ekdal brachte Herr Valentin trefflich zur Geltung. Der Phantast der „idealen Forderung", der übertriebene Grundsatzmensch Gregor Werle, wurde von Herrn Leffler ibsengetreu wiedergegeben. Die Rolle der Gina Ekdal, die in der Ehe treu und fleißig ihren früheren Fehltritt zu sühnen sucht, war für Frau Renier wie geschaffen. Ebenso vorzüglich erschien das Wiesbadener „Theaterkind" Frl. Gothe als unglückliche Hedwig. Das Spiel war verständnisvoll und lebenswahr. Herr Mebus als rücksichtsloser Parvenu, Herr Andriano als gedrückter, schwachsinniger alter Ekdal, Frl. Santen als versorgungsbeflissene Haushälterin Sörby, Herr Schwab als kaustischer Realist Relling und Herr Müller als stets hungriger Kandidat Molvig waren alle am Platze und gestalteten das Zusammenspiel harmonisch. Auch die Nebenröllchen waren gut ausgefüllt. Das Publikum nahm das Stück mit gemischten Gefühlen auf. Warum Ibsen seinen „idealen Forderer" karikiert, verstanden wohl die wenigsten.

Kgl. Opernsänger und Schauspieler Ferdinand Rudolph, seit 1872 ein hochgeschätztes Mitglied der Hofbühne, ist aus Gesundheitsrücksichten ins Privatleben getreten. Sehr beklagt wurde es, daß dem verehrten Künstler keine öffentliche Ehrung dargebracht werden konnte.

Literatur.

* **Eine Sommerreise im bayerischen Hochgebirge.** Harmlose Plaudereien in Tagebuchform von einem alten Nassauer. 103 S. Wiesbaden, H. Staadt. — Mit Vergnügen haben wir dieses Büchlein von Anfang bis zu Ende in einem Zuge gelesen. Gerade darin, daß es eigentlich nicht fürs Publikum geschrieben ist, liegt für den Leser der Reiz; denn umso besser vermag er einen Blick in des Verfassers Innere zu tun und zu merken, wie dieser tatsächlich empfindet. Den Nassauer wird natürlich die Schilderung der Umgebung von Hohenburg und des Zusammentreffens mit dem Großherzog-Herzog am meisten interessieren. So ganz ungeniert plaudert der Verfasser dahin, und daß seine treuherzige, schlichte Darstellung auch unsern alten Landesherrn angesprochen hat, beweist der Umstand, daß er die Widmung des Büchleins annahm. Ein milder, versöhnender, heimelnder Hauch weht durch letzteres, und so wird es seinen Weg zu den Herzen finden.

* **Weinsprüche.** Von Friedrich Fischbach. 33 S. Wiesbaden, Selbstverlag. — Fischbach, der Meister auf dem Gebiete der Textilkunde und Ornamentik, daneben eine poetische Natur, deren Proben unsere Leser kennen, ist auch ein weinfroher Rheinländer. Beweis ist das vorliegende Büchlein, in dem er 133 Weinsprüche und 4 Lieder vereinigt hat, die allen Verehrern des Rebenbluts, seien es Zapfer oder Trinker, frohe Stündchen bereiten werden. Verewigt ist eine Reihe der Verse bereits im Wiesbadener Ratskeller und im Niederwalder Jagdschloß; aber mit den neuen vereint, kann man sie nochmals fröhlich genießen. Die „Nassovia" bringt auf ihrer ersten Seite eine Auswahl davon.

* **Hessenland,** die historische Zeitschrift unseres Nachbarbezirks, hat eine Doppelnummer zur Feier des 400. Geburtstags Philipps des Großmütigen erscheinen lassen. Der Gesamtinhalt handelt von dem Gefeierten. Da der große Hessenfürst auch für die Nassauer, deren Vorfahren teilweise einst zu seinen Untertanen gehörten, Interesse hat, so sei den „Nassovia"-Lesern diese schön ausgestattete, illustrierte Nummer freundlichst empfohlen. (Pr. 60 Pf. bei F. Scheel in Kassel.)

Neues aus Nassau.

J. K. H. die Frau Großherzogin Adelheid von Luxemburg, Herzogin von Nassau, hatte das Mißgeschick, durch einen Fall im Zimmer des Schlosses zu Hohenburg den rechten Unterarm zu brechen. Die hohe Patientin befindet sich glücklicherweise den Umständen nach wohl.

Biebrich will später ein Herzog Adolf-Denkmal errichten. Die Stadtvertretung hat 5000 Mark zur Herrichtung des Denkmalplatzes (bei der Oranier-Kirche) und 10 000 Mark als Denkmalfonds bewilligt. Und Wiesbaden?

Fürst Albrecht zu Sayn-Wittgenstein (geb. 16. III. 1834) ist am 9. November zu Berleburg gestorben.

Hessenland feierte am 13. November den 400. Geburtstag seines größten Landgrafen, Philipps des Großmütigen. Er ist zugleich der letzte Beherrscher Gesamthessens gewesen und hat auch über einen bedeutenden Teil Nassaus: die eppsteinisch-katzenelnbogisch-diezischen Gebiete, geherrscht.

Am 25. Oktober ist das Allgemeine Kreiskrankenheim des Obertaunuskreises zu Homburg eingeweiht worden.

Am 30. Oktober war der Gleiberg-Verein 25 Jahre im Besitz der Ruine Gleiberg; aus diesem Anlaß fand eine kleine Feier statt.

Am 1. November feierte ein Wiesbadener, O. Forst, Sohn des früheren Oberappellationsgerichtsrats Forst, in Antwerpen das fünfundzwanzigjährige Jubiläum seines dortigen Buchhändlergeschäftes.

Am 4. November fand die Ersatzwahl der Wahlmänner zum Landtage im 9. Wahlkreise (Wiesbaden-Untertaunus) statt, da bekanntlich die Wahl des Kommerzienrats Bartling für ungültig erklärt worden war. Für Bartling waren 247, für Dr. Müller-Sagan 151 Stimmen. Ersterer wurde am 12. November gewählt.

Der Missionar K. Berger, ein geborener Wiesbadener, der seit 1898 in Südafrika wirkte, ist nebst Familie von der Station Gochas im aufständischen Namalande in Sicherheit gebracht worden.

Der kleine Wilhelm, des alten Becht Urenkel, der am Tage der Kaiserbrückenweihe geboren und vom Kaiser mit der Patenschaft bedacht wurde, ist am 27. Oktober gestorben.

Der Rheingau wird wieder preußisch. Auf der Strecke Hochheim-Hochheim werden die rot-weißen Barrièren wieder ins rechtmäßige Schwarz-weiß verwandelt.

An der Waldstraße, nahe der Schiersteiner Straße, wird eine Station der Eisenbahn Wiesbaden-Langenschwalbach-Diez errichtet. Wieder andere wünschen eine solche noch bei der Adolfshöhe. Dann kommt ein mäßig flinker Wiesbadener Westendler eher zu Fuß als per Bahn von Wiesbaden nach Dotzheim. (Tatsächlich!)

Es ist Aussicht vorhanden, daß die elektrische Straßenbahn Koblenz-Niederlahnstein nach Oberlahnstein und Braubach fortgeführt wird.

Die Petition um die Bahnverbindung Wehen-Idstein oder Wehen-Niedernhausen ist vom Eisenbahnminister abgelehnt worden.

Auf dem Altkönig soll nun auch ein Hotel errichtet werden.

Der Westerwaldklub zählt jetzt 50 Untervereine; 2 Bürgermeistereien, 40 Landgemeinden und 13 Städte (darunter Köln mit einem Jahresbeitrage von 100 Mark) sind korporative Mitglieder. Diesen Winter soll bei entsprechendem Wetter ein großes Winterfest mit Schlittenfahrt über den ganzen Westerwald von Nord nach Süd stattfinden.

Auf den ausgedehnten Grundstücken der Domäne Mechtilshausen hat bislang eine große Anzahl russischer Reservisten gearbeitet. Der Moloch hat sie jetzt für Ostasien eingefordert.

Nassauischer Geschichtskalender.

20. November.

1251. Erzbischof Christian II. von Mainz stirbt, nachdem er kurz vorher abgesetzt worden war. Er bekleidete die Stelle erst seit 1249. Er war der Sohn Dudos, des Kämmerers von Mainz; seine Heimat ist unbekannt. Man möchte sie ihm im Nassauischen anweisen, weil er eigentümliche Besitzungen in Erbenheim und Breckenheim hatte, die er am 15. Mai 1251 der Domkirche schenkte.

1583. Landgraf Philipp II. von Hessen-Rheinfels stirbt. Er war geboren 1541 als der dritte Sohn Philipps des Großmütigen und hatte bei dessen Tode die Niedergrafschaft Katzenelnbogen erhalten. In Braubach erbaute er die Philippsburg, die Witwensitz seiner Gemahlin Anna Elisabeth von Kurpfalz wurde. Da er kinderlos war, fiel sein Gebiet an die Linien Hessen-Kassel, Hessen-Marburg und Hessen-Darmstadt.

25. November.

1792. Johann Christoph Röhling wird in Braubach als Pfarrer angeordnet; 1797 erhielt er die Inspektion der Diözesen Braubach und Katzenelnbogen; 1800 wurde er Pfarrer in Breckenheim und 1802 in Massenheim, wo er im Dezember 1813 starb. Er war am 27. April 1757 zu Gundernhausen bei Darmstadt geboren. Seine bekannte „Flora von Teutschland“ erschien zuerst 1796.

1836. Graf Franz von Sickingen, der letzte der Familie Sickingen-Sickingen, geb. 1760 als Sohn des Grafen Joseph Karl Ferdinand Franz, stirbt auf dem Fronborner Hof bei der Sauerburg und wird auf dem Kirchhofe von Sauerthal beerdigt, wo ihm Dr. Rossel ein Denkmal setzte. (Vgl. „Nassovia“ Nr. 21 v. 1904 u. 6 v. 1901.)

30. November.

1318. König Ludwig IV. verleiht dem Tale (oppidum), unterhalb der Burg Eppstein gelegen, Stadtrechte. Es geschah auf Wunsch Gottfrieds, Herrn von Eppstein.

1813. Die in der Stadt Wiesbaden einquartierten Offiziere des Yorkschen Korps geben im Kursaale dem Könige Friedrich Wilhelm III., den königlichen Prinzen und der Generalität (darunter auch Feldmarschall Blücher), einen Ball. (Befreiungskriege.)

Briefkasten.

E. R. in W. Das ist kaum zu ändern; man wird's gewohnt. Keiner der „Referenten“ in den betr. Zeitungen hat unser Buch „Das Kurhaus zu Wiesbaden“ als Quelle seiner „Ausführungen“ genannt; nur der Verfasser des Aufsatzes in der „Frankfurter Zeitung“ hat den Schriftsteller-Anstand gewahrt.

L. K. in F. Dankend angenommen. Mit dem andern Aufsatze wollen Sie sich nur Zeit nehmen.

G. H. in H. Dankend erhalten. Wird verwertet.

O. S. in D. Dankend erhalten; erster Teil kommt demnächst.

Prof. M. in F. Besten Dank für die Notiz. Wir werden das Buch kommen lassen. Frdl. Gruß.

R. K. in W. Natürlich haben wir gelesen. Mohrenwäsche! Einen Grafen von Nassau-Wiesbaden, wenn man ihn so nennen will, hat es gegeben: Adolf III. 1480—1509 (bezw. 1511). Und wenn man des großen Friedrich Heinrich von Nassau-Oranien Regierungszeit erst nachschlagen muß, so ist das noch schlimmer, als wenn man einen bloßen Gedächtnisschnitzer macht.

P.-R. T. in W. Besten Dank und Gruß. Ein solcher Verein besteht leider nicht.

K. W. in G. Die Miszellen, bitte, nicht zu lang. Wie sollen wir sie unterbringen?

Redaktionsschluß: 11. November.





№ 23. Wiesbaden, den 1. Dezember 1904. 5. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20, beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

An Thaliarchus.

(Horaz, Oden I, 9.)

O sieh', wie glanzhell flimmert in schneeiger Pracht
Fern der Sorakte, wie mit der Flocken Macht
Ringt bang der Wald, wie eisig' Wehen
Heischt rings die Bächlein gefesselt stehen!

Den Frost uns lindre! Fach' im Kamin die Glut
Gehäufter Hölzer; bring' auch — schon lange ruht
Sabinerwein dir —, voll zur Genüge,
Milder Thaliarch, uns die Henkelkrüge.

Trau' nur den Göttern! Wenn auf durchwühltem Meer
Gehemmt ihr Wort den Sturmwind, dann schweigt
Des Kampfes Toben; die Cypressen [umher
Steh'n und die Erlen dann selbstvergessen.

Was sonst der Zeiten Schoß birgt, erfrage nicht,
Und jede Stunde, die das Schicksal verspricht,
Wend' zum Gewinn dir. — Im Liebeslenze
Flieh' nicht, o Knabe, die fröhlichen Tänze,

Da noch des Alters grämlichen Graus du bar!
Eile zum Kampfplatz, zu der Gespielen Schar,
Zum Stelldichein, wenn's leise düstert,
Traulich zu scherzen, von Lieb' umflüstert.

Freu' dich des Mägdleins! Horch, aus dem Winkel dringt,
Wo es sich barg, sein Kichern! verrät'risch es klingt.
Vom Händchen raub', vom Arm, dem weichen,
Sträubt es sich auch, ihm ein Liebeszeichen.

Umkehr.

(Horaz, Oden I, 34)

Einst hieß mich irren unseliger Weisheit Bann
Fern von euch Göttern; und immer selt'ner dann
Klang euch mein Beten. Doch durch die Wogen
Steure zurück nun, die einst wir durchflogen,

Schifflein des Lebens! Der durch die Wolkenwand
Türmender Wetter oftmals den Strahl gesandt,
Durch lichtes Blau ließ er den Wagen
Blitzen und grollende Rosse jagen,

Daß die Erde erbebt, die flüchtige Flut sich schwellt,
Und die verhaßte Pforte der Unterwelt,
Tänarus' Tor, ertönt, und die Grenzen
Lybiens erschüttern. Ein prunkvoll' Glänzen

Schmettern die Götter schnell in Vergessens Nacht,
Hebend Verborg'nes. Hier raubt des Schicksals Macht,
Dort zu erhöh'n, von Königsthronen
Stürmenden Fluges die stolzesten Kronen.

L. Albert Jumeau.



Das Schulleben und die Schulzucht am Gymnasium Augusteum zu Idstein, 1569—1817.

5) Von Dr. C. Spielmann. (Schluß.)

Zu jedem Examen, so wurde ferner bestimmt, soll in Zukunft ein Kommissar der Regierung nach Idstein kommen, der mit dem Rektor die Anordnung des Examen solenne trifft. Das Vorexamen fällt fort. Die Funktionen des Kommissars sind folgende: Er kommt am Sonntag vor dem Examen an, nimmt letzteres am Montag ab, hört am Nachmittage die Redeübungen und prüft am Dienstag und allenfalls am Mittwoch den Zustand des Gymnasiums und zwar:

1. ob und wie die Lehrer ihre Schuldigkeit tun,
2. wie die Aufführung der Schüler innerhalb und außerhalb der Schule ist,
3. ob Weibspersonen und Haushaltungen vorhanden sind, die den Schülern Gelegenheit zur Verführung geben,
4. wie sich die Kosthalter betragen, ob sie die Schüler nicht übernehmen, ob die Kost nach Quantität und Qualität gut ist,
5. wie im übrigen die Verordnung von 1780 von den Kosthaltern und den übrigen Einwohnern von Idstein beobachtet wird.

(Derselbe „Deputatus“ hatte auch das im Jahre 1779 zu Idstein errichtete Landes-Lehrerseminar zu visitieren.)

Fürst Karl Wilhelm maß diesem Reskript eine solche Wichtigkeit bei, daß er es in seinem Residenzschlosse zu Biebrich eigenhändig unterzeichnete.

Die schon verschärfte Schulverordnung von 1780 genügte aber bald der Regierung auch nicht mehr. Sie ersetzte sie daher samt den Schulleges von 1690 durch neue Schulgesetze, die an Umfang und Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließen. Dafür brauchten auch später keine Ergänzungsbestimmungen erlassen zu werden, die Einschärfung vom 22. III. 1792 ausgenommen, die den Wirten verbot, Branntwein und Liqueure an die Gymnasiasten auch außer dem Hause zu verabfolgen. Die Visitationsberichte der folgenden Jahre, besonders der von 1794, lauten daher recht günstig; nur kleine Ausstellungen bezüglich des Lehrplans und des Lehrverfahrens werden erwähnt; sonst heißt es, die Disziplin sei gut, die Kirchenzucht ebenfalls, die Schüler betrügen sich anständig, und von Verführung durch Weibspersonen sei keine Rede mehr. Und so blieb es auch zur Zeit der Revolutionskriege; während der wilde Kriegssturm so nahe vorüberbrauste, wurde Idstein wenig davon berührt, und die Schularbeit ging ruhig weiter.

Die neuen Schulgesetze von 1790 lassen wir als charakteristisch hiermit auszüglich folgen.[1])

Respekt und Anstand, hieß es darin, sind von den Gymnasiasten den Lehrern gegenüber zu wahren. Keiner soll sich der verordneten Strafe widersetzen oder gar dem Lehrer in den Stock fallen. Keine Lektion ist zu versäumen, und der Schulbeginn ist pünktlich einzuhalten. Das Betragen in der Schule soll sittig sein; keine Beschädigungen der Mobilien u. s. w. dürfen stattfinden. Auf die Unterrichtsarbeit ist höchste Aufmerksamkeit und größter Fleiß zu verwenden. Die Vorarbeiten und Nacharbeiten für den Unterricht sind gewissenhaft zu betreiben, ev. durch Privatstunden zu unterstützen. In der Wohnung soll Ordnung und Reinlichkeit herrschen, kein Mutwille und keine unnütze Zerstreuung getrieben werden. Karten- und Würfelspiel ist verboten, ebenso das übermäßige Trinken und das öffentliche Rauchen; pünktlich sollen die Schüler, wenn die Feierstunde schlägt, zu Hause sein. In den Freistunden ist Bewegung erforderlich; Schlittschuhlaufen und Schlittenfahren an dazu bestimmten Orten ist gestattet, auch Kegelschieben und Abhaltung von zuvor genehmigten Tänzen und Konzerten; Baden und Schneeballwerfen ist verboten. In Gesellschaften und auf den Gassen ist anständiges Benehmen erforderlich; Burschikose Ungezogenheiten und nächtlicher Unfug sind verboten. Ebenso ist Selbstrache untersagt; Herausforderungen durch Schimpfen, daher Umgang mit Bürgersöhnen und Handwerksburschen, soll unterbleiben. Beschwerden gegen die Haus- oder Kostherren sind beim Rektor anzubringen. Geldleihen und auf Borg Kaufen, letzteres namentlich ohne Wissen der Eltern, sind untersagt; Romane und sittlich oder religiös anstößige Bücher dürfen nicht gekauft und gelesen werden. Zechen und Borgen im Wirtshaus ist verboten; Branntwein, Liqueur u. ä. soll den Schülern überhaupt nicht verabfolgt werden. Die Abschiedsschmäuse werden abgeschafft. Kleiderluxus und studentische Tracht (Federbüsche, Kokarden, Epauletten, Leibkoller, Sporen) ist nicht gestattet. Singen von Studentenliedern, Bildung von Landsmannschaften ist streng verboten. Der Umgang mit liederlichen und leichtfertigen Frauenspersonen ist untersagt; Verführerinnen sollen zur Anzeige gebracht werden. Die evangelischen Gymnasiasten sollen den öffentlichen Gottesdienst fleißig besuchen; alle

[1]) Wörtlich vom Verfasser ds. veröffentlicht in den „Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte“, XIII, 3.



müssen gottesfürchtig, fromm und von guten Sitten sein und ihre Leidenschaften bezähmen.

Als Rektor Rizhaub kurz vor seinem Abgange zum Pfarramte und zwar während des Examens, des letzten, das er abhielt, vom Schlage gerührt wurde und verstarb, folgte ihm der letzte Leiter des alten Gymnasiums, Snell (1797). Mit großer Genugtuung konnte der würdige Herr später berichten, daß „nie Disziplin und Zucht vollkommener war, als in der Zeit der napoleonischen Wirren, daß man nur selten nötig gehabt habe, auf die neuen Schulgesetze zu rekurrieren und keine Prämien, Geldstrafen und Konduitenlisten kenne."

Quod non est in mundo, tamen est in actis; diesmal könnte man besser non est in actis sagen. Die Akten, früher voluminöse Beschwerden enthaltend, schrumpfen für die zwanzig Jahre des Snellschen Rektorates auf einen einzigen Faszikel zusammen. Eine Vermahnung betreffs unerlaubten Zechens bei Honoratioren vom 4. III. 1811 und ein Reskript vom 20. V. 1811, das den Schülern den Uebertritt vom Gymnasium zu Idstein an das zu Weilburg und umgekehrt nur am Semesterschlusse und zwar nur mit Zeugnis gestattet, um das „Ueberlaufen" bestrafter Schüler, wie es einmal vorgekommen war, zu vermeiden, das ist alles, was sich von disziplinarischen Verfügungen vorfindet. Unterm 10. V. 1815 gestattete man sogar den Schülern, am Examenabende bis 12 Uhr Konzert und Ball zu halten. Der tragische Fall eines Schülerselbstmordes, der 1812 vorkam, lag in Geisteszerrüttung des Betreffenden begründet.

Seit 1806 wirkten die Gymnasien zu Idstein und Weilburg als herzoglich nassauische gleichberechtigt nebeneinander. Es war indes bereits 1813 beschlossene Sache, nur ein Landesgymnasium, das zu Weilburg, bestehen zu lassen. Der Rektor Snell, obwohl zum künftigen Leiter dieser Anstalt bestimmt, konnte der Auflösung der alten Schola Gaertneriana nur mit Wehmut entgegensehen. Er schrieb, man kann sagen mit seinem Herzblute, eine kraftvolle Verteidigungsschrift und betonte besonders den Umstand, daß ein Gymnasium fürs ganze Herzogtum zu wenig sei. Doch fand er kein Gehör; die berühmte Schule ging 1817 ein. Aber schon nach einem Vierteljahrhunderte zeigte es sich, daß der alte Schulmann Recht gehabt hatte; man mußte das Gymnasium zu Weilburg erweitern und gleich zwei neue, zu Hadamar und Wiesbaden, gründen. Die Schulzucht aber ist auf diesen wie auf ihren nachkommenden Geschwistern immer leichter und vollkommener geworden.

Der Bergbau bei Ems.

Geschichtliche Bruchstücke aus seiner Vergangenheit.

2) Von H. L. Linkenbach. (1. Fortsetzung.)

Wieweit der eigentliche Bergbaubetrieb in jener Zeit gedieh, wissen wir nicht, aber durch die oben erwähnte Schrift Dr. Ludwig Becks erfahren wir, daß Mariot kurze Zeit darauf den „ersten Fuß in den gemeinschaftlichen Flecken Embs gesetzt und durch die durchlauchtigsten Häuser Hessen und Nassau die Erbbestände über dortiges Bergwerk und neu aufgerichtetes Hüttenwerk erhalten hat."

Letzteres war ein Eisenhüttenwerk das sich „eine Stunde fernerer von Ems, gegen Wald oberhalb Embs" befand. Ueber die Lage desselben kann keinerlei Zweifel herrschen, da seine Grundmauern noch heute vorhanden und der Platz, auf dem der Hochofen und das Hammerwerk gestanden haben, sowie die Spuren des alten Wasserzuführungsgrabens noch deutlich erkennbar sind. Uebrigens heißt der, an der Ems-Arzbacher Chaussee gelegene Distrikt heute noch „Alte Hütte." Aus den Urkunden geht hervor, daß diese Hütte durch das Wassergefälle des gemeinschaftlichen hessischen und nassau-diezischen Baches (Emsbach) betrieben wurde, für dessen Benutzung die Gewerke jährlich 5 Reichstaler an die Kellerei zu Braubach zu entrichten hatten. Den Bedarf an Eisenstein lieferten nicht die Gruben bei Ems, sondern die Dernbacher, von denen eine regelmäßige Ausfuhr bis 1720 stattfand, wofür eine jährliche Abgabe von 30 Reichstalern 45 Gulden zu zahlen war.

Ueber die Gruben selbst fehlen wie gesagt sichere Nachrichten von 1662 an bis zum Jahre 1743. Am 6. März 1743 erhielten der Kupferschmelzer Johann Christoph Wild zu Nassau und der Steiger Daniel Liebold zu Braubach von der fürstlich hessen-darmstädtischen und nassau-oranischen gemeinschaftlichen Vogtei Ems einen Mutschein „auf beide, daselbst diesseits und jenseits der Lahn gelegene alte Bergwerke." Es waren dies diesseits der Lahn die alten Gruben am „Fahnenberg" und an der „Pfingstwiese", sowie am linken Flußufer ein kleiner Schacht am „Mahlberg". Die Muter begannen ihre Arbeiten mit der Aufwältigung des „Fahnenberger" oder „Ziegelhütter Stollens", die bis zu 70 Lachtern fortschritt (1 Lachter = 2,0924 Meter), während der „Pfingstwieser Stollen" in einer Länge von 250 Lachtern ausgesäubert wurde. Daneben trieben die Muter einen etwa 20 Lachter langen Stollen am „Plüßkopf" („Plüßberg" oder „Bläskopf") und wältigten jenseits der Lahn den Schacht am „Mahlberg" bis auf 13 Lachter auf.

Im Jahre 1751 erfolgte die Erbbelehnung von seiten Hessen-Darmstadts und im folgenden diejenige von Nassau-Oranien und zwar an Heinrich Christian Frankenfeld und Johann Christoph Wild als Hauptmuter für ihre Erben und Erbnehmen. Die Beleihungsurkunde lautete: „auf die vorlängst ins freye gefallene, in der Gemeinschaft Ems, diesseits und jenseits der Lahn gelegene alten Bley- und Kupferbergwerke nach ihrem ganzen Zuge für alle dort befindliche Ertze und Mineralien." Die Förderung aus den, von den Alten stehen gelassenen Mitteln betrug bis Ende 1753 250 Zentner Kupfer- und 400

Zentner Bleierze. Die Grube am „Plützkopfe" wurde im Jahre 1754 wieder verlassen, da die Wasserzuflüsse außerordentlich stark geworden waren; dagegen setzte man die Arbeiten im „Ziegelhütter Stollen" emsig fort, bis man sich im folgenden Jahre genötigt sah, auch hier den Betrieb einzustellen, wegen der Wasser und der sehr geringen Erzausbeute. Mit dem „Pfingstwieser Stollen" ging es nicht besser, ebenso mit dem „Mahlberger Schachte" und der „Pütschbach", woselbst ein alter Stollen 126 Lachter aufgewältigt und dann 7 Lachter neu aufgefahren worden waren.

Der Betrieb dieser Gruben wurde abwechselnd eingestellt und wieder aufgenommen, ohne jedoch den Besitzern irgend welchen Gewinn zu bringen. Im Gegenteil es erwuchs ihnen daraus eine ungeheuere Schuldenlast. Gläubiger waren die A. von Recklingshausenschen Erben in Köln, denen schließlich die Werke zufielen. In 1772 gingen sie von diesen durch Kauf bezw. Zession an den Marquis von Hoensbroek über. Wenn wir nun einige Jahre wieder zurückgreifen, so finden wir in einer, dem Jahre 1766 entstammenden Urkunde zum ersten Male des Bergwerks „Linnebach" Erwähnung getan.

Im September 1766 erteilte nämlich „Franz Kerl, des Heiligen römischen Reiches regierender Graf von und zu der Leyen" den Herren Johann Remy von Bendorf und Comp. die Erlaubnis, daß sie „das von etlichen unterthanen des Kirchspiels Nievern aufgethane alte schächtchen in der sogenannten Linnebach, durch ordentliche Bergleute aussäubern und noch einige Lachter, sofern es die Wasser zulassen, abteufen lassen können." Die Erbbelehnung erfolgte alsdann am 31. Dezember desselben Jahres und zwar:

„an den Hüttenherrn Johann Remy in Bendorf mit seinen Herrn Mitgewerken, benamentlich:

1. Herrn Joan Fried. Hoffmann, nebst seinen Herrn Schwägern in Rotterdam,
2. Frau Commercienräthin Remy in Bendorf,
3. Frau Bürgermeisterin Freudenberg in Hachenburg,
4. Herrn Hofkammerrath Remy in Neuwied,
5. Herrn Bergrath Freudenberg in Hachenburg,
6. Herrn Pastor Winter in Bendorf,
7. Herrn Albert Wilhelm Hoffmann dasselbst,
8. Herrn Johann Philipp Freudenberg in Raubach,
9. Herrn Johann Adolph Coing in Hachenburg,
10. Herrn Hofrath und Kanzleidirektor Döring,

über die, in unserem Kirchspiel Nievern, teils alte, ins freye gefallene, teils ferner zu erschürfen suchende neue Bergwerke, von allen Metallen und Ertzen, wie solche Namen haben und die sich durch Gottes Segen finden werden, Eisenstein ausgenommen."

(Die Beleihung auf Eisenstein wurde später, im Jahre 1877 erteilt.)

Die gräfliche Regierung erhob gleichzeitig Anspruch auf den Zehenten an geförderten Erzen, bewilligte jedoch eine Zehntfreiheit für die drei nächsten Jahre.

Interessant in der Beleihungsurkunde sind mehrere von der gräflichen Regierung vorbehaltenen Rechte, so dasjenige der Einsetzung eines Berginspektors oder sonstigen „Absichters" auf Kosten der Gewerkschaft, „damit die Sache in gehöriger Ordnung besorgt werde, und die Aufnahme und Abteilung der auf die Halde geförderten Ertze nicht einseitig geschehe."

Für das Wohlergehen der Bergleute traf die gräflich von der Leyensche Regierung weitgehende Bestimmungen. Die Grubenarbeiter von auswärts sollten von allen Lasten befreit werden, dagegen seien diejenigen die sich im Kirchspiel Nievern häuslich niederließen und daselbst irgendwelche Güter oder auch nur eine Viehweide erwerben würden, zu herrschaftlichen, landwirtschaftlichen und gemeinen Lasten heranzuziehen.

Ueber das Verhalten der Bergleute andersgläubigen Kameraden gegenüber bestimmte Graf von der Leyen folgendes:

„Die zur Forttreibung des Bergwerks gebrauchende, zu anderer Religion sich bekennende Bergleute, sollen wegen der Unterschiede der Religion solange sie sich friedsam und unseren Verordnungen gemäß verhalten, keineswegs gekränkt oder belästigt werden, sondern allen Landesherrlichen Schutz zu erwarten haben; sollte sich aber jeweilen ein unruhiger, zänkischer oder widriger Kopf unter diesen Bergleuten befinden, solle die Gewerkschaft schuldig sein, auf Verlangen der Herrschaft solchen aus dem Kirchspiel abzurufen und allenfalls in anderen Werken zu gebrauchen."

Untersagt wurde die Errichtung eines Wein- oder Branntweinausschanks, einer Krämerei oder sonstigen „Kummerschaft" ohne spezielle Genehmigung der gräflichen Regierung, mit der Bestimmung, daß „die Bergleute dasjenige, was sie selbsten an nötigen Lebensmitteln consumieren auch selbsten sich anschaffen oder aber der Steiger oder andere Bergbediente ihnen solches in natura fournieren können." Den Gewerken wurde das Versprechen zuteil, daß man ihnen bei etwaigen Neumutungen stets die „Proferenz" geben würde, außerdem aber könnten sie versichert sein, „daß man nicht jedem hergeloffenen, der Sache nicht genugsam verständigen oder auch schlecht bemittelten Menschen, so leicht Gehör geben würde."

Weiter wird in der vorliegenden Urkunde ausgeführt, daß nicht lediglich der Privatvorteil die gräfliche Regierung zu der Bergwerksverleihung veranlaßt habe, sondern die Absicht, daß das „gemeine Wesen" und zugleich die Untertanen des Kirchspiels „gedeihlichen Nutzen und Verdienst" davon zu erwarten haben möchten. Aus diesem Grunde mußte die Gewerkschaft die Verpflichtung übernehmen, die Untertanen auch „zu denen vorkommenden Handarbeiten in und außer dem Bergwerk, nach eines jeden Fähigkeit und Eigenschaft, vor allen Fremden zu gebrauchen."

Zum Schlusse appellierte der Graf an „die bekannte christliche Gesinnung der Gewerkschaft", in der Hoffnung, daß „weil ohnehin zu Unternehmung und Fortführung eines solchen Werks der göttliche Segen vor allen Dingen erfordert wird, dieselben selbsten sich erinnern und geneigt sein werden, bei anhaltender guter Ausbeute der Kirche zu Nievern

und den dasigen Armen von Zeit zu Zeit eine christliche Gutthat zu erzeigen."

Eine im selben Jahre erlassene Sonderbestimmung beansprucht ebenfalls unser Interesse. In dieser wird besagt, daß es den nicht katholischen Bergleuten des Kirchspiels Nievern „im Fall sie in unserem Kirchspiel Tods verfahren, gnädig gestattet seyn solle, sich außer Lands führen und an einem benachbarten protestantischem Ort begraben zu lassen." Gleichfalls sollte es ihnen freistehen, „die von ihren Eheweibern gebährende Kinder, wenn sie wollen, zu Empfang der Tauf, an einen benachbarten protestantischen Ort ohngehindert zu überschicken, mit dem ausdrücklichen Vorbehalt jedoch, daß in beiden Fällen die gewöhnliche Tauf- und Begräbnisgebühr auch dem Katholischen Kirchspiels Pastor jedesmalen vorhero abgeführt werden sollen."

Am 14. September 1768, also 2 Jahre nach der soeben genannten Erbbelehnung, schlossen die Emser und die Nieverner Gewerkschaft gegenseitig einen Vertrag ab, nach dem es der letzteren verstattet wurde, zwecks Wasserlosung des im Gebiete des Grafen von der Leyen gelegenen Bergwerks einen tiefen Stollen aus dem Felde der Emser Gewerkschaft zu treiben.

Die Arbeiten der Gewerkschaft Remy, Hoffmann und Comp. (so hieß die Gewerkschaft jetzt offiziell) gingen rüstig vorwärts und waren von entschiedenem Erfolge gekrönt. Die „Linnebach" brachte den Besitzern große Ausbeute, wohingegen die Gruben in der Vogtei Ems mit gewaltigen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten und nichts abwarfen. Besonders wegen der vielen Wasserzuflüsse, die den Betrieb unrentabel machten, sah man sich endlich genötigt, diesen ganz einzustellen. Im Jahre 1780 kauften die Herren Remy, Hoffmann und Comp. schließlich die Bergwerke in der Vogtei Ems für 3000 Fl. von dem Kammerrat Fritsch an, der sie einige Monate vorher erst von dem Marquis von Hoensbroek erworben hatte.. Auf diese Weise waren nunmehr sämtliche Bergwerke in der nächsten Umgebung von Ems in Händen der Bendorfer Gewerkschaft, in deren Besitz sie ununterbrochen bis heute geblieben sind.

Am 12. April 1781 erfolgte die neue Erbbelehnung von seiten des Prinzen Wilhelm von Oranien, Fürsten von Nassau. Sie war ausgestellt für „die Handelsleuthe Remy, Hoffmann und Comp." und gestattete den Lehnsträgern „die ihnen erblich verliehenen Bergwerke auf bergmännische Art, sowohl in alten eingegangenen Zechen, als neu aufzunehmenden Gruben, oder wie es sonst genannt werden mag, nach Geschicken, Klüften, Gängen und Flötzen und allen Ertzen und Mineralien, wie solche nur gefunden und genannt werden mögen, als Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Eisen, Bley, Queckſilber, Kobold, Steinkohlen, auch Gallmey, auf ihre eigenen Kosten zu suchen, zu schürfen, einzuschlagen und zu senken, Rösche zu führen, Stollen zu treiben, Schächte und Strecken, an Orten, wo sie Ertzgänge vermuthen, nieder zu senken, Kübel und Seil nach bergmännischer Art einzuwerfen, die entdeckten Ertze heraus zu fördern, zu schmelzen und zu gut zu machen."

Die Bestimmungen in dieser Urkunde, sind ganz ähnliche wie die der oben erwähnten des Grafen von der Leyen. Auch in ihr werden Anordnungen zur Wohlfahrt der Arbeiter getroffen; unter anderem wird die Gründung einer Art Witwen- und Waisenkasse anbefohlen, in die alle Strafgelder der Bergleute einfließen sollten, welch letzteren übrigens nicht mehr als höchstens ein Wochenlohn in Abzug gebracht werden dürfe. Es heißt in der Bestimmung, daß sie „zur Unterstützung armer, bei der Grubenarbeit zu Schaden gekommener Bergleute und deren Witwen und Waisen verwendet werden sollten."

In Bezug auf die Befugnisse der Lehnsträger auf dem ihnen verliehenen Grubenfeld heißt es: Es sei ihnen gestattet, „auf Aecker, Feldern, Wiesen, Hecken und Wäldern, welche den Unterthanen gehören, zu schürfen, einzuschlagen, Schächte zu senken" ꝛc. „Niemand soll sie daran hindern, noch unter was Vorwandes sey, aufhalten, sondern die Eigenthümer ohne Ausflucht ihnen solche Güter, wo Ertze und Mineralien vermuthet werden, käuflich überlassen." Dagegen mußten sich die Gewerke verpflichten, „nicht nur zwo Kuxen für die höchsten Landesherrschaften, sondern auch zwo Kuxen für die Kirche und Schule zu Ems freizubauen und die davon fallende Ausbeute an die Behörde abzuliefern."

Die nächsten drei Jahre sollten zehntfrei sein. Da indessen die Gruben zu Anfang nichts abwarfen, richteten die Gewerke ein Gesuch an den Lehnsherrn mit der Bitte, daß „die Zehnt-Freijahre erst von dem Augenblick ab gerechnet werden möchten, wo 60 bis 70 Zentner Scheidertz, Schliege und Graupen zum ersten Geschmelz vorhanden seyn werden." Dieses im Jahre 1782 eingereichte Gesuch wurde denn auch genehmigt, und ebenso wurden den Gewerken, auf ihren Wunsch hin, die beiden Freikuxen für die höchsten Landesherrschaften erlassen. Die Verpflichtung zum Zahlen der beiden übrigen Freikuxen wurde jedoch trotz der Bitte der Gewerke beibehalten. Der Lehnsherr wies sogar nochmals ausdrücklich darauf hin, daß eine „dem Betrag der Ausbeute von zwo Kuxen proportionierte Abgabe alle Jahr an die Kirch und Schule zu Ems gewissenhaft zu zahlen sei." Später wurde diese Bestimmung hinfällig und zwar durch die Erklärung der Lehnsträger, daß sie ein für allemal die Kirche und Schule zu Ems mit 1000 Fl. abzufinden bereit seien.

Eine neue Blütezeit brach nun für die Gruben bei Ems an. Mit großem Eifer wurden die alten Arbeiten wieder weitergeführt und neue in Angriff genommen. Die Schwierigkeiten, die sich einstellten, schwanden vor der Energie und dem Fleiße, mit denen man nunmehr ans Werk ging, und so blieb schließlich der Erfolg nicht aus. Bereits im Jahre 1782 herrschte ein reger Betrieb auf allen der Gewerkschaft Remy, Hoffmann u. Komp. gehörigen Zechen. Es waren dies in der Vogtei Ems (später unter dem gemeinschaftlichen Namen „Merkur" zusammengefaßt): der „Mahlberg", die alte „Ziegelhütte" („Fahnenberg"), die „Pitschbach" („Pütschbach"), die „Pfingstwiese", der „Plüßkopf" („Plüßberg", Bläsberg" oder „Bläskopf"), und in dem Kirchspiel Nievern: die „Linnebach" („Lindenbach", später „Bergmannstrost" genannt).

(Schluß folgt.)

Kinderlieder von der unteren Aar.

2) Von O. Stückrath. (Schluß.)

Das Märchen vom Dornröschen ist folgendermaßen in ein Reigenlied verwandelt.

Chor: 1. Dornröschen war ein schönes Kind,
Schönes Kind, schönes Kind;
Dornröschen war ein schönes Kind,
Schönes Kind.
2. Da kam die gute Fee herein u. s. w. w. v. (auch im folgenden).
Gute Fee: 3. Dornröschen, nimm dich nur in acht.
Chor: 4. Da kam die böse Fee herein.
Böse Fee: Dornröschen schlafe hundert Jahr.
Chor: Da kam der gute Königssohn.
Königssohn: Dornröschen wache wieder auf.

Die Befreiung des Frühlings aus des Winters Banden zeigt wohl auch der Reigen:

Auf einem blauen Kirchhof,
Da liegt ein blauer Stein.
Wer diesen Stein verloren hat,
Der nehm' sich eins zwei, drei.
Einer: Der erste Stein,
Der zweite Stein,
Der dritte Stein soll mit mir sein

So wird der „blaue Stein", ein Kind, aus dem Ringe von Kindern befreit.

Wir treten auf die Kette,
Daß die Kette klingt.
Wir haben einen Vogel,
Der schön singt.
Er singt so klar,
Wie ein Haar,
Hat gesungen sieben Jahr.
Sieben Jahr sind schon herum,
Dreht sich Fräulein Toni rum

„Toni" läßt die Hände los, wendet sich nach außen, faßt wieder die Hände der Nachbarinnen an und steht nun mit dem Rücken nach dem Kreisinnern. Der „Schatz", ein anderes Mädchen, gibt ihr einen Kuß, und nun wird gesungen:

Fräulein Toni hat sich herumgedreht,
Hat ihrem Schatz 'nen Kuß verehrt.

So wird der Reigen gespielt, bis alle sich umgedreht haben.

Ich führe noch einige Ringelreihen und dann andere Spiellieder an, die auch noch Reigenlieder sind, aber ihre Eigentümlichkeit größtenteils eingebüßt haben.

Ringele, ringele Reihe,
Sin der Kinder drei,
Sitze unnerm Hollerpusch,
Machen alle: Husch, husch, husch!
Ferner: Ringele, ringele Rose,
Butter in der Dose,
Schmalz in dem Kaste,
Morje wolle mer faste,
Iwermorje e Gäsche schlachte,
Das soll mache: „Mäh!"

Auch das alte „Has hipp!" besteht noch:

Häschen in der Grube,
Saß und schlief.
Armes Häschen, bist du krank,
Daß du nicht mehr hüpfen kannst?
Has hipp! Has hipp!

Zu den Reigen im weiteren Sinn wäre noch folgendes Lied zu rechnen:

Ich fahre auf dem grünen See,
Wo die Fischlein schwimmen.
Freuet sich mein ganzes Heer
Und wir wollen singen:
„Petrus, Petrus wir sind hier!"
Der Walfisch, der Walfisch,
Der folge hinter mir.

Ein Kind geht um den Kreis herum und singt das Lied. Das Kind, das den Namen „Walfisch" trägt, folgt ihm, und so werden alle Kinder nach und nach zu einer langen Kette vereinigt. Auf dieselbe Weise geht wieder eines nach dem andern weg und hilft wieder den Kreis bilden.

Nun noch einige Spiele, die lediglich auf Nachahmung beruhen:

1. Wollt ihr wissen, :,:
Wie's die kleinen Mädchen machen?
Püppchen spielen, :,:
Heisa, heisa, Püppchen spielen.
2. Wollt ihr wissen, :,:
Was die fleiß'gen Knaben machen?
Reiter spielen. :,:
3. Woll ihr wissen, :,:
Was die fleiß'gen Mädchen machen?
Strümpfchen stricken. :,:
4. Wollt ihr wissen, :,:
Was die fleiß'gen Knaben machen?
Büchlein lesen. :,:
5. Wollt ihr wissen, :,:
Was die jungen Damen machen?
Schlittschuhlaufen. :,:
6. Wollt ihr wissen, :,:
Was die jungen Herren machen?
Zigarr' rauchen. :,:
7. Wollt ihr wissen, :,:
Was die Großmamaen machen?
Kaffee trinken. :,:
8. Wollt ihr wissen, :,:
Was die Großpapaen machen?
Pfeifchen stopfen. :,:

Adam hatte sieben Söhne,
Sieben Söhne hatte er.
Sie aßen nicht,
Sie tranken nicht,
Sie machten alle so.

Ein Kind macht irgend eine Gebärde, Ohrzupfen, Nasedrehen u. a.; die anderen ahmen dies nach.

2 Kinder: Schimber der Schamber!
Die anderen Mitspieler: „Wu seid ehr her?
I. Voo Aolebeer.
II. „Macht emol eier Kunsticker her!"

Die beiden Kinder ahmen nun alles mögliche nach, z. B. Holz sägen u. a. Die anderen müssen dies erraten. Erraten sie es, so treten andere an die Stelle der Herrn von „Aolebeer".

Eine Reihe Kinder steht hintereinander. Das letzte ist die „Frau Roos". Ein Kind fragt von vorn an: „Wo ist die Frau Roos?" „Hinter mir," lautet nun stets die Antwort, bis das Kind zur „Frau Roos" kommt. Diese sagt: „Ich bin sie selbst." Das andere Kind: „Darf ich mir ein Töpfchen nehmen?" Frau Roos: „Ja." „Welches denn?" Fr. R.: „Nimm vorn weg!" Das erste Kind wird nun im Kreise herumgeführt, und das andere singt dazu:

„Frau Roos hat mir ein Töpfchen gegeben,
Darin soll ich kochen
Sauerkraut und Knochen.
Dreimal genickt, ohne gelacht."

Kann das „Töpfchen" dreimal nicken, ohne zu lachen, so ist es ein Engel, sonst ein Teufel. Die

Engel werden in Abrahams Schoß getragen, und es wird dazu gesungen:

Wir tragen den Engel in Abrahams Schoß,
Bis daß die Uhr schlägt: „Eins, zwei, drei,
Vier, fünf, sechs, sieben", — — — bis 12.

Die Teufel müssen Spießruten laufen.

Säe (sägen) säe Häusche,
Häusche säe, Häuschen säe,
Häusche ging kaput,
Un de Abram is en Jud.

Zwei Kinder machen, mit gekreuzten Händen, die Bewegung des Sägens. Bei der letzten Zeile werden die Arme über den Kopf verschränkt und die Hände losgelassen.

Ri, ra, rutsch!
Wir fahren in der Kutsch,
Schieße mit Kanone,
Erbse, Linse, Bohne,
Ri, ra, rutsch!

Die Kinder hüpfen, mit verschränkten Armen, je zwei und zwei und singen dann dieses Liedchen.

Ein sehr beliebtes Spiel ist folgendes:

Wir wollten einmal spazieren gehn,
Wenn nur der böse Wolf nicht käm.
Es schlug eins! Er kam nicht,
Es schlug zwei! Er kam nicht u. s. w.
Es schlug fünf! Er kam!

Nun stieben alle Kinder auseinander, denn das Erhaschte muß den Wolf spielen.

Aehnlich ist dieses:

Hier sitz ich
Und schwitz ich;
Wenn der Wolf kommt,
Dann lauf ich.

Das Blindekuhspiel ist jetzt nur noch wenig beliebt.

Blindekuh, laß dirs gelingen!
Höre nicht auf unser Singen!
Höre zu! Hör zu!
Sonst bleibst du die blinde Kuh.

Findet die Kuh das richtige Kind nicht, so wird gesungen:

Hast's falsch gemacht,
Hast's falsch gemacht,
Drum wirst du jetzt auch ausgelacht Hooo!

Im anderen Falle:

Hast's recht gemacht,
Hast's recht gemacht,
Drum wirst du auch nicht ausgelacht.

Beim Ballspielen ist folgendes Lied im Gebrauch:

Anne, Kadanne,
Wasche die Hanne,
Trockne sie ab,
Steck sie in 'n Sack,
Steck sie in die Seite,
Mach wimmele, wimmele, weide.
Knien sie nieder,
Stehen sie wieder auf,
Fangen sie mit einer Hand,
Werfen sie hoch, hoch ins Vaterland.

Oder man fragt den Ball nach der Dauer des Lebens:

Lieber Ball, sag mir doch:
„Wieviel Jahre leb ich noch?"

Die Knaben haben wenig Spielreime. Beim Plumpsackspiel heißt's:

Dreht euch nit um,
Der Plumpsack geht rum.

Dafür haben sie ihr Weidenpfeifenliedchen:

„Safte, safte Weireholz;
De Bääcker hot en junge Wolf.
Werf en in de Groawe,
Fressen all die Roawe.
Modder, geb' mer 'n Fennig.
„Woas willste met dem Fennig dou?"
Nohlche (Nadel) kaafe, Nohlche kaafe.
„Woas willste mit dem Nohlche dou?"
Säckelche nähe, Säckelche nähe.
„Woas willste met dem Säckelche dou?
Staanche (Steinchen) lese, Staanche lese.
„Woas willste mit dem Staanche dou?
Vihlche (Vöglein) werfe, Vihlche werfe.
„Woas willste met dem Vihlche dou?
Brore, sore (braten, sieden).
Bäcker hennerm Owe,
Miller uffem Dach
Hot sich bald zu Schanne,
Bald kaput gelacht.

Die beiden letzten Zeilen heißen auch:

Husch! husch!
Die Weirepeif is ausgekracht.

Kommt das Weihnachtsfest herbei, so beten die Kinder:

Christkindche komm in unser Haus,
Leer dein volle Beutel aus,
Stell de Esel uff de Mist,
Deß e Hei un Hoawwer frißt.

Zur Fastenzeit ziehen die Kinder von Haus zu Haus und singen:

Ho! Ho! Ho!
Die Fassenoacht is do!
Schneid mer e Stick vom Schenke,
Loß die Ribbe henke,
Loß mich nit su lange stih,
Denn ich muß noach weirer gih.

Zum Schlusse noch einige Rateverse und andere Liedchen, die noch im Schwange sind:

Wo is de beste Käseschrank:
Unne oder owwe?

Die geballte Faust stellt einen Käseschrank dar.

Rommele, rommele Rosestock,
Wieviel Hörner hat der Bock?
Wieviel Finger stehn?

Sehr oft hört man dieses Liedchen:

Geie (Geige), geie, gunke,
Hunn mei Geld vertrunke,
Härr ichs noch, da dät ich noch
For mei alte Lompe.

Ferner: Grase, grase, grine,
Die Frau hot siwwe Kinner.
Gläsche Wei,
Zucker drei,
Morje soll mei Hochzeit sei.

Dann: Linse, wo sinn se?
Im Dippe,
Se hippe,
Drei Woche
Un sinn noch so hart wie Knoche!

Möge ich mit der Arbeit erreicht haben, was ich wollte: einen Einblick verschafft haben in das Leben, Denken und Tun der „Darer Kenn".



Pedro.

Eine Geschichte aus dem spanischen Befreiungskriege.

5) Von J. Wilhelmi. (4. Fortsetzung.)

Pedro hatte auf die Kunde von der Gefangennahme des Hauptmanns von Waldheim das väterliche Haus bei Mataro verlassen und war dem Retter seines Vaters nach Cardona gefolgt. Bald hatte er ausgekundschaftet, daß der Gefangene täglich Spaziergänge auf dem Walle machen dürfe. Er hatte darauf der Szene am Markt beigewohnt und war seit jener Zeit unablässig für seinen Freund bemüht.

Pedro hatte sich dem früheren Leutnant Aguilar schon früher genähert, um mit dessen Hilfe die Flucht des teuern Mannes zu ermöglichen. Bekannt in der ganzen Gegend, versprach er, Aguilar und seine Genossen auf Schleichwegen sicher zu ihrem früheren Regiment zu geleiten, wenn sie den Hauptmann von Waldheim befreien und mit sich zu nehmen versprächen. Aguilar und seine Freunde traten nun dem Plan zur Flucht näher. Die Befreiung und gemeinsame Flucht schien nicht unausführbar, da eben jene unzufriedenen, dem Regimente Palma eingereihten Soldaten häufig die Nachtwache in der Festung hatten. Es wurde mit Pedro verabredet, in acht Tagen, wenn Aguilar mit seinen Genossen wieder zur Wache in die Festung kämen, die Flucht zu versuchen. Diesen Plan zu ihrer und seiner Befreiung enthüllte jetzt Aguilar in flüsterndem Gespräche dem Hauptmann, der staunend aufhorchte, sich jedoch den Anschein vollster Gleichgültigkeit zu geben suchte. Bei den täglich erneuten Begegnungen ward alles für den Fluchtversuch Wichtige zwischen ihnen besprochen; Pedro wurde sogleich von Aguilar benachrichtigt, daß der Hauptmann die getroffenen Verabredungen billige und bedeutet, daß er sich an dem bestimmten Tage bereit halte, die Führung der Flüchtlinge zu übernehmen.

Aber der Hauptmann verschmähte es, sich allein zu retten; er hatte es sogleich zur Bedingung gemacht, daß seine sämtlichen Genossen an der Flucht teilnehmen dürften. Mit mutigen Schritten war er in das Gefängnis zurückgeeilt, kaum seiner inneren Bewegung Meister. Welche Stunde, als er den Gefangenen, die er in einer Ecke der Halle um sich versammelte, vertraulich die Kunde von dem zu unternehmenden Fluchtversuche machte! Frohe Bewegung ging durch ihre Reihen, und in eifrigem Gemurmel wurden alle Vorsichtsmaßregeln erörtert.

„Ruhe, Ruhe!" mußte immer wieder der Hauptmann ermahnen, damit keinem der Schließer die lebhafte, plötzlich so veränderte Stimmung unter den Gefangenen auffällig werde.

Der Hauptmann hatte die fromme Sitte vom Elternhause beibehalten, abends ein Bibelwort zu lesen. In den Tagen der Gefangenschaft hatte er es nicht versäumt, seine Mitgefangenen, die des Gottesdienstes entbehrten, an seiner abendlichen frommen Andacht teilnehmen zu lassen. An diesem Abend las er ihnen den siebenundzwanzigsten Psalm vor, und als die Worte des Sängers von seinen Lippen ertönten: „Der Herr ist mein Licht und mein Heil, vor wem sollte ich mich fürchten? Der Herr ist meines Lebens Kraft, vor wem sollte mir grauen? Harre des Herrn, sei getrost und unverzagt und harre des Herrn," da ging ein Schauer heiliger Andacht durch alle Herzen, und die Hände falteten sich zu brünstigem Gebet. — —

Sechzehn Tage waren nach jenem Abend verflossen. Wir sehen in einer kleiner Höhle des Berges Col de David in früher Morgendämmerung etwa dreißig Männer, völlig erschöpft und übermüdet, an einer Felswand und Steinblöcken gelagert, ruhen. Jeder Zug ihres abgemagerten Angesichts legt Zeugnis ab von furchtbaren Anstrengungen und Entbehrungen, die sie erlitten haben. Es sind unsere Freunde. Vor acht Tagen hatten sie den Fluchtversuch glücklich ausgeführt. Eine Abteilung spanischer Soldaten des Regimentes Palma hatte abends die Wache bezogen, unter denen die zur Flucht Entschlossenen waren. Letztere hatten ausschließlich den Dienst im Gefängnisse und unter den Mauern desselben übernommen.

Das frisch zugemauerte Fenster war von ihnen mittelst eines Bajonetts und eines Beils geöffnet worden, und durch die Fensteröffnung hatten die Flüchtlinge mit Hilfe eines an dem Gitter befestigten Seiles, das Aguilar bei sich geführt, die Freiheit gewonnen.

Auf einem Felsenvorsprung unterhalb der Wand ihres Gefängnisses hatten sie Pedro und die zur Flucht entschlossenen spanischen Soldaten begrüßt, und unter Führung des ersteren war in der Dunkelheit auf Schleichwegen bald die Straße nach Barcelona gewonnen worden. Aber ihre Flucht war nicht vom Glücke begünstigt gewesen. Sie hatten noch keine Meile zurückgelegt, als ein bedauerlicher Unfall die Fliehenden aufhielt. In dem Dunkel der Nacht war einer der Flüchtlinge, der vom Wege abgeirrt war, in die tiefe Schachtgrube eines Salzbergwerkes gestürzt, deren die Umgebung Cardonas verschiedene aufweist. Die ganze Kolonne mußte halten; mit unsäglicher Mühe wurde, vermittelst zusammengebundener Schärpen und in Streifen geschnittener Mäntel der Unglückliche aus der Tiefe hervorgezogen und gerettet. Während sie noch mit dieser Hilfeleistung beschäftigt waren, donnerten schon die Kanonen der Festung und verkündeten, daß ihre Flucht entdeckt worden sei. Mit aller Anstrengung beschleunigte die Kolonne nun ihre Flucht. An einer Waldecke im Schatten mächtiger Korkeichen eine kurze Rast haltend, sahen sie eine kleine Abteilung spanischer Soldaten an sich vorbeischreiten, die nach Cardona marschierte. Die Flüchtlinge, die von jenen für Spanier gehalten und im Dunkel der Nacht nicht erkannt werden konnten, fürchteten mit gutem Recht, daß den von Cardona nacheilenden Truppen von eben jener Abteilung Auskunft über die Richtung gegeben werden möchte, die sie genommen, und so sahen sie sich veranlaßt, die Straße nach Barcelona zu verlassen und eine andere, mehr nördliche Richtung auf gebirgigen Wegen einzuschlagen, um ein französisches oder deutsches Truppenkorps nahe der Meeresküste zu erreichen.

Die Veränderung der Marschroute hatte Pedro unsicher gemacht. Die Straße nach Barcelona hätte

er sie führen können, die neu eingeschlagene Straße kannte er dagegen nicht genügend. Dennoch war seine Hilfeleistung auch jetzt noch von höchstem Werte für sie. Ein vortrefflicher Bergsteiger und überaus gewandt und findig, konnte er einsame Bergpfade für ihre nächtlichen Märsche und heimliche Schlupfwinkel zum Aufenthalt während des Tages aufsuchen, die Stellung der feindlichen Truppen in benachbarten Orten auskundschaften und Lebensmittel aus diesen herbeischaffen. Um ihre Flucht nicht zu erschweren, hatten die Flüchtlinge von Hause aus nur eine geringe Menge von Proviant mitgenommen; nach einigen Tagen war der letzte Rest aufgezehrt, und sie litten, dazu erschöpft von den Strapazen der Märsche auf den unwegsamen Gebirgspfaden, Not und Hunger. Dabei waren sie stets den Nachstellungen ihrer Verfolger ausgesetzt. Freuten sie sich, einmal auf gebahnter Straße eine Strecke marschieren zu können, so wurden sie oft plötzlich, wenn sie sich einem vor ihnen auftauchenden Dorfe näherten, durch Trommelwirbel erschreckt, der ihnen die Nähe feindlicher Truppen verriet. Nun galt es, rasch die gerade Straße zu verlassen und in mühsamer, oft vielstündiger Gebirgswanderung das Dorf zu umgehen, das sie auf gebahntem Wege mühelos in Minuten durchschritten haben würden. Dazu wurde die Bemühung zur Herbeischaffung von Proviant immer gefährlicher. Mehrfach hatte Pedro auf einsamen Weilern Brot und etwas Branntwein gegen Uhren, Ringe und Kleidungsstücke seiner Genossen eingetauscht. Aber jeder derartige Versuch, Lebensmittel zu erhalten, war, je weiter sie vordrangen, mit immer größerer Gefahr für ihn und seine Freunde verknüpft. An einem Wirtshause, am Eingang eines Dorfes, hatte er bereits eine Bekanntmachung angeschlagen gesehen, in der jeder Spanier aufgefordert wurde, auf die Flüchtlinge, die auf das genaueste beschrieben wurden, zu fahnden und sie tot oder lebendig an das Festungskommando zu Cardona einzuliefern.

Die Verfolger waren ihnen auf den Fersen, bis jetzt aber waren sie ihnen noch glücklich entgangen, und Pedro blieb trotz der täglich wachsenden Gefahr unermüdlich in seinen Bemühungen für sie. Rührende Liebe und Dankbarkeit sprach aus der hingebenden Fürsorge, die er vor allem für den Lebensretter seines Vaters zeigte. —

Wir fanden die Verfolgten zum Tode erschöpft in jener Berghöhle, die sie am Abend vorher wie durch ein Wunder entdeckt hatten. Einer der Flüchtlinge war auf dem schmalen Bergpfade ausgeglitten und dabei in ein Gebüsch gestürzt, in welchem er den durch dichtes Gestrüpp ganz überwucherten Eingang der Höhle, die offenbar nur selten betreten worden war, gefunden hatte, und diese war als willkommener Bergungsort von allen begrüßt worden, um so mehr als man die Verfolger dicht auf der Spur wußte.

Der Morgen graute, und die ersten Strahlen der Sonne stahlen sich durch die schmale Felsspalte, welche die Flüchtlinge mit der Außenwelt verband. Der letzte Bissen war schon am vorigen Mittag verzehrt worden, und die sterbensmüden Füße wollten die Erschöpften nicht mehr weiter tragen.

Hauptmann von Waldheim hatte die Höhle, die er für einen Schlupfwinkel von Schmugglern ansah, eingehend nach einem geheimen Versteck untersucht, der etwa Nahrungsmittel bergen möchte; seine Mühe war aber fruchtlos geblieben. Jetzt lag er in seinem Mantel gehüllt am Eingang der Höhle, während neben ihm Pedro kniete und die andern Flüchtlinge teils in leiser Beratung zusammensaßen, teils, das Haupt an die Steine gelehnt, sich aufs neue zum Schlummer hingestreckt hatten. Pedro sprach in bescheidener, aber immer eindringlicherer Weise auf seinen Beschützer ein, während dieser mit abwehrendem Kopfschütteln antwortete:

„Ich beschwöre Euch, laßt mich hinuntergehen nach dem Dorf und etwas Brot einkaufen. Ihr seht, die Leute kommen um vor Hunger und Ermattung. Wenn ich Eure Uhr hingebe, können wir vielleicht einigen Mundvorrat erhalten, der uns wieder so viele Kraft gibt, um weiter zu wandern."

„Nie und nimmer," antwortete der Hauptmann bestimmt, „lieber wollen wir zusammen sterben, als dich dem gewissen Tode in die Hände liefern. Gerade du bist so genau in der Proklamation des Generals Lasey beschrieben, daß jeder Einwohner des Dorfes dich erkennen und festnehmen kann. Wahrscheinlich befindet sich sogar zur Zeit eine Abteilung spanischer Truppen in dem Orte; sind doch von unsern Wachtposten heute früh zwei feindliche Reiter auf dem Bergpfade ganz in der Nähe unseres Schlupfwinkels bemerkt worden. Wahrlich, du hast genug für uns getan. Wie manchmal habe ich es schon beklagt, daß ich dich, den Knaben, in unser gefahrvolles Unternehmen verflochten habe. Welche Anstrengungen hast du um uns erduldet! Welche Entbehrungen! Du hast den eignen Bissen dir abgedarbt, um ihn mir zu geben, hast das letzte Stück deines Hemdes geopfert um meine Wunden damit zu verbinden."

„O daß Ihr davon nicht sprächet, Herr!" entgegnete Pedro. „Was ist es denn besonders, was ich getan, Hauptmann? Habt Ihr nicht viel Größeres für mich vollbracht: meiner Schwester und mir den Vater erhalten? Wäre es nicht besser, daß ich einen Versuch in dieser ersten Frühe machte, um etwas Brot herbeizuschaffen, als daß wir den Abend abwarten und diese Armen alle verschmachten?"

Der Hauptmann drückte Pedro warm die Hand:

„Nein, mein Sohn, du sollst nicht ein Wagnis unternehmen, das kaum Aussicht auf Gelingen hat. Lasset uns noch etwas ruhen, dann wollen wir sehen, ob wir vielleicht einige Früchte zur Stillung unseres Hungers finden, und uns dann gemeinsam auf den Weg machen. Mich dünkt", fügte der Hauptmann hinzu, auf eine kleine Landkarte blickend, die er aus der Tasche gezogen, „das Dorf, das wir unter uns mit seiner hellen Kirche liegen sehen, müsse Castella sein. Ist dem so, dann sind wir nicht allzuweit von Moncado entfernt, wo eine nassauische Abteilung liegt. Bis dahin werden wir uns mit Gottes Hilfe noch schleppen können. Ist es aber anders in seinem Rate beschlossen, dann wollen wir zusammen sterben."

Der Knabe wagte diesen bestimmt ausgesprochenen Worten gegenüber keine Gegenrede. Heller drang nach und nach das Tageslicht in das Versteck der Flüchtlinge. Pedro wünschte, mit einem Genossen hinauszugehen, um zu versuchen, in der Nähe einige Baumfrüchte oder Schnecken aufzufin-

den. Er erbat sich des Hauptmanns Mantel, damit er, was er finde, in dessen weiten Falten bergen könne. Waldheim, der selbst zu erschöpft war, um der Ruhe entbehren zu können, gab ihm einen der Spanier mit, und entließ sie, nachdem er beiden nochmals eingeschärft, sich nicht zu weit von ihrem Versteck zu entfernen. Eine Stunde verging, während die Erschöpften halb träumend, auf dem Boden ausgestreckt, der Ruhe pflegten, als endlich der Spanier zurückkehrte.

„Wo ist Pedro?“ fragte der Hauptmann besorgt.

„Gebt mir keine Schuld, Señor,“ erwiderte der Soldat, „daß er nicht mit mir zurückkehrt. Ich habe ihn gebeten, nicht ohne Eure Zustimmung sich weiter zu entfernen, aber er ließ sich nicht halten, wir hatten nur wenige Früchte und Schnecken gefunden und mußten uns anschicken, zurückzukehren. Aber Pedro sagte, er habe einen heiligen Schwur geleistet, alles daranzusetzen, Euch, Hauptmann zu retten, und er müsse den Versuch machen, Lebensmittel zu erhalten, die er für Euren Mantel einzutauschen gedenke. Er wolle nach dem Dorfe hinabsteigen und hoffe in einigen Stunden zurückzukehren. Sollte er aber bis Mittag nicht wiederkommen, so möchten wir auf unsere eigene Rettung bedacht sein. Jedenfalls rate er, auf der Höhe oberhalb des Dorfes einen Wachtposten aufzustellen, weil von dort aus das Anrücken der Feinde am ehesten zu erwarten stünde, um noch rechtzeitig vor ihrem Nahen die Flucht ergreifen zu können.“

„Unglückliches Kind!“ rief Waldheim aufspringend in tiefer Erschütterung, „du gehst dem sichern Tode entgegen. O, warum habe ich ihn von mir gelassen?“

Der Spanier, durch den Hunger unempfindlicher gemacht gegen die Trauer des Hauptmanns, leerte inzwischen seine Taschen und brachte einige Dutzend Schnecken, sowie einige halbverfaulte Früchte des Pinienbaumes hervor, die er und Pedro unter den Bäumen aufgelesen. Mit Gier verschlangen die Flüchtlinge das ekle Mahl. Waldheim rührte kaum etwas davon an; das Schicksal seines Lieblings lag ihm schwer auf dem Herzen. Eine Wache wurde auf die bezeichnete Höhe des Berges gestellt, die das unten liegende Dörfchen im Auge behalten sollte. Die Unglücksgefährten gaben sich aufs neue einer dumpfen Ruhe hin, als sie plötzlich — es waren mittlerweile mehrere Stunden verflossen — durch das gellende Jubelgeschrei eines ihrer Genossen geweckt wurden. Er hatte beim nochmaligen Durchsuchen der Höhle eine verborgene Felsspalte entdeckt und zog aus derselben einen kleinen Sack mit Zwieback, etwas Speck und mehreren Flaschen Wein hervor. Offenbar war die Höhle, wie Waldheim bereits gemutmaßt, häufiger von Schmugglern besucht worden, die hier Rast, und einige Vorräte zur Erquickung für ihren Weitermarsch verborgen hielten.

Jubelnder konnte nicht der reichste Fund an Gold und Edelsteinen begrüßt werden, als diese Lebensmittel von den Flüchtlingen entgegengenommen wurden. Neues Leben kam über die Ausgehungerten, als sie die ersten Bissen des harten Gebäcks genossen, als sie mit dem kräftigen Alicantewein die vertrockneten Lippen genetzt. Wie flüssiges Feuer glitt der Trank durch die Kehle, und goß neues Leben in das müde Gebein. Des Hauptmanns Freude an diesem errettenden Funde aber blieb durch die Sorge um seinen Liebling getrübt.

„Wäre Pedro hier geblieben!“ rief er. „Nun hat die Not bei uns ein Ende, welche Not aber für ihn angebrochen ist, wissen wir nicht.“

Rasch wurden die Wachen abgelöst und ihnen Brot und Wein zur Erquickung gesandt.

Einige Soldaten, die, um den Auftrag auszuführen, durch die enge Felsschlucht ins Freie gekrochen waren, kamen, kaum dem Gesichtskreis der Genossen entrückt, in wenigen Minuten wieder zurück.

„Von zwei Seiten,“ rief der erste, „ziehen bewaffnete Bauern vom Dorf heran, im ganzen wohl sechzig bis achtzig an der Zahl.“

(Schluß folgt.)

Miszellen.

J. B.-G. **Nordlichtbeobachtungen in Nassau.** Im Jahre 1778 beobachtete man im Nassauischen zwei große Nordlichter; das eine am 28. November abends 8 Uhr 11 Minuten und das andere, als das größere, den 3. Dezember abends 6 Uhr 10 Minuten. Beide Erscheinungen glichen dem Lichte, das am 18. Jänner 1770 bemerkt wurde. An genanntem Tage nämlich klärte sich nach einem starken Schneegestöber der Himmel nachmittags dergestalt auf, daß es wegen besonders heller Dämmerung später Nacht zu werden begann, als es ordentlicher Weise sein sollte. Gleich nach 6 Uhr zeigte sich hierauf ein Nordlicht, welches der Nacht die Dunkelheit dergestalt benahm, daß man dabei lesen konnte. Dieses Nordlicht hatte sich um 7 Uhr 25 Minuten von Norden an bereits bis über den Zenith verbreitet, und sein südlicher Rand ging neben dem Saturn und den beiden Sternen des Widders vorbei. Die starken roten Streifen, welche im Osten und Westen zu sehen waren, teilten selbst dem Schnee einen roten Widerschein mit, so daß Himmel und Erde einen Feuerschein zu haben schienen. Unterdessen breitete sich das Nordlicht immer weiter gegen Mittag aus und erstreckte sich um 7 Uhr 35 Minuten bis an die Schultern des Orion, um 7 Uhr 46 Minuten bis an den Gürtel, um 7 Uhr 50 Minuten bis an den Fuß dieses Gestirns. In dieser Stellung blieb es mit geringer Aenderung, bis es sich um 9 Uhr 45 Minuten bis unter den Sirius hinabzog und um 10 Uhr einige dünnere Streifen bis gegen den Horizont im Süden verbreitete und dem Schnee wiederum einen roten Glanz verlieh. Während dieser Beobachtungen sah man am nördlichen Horizonte den sogenannten dunklen Abschnitt ganz deutlich. Die Höhe desselben reichte bis an den Stern des Drachen. Die Lage desselben in Absicht auf die Weltgegenden wich um 15 ° von Norden nach Westen ab, und hierin stimmt dies Nordlicht mit dem, so man am 24. Oktober 1769 an anderen Orten, besonders in Berlin beobachtete, ganz überein. Um 11 Uhr verschwanden die letzten roten Streifen. Es ging aber ein weißer Bogen mittagwärts unter dem Sirius durch. Gegen Mitternacht zeigte sich der Horizont neblig, und mehrere weiße Streifen zogen von ihm in die Höhe. Nach Erscheinen der Nordlichter trat gelinde Witterung ein.

J. B.-G. **Ein Ehrendenkmal für Theodor Fliedner.** Als man im Januar des Jahres 1900 in Eppstein den 100. Geburtstag von Theodor Fliedner, dem Erneuerer

des evangelischen Diakonissenamtes, festlich beging, da hegte man die Hoffnung, daß in dem Orte, in dem die Wiege des großen Volkswohltäters gestanden, ein bleibendes Denkmal für Fliedner errichtet werde. Aber weit gefehlt! Man ehrte den großen Eppensteiner in Wort und Schrift; man spendete Gaben in reichlicher Fülle; aber das viele Geld, das gegeben wurde, floß nicht an die Stätte seiner Geburt, sondern nach Kaiserswerth, den Ort seiner langjährigen Wirksamkeit. Für Eppstein wurde nur eine bescheidene Summe gespendet, kaum hinreichend, um eine Schwesternstation am Orte zu errichten und zu erhalten. Sollte das wirklich das Ehrendenkmal für Theodor Fliedner sein? Nein, das wäre beschämend gewesen. Dem Verdienste seine Krone und unserm Fliedner ein dauerndes, lebendiges Denkmal an dem Ort seiner Wiege, das wurde die Losung einer Anzahl von Verehrern Fliedners und ihrem mutigen Eingreifen ist es zu danken, daß man in Eppstein ein Fliednerheim begründete. Man erwarb nämlich seitens des Diakonissenmutterhauses Paulinenstiftung in Wiesbaden das alte evangelische Pfarrhaus in Eppstein, das Geburtshaus von Theodor Fliedner, für 24 000 Mk. und rüstete es aus zu einem Schwesternheim für die Ortsschwester, zugleich für einen Ruheort im Dienste der Krankenpflege müde gearbeiteter Schwestern und als Vergungsort für sieche Frauen, die sonst dem Elend preisgegeben sind. So soll, wie Pfarrer Christian bei der Eröffnung des Heimes am 13. Juli sagte, das Haus dastehen als ein lebendiges Gedächtnis des gottbegnadeten Mannes, der in den Mauern desselben das Licht der Welt erblickte, wo der Geist Theodor Fliedners, des Erneuerers des Diakonissenamtes, heimisch ist, und fort und fort sich erneuernd in denen, die hier arbeiten und dienen, ein Quellort werden des Segens nicht nur für diese in der Nassauer Schweiz so lieblich gebettete Gemeinde Eppstein, sondern für unser ganzes liebes Nassauerland.

H. H. **Misere als Familienname.** In Oberlibbach, einem Dorfe am Fuße des Zugmantels, und gewiß auch noch in anderen Orten kommt der Familienname Misere vor. An die Herkunft dieses Namens knüpft sich hier folgende Erzählung: Nachdem im Jahre 1813 die vor den Preußen und Russen fliehenden Franzosen die hiesige Gegend passiert hatten, irrte in den Dörfern hierselbst ein Knabe umher, der endlich in einer Familie in Oberlibbach Aufnahme und eine Heim- und Pflegestätte fand. Da der Knabe weder seinen Namen kannte, noch über seine Heimat und Herkunft Aufschluß geben konnte, auch der deutschen Sprache nicht mächtig und dazu sehr elend und zerlumpt war, gab man ihm, diesem Zustande entsprechend, den französischen Namen Misere, d. h. Jammer, Armseligkeit. Misere verheiratete sich später in Oberlibbach, und so entstand und verbreitete sich von hier aus dieser seltene und merkwürdige Familienname.

Königliches Theater zu Wiesbaden.

* **Die Legende von der Heiligen Elisabeth.** Oratorium von Franz Liszt, Dichtung von Otto Roquette, aufgeführt am 16. November (Buß- und Bettag). — Man kann verschiedener Ansicht sein, ob die Roquette-Lisztsche Schöpfung — wir nennen den Dichter zuerst; denn ohne Text vermag der Komponist nichts, und der Text ist auch sonst, wie Richard Wagner stets hervorhebt, die Hauptsache —, also ob die Schöpfung besser dramatisch oder oratorisch zu Gehör gebracht wird. Wir sind fürs erstere; denn die Dichtung ist dramatisch angelegt, und die Musik hat sich dem ganz angepaßt. Auch die Dauer der Aufführung, 3 Stunden, weist die „Legende" in die Reihe der Opern. Anderseits verleiht die starke Verwendung der Chöre auch die Berechtigung, das Werk als Oratorium aufzufassen. Als solches ist es denn auch im Kgl. Theater (II. Abonnementkonzert) aufgeführt worden. Ueber die prächtige Dichtung Roquettes und die fein psychologische, dem Texte sich anschmiegende Musik Liszts ist hier nichts Ueberflüssiges zu sagen, und die Handlung ist auch bekannt. Mit mehr oder minder dichterischer Lizenz wird das Leben der berühmten Stammutter des hessischen Hauses von der schönen Brautzeit durchs ganze entsagungsvolle, ja bittere Ehe- und Witwendasein hindurch bis zur Verklärung geschildert.

Den Rückgrat des Ganzen gaben die Solisten: die Herren Strackosch (Landgraf Hermann, Kaiser, Seneschall und Magnat) und Winkel (Landgraf Ludwig) und die Damen Schröder-Kaminsky (Landgräfin Sophie) und Müller (Landgräfin Elisabeth) ab. Es war also eine Elite von Stimmorganen zur Verfügung. Die Chöre waren aus einer gemischten Zahl „sangeskundiger Herren und Damen" zusammengestellt; hier hatte sich wiederum Prof. Mannstaedts Meisterschaft im organischen Verschmelzen der verschiedenen Elemente bewährt, so daß alles wie aus einem Gusse erschien. Das Orchester begleitete und verstärkte wirksam. Es war eine Aufführung, dem Aufführungstage weihevoll angemessen.

Am 20. November fand die 1. Volks- und Schülervorstellung „Iphigenie auf Tauris" statt.

Literatur.

* **Der Talisman.** Historischer Roman von Walter Scott. Für die reifere Jugend frei bearbeitet von A. Geyer. 240 S. Pr. 3,60 Mk. Leipzig, Abel und Müller. — Wir haben unsern Mitarbeiter Albert Geyer bereits als Bearbeiter der beiden Scottschen Romane Ivanhoe und Quentin Durward kennen gelernt. Dieselben Prinzipien wie dort haben ihn auch hier geleitet: Ausscheidung alles Beiwerks, durch das Walter Scott seine Romane namentlich im Anfang gar zu sehr erbreitert, und über dessen Lesen auch der nicht historisch Gebildete manchmal ungeduldig und zur Langeweile geneigt wird. Die Jugend weiß erst recht nichts damit anzufangen; Reflexionen historischer oder psychologischer Art sind hier noch weniger angebracht. Frisch hinein in die Handlung, und das Historisch-Psychologische zwischen den Zeilen! Der Talisman ist so recht geeignet, die bewegte Zeit der Kreuzzüge und die verschiedenen Charaktere der Männer des dritten Zuges: Saladin, Richard Löwenherz, Philipp August, Leopold von Oesterreich, Konrad von Montferrat (so hätte Geyer das falsche Montserrat Scotts doch korrigieren können) u. a. recht lebendig an uns vorüberziehen zu lassen. Prächtig hat A. Zweigle das Buch illustriert, dessen auch sonstige hochfeine Ausstattung bei billigem Preise es zu einem schönen Weihnachtsgeschenke macht.

* **Die nassauische Simultanschule.** Historisch-kritische Betrachtung von einem inaktiven katholischen Schulmann Nassaus. 32 S. Pr. 50 Pfg. Bielefeld, A. Helmich. In ruhiger, objektiver Weise wird hier der Nachweis geführt, daß die nassauische Simultanschule dem religiösen Bedürfnisse und den praktischen Forderung der gemischten Bevölkerung Nassaus entsprang, daß sie sich segensreich entfaltete und daß sie für die Zukunft eine noch größere Bedeutung haben wird als sie jetzt schon hat. Wer das noch nicht wußte und verspürte, möge es aus dem trefflichen Schriftchen herauslesen.

* **Aus meiner Mutter Märchenschatz.** Neue Volksmärchen von Theodor Krausbauer. (Aus: Sammlung guter Jugendschriften, 10.) 191 S. Pr. 1.50 Mark. Stuttgart, Th. Benzinger. — Krausbauer ist als sorglicher Ergründer und tiefer Kenner des Kindesgemütes bekannt. Er versteht es wie wenige, den Regungen und Bewegungen der Psyche der Kinder nachzuspüren, sich in sie hineinzudenken, mit ihr zu fühlen und zu trachten. Er weiß ferner den geistigen Nahrungsstoff so zu präparieren, daß das Kind solchen mit Interesse erfaßt und mit Leichtigkeit assimiliert. Und stets ist es ethisch wertvolle Nahrung, die er zuführt. So hat er auch diesmal wieder eine schöne Gabe dargeboten, nicht eigen Erdachtes, sondern liebevoll Vermachtes. Von der Mutter, der geborenen Märchenerzählerin, stammen die 27 Märchen, die neben den Grimmschen umso mehr bestehen können, da sie sämtlich wertvoller sind als manch eines der letzteren Sammlung. Man sagt zwar, das Märchen soll nicht moralisieren; aber mit umso größerem Rechte darf man entgegenhalten: es soll ethische Eindrücke hervorrufen. Aus der Einkleidung sollen den kleinen Hörern die Kindertugenden: Eltern- und Geschwisterliebe, Fleiß, Ordnungssinn, Ausdauer, Treue, das Sichbescheiden und Sichgedulden u. s. w. hervorleuchten und sie zur

Nacheiferung reizen. Dies Buch in der Hand der Mutter kann bei rechtem Vortrag mit inniger Wärme viel Segen unter den Kleinen stiften.

* **Spielmannsklänge.** Dichtungen von C. Spielmann (Wiesbaden). 197 S. Wiesbaden, H. Staadt. — (Selbstanzeige.) Der Herausgeber hat's gewagt; eine große Zahl „Nassovia"-Leser und anderer Freunde haben ihn zur Veröffentlichung seiner gesichteten Poesien veranlaßt. Gerade 25 Jahre sind es her, daß er zuerst den Pegasus bestieg; möge die Sammlung, die der treffliche Künstler Ferdinand Nitzsche illustriert und der Drucker schön ausgestattet hat, freundliche Aufnahme finden. (S. Anzeige des Verlags.)

Neues aus Nassau.

S. K. H. der Großherzog von Hessen hat sich mit der Prinzessin Eleonore von Solms-Lich verlobt.

Bei Ausschachtungen für einen Neubau auf dem Grundstück des Gastwirts Eisfeller („Zum Rheinischen Hof") in Dorf Ems stieß man auf ein längeres Stück einer starken Mauer, welche sich als Teil der Umfassungsmauer des römischen Kastells zu Ems erwies. Dank dem Interesse, welches der Grundbesitzer persönlich und die städtische Verwaltung neuerdings der Vorgeschichte ihrer Stadt entgegenbringen, wurde die Mauer auf beiden Seiten freigelegt, auch Gelegenheit geboten, daß sie vor dem unvermeidlichen Abbruch von sachverständiger Seite besichtigt und aufgemessen werden konnte. Es stellte sich heraus, daß man gerade die eine Eckabrundung des Kastells getroffen hatte, welche in einem sehr flachen Bogen von der Hauptstraße nach der Arzbacher Straße zu verläuft. Spuren eines Turmes waren an der außen wie innen noch gut erhaltenen Verkleidung der Mauer nicht zu bemerken. Der Fund ist aus dem Grunde von besonderem Interesse, weil er lehrt, daß das Kastell nicht die nach den früheren Untersuchungen angenommene fast quadratische Gestalt gehabt haben kann. Hoffentlich bringen weitere Grabungen noch genauere Kenntnisse.

Die Untersuchungen des großen römischen Lagers bei Hofheim sind für jetzt beendigt. Die etwa vierwöchige Grabung hat das Ergebnis der früheren Beobachtungen bestätigt, daß dieses Lager um die Mitte des 1. Jahrhunderts n. Chr. angelegt worden und einige Jahrzehnte besetzt geblieben ist. Es scheint, daß eine mehrmalige gewaltsame Zerstörung stattgefunden hat, wie namentlich ein großer, mit Brandschutt gefüllter, holzverschalter Keller erkennen ließ, in und über dessen Ausfüllung das Fundament eines andern römischen Gebäudes gesetzt war.

Dem Direktor des Prediger-Seminars zu Herborn, Professor Emil Knodt ist von der theologischen Fakultät der Philippina zu Marburg bei Gelegenheit des Philipp-Jubiläums der Ehrendoktor verliehen worden.

Die Zivilkammer des Landgerichts Wiesbaden hat die Klage der evangelischen Kirchengemeinde Biebrich gegen den Fiskus auf Anerkennung seiner Unterhaltungs-, bezw. Baupflicht der neuen Oranier-Kirche abgewiesen.

Der Bau einer evangelischen Kirche in Schlangenbad ist beschlossen worden.

Die „Kanalkommission" des Landtages der Monarchie hat in ihrer Sitzung vom 14. November, in welcher sich das Kanalprojekt der Regierung annahm, die Kanalisierung der Lahn abgelehnt. Die ostelbischen Herren haben an der nassauischen Verhältnisse Aufbesserung kein Selbstinteresse.

Die Niedbrücke zwischen Nied und Höchst erweist sich für den immer mehr wachsenden Verkehr auf der großen Frankfurter Straße als zu schmal. Man ruft dringend nach Abhilfe.

Nassauischer Geschichtskalender.

5. Dezember.

1329. Graf Gerlach von Nassau vergleicht sich mit Graf Wilhelm von Katzenelnbogen über Burg und Stadt Katzenelnbogen und Zubehör, die er am 13. Dezember 1327 von Graf Johann von Nassau-Dillenburg erkauft hatte. Jeder sollte sie zur Hälfte besitzen, und beide errichteten einen Burgfrieden. Der nassauische Besitz dieser Hälfte dauerte nur bis 1350, wo sie Graf Adolf I. an Katzenelnbogen für 1200 Pfund Heller verpfändete, ohne sie wieder einzulösen.

1608. Das in ein adliges Fräuleinstift umgewandelte Benediktinerinnenkloster Walsdorf erhält durch Graf Ludwig II. von Nassau eine „Klosterordnung".

10. Dezember.

949. Hermann, Sohn des wetterauischen Grafen Gebhard stirbt. Er war Graf im Oberlahngau und Engersau und seit 926 Herzog in Allemannien, der Stifter der Kirche in Humbach (Montabaur).

1813. Der Oberst von Kruse geht infolge Befehls seiner vom Bunde mit Napoleon zurückgetretenen Landesherrn mit dem 2. Regiment Nassau während eines Gefechtes an der Nive von den Franzosen zu den Engländern über. Nur 6 Offiziere und 149 Mann mußten zurückgelassen werden, die entwaffnet und gefangen gesetzt, durch den Frieden aber wieder befreit wurden. (Spanischer Feldzug.)

15. Dezember.

1246. Graf Heinrich III. von Sayn, genannt „der Große" (Longus) stirbt als der letzte seines Hauses. Seine Gebiete gehen an die Söhne seiner Schwester, die Grafen von Sponheim, über.

1808. General von Schäffer übernimmt zu Madrid den Befehl über die aus dem 2. Regiment Nassau und dem Regiment Baden bestehende Brigade der Deutschen Division (Leval) des 4. französischen Korps (Lefebre). Definitiv wurde das Kommando erst am 18. Januar 1809.

Briefkasten.

Bestimmungen von allgemeiner Geltung. Bitte: 1) Leserlich schreiben, wenn kein Gebrechen hindert. 2) Manuskripte nur auf einer Seite beschreiben. 3) Sich im allgemeinen an dem erbetenen Umfange halten. 4) Von Gedichten sich Abschriften aufbewahren, da solche nicht zurückgesandt werden. 5) Textmanuskripte an den Herausgeber: Dr. Spielmann, Wiesbaden, Bismarckring 30, senden. 6) Beachten, daß bei dem beschränkten Raume Garantie für Aufnahme eines Beitrages in eine bestimmte Nummer nicht erfolgen kann.

W. G. in D. Besten Dank für die Sendung. Weiteres wird sehr gern erwartet.

L. A. J. in M. Etwas ist, wie Sie sehen, erschienen. Wir schreiben Ihnen gelegentlich noch näher.

O. S. in D. und G. H. in H. Sie haben Briefantwort erhalten.

Redaktionsschluß: 25. November.



№ 24. Wiesbaden, den 16. Dezember 1904. 5. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20, beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Sinnsprüche.

Ein einziges Herz, in Liebe gesellt,
Hilft tausend Leiden tragen
Und eine ganze Feindeswelt
Vernichten und zerschlagen.

Der Haß ertötet, Liebe baut;
Auf ihr ruht Gottes Segen,
Und weil sie selbst den Himmel schaut,
Kommt licht er ihr entgegen.

Wenn flüssig deine Feder
Aus einem Gusse schreibt,
Nicht grüble, wo ein jeder
Mit seinem Urteil bleibt.

Sieh du den Himmel lachen
In güld'nem Sonnenschein.
— Scharfe Kritiken machen,
Heißt noch nicht weise sein.

Wenn du zu gut es mit dir selbst gemeint,
So bist du meist zur Hälfte schon verloren.
Es wird dein eigen' Ich dein grimmer Feind,
Sobald zum Abgott du es hast erkoren.

Der Elefant scheint dir ein Zwerg,
Schaust du ihn ferne gehen;
Die Mücke wirst wie einen Berg
Du auf der Nase sehen.

Ein Unglück dünkt dir Ewigkeit,
Ein Glück ist bald vergessen,
Und klug sein heißet, Raum und Zeit
Ganz nach Verhältnis messen.

Leidfern sich zu versenken
Lädt uns die Freude ein,
Und an das Ende denken
Heißt philosophisch sein.

Leicht weiß sich da zu firmen,
Wer froh und ernst es meint.
Er geht mit Regenschirmen,
Auch wenn die Sonne scheint.

Georg Knauer.

Kronberg und sein Geschlecht VI.[1])

Von Albert Geyer.

Der letzte Kronberg.

Am alten, einst so mächtigen Stamme der Kronberg tritt uns, gleichsam als letzter Nottrieb, der Freiherr Johann Nikolaus vom Kronenstamme entgegen. Er war am 1. September 1633 zu Altenbamberg als der einzige Sohn Johann Schweikards II. und der Maria Agnes von Rodenstein geboren, genoß zunächst den Unterricht eines Hauslehrers, besuchte darauf die Hochschule zu Straßburg und begab sich endlich auf Reisen nach Holland, England, Frankreich und Italien. Im Jahre 1666 machte ihn der Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz zum Oberamtmann in Germersheim. Nach der Verwüstung der Pfalz durch Ludwig XIV. zog er nach Hohlenfels, das ihm durch Erbschaft zugefallen war. Als Graf Kraft Adolf Otto im Jahre 1692 starb, fielen ihm alle Lehne zu, so daß sein Besitz begreiflicherweise ein recht ausgebreiteter wurde und deshalb auch die Beachtung und den Anteil fand, den eine so seltene Erbschaft verdient. Bereits im Jahre 1663 waren die Freiherrn von Walderdorff zu Wien mit einer Exspektanz auf die Reichslehne vom Kaiser begnadigt worden. Sie traten aber ihr Recht 1664 für 8000 Gulden an Kurmainz ab. Von dieser erzstiftischen Anwartschaft erhielt jetzt der Landgraf zu Hessen-Darmstadt Wind und wahrte deshalb sein ihm schon seit 1541 zustehendes Oeffnungsrecht in Kronberg. Der zu Königstein wohnhafte kurmainzische Oberamtmann schreibt im Jahre 1693 darüber:

„Johann Nikolaus von Kronberg wird das Schreiben vermutlich dem Landgrafen an die Hand gegeben haben, um den Ort dem von Darmstadt in die Hände zu spielen, hauptsächlich aus unzeitigem Eifer für die Religion und deswegen Aversion gegen das Stift Mainz. Johann Nikolaus hält sich selten zu Kronberg auf; die Bürgerschaft und Bedienten dort sind sehr animos gegen die dort befindlichen Katholischen. Sie schonen sie aus Politik, weil und so lange der Herr Deutschmeister Kommissionen in Sachen der Teilung zwischen Graf Krafts Sukzessoren und Allodialerben hat. Urkunden gibt Johann Nikolaus nicht heraus . . . ist bei Jahren . . . gedenkt nicht zu heiraten und lebet gern in Ruhe."

Auch für die Erbschaft des Schlosses Hohlenfels gab es Liebhaber. Johann Nikolaus' Vettern Boos auf Schloß Waldeck (Hunsrück), die 1689 beträchtlichen Schaden durch die französischen Mordbrenner erlitten hatten, bewarben sich eifrig um die Lehnsexspektanz; aber der gemächliche Kronberg wollte seine letzten Lebensjahre in Ruhe verleben und protestierte deshalb gegen jede Anwartschaft auf sein Eigentum, „damit bei seinen Lebzeiten ihm niemand an die Seite gesetzet werden möchte."

Da Johann Nikolaus unverheiratet und also ohne leibliche Erben war, so sah die evangelische Partei dem Absterben des Geschlechtes Kronberg mit einiger Besorgnis entgegen; denn man kannte das Verhalten von Kurmainz aus Erfahrung; außerdem fiel damit eins der bedeutendsten Glieder der Reichsritterschaft am Rheine aus. Deshalb gab der Rat und Syndikus Behling zu Friedberg dem Freiherrn im Jahre 1694 den Rat, „sich in eine Heurath einzulassen. Wenn dem also und Sie sich in specie noch nicht engagirt hätten, wollte ich wohl des Herrn von Löwen tugendsame, fromme, demüthige, holdseelige und haushälterische Fräulein dazu recommandirt haben. Sie werden ein gottgefälliges Werk verrichten, ein gut Stück von dem gemeinen ritterschaftlichen Wesen conserviren helfen und die Religion in Ihrem Lande, die sonsten, wie bekannt, verloren ginge, befestigen, zu mahlen dero Unterthanen hiernach zu Gott inniglich seuffzen, zu geschweigen der braven Cronbergischen Familie, welche dadurch gleichfalls wieder fest stabilirt werden könnte."

Es war zu spät; Johann Nikolaus blieb unverheiratet und lebte ganz sorglos und in Gemächlichkeit dahin. Da er ein frommer, gottesfürchtiger Herr war, so sammelte er an jedem Sonntag abend sein Gesinde um sich und ließ es geistliche Lieder singen. Wenn er ausfuhr, warf er das Geld ungezählt unter die haufenweise um den Wagen gekommenen armen Leute. In seinen späteren Jahren hatte er einen „offnen Schaden" am Schenkel, der ihn vollständig erschöpfte, so daß er am 17. Juli 1704 auf seinem einsamen Wohnsitze Hohlenfels starb. In der Kirche zu Hahnstätten wurde er beigesetzt. Auf seinem Grabmal ist das umgestürzte Familienwappen angebracht, mit der Krone, den Flügeln und den Ohren. Darunter steht u. a. die Inschrift: . . . „Dieser war der letzte des uralten Geschlechts von Cronberg, welches anno 800 und noch früher seinen Anfang genommen. . . ."

Um das Jahr 1704 hatte das Geschlecht der von Kronberg noch 16 Lehns-, 41 Allodial- und 9 Stammgüter. Diese forderten nach Johann Nikolaus' Tode seine beiden Basen: Anna Maria (verheiratet in erster Ehe mit Dietrich von Rosenberg, in zweiter mit Kraft von Leyen) und Margarete (verheiratet mit Peter Christoph von Bettendorf) wegen ihrer Großmutter Erbansprüche auf Kronberg; doch wurden sie vom Kaiser abgewiesen, und Mainz, das sich schon 1650 vom Kaiser die Anwartschaft darauf hatte erteilen lassen, erhielt die Erbschaft. Kurfürst Lothar Friedrich von Metternich nahm

[1]) Schlußaufsatz. Quellen wie früher.

Kronberg als kurmainzisches Eigentum in Besitz. „Die Gemeinde schätzte sich glücklich, unter eines so mächtigen Herren Schutz zu stehen und täte daher die Huldigung mit größester Freude."

Wenn wir nun an dieser Stelle die Geschichte der Kronberg vom ersten bis zum letzten Vertreter überschauen, dann müssen wir sagen: So verschwindet Heldentat und Hoheit im Sturm der Zeiten. Leer und entblättert steht der einst so blühende Baum des Kronberger Rittergeschlechtes vor uns. Einsam und verlassen thront die altersgraue Burg über der neuauflebenden Stadt. Die Helden sind gestorben, die einst so viel Aufsehen im alten Reiche machten. Einen Schritt hat die Geschichte getan, und sie sind zur Erde zurückgekehrt, von der sie kamen.

Nicht viel anders erging es der Burg; darum wollen wir jetzt einen kurzen Blick werfen auf den Niedergang und Zerfall des Kronberger Schlosses.

Im 18. und 19. Jahrhundert nagte der Zahn der Zeit still zerbröckelnd an dem altersgrauen Gemäuer. Die Burg bildete den festen Punkt der Kronberger Katholiken, die dort ihre Kirche und Schule besaßen. Der jeweilige Fiskus — zuerst Kurmainz, dann von 1803 ab Nassau und endlich von 1866 ab Preußen — gab zur Erfüllung der Unterhaltungspflicht nur das Allernotwendigste heraus. Während der nördliche Schloßflügel, oberhalb der Schulräume, als Schüttboden für die herrschaftlichen Korngefälle benutzt wurde, blieb das westlich gelegene Kronenstammhaus dem drohenden Zerfall überlassen. Eine historische genaue und ausführliche Wiedergabe der Geschichte dieses langen Zeitraumes ist nicht möglich, zumal die Quellen, aus denen hauptsächlich und reichlich zu schöpfen gewesen wäre, durch die im Jahre 1792 erfolgte Feuersbrunst samt dem städtischen Rathaus, in dem die Schriften aufbewahrt wurden, verbrannten und im Jahre 1796 der kronbergische Anteil der Registratur des damaligen kurmainzischen Amtes Königstein mit dieser kleinen Festung durch die französische Besatzung in die Luft gesprengt wurde. So kann denn hier nur das wiedergegeben werden, was in der Erinnerung der Zeitgenossen lebendig geblieben ist.

Im Jahre 1726 wurde Kronberg durch eine große Feuersbrunst heimgesucht, der über 100 Gebäude zum Opfer fielen; 1770 war das Dach der Schloßkapelle in einem so mangelhaften Zustande, daß es überall durchregnete. Zu dieser Zeit besuchte der achtzehnjährige Goethe die Burg. Er schreibt darüber in „Wahrheit und Dichtung":

„Durch zufällige Anregung, sowie in schöner fröhlicher Gesellschaft stellte ich in diesem Jahre (1765) manche Wanderung nach dem Gebirge an, das von Kindheit auch so fern und ernsthaft vor mir gestanden hatte. So besuchten wir Kronburg, bestiegen den Feldberg, von dem uns die weite Aussicht immer mehr in die Ferne lockte; da wurde auch Königstein besucht, und alle die Plätze beschäftigten uns mehrere Tage. Ich floh die einförmige Fichte, dagegen suchte ich jene schön belaubten Haine, die sich zwar nicht weit und breit in der Gegend erstreckten, die aber immer doch von größerem Umfange sind. In der größten Tiefe des Waldes hatte ich mir einen ernsten Platz ausgesucht, wo die ältesten Eichen und Buchen einen herrlichen, großen, beschatteten Raum bildeten. Etwas abhängig war der Boden und machte das Verdienst der alten Stämme nur desto bemerkbarer. Rings an diesen freien Kreis schlossen sich die dichtesten Gebüsche, aus denen bemooste Felsen mächtig und würdig hervorblickten und einem wasserreichen Bache einen raschen Fall verschafften. Hier fand ich mich wohl."

Bereits vor dem Jahre 1785 wurde das alte Schloß Kronberg dem Oberamtmann zur Wohnung eingeräumt. Der Pferdestall wurde für 120 Gulden auf Abbruch verkauft. Ein Jahr vorher starb der Schloßpförtner, dessen Wohnung aus einer engen Stube über der Schloßpforte bestand. Das Torhäuslein, das erst um 1690 erbaut war und als Durchgang zur katholischen Kirche diente, wurde zu 181 Gulden und 30 Kreuzern versteigert. Im Jahre 1789 schlug der Blitz in den damals noch bewohnten Turm und trieb die Quadersteine aus dem Gesims.

Anno 1792 wütete, wie schon erwähnt, abermals eine verheerende Feuersbrunst, bei der auch das Rathaus mit vielen Urkunden und Akten verbrannten.

Dann kamen die unglücklichen Koalitionskriege, und mit ihnen zogen längst nicht mehr gekannte Bedrängnisse in das Land ein. Der 1793 Kronberg von den Franzosen zugefügte Schaden belief sich auf nahezu 5220 Gulden, und der verübte Garten- und Feldschaden wurde auf 133 Gulden geschätzt. In 1794 befahl die Mainzer Regierung, die katholische Streitkirche zu Kronberg in eine Scheuer oder Stallung umzuwandeln, da auf Ausbau zur Kirche keine Hoffnung mehr sei. Vier Jahre später sehen wir französische Truppen im Schlosse, wie sie ihre Fechtschulen und Gefängnisse dort einrichteten. Die Fenster waren zerschlagen, das Holzwerk wurde gestohlen, und man stellte allgemein den Antrag, die Gebäude abzutragen und das Material zu verkaufen, da bei noch längerer Truppenanwesenheit doch alles nach und nach entwendet werden würde. Selbst der kurmainzische Landesbaumeister gab den Rat, entweder das Ganze zu verkaufen und von dem Erlös eine katholische Schule zu bauen, oder den sehr baufällig gewordenen westlichen Flügel gänzlich abzubrechen. Die Regierung befolgte aber diesen Rat nicht, weil sie einen „Militärangriff auf das abgetragene Holz" fürchtete. In 1805 fehlten in dem Schloßgebäude, außer in den beiden Schulstuben, sämtliche Türen, Fenster und Oefen. Im folgenden Jahre sollte das Schloß veräußert werden; doch schob die nassauische Regierung den Verkauf auf „ruhigere Zeiten" hinaus. „Man dachte, irgend ein reicher Frankfurter werde den „alten Kasten" gewiß gelegentlich einmal kaufen; aber ein derartig reicher Altertumsfreund wollte nicht kommen, und so schleppte sich denn die Schloßleiche weiter, von einem Jahrzehnt zum anderen, langsam aber sicher zerwitternd und zerbröckelnd." Nach und nach geriet auch die Umgebung der Burg in Privathände. Wer irgendwie konnte, rodete — einerlei ob mit Recht oder Unrecht — sich dort ein Gemüsegärtchen oder einen Kartoffelacker und gewann ein „unanfechtbares Privatrecht" darauf; auch erhoben sich mit der Zeit immer mehr unschöne Gebäude bis dicht an die Mauern der Burg.

So sah Kronbergs Burg aus, als nach fast zweihundertjährigem Schlafe im Jahre 1889 die Verwaltung des im Bau begriffenen Schlosses Friedrichshof an die ehrwürdigen Tore der hinsinkenden Burg klopfte und den Keim zu ihrer

Neuerstehung

durch die Ausbesserung des regenundicht gewordenen Daches der Kapelle und damit zur Restaurierung des ganzen Schlosses legte. Seit dem 1. Oktober 1888 war die im Jahre 1901 verstorbene Kaiserin Friedrich Eigentümerin der kleinen Villa Schönbusch, nordöstlich von Kronberg, samt dem umliegenden Gelände geworden. Dort erhob sich wenige Jahre später der stolze Fürstensitz Schloß Friedrichshof. Die kunstsinnige und für landschaftliche Schönheiten so sehr empfängliche hohe Frau bedauerte, wenn sie die alte Doppelburg Kronberg erblickte, lebhaft, daß dies Denkmal alter Baukunst unter den Händen des Staatsfiskus dem sichern Zusammensturze verfallen müsse, wenn nicht bei Zeiten demselben gesteuert würde, und sie äußerte den Wunsch, die Burg käuflich zu erwerben, um ihr den nötigen Schutz und die bauliche Pflege angedeihen zu lassen. Die bureaukratischen Schwierigkeiten wurden mit Hilfe Sr. Majestät des Kaisers gehoben, und bereits im Jahre 1891 legte er seiner hohen Frau Mutter den gewünschten Besitz auf den Weihnachtstisch.

Von Stund an durchwehte ein frischer Lebensodem das altersgraue Gemäuer; es wurde innen und außen verbessert und sauber wiederhergestellt, so daß sich auch an ihm das Dichterwort bewahrheitet:

„Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.“

Auch die Bewohner Kronbergs sind mit dem Zeitgeiste fortgeschritten, haben die beengende Stadtmauer, das Wahrzeichen einer mittelalterlichen Stadt, meist niedergerissen, um Raum für Neubauten — schmucke Häuser und prächtige Villen — zu gewinnen und pflegen, der Anregung ihres 1813 verstorbenen Pfarrers Christ, des berühmten Pomologen, folgend, den Obstbau mit bestem Erfolge. Sie wissen durch unermüdlichen Fleiß und rege Betriebsamkeit ihrem Leben Gehalt zu geben.

Kronbergs Schönheit und die Mannigfaltigkeit der Gegend, die Gemütlichkeit und teilnehmende Freundlichkeit der Bewohner, die in jedem Fremden einen Pflegebefohlenen erkennen, machen das Leben in der Stadt angenehm. Daher kehrt denn auch, sobald die herrliche Natur ihr berückendes Frühlingskleid angezogen, der Maler an diesen reizenden Fleck deutscher Erde zurück, um künstlerische Anregung zu suchen und zu finden, und der Sommerfrischler — der Leidende wie der Gesunde — nimmt nicht weniger gern Veranlassung, das traute Kronberg aufzusuchen. Bietet es doch in Wahrheit eine Heimstätte für Ruhe und Erholung. Wer's nicht glauben will, dem rufe ich zu:

„Komm und siehe es!“

Der Bergbau bei Ems.

Geschichtliche Bruchstücke aus seiner Vergangenheit.

3) Von H. L. Linkenbach. (Schluß.)

Im Jahre 1785 erwarben die Gewerke eine neue Konzession und Erbbelehnung und zwar von dem Freiherrn Karl Philipp vom und zum Stein. Diese bezog sich auf den „gantzen Bezirk der zwischen dem Churmaynzischen Amt Lohnstein, gräflich Leyen'schen und Gemeinschaftlich Embser Gebiete gelegenen Herrschaft Frücht“ (es ist dies das heutige Bergwerk Friedrichsegen) „zur Untersuchung und Bau auf alle Metalle, Halbmetalle, Salzen und brennbaren Fossilien.“ Die Lehnsträger erhielten eine Zehntfreiheit von 6 Jahren bewilligt, nach deren Verlauf sie gehalten waren, „den Zehenten von allen Ertzen und Mineralien, welche gewonnen werden, in natura an rein geschiedenen Ertzen und gut aufbereiteten Schliegen zu entrichten.“ Im übrigen griffen fast die gleichen Bestimmungen Platz wie bei den früher erwähnten Beleihungen.

Das erste Schmelzen der aus den Emser Gruben geförderten Erze fand am 18. Mai 1787 auf der Mallerbacher-Hütte statt, weil die Gewerkschaft noch keine Hüttenanlage bei Ems selbst besaß. Aber schon 1789 wurde eine von Hohenfeldsche Wiese angekauft, um auf dieser ein neues Hüttenwerk zu errichten.

Interessant dürfte es sein, zu hören, was der alte Bergsekretär Johann Philipp Becher in seiner 1789 erschienenen „Mineralogischen Beschreibung der Oranien-Nassauischen Lande“ über die Emser Gruben sagt: „Diese Grube (Pfingstwiese) liegt auf der andern Seite der Lahn, in dem Gründchen, das die Emsbach benezt, die von Norden nach Mittag und bei dem Dorfe Ems in die Lahn fließt. Der Fahnenberg bei der alten eingegangenen Ziegelhütte, der noch das meiste unverrizte Feld hat, liegt in dem gedachten Grund hinauf rechts, sowie auch die Pfingstwiese, die auf diesen folgt, und an welchen sich endlich die Pitschbach anschließt. Ich glaube man fehlt nicht, wenn man dieses alles zu einem Zug rechnet. Auf dem Werke der Pfingstwiese brechen klein speisige Bleierze, bei Quarz und Kalkspat, und der Gang folgt der Richtung des Gesteins nächst in der vierten Stunde des Kompasses. In diesem Grund liegt die Hütte, deren Aufschlag Wasser in der Emser Bach bestehen.“

Der Gruben- und Hüttenbetrieb gestaltete sich nun von Jahr zu Jahr umfangreicher und finanziell günstiger. Bereits 1790 konnte eine gute Ausbeute gemacht werden und zwar in einer Höhe von 2533 Rtr. 37 Alb.; im folgenden Jahre betrug sie schon 7753 Rtr. 27 Alb.; 1799 stellte sich die Ausbeute auf 10 704 Rtr. 69 Kr. und in den nächsten 5 Jahren:

1800 auf 10497 Rtr. 58 Kr.
1802 auf 8793 „ 40 „
1802 auf 8793 „ 40 „
1803 auf 6270 „ 60 „
1804 auf 8752 „ 16 „

Ueber Produktion, Erlös, Arbeitslöhne 2c. gibt uns folgende „Tabellarische Uebersicht des Bergbaus in dem Embser Bezirke" Aufklärung. Sie entstammt dem Jahre 1804 und lautet:

Förderung und Produktion.

Silber	323 Mark 7½ Lot,
Bley	785 Zentner 39 Pfund,
Glätte	152 Zentner,
Kupfer	32 Zentner.
Erlös inklusive des vorjährigen Kassabestandes	30143 Fl. 24 Kr.
An Betriebskosten und zwar Arbeitslöhnen	7812 „ 3 „
An sonstigen Betriebskosten . . .	8293 „ 5 „
Herrschaftliche Prästanda . . .	910 „
Vertheilte Ausbeute	9750 „

Embserhütte, den 31. December 1804.
gez. Joh. Christ. von Ey.
Schichtmeister.

Betreffs der verteilten Ausbeute sei folgendes angemerkt:

Die gesamte Ausbeute betrug im Jahre 1804, wie oben angegeben, Rtr. 8752, 16 Kr. à 1½ Fl. = Fl. 13128, 16 Kr., wovon also nur Fl. 9750 an die Gewerke ausgezahlt wurden, was bei 130 Kuren per Kure Fl. 75 ausmacht.

Eine Erneuerung der Erbbelehnung von 1781 „über die, in der mit dem Fürstlichen Hause Nassau-Oranien gemeinschaftlichen und uns durch Austausch zur Hälfte zugefallenen Vogtey Ems, gelegenen Bergwerke" wurde im Jahre 1804 von dem Fürsten Friedrich August von Nassau-Usingen erteilt.

Die Gewerke suchten ebenfalls um Renovation der Beleihung von 1785 auf das Gebiet des Dorfes Frücht nach, jedoch ohne Erfolg, da der Betrieb der dortigen Konzession nicht in Angriff genommen und die Gruben infolgedessen ins freie gefallen waren. Dagegen wurde ihnen eine neue Erlaubnis erteilt, „zum schürfen auf alle Mineralien in rubriziertem Feld" mit dem Bemerken, daß sie jeden gemachten Fund alsbald anzuzeigen und gehörig Mutung darauf einzulegen hätten. (1809).

Bemerkenswert aus dieser Zeit ist die 1804 erfolgte Einstellung des Betriebes im „Mahlberg." Auf „Pfingstwiese", „Pitschbach", „Plüßberg", „Fahnenberg" und „Linnebach" wurden die Arbeiten fortgesetzt aber doch nicht mehr in dem bisherigen Umfange. Der Erfolg dieser Gruben war wechselnd; obige Tabelle bietet ja ein genaues Bild über die Gesamtausbeuten der einzelnen Jahre.

Aus der nächsten Zeit ist nun nichts besonders Wichtiges betreffs der Emser Bergwerke zu berichten; erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts beginnt ihre Geschichte wieder mehr Interesse in Anspruch zu nehmen. Nur ein Vergleich aus dem Jahre 1819 scheint mir erwähnenswert. Er wird vor der nassauischen Landesregierung abgeschlossen und verfolgte den Zweck, die zwischen dem gräflich von der Leyenschen Rentamt und dem Kirchspiel Nievern entstandenen Streitigkeiten über Wald- und Viehweideterrain beizulegen. Auf Grund dieses Vergleiches leisteten die drei Gemeinden des Kirchspiels, Nievern, Miellen und Fachbach, Verzicht auf alle Nutzungsrechte aus den im von der Leyenschen Besitze gelegenen Waldungen und Weiden, erhielten dafür aber Entlastung von der Zahlung des Grundzinses an die fürstliche Kellerei und die Erlaubnis, im Frühjahr und Herbst jedesmal 4 Tage lang „das Scherren des Streulaubs, Aufsuchen des drürren Holzes und der Stöcke. in den Fürstlichen Waldungen zu betreiben. Diese Urkunde erwähne ich hier besonders, da die früher fürstlich von der Leyenschen Waldungen in der Mitte des 19. Jahrhundert in Besitz der Emser Werke übergingen und die obigen Bestimmungen noch bis zum 3. Juli 1878 Gültigkeit hatten. Erst dann würden sie „ein für allemal völlig und für alle Zukunft aufgehoben und ie Gemeinden erhielten als Abfindung ein Ablösungskapital von 19662 Mark.

Die Waldungen im Kirchspiel Nievern gingen 1848 von der fürstlich von der Leyenschen Familie an Franz Georg Weckbecker käuflich über, welch letzterer sie im Jahre 1857 an die Gewerkschaft Remy, Hoffmann und Komp. verkaufte. Auf den betreffenden Waldungen ruhte nämlich die Zehntberechtigung aus der Grube „Linnebach", und deshalb strebte die Gewerkschaft, in ihren Besitz zu gelangen, weil sie den in den letzten Jahren nur schwachen Betrieb jener Grube in weit verstärkterem Maße wieder aufzunehmen beabsichtigte und die Lasten für sie in Zukunft äußerst hohe werden konnten. Aus diesem Grunde kaufte die Gewerkschaft die Waldungen von den Weckbeckerschen Erben an, „einschließlich des den Verkäufern in den drei benannten Gemarkungen (Nievern, Miellen und Fachbach) zustehenden Fischerei- und Jagdrechts, sowie der Zehntberechtigung der Grube „Lindbach." Naturgemäß wurde durch diesen Verkauf das zuletztgenannte Recht aufgehoben, und die Grube war nunmehr freies Eigentum der seither belasteten Käufer.

Der Kaufpreis betrug:

Für den Wald	73 000 Fl.
Für die Jagd- und Fischereigerechtsame	2 000 „
Für den Ertrag der Grube Lindenbach	10 000 „
In Summa also:	85 000 Fl.

Dagegen verblieben einige Lasten auf dem Besitze, zu denen die Käufer noch heutigen Tages verpflichtet sind. (Mit Ausnahme der unter a) angeführten, die, wie bereits erwähnt wurde, im Jahre 1878 abgelöst worden sind.) Es sind dies folgende:

a) Acht Laub-, acht Lese- und vier Stockholztage in den Waldungen der Gemeinden Nievern, Fachbach und Miellen.

b) zu Gunsten der Kirche und Gemeinden Nievern, Fachbach und Miellen:

1. 15 Fl. bar an die Pfarrei,
2. Vier Ohm Wein, nunmehr 64 Fl. bar an dieselbe,
3. 10 Malter, ein Simmer Korn, Koblenzer Maßes an dieselbe, angeschlagen zu 94 Fl. 20 Kr.,
4. 6 ⅔ Klafter Scheitholz, neuen Maßes und 500 Wellen,
5. 7 Fl. 30 Kr. bar zur Unterhaltung des ewigen Lichtes an dieselbe,
6. 37 Fl. 30 Kr. (Stiftung) für Seelenmessen an dieselbe,

7. Ein Malter Korn, Koblenzer Maßes an den Küster,
8. Acht Malter Korn, Koblenzer Maßes jährlich an die Armen des Kirchspiels Nievern. —

In den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nahmen die Gruben bei Ems einen ganz bedeutenden Aufschwung. Ein Reihe von Neubauten wurden aufgeführt und mancherlei Konzessionen und Rechte erworben. So wurde in jener Zeit die Blei- und Silberhütte (Emser Hütte) und die Aufbereitung auf der Pfingstwiese völlig umgebaut. Zur Errichtung einer zweiten Aufbereitung kaufte die Gewerkschaft im Jahre 1859 die durch die Lahn und den Obergraben der Emser Schleuse gebildete Insel „Auf'm Gründ" (Silberau) von der Gemeinde Ems an und verband sie 1860 mit dem rechten Flußufer durch eine Brücke (Remybrücke).

In demselben Jahre erwarb die Gewerkschaft die Erlaubnis zur Ausnutzung des Lahngefälles des Emser Wehres, unter anderem mit der Bedingung, die Remybrücke ohne Anspruch auf Vergütung dem freien Verkehr von Personen und Fuhrwerken jeder Art zur Verfügung zu stellen und das Wehr selbst baulich zu unterhalten. Gleichzeitig wurden die Aufbereitungsanstalten auf der Silberau mit all ihren Nebenbetrieben in Angriff genommen, ein Anschlußgeleise an die nassauische Staatsbahn (1866) und eine Lokomotiveisenbahnverbindung zwischen Silberau, Emser Hütte und Pfingstwiese hergestellt (1868).

Am ersten Februar 1871 ging die alte Gewerkschaft Remy, Hoffmann und Komp. in die Aktiengesellschaft „Gesellschaft des Emser Blei- und Silberwerks" über.

Die gegenwärtigen Bergwerkskonzessionen der neuen Aktiengesellschaft (im ganzen 31) interessieren uns hier insofern, als sie, dem Thema dieser Betrachtungen entsprechend, in der nächsten Nähe von Ems gelegen sind. Ich nehme deshalb auch davon Abstand, auf die entfernter gelegenen Verleihungen näher einzugehen, wenn auch einige von ihnen, wie die Grube „Rosenberg" bei Braubach, die „Bembermühle" und „Birksgräben" bei Vallendar einen sehr wesentlichen Bestandteil des heutigen Werkbesitzes ausmachen.

Für die Emser Gruben waren die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts die weitaus günstigsten. Die höchste Roherzförderung lieferte das Jahr 1880 mit 108 994 Tonnen, die höchste Ausbeute, die je mit dem Gruben- und Hüttenbetrieb erreicht wurde, fiel dagegen in das Jahr 1875 und ergab Mk. 1 648 622. Vom Jahr 1883 ab trat aber ein entschiedener Rückgang ein, der infolge mannigfach zusammenwirkender mißlicher Umstände hervorgerufen wurde. Die Metallpreise sanken ununterbrochen, und die Arbeitslöhne und sozialen Lasten stiegen nach und nach immer mehr. Obendrein — und das war wohl der Hauptgrund für den Rückgang — war im Jahre 1882 seitens der Behörde die Einstellung des Tiefbaubetriebs auf dem „Neuhoffnungsgange" angeordnet worden. Dieser war 1865 im südlichsten Teile des Feldes der Grube „Merkur" nach langjährigen, kostspieligen Untersuchungsarbeiten erschlossen worden und hatte sich allmählich als einer der mächtigsten und reichsten Erzgänge des ganzen Grubenbezirkes erwiesen.

Die Einstellung des dortigen Betriebes war ein harter Schlag für die ganze Bevölkerung unserer Gegend, die insgesamt entweder direkt oder doch indirekt abhängig ist von der heimischen Industrie. Jedenfalls mußte mit den gegebenen Verhältnissen gerechnet werden; ungehoben mußten die unterirdischen Reichtümer liegen bleiben, obgleich sie gerade in jener für den Bergbau so betrübenden Zeit einen unabsehbaren Nutzen hätten stiften können.

Die weitere Verschlechterung des Metallmarktes führte 1887 zum Stillstand der Grube Bergmannstrost, und anfangs 1890 auch zum Einstellen des Betriebes auf dem Fahnenberger Gang. Mitte 1901 wurde auch vorübergehend der Tiefbaubetrieb auf der Pfingstwiese unterhalb der 9. Sohle eingestellt, weil es sich als unumgänglich notwendig erwies, eine vollständige Reorganisation des immer teurer gewordenen Maschinenbetriebs für die Wasserbewältigung des ausgedehnten Grubengebäudes mit seinen 16 Tiefbausohlen herbeiführen. Letzteres war um so wichtiger, als sich die Gangaufschlüsse in der Teufe vielfach als reicher werdend erwiesen, und ganz besonders deshalb, weil die nördlichen, die Pitschbacher Gänge, gerade in den tiefsten Sohlen ungemein mächtig und reich an Blei- und Zinkerzen auftraten. Eine wirtschaftlich und finanziell günstige Ausbeutung dieser Mittel schien nur durch Zentralisierung des ganzen Maschinenbetriebes möglich, und diese Erwägung führte im Jahre 1903 zur Anlage einer elektrischen Kraftzentrale in der Nähe der Eisenbahnhaltestelle Lindenbach, die nunmehr fertiggestellt ist und von der wohl in Zukunft mit Bestimmtheit wieder ein neuer Aufschwung der Gruben bei Ems erwartet werden darf.

Mit dem kurzen Ueberblick, den ich soeben über den Bergbau bei Ems zu geben versucht habe, bezweckte ich, auch bei dem Fernstehenden Interesse an diesem heimischen Industriezweige zu erwecken und Achtung vor der Fülle von Energie und Arbeitskraft, die notwendig war, um den Bergbau in unserer Gegend auf die Höhe zu führen, auf der er jetzt steht. Für die gedeihliche Entwickelung und den Wohlstand unserer Bevölkerung ist er von höchster Bedeutung, wie er schon vor Jahrtausenden einen wesentlichen Faktor im Erwerbsleben der ganzen Gegend bildete. Noch wächst das Erz in unseren Bergen, noch ruhen gewaltige, ungehobene Schätze unter dem Boden, dem wir entsprossen, noch regen sich in der unterirdischen Werkstatt viele fleißige Hände und noch sind wir stolz auf unsere heimische Industrie und genießen freudig das Gute, das wir ihr verdanken. Nach den trüben Zeiten des Niedergangs geht sie einer besseren Zukunft entgegen und wird hoffentlich noch lange dem unteren Lahntal ein Born des reinsten Segens sein.



Kriegsnöte an der oberen Lahn, 1759—1762.

Von J. Brumm.

Es dürfte wohl kaum bekannt sein, wie unser Kreis Wetzlar und der südliche Teil des jetzigen Kreises Biedenkopf zur Zeit des Siebenjährigen Krieges gelitten haben. Es sei uns daher gestattet, an der Hand einer alten Familienchronik zu zeigen, daß auch damals die Kriegsfurie eine Geißel war, die schwer auf den Völkern lastete.

Anno 1759, den 1. März, — so erzählt der Chronist — habe ich die hohensolmsische Kreiskompagnie als Feldscherer angenommen, welche in dem Kriege zwischen dem römischen Kaiser Franziscus I. und dem Könige Friedericus von Preußen bei der Reichsarmee im Felde stand. Den 25. Mai ging ich mit einigen Musketieren fort und kam am 10. Juni zu Wiesenthau bei dem Regiment und meiner Kompagnie an, welche daselbst im Würzburgischen kantonierte; die Armee selber stand bei Forchheim, 2 Stunden davon. Nach sechs Tagen mußte ich nach Gemeinfeld im Frankenland ins Lazarett, um die Kranken zu versehen, allwo ich 14 Tage stund. Den 5. Juli kam ich zu Bamberg wieder bei das Regiment. Wir marschierten dann bis Sachsen-Koburg, wo wir im Felde kampierten. Von da gingen wir mit dem weißen Regiment aus Gießen über den Sattelpaß bis Sachsen-Saalfeld, wo wir wieder kampierten. Von da wurde ich mit einem Kommando von 200 Mann auf die Festung Rosenberg bei Kronach geschickt. Das Regiment aber ging nach Leipzig, wo es am 13. September von dem preußischen General von Wunsch zu Kriegsgefangenen gemacht wurde. Weil nun meine Kompagnie kriegsgefangen war, sah es schlecht um mich aus. Am 17. Oktober machte ich mich heimlich fort, um in meine Heimat zu kommen. Allein ich kam weiter nicht als bis Lich. Ob nun zwar solches meinem Herrn gehört — dem Fürsten von Hohensolms-Lich — konnte ich vorerst nicht nach Hohensolms gelangen, weil die königlich französische Armee diesseits der Lahn und die alliierten Hannoveraner, Braunschweigische und Hessen, nebst den Engländern jenseits der Lahn standen, mithin beide Armeen gegen einander. Endlich wagte ich es und ging bis Wetzlar; da lag ich wieder etliche Tage, bis ich mich an dem hannoverschen Korps unter dem General von Wangenheim bei Oberbiel vorbeischlich und am 9. November glücklich zu Hause ankam.

Ich traf die Meinigen alle an, aber alles in größter Verwirrung; denn in meiner Abwesenheit hatte sich das Kriegsfeuer ganz in unsere Grenzen gezogen. Den 26. August 1759 war die erste französische Patrouille in Hohensolms angekommen, 40 Mann Husaren; das dauerte fort bis zum 1. September. Am 2. September abends um 10 Uhr kam wieder eine französische Patrouille von 400 Mann Husaren und Dragonern hier an, welche sich in sechs Teile teilten und in die Nachbarschaft zogen. Viele blieben in den hiesigen Scheuern mit der Bedrohung, wenn ihnen nicht so viel Heu, Hafer und Holz geschafft würde, als sie benötigten, so wollten sie alle Scheuern in Brand stecken. Den 3. September quartierten sich abermals 400 Mann ein, wovon meine Leute 2 Dragoner mit ihren Pferden mit Essen und Trinken haben versorgen müssen. Nachmittags wurde eine Patrouille ausgeschickt, welche zwischen 2 und 3 Uhr wiedergekommen und den andern zugerufen: „Allons, allons! Hess' und Hannovermann kommt!" worauf alles zu Pferd gestiegen und hinter den Hals und das Helfholz, zwei Anhöhen, geritten, wo ihre Patrouillen mit den hannoverschen Jägern und Husaren scharmuzierten. Allein als sie wahrnahmen, daß jene Macht ihnen überlegen sei, sind sie wieder hereingeritten und haben sich durch das untere Tor fortgemacht.

Abends rückte dann das hannoversche Jäger- und Husarenkorps hier ein und nahm Quartier und verzehrte alles, was die Franzosen gekocht und zugerichtet hatten. Mir hatte man den Wachtmeister nebst der Wacht und den kommandierenden Offizier ins Haus gebracht. Den 4. marschierten sie bis auf 60 Mann ab; die Husaren kampierten hinter Erda auf dem Feld, die Jäger in den Waldungen. Die hier gebliebenen 60 Mann hielten des Tages Posto auf dem Hals, alle Abend aber zogen sie herein und hatten also die Hauptwacht in meinem Hause, die übrigen lagen auf den Gassen und hatten ein Feuer auf der Straß, daß die Funken über die Häuser flogen, daß man besorgte, der Ort müßte in Brand geraten. Morgens bezogen sie ihren Posten auf dem Hals, da ihnen dann die Leute Kaffee, Branntwein und Warmbier, mittags das kostbarste Essen nebst Wein und Bier mußten zum Trinken bringen, welches 14 Tage währte. Der Oberst von Luckner, so das Jäger- und Husarenkorps kommandierte, speiste täglich an der hiesigen herrschaftlichen Tafel. Den 17. September gingen sie von hier ab und bezogen die Gegend bei Wetzlar, worauf morgens gegen 9 Uhr der General Wangenheim mit der kleinen Armee in hiesiger Gegend ankam und im Galgenfeld und Bleidenberg bis hinaus nach Königsberg kampierten, des andern Tags das Kraut, Kartoffeln und gelbe Rüben ruinierten und verzehrten und in den Wäldern viel Schaden verursachten. Den 18. brachen sie auf und bezogen bei Hermannstein ein abgestecktes Lager, wo sie sechzehn und eine halbe Woche gestanden.

Den 19. September hat die alliierte große Armee unter dem Prinzen Ferdinand von Braunschweig ihr Lager bei Krofdorf bezogen; im Dorf selber hatte der Prinz sein Hauptquartier. Die englische Armee stand auf dem linken Flügel zwischen Fellingshausen und Vetzberg, die Bergschotten lagen in Königsberg, das englische Hauptquartier war zu Rodheim a. d. Bieber. Wenn wir uns recht entsinnen, starb damals zu Rodheim ein englischer General, der in dortiger Kirche begraben liegt.[1]) Den 20. September geschah die erste Fouragierung von den Engländern und Hannoveranern in den Scheuern. Weil nun solches vor Plünderung angesehen, wurde mit den Glocken gestürmt. Allein das half nichts; sie luden Hafer, Heu, Grummet, Stroh und Frucht auf jeden Tag, bis nichts mehr vorhanden war, daß die armen Leute ihr Vieh um halb Geld verkaufen mußten, damit es

[1]) Wer kann uns dessen Namen melden? D. H.

nicht Hungers stürbe. Den 30. September kamen des Erbprinzen von Meiningen, so die fliehende Armee kommandierte, seine Mastochsen, 60 Stück, in hiesiges Krautfeld beim Kirchhof, fraßen solches schier ganz ab, daß also die Leute das übrige noch auf den lieben Sonntag abmachten, um nur noch etwas zu ihrer Leibesnahrung zu erhalten; also wurde derowegen kein Gottesdienst gehalten. Den 1. Oktober kamen die Masthämmel; die fraßen schier das grüne Korn ganz ab.

Drei Jahre ging es so her. Bald kamen englische, bald deutsche, bald französische Truppen. Alle hausten in erschrecklicher Weise. Den 5. Januar 1760 kamen plötzlich sans façon 40 Dragoner nebst Pferden ins Quartier, welche mich mit Schlägen hart mißhandelten. Dieselben rückten folgenden Tages gegen alliierte Engländer, Hannoveraner und Hessen, welche sich bei Erda und Wilsbach verschanzt hatten. Mittags kehrten viele Blessierte zurück; ich mußte die Verwundeten verbinden und meinen Beleidigern Gutes vor Böses erzeigen, welches mir aber schlecht gedankt wurde. Denn als sie am 8. abzogen, raubten sie mir meine Nahrung und nahmen 4 Achtel Hafer und 2 Achtel Gerste, Dürrfleisch von einem halben Rind und von zwei Schweinen mit; solches war meine Bezahlung vor das Verbinden der Blessierten. Den 20. Juni kamen wiederum 2 Regimenter Franzosen, eins Kavallerie, eins Infanterie, wovon ich den Kommandanten der Infanterie nebst zwei Knechten und vier Pferden erhielt, welcher Bösewicht mich die zweite Nacht erstechen wollte; ich stellte mich zu Wehr. Als er solches merkte, schlug er die Türe zu und ließ mich stehen. Morgens war er wieder gut. Den 24. Juni kamen 1800 Mann französische Infanterie, wovon ich 12 Offiziere, 200 Gemeine nebst 15 Pferden über Nacht im Hause hatte, sie hielten aber Gott Lob ziemlich Ordre. Ich mußte mit Frau und Kindern vor der Tür schlafen. Den 27. kamen wieder 900 Mann französische Truppen an, welche nach Dillenburg gingen. Ich hatte den Schweizer Major von Diefendahl nebst Knecht und Pferd, welcher ein sehr liebenswürdiger Mann war. Ich mußte, weil er nicht schlafen konnte, die ganze Nacht bei ihm sitzen und weil ich in der Schweiz gewesen war, unterhielten wir uns über verschiedene Oerter.

Anno 1761, den 18. März zogen wieder 1400 Mann Franzosen ein, ließen sich aber begnügen mit dem, was im Hause war; andern Tages zogen sie an die hessische Grenze. Am 4. August 1762 kam die französische kleine Armee unter dem Prinzen Conti hier an, wovon der Prinz das Hauptquartier hier hatte, davon ich den Oberst von Granville nebst Diener und 8 Pferden und 4 Mauleseln zwei Tage und zwei Nächte im Hause gehabt. Die Armee stand zwischen hier und Königsberg im Feld und fouragierten Korn, Gerste, Hafer, alles weg, daß es jämmerlich aussah. Gott wende doch einmal solchen landverderblichen Krieg und wende ab den Hunger, so uns nahe ist und vor der Türe steht. Den 12. September kam ein französischer Offizier mit 4 Reitern hier an und mußten die Leute selbigem, auf den lieben Sonntag, alles eingesammelte Heu auf einen Platz vor dem Ort bringen. Als solches geschehen, wurden die Scheuern visitiert, ob noch Heu darinnen war, mit der Drohung, wenn sich noch was vorrätig finde, so wollten sie die Scheuern mit Feuer anstecken und aus der Erde brennen. Denn es sollten die Leute weiter nichts behalten als die Augen im Kopf, damit sie ihr Elend noch sehen könnten und inne würden, daß Franzosen im Reiche gewesen. Den 13. ging er auf die benachbarten Dorfschaften nach Königsberg, Erda, Wilsbach, Bieber und verfuhr auf barbarische Weise. Den 16. gegen Abend kamen 2000 Franzosen und Sachsen hier an, gingen zum Teil auf die Nachbardörfer. Ich erhielt einen Offizier und 4 Mann, welche alles verzehrten, was ich noch hatte. Gott sei Dank. Der Offizier war ein mitleidiger Mann und hatte ein Einsehen mit meiner Armut. Als er abends mit seinen Leuten abzog, kam der französische Barbar wieder, der in seiner Wüterei fortfuhr. Die Scheuern wurden nochmals visitiert und alles weggenommen, sowohl hier als in den benachbarten Ortschaften. Danach ging der Barbar fort. Den 19. kam ein anderer, welcher noch ärger wütete, er ließ den letzten Rest von Futter auf Wagen wegführen, daß alt und jung ums liebe Brot schreien mußte; allein es war kein Erbarmen. Den 21. November kamen 1200 Franzosen, wovon ich 18 Mann erhielt. Sie brachen Türe und Schränke auf und nahmen alle Nahrung weg. Dabei wurde meine Frau, eine vierzehntägige Kindbetterin, mit Schlägen übel traktiert. Den 22. kamen nochmals 600 Mann, welche es so schlimm trieben wie die andern. Es waren die letzten.

Gott laß uns keinen so landesverderbenden Krieg wieder erleben, noch in unsere Grenze kommen, sondern laß uns in gesegneten Hütten des Friedens wohnen. Solches verleihe uns, Gott Vater, Gott Sohn und Gott heiliger Geist!

Pedro.

Eine Geschichte aus dem spanischen Befreiungskriege.

6) Von J. Wilhelmi. (Schluß.)

In jähem Schrecken sprangen die Soldaten von ihrem harten Lager. „Sollen wir hier bleiben? Vielleicht, daß die Feinde das Versteck der Schmuggler gar nicht kennen?" riefen einige.

Die beiden Offiziere verließen sofort die Höhle, um sich über das Nahen der Feinde, ihre Zahl und Bewaffnung zu unterrichten. Bald kehrten sie zurück.

„Wir können nicht hier bleiben," rief Waldheim den Genossen zu. „Sie haben Hunde bei sich. Diese würden uns schnell aufstöbern. Dazu sind wir ohne Waffen, haben nichts als unsere Stecken, wir können ihnen nicht widerstehen. Darum vorwärts zur eiligen Flucht! Wir sind neu gestärkt. Eine Stunde werden sie brauchen, bis sie an dieser steilen Berglehne



hinan geklettert sind. Bis dahin werden wir einen großen Vorsprung gewinnen!"

Jeder griff nach seinen wenigen Habseligkeiten und verließ die Höhle.

„Antreten!" kommandierte der Hauptmann. Die Truppe ordnete sich schnell. Die vom Mahle übrig gebliebenen Lebensmittel waren rasch zusammengepackt, und der Zug stellte sich zum Marsche bereit. Der Hauptmann übernahm die Führung. In seinen Zügen spielte sich die tiefe Erregung seines Innern, denn nun war es offenbar, daß Pedro gefangen genommen worden war. Aber hier konnte kein Zögern helfen. Vielleicht konnte ihm noch auf anderem Wege Hilfe gebracht werden; ein Verbleiben hier hätte ihn nicht gerettet. Die Rettung der Soldaten mußte ihm nun vor allem am Herzen liegen.

„Wir halten uns zur Rechten," erklärte er, „nach jener Richtung liegt Moncado, das wir so schnell als möglich erreichen müssen."

„Vorwärts!" erschallte sein Kommando. Es war ein unwegsamer Gebirgspfad, den sie beschreiten mußten, Felsblöcke und Sturzbäche sperrten oft die Straße. „Vorwärts, vorwärts, es gilt kein Zaudern!" Die Sonne brannte.

Nach einer Stunde winkte ein Olivenwäldchen. Wie? wenn es von Feinden besetzt wäre? „Die Stöcke hoch! Wir müssen hindurch!"

Ihr Weg senkte sich nun zu Tale. Sie vernahmen ein Rauschen, das Rauschen eines Flusses. Es wurde stärker und stärker. Ja, dort leuchtete es silberhell zwischen den Bäumen hervor, das flutende Bett eines reißenden Gebirgsflüßchens.

„Es ist der Rigolett," erklärte Waldheim, dem das Rauschen wie die lieblichste Musik ins Ohr gedrungen war, „nun sind wir gerettet. Der Fluß zeigt uns unsern Weg. An seinem linken Ufer liegt Moncado am Abhang des Gebirgs, es kann nicht weit mehr entfernt sein."

Jetzt bemerkten sie, daß eine Straße am Ufer des Flusses hinführte. „Wir werden sie nicht mehr zu verlassen brauchen. Doch nein, betretet sie nicht. Eine Zeitlang wollen wir in dem Flußbett selbst fortwaten. Kommen die Spürhunde auf unsere Spur, so verlieren sie dieselbe, wenn wir den festen Boden eine Strecke verlassen."

Die Soldaten durchwateten eine lange Strecke das Strombett. Dann sprangen sie an das Ufer. Nach einer Stunde, mehr des Laufens als des Gehens, glänzten ihnen die Türme einer Stadt an dem Gebirgsabhang entgegen. Es war Moncado! In stürmischer Freude bewegte sich nun der Zug der Stadt entgegen. Er erreichte ein Wäldchen.

„Qui vive?" ertönte der Ruf eines Vorpostens am Waldsaume, der schußbereit das Gewehr erhob, als er die verwilderte Truppe in ihren beschmutzten, zerrissenen Uniformen heranstürmen sah.

„Gut Freund!" rief Hauptmann Waldheim, während Leutnant Horn seine Mütze mit dem Ruf: „Nassau allewege!" jubelnd in die Luft warf. Es war ein Vorposten von dem nassauischen Regiment. Nach einer halben Stunde waren die Flüchtlinge in dem Stadthause wohlgeborgen. Sie hatten ihre Kleider gewechselt, sich mit Speise und Trank gestärkt und konnten sich nun der Ruhe hingeben.

Die beiden Offiziere standen in dem kleinen Saal der Kommandantur mit dem Hauptmann von Göcke, der das Kommando in Moncado führte, in ernstem Gespräch zusammen. Hauptmann von Waldheim hatte ihn nicht umsonst bei der alten Freundschaft, die sie seit Jahren verband, beschworen, jeden möglichen Versuch zur Rettung Pedros zu machen. Der Kommandant beorderte achtzig Mann, die den Zug nach Castella unter Führung eines Leutnants unternehmen sollten; eine Truppe von fünfzig sollte eine Stunde später abmarschieren, um den Rückzug zu decken.

Für Hauptmann von Waldheim und Leutnant Horn wurden Pferde gesattelt.

Obgleich zum Tode erschöpft, ließen die Wackern es sich nicht nehmen, den Zug zu begleiten. Castella liegt drei Stunden von Moncado entfernt. Die Flüchtlinge hatten von dort über den beschwerlichen Bergrücken des Col de David acht Stunden bis Moncado gebraucht, acht Stunden des Kletterns, Laufens und Rennens. —

Es waren kräftige, junge Männer, die mehrere Tage Ruhe genossen hatten, welche für die Expedition ausgewählt worden waren, und die nun auf Castella zurückten.

„Nun noch den kleinen Bergrücken hinan," bemerkte der kommandierende Leutnant, „nach etwa ein und einer halben Stunde sehen wir dann Castella unter uns in der Ebene liegen."

„Dort," rief Hauptmann von Waldheim seinem Freunde Horn zu, „dort leuchtet schon die weiße Kirche, die wir am Morgen vom Gipfel des Berges aus gesehen haben."

Jetzt lag das ganze Dorf vor ihren Augen, der letzte Schimmer der untergehenden Sonne beleuchtete es freundlich. Die Truppe hielt im Waldgebüsch. Vorposten wurden ausgesendet. Der Hauptmann richtete seine Aufmerksamkeit auf das Dorf.

„Was ist das? Was will der Menschenhaufen vor dem Dorfe? Bajonette blinken? Barmherziger Gott!"

Ein Blitzen, ein Knattern von Schüssen, die fast gleichzeitig fielen, tönte herüber. Die leichte Pulverwolke, die sich erhob, zerstreute sich, und man sah die Volksmenge unter Jubelgeschrei dem Dorfe zuziehen.

Hauptmann von Waldheim hatte die Zügel seines Pferdes fallen lassen und barg das Gesicht in beiden Händen. Er ahnte das Fürchterliche.

„Vorwärts, ehe es zu spät ist!" ertönte die laute Kommandostimme des Leutnants. Im Geschwindmarsch stürmte die Truppe voran.

Die Soldaten eilten in geschlossenen Reihen mit gefälltem Bajonett, die Gewehre schußbereit, auf das Dorf zu. Nichts regte sich in seinen Straßen. Es schien wie ausgestorben. Auf dem freien Platze vor dem Dorfe lag die Leiche eines Jünglings. Es war Pedro. Eben war er erschossen worden. Drei Kugeln hatten das treue Herz durchbohrt; die Züge seines bleichen, abgemagerten Angesichtes waren unentstellt, umwallt von dem schönen schwarzen Lockenhaar.

Hauptmann von Waldheim und Horn knieten in tiefem Schmerze an der Leiche ihres jungen Freundes. Eine heiße Träne nach der andern rollte langsam in den Bart des Hauptmanns.

Die Hauptzahl der Soldaten war mittlerweile in

das Dorf vorgedrungen, die andern, welche zurückgeblieben, ehrten schweigend die heilige Trauer, die sich vor ihren Augen kund tat. Eben kehrte ein Trupp Soldaten aus dem Dorfe zurück. Sie fanden es fast verlassen. Mit den Guerilleros waren fast alle Bewohner des Dorfes, die Rache des Feindes fürchtend, in wilder Eile durch einen Hohlweg, den hohe Bäume von hier aus verdeckten, dem Gebirge zu geflüchtet. Nur Greise, wenige Kinder und Frauen waren zurückgeblieben. In einem der ersten Häuser war den einrückenden Truppen ein Alcalde, der Richter des Orts, ein würdiger alter Mann, entgegengetreten. Sie hatten ihn mitgebracht. Er war Zeuge von dem Tode Pedros gewesen und teilte dem Hauptmann auf Befragen das Nähere von den Vorgängen mit.

„Am gestrigen Abend," so erzählte er, „drang eine Abteilung Guerilleros unter dem Befehl ihres Chefs Perera in Castella ein. Dieser glaubte, den Flüchtlingen, die er tagelang schon verfolgte, auf der Spur zu sein. Als er hörte, daß sie das Dorf nicht passiert hätten, beschloß er, am Morgen eine große Expedition nach den Bergen. Das ganze Dorf war in Bewegung und Aufregung, und viele der Bewohner rüsteten sich, an dem Zuge teilzunehmen. Des Morgens, ehe der Trupp sich in Bewegung setzte, meldete ein Hirt, der vor dem Dorfe Schafe weidete, daß ein Knabe sich ihm genaht, mit der Bitte, ihm gegen einen Militärmantel einige Brote einzutauschen. Der Hirt hatte sogleich gemerkt, daß er den Führer der Flüchtlinge vor sich habe. Er hatte Pedro in die Nähe des Dorfes gelockt unter dem Vorgeben, ihm Brot holen zu wollen. Plötzlich aber war in Pedro die Gewißheit aufgestiegen, daß er verraten werden sollte. Als er dem Hirten nicht weiter folgen wollte, hatte der starke Mann sich auf ihn gestürzt, den durch alle die Anstrengungen geschwächten Knaben leicht überwältigt, und gebunden vor den Bandenchef geschleppt. Perera sagte dem Knaben auf den Kopf zu, daß er Pedro, der Begleiter der entsprungenen Soldaten sei. Pedro hörte es schweigend an, als Perera ihm mitteilte, daß er das Leben verwirkt habe, daß er ihn aber von aller Strafe frei machen wolle, wenn er ihn und seine Leute zu dem Aufenthaltsort der Flüchtlinge führe.

Pedro versuchte nicht zu leugnen, aber fest und bestimmt erklärte er, daß er sich nicht zu einem Verrat des Verstecks der Flüchtigen und zu einem Treubruche gegen den Erretter seines Vaters verleiten lassen werde.

„Du hast deinem Vaterlande die Treue gebrochen," herrschte ihn der Guerillaführer an, „da du dessen Feinden dienst."

„Ich liebe mein Vaterland, Herr, nichts würde mich vermögen, etwas zu tun, was es in Gefahr brächte oder den Feinden einen Vorteil gäbe; hier habe ich nur den erretten wollen, der meinen Vater frei gemacht von dem gewissen Tode, der über ihn verhängt war. Die andern Flüchtlinge waren mir gleichgültig; aber ich konnte ihn nicht retten ohne ihre Hilfe."

„Die Androhung der schärfsten Gewaltmaßregeln waren nicht vermögend, den starken Sinn des Knaben zu beugen."

„Reißt mich in Stücke, niemals hört ihr ein Wort von mir," rief er den Guerilleros zu, die mit wütender Gebärde auf ihn einstürmten.

Perera ließ ihn ins Gefängnis werfen und eine Abteilung seiner Schar zur Ergreifung der Flüchtlinge nach dem Bergabhange zu aufbrechen, von dem man Pedro hatte herabkommen sehen. Mein Amt als Richter gab mir Zutritt zu dem armseligen Gelaß, in dem der tapfere Knabe gefangen gehalten wurde. Ich sprach mit ihm, ich redete ihm zu, und er erzählte mir, was der Señor Capitano für ihn getan. So gern ich den edlen Knaben vom Tode gerettet hätte, vermochte ich ihm nach dem, was ich von ihm vernommen, doch nicht zuzureden, von seinem heldenmütigen Entschluß abzugehen. Vor einer Stunde nun war ein Trupp der ausgesendeten Guerilleros zu Perera zurückgekehrt, ergrimmt, daß sie die Fährte der Flüchtlinge nicht aufgefunden hatten. Noch einmal wurde Pedro vor Perera geführt und gefragt, ob er nun bereit sei, den Aufenthaltsort der Feinde, die man noch in der Nähe glaubte, anzugeben. Pedro blieb unbeugsam. Allen Bedrohungen setzte er ein ernstes Schweigen entgegen. Sein Todesurteil wurde ihm verkündet. Er schwieg. Nur mir gegenüber sprach er noch einige Worte. Er trug mir Grüße an seinen Vater, seine Schwester auf, vor allem an Euch, Señor Capitano, wenn ich Euch je im Leben sehen sollte. Seine Hoffnung sei, daß Ihr gerettet wäret und noch einmal zurückkehren könntet in Euer Vaterland. Ihr solltet nicht um ihn weinen, er sterbe gern für Euch."

Ein tiefes Schluchzen unterbrach die Worte des Richters. Waldheim hielt die Hände vor die Augen gedrückt. „Reden Sie weiter," bat er den würdigen Mann.

„Vielleicht hätte Perera dem Verurteilten noch eine längere Frist bewilligt, wäre nicht von einem Kundschafter das Anrücken Ihrer Truppe gemeldet worden. Das drängte ihn zur Eile. Er gebot den Soldaten, sich zur Füsilierung fertig zu machen. Pedro stand ruhig an einem jener Bäume; er faltete die Hände zum Gebet, dann erhob er seine Rechte: „Hoch lebe König Ferdinand und mein Spanien!" Drei Schüsse krachten, die ihn tot zu Boden streckten."

Der Alcalde hatte geendet. Der Hauptmann kniete an der Leiche seines treuen Freundes nieder und sprach mit vor Tränen erstickter Stimme ein Vaterunser. Die Soldaten standen mit entblößten Häuptern um die stille Gruppe. Sie gruben ein Grab unter einem Olivenbaum, in dem der erstarrte Leib Pedros zur Ruhe gebettet wurde. Der Richter versprach, Sorge zu tragen, daß niemand den schlichten Grabplatz verunehre. Eine Locke von Pedros Haupt hatte Hauptmann von Waldheim sich abgeschnitten. Dann schied er gesenkten Hauptes von dem Orte. — —

Gegen Ende des Jahres erhielten die meisten Rheinbundtruppen, die in Spanien in französischem Dienste standen, den Befehl zum Heimmarsch. Nach den getroffenen Vereinbarungen verließen sie die Fahnen Frankreichs. Nicht lange, so rüsteten sie, in der Heimat angelangt, sich von neuem, an jenem großen Kampfe der Befreiung von Napoleons Joch mitzuwirken.

Auch Hauptmann von Waldheim war in die Hei-

mat zurückgekehrt und konnte an dem Kampfe gegen Napoleon unter deutschen Fahnen teilnehmen, nachdem er noch Abschied von seiner sterbenden Mutter hatte nehmen und ihre letzten Segnungen empfangen können. Fast gleichgültig gegen alle Todesgefahr, sah man ihn sich in das dichteste Gewühl des Kampfes stürzen. Es war, als suche er den Tod. Er fiel in der Schlacht bei Waterloo. Eine Kugel hatte seine Brust durchbohrt. Als man seine Todeswunde untersuchte, fand man in einer Kapsel, die er auf der Brust trug, eine Locke schwarzen Haares; es war die Locke Pedros.

Königliches Theater zu Wiesbaden.

* **Monna Vanna.** Dramma in 3 atti di Maurizio Maeterlinck. (Traduzione di A. de Bosis.) Am 6. Dezember; Gastspiel der Signora Eleonora Duse-Chechi mit ihrer Truppe. — Das Stück des vlaemischen Dichters hat bereits vor zwei Jahren seinen Siegeszug über fast alle bedeutenderen Bühnen Deutschlands angetreten (die meisten Hofbühnen ausgeschlossen); die Kritik hat es verschieden aufgenommen. Die moderne Richtung war natürlich enthusiasmiert; sie sah über die Mängel, als da sind die mancherlei offenbaren Unwahrscheinlichkeiten und die endlosen Dialoge — das Stück ist fast nur Zwiesprache — gnädig hinweg. Berliner und ähnliche Kritiker, sonst an geschäftsmäßiges Nörgeln und Verreißen gewöhnt, priesen Maeterlinck sogar als neuen dramatischen Pfadfinder; andere Leute, darunter auch wir, blieben kühler.

Das Stück spielt zur Zeit der mittel- und oberitalischen Kleinstaatenkämpfe, im 15. Jahrhunderte. Der Feldherr der Florentiner, Prinzivalli, belagert Pisa, und hat es bereits in äußerste Bedrängnis gebracht, als er hört, daß er daheim seines Triumphes nicht froh, vielmehr einen schlimmen Lohn seitens der argwöhnischen Republikaner finden werde. Da er nun die Pisaner achten gelernt hat, beschließt er, sie gnädig zu behandeln unter einer Bedingung, daß nämlich die schöne Gemahlin Guido Colonnas, des wackeren Verteidigers der Stadt, M(ad)onna (Gio)vanna, sich ihm ausliefere, nur mit einem Mantel bekleidet. Er kannte sie als Kind — beide sind Venezianer — und liebte sie seitdem; sie erinnert sich seiner nicht mehr. Die Botschaft Prinzivallis muß Colonnas eigener Vater, der als Unterhändler abgesandt war, überbringen. Guido tobt; aber Giovanna ist bereit, sich dem Gemeinwohl zu opfern. Als sie ins Zelt Prinzivallis tritt, der eben den florentinischen Gesandten ob seiner Doppelzüngigkeit entlarvt hat und einem Attentat nur knapp entgangen ist, da ist des Feldherrn wilde Leidenschaft entwaffnet durch die Größe des Opfers und die Hoheit des Wesens der Frau. Die Erinnerungen an die Kindheit, die nun auch in Giovanna wach werden, tun das übrige, die eben noch Preisgegebene, wird zur Siegerin; sie führt den bezwungenen Sieger als Helfer in die Stadt hinein. Unter dem Jubel des Volkes halten sie Einzug; nur Guido steht abseits; er vermag das Ereignis nicht zu fassen, schenkt Giovannas Beteuerungen, daß sie rein geblieben sei, keinen Glauben, beleidigt und schmäht sie und läßt Prinzivalli fesseln. Da vollzieht sich in der tiefgekränkten Frau die seelische Wandlung; sie sieht, daß sie nicht mehr zu dem gewöhnlich denkenden Guido, sondern zu dem großherzigen Prinzivalli gehört. Um diesen zu retten, lügt sie, trotz seines Protestes, daß er sie besessen, daß sie dafür sich rächen wolle, und nun findet sie Glauben bei ihrem Manne, aber auch Mittel dem Gefangenen und sich zur Freiheit zu verhelfen. Damit bricht das Stück ab.

Die zweifellos großzügig idealen psychologischen Momente, die sich nur zwischen zahlreichen realen Klippen und Untiefen durchwinden müssen, werden glaubhafter durch ein Spiel, wie es Signora Duse und die Ihren aufführten. Am Spiel allein mußten sich die meisten Zuhörer halten; denn die fremde Sprache, die noch dazu mit südlicher Lebendigkeit so schnell dahinfloß, verstanden voll doch nur einige. Aber das Spiel genügte. Ja, diese Südländer sind doch die geborenen Akteurs, namentlich für ein derartiges Stück, das einmal aus ihrem ureigenen Milieu geschöpft ist, und zum andern Gelegenheit gibt das ganze Feuer der Leidenschaft, namentlich der Eifersucht aufschlagen zu lassen. Die Bewegungen, Gebärden und Worte atmen das Innenleben so natürlich aus, sie schaffen im Hörer Illusion, sie reißen hin. Allen vorauf stand die Duse. Sie ist nicht mehr schön, die Frau von 46 Jahren; aber sie ist groß in ihrer Kunst, und das ist die Hauptsache. In allen Bewegungen, in der Sprache, im Mienenspiel, in allen Stadien des Seelenzustandes, als Dulderin, als Siegerin, in der Wahrheit, in der Verstellung, überall zeigte sie, daß sie ihre Rolle lebte. Dabei die unvergleichliche Dezenz in der peinlichen Situation des 2. Aktes! Gewiß, sie ist imstande, uns die Monna Vanna zum Verständnis zu bringen. Einen würdigen Partner hatte sie in Signor Galvani als Guido Colonna, der den eifersüchtigen ungläubigen Tapferen mit der ganzen Glut italienischer blinder Leidenschaftlichkeit, die in Dingen des amore keinen Spaß versteht, in größter Glaubhaftigkeit auf die Bühne „galvanisierte". Nächst beiden Hauptakteurs stand Signor Rosaspina als Prinzivalli in der psychologisch schwierigsten Rolle des Stücks, die er aber mit Gewandheit den Hörern zu möglichst annehmbarer Ueberzeugung brachte. Eine schöne Greisenfigur schuf Signor Mazzanti als idealbegeisterter Renaissancefreund Marco Colonna. Für den Intriganten Trivulzio schien uns der schöne Signor Rossi-Pianelli nicht recht zu passen, obwohl sein Spiel nichts zu wünschen übrig ließ. Die Nebenröllchen der Leutnants Borso und Torello waren bei den Signori Stefani und Pavanelli in guten Händen; nur Signor Ferace als Sekretär Vedio hätte wohl etwas gelenkiger sein dürfen. Die Kostüme und Dekorationen waren bis ins Detail renaissancetreu, das ganze Milieu erschien stimmungsvoll; wir erwähnen nur den Blick aus dem Zelte auf das ferne, illuminierte Pisa. Das festtäglich gekleidete Publikum, das trotz der „Festspielpreise" zahlreich erschienen war, zollte spontanen Beifall; immer wieder mußte namentlich Frau Duse an der Rampe erscheinen. In der Tat, man ging nach Hause in der hellen Freude, etwas Großes aus der großen Kunst gesehen und genossen zu haben. —

Am 27. November wurde der „Oberon" zum 100. Male gegeben. Generalintendant von Hülsen war dazu erschienen. Am 4. Dezember fand die 2. Volks- und Schülervorstellung „Die Geschwister" und „Der zerbrochene Krug" statt.

Literatur.

* **Pädagogik und Hygieine.** Von Johannes Berninger. 79 S. Pr. 1.20 M. Hamburg, L. Voß. — Berninger, der bekannte Schulhygieiniker, hat auf der diesjährigen Generalversammlung des Katholischen Lehrerverbandes zu Straßburg einen mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag gehalten. Auch der anwesende Bischof von Straßburg drückte seine Zustimmung zu den Leitsätzen des Referenten aus. Der erweiterte Vortrag liegt jetzt vor. Viel kann der Lehrer zur Verbesserung der Hygieine tun, innerhalb und außerhalb der Schule dazu beitragen, sagt Berninger, und weist das im einzelnen nach. Innerhalb durch die direkten hygieinischen Maßnahmen nicht nur, sondern auch durch eine sachgemäßere Behandlung der einzelnen Disziplinen. Mit wahrer Freude haben wir die kräftige Attacke des Verfassers auf den Memoriermaterialismus namentlich im Religionsunterricht und in anderen Fächern, die vorzugsweise Gesinnungsunterricht, wie Herbert sagt, sein sollen, verfolgt. Wir möchten alles ohne Zögern unterschreiben, was B. hier sagt. Außerhalb der Schule bleibt für den Lehrer nicht minder viel zu tun. B. weist nach — und das ist bei seinen Ausführungen immer das, was den Praktiker neben dem Theoretiker zeigt —, wie der Lehrer hygieinisch wirken kann und soll durch Aneiferung seiner selbst und anderer, durch Beispiel, Belehrung, Fürsorge, Anteilnahme. Er fordert aber auch Berücksichtigung des Lehrers und Anerkennung seines Wirkens durch Behörden und Aerzte, durch hygieinische

Vereine und Anstalten und das mit Recht. Möchte sich also das Interesse der Lehrerschaft immer mehr diesem wichtigen, nicht nur integrierenden, sondern grundlegenden Teil der Pädagogik, der Schulhygieine, zuwenden; die Schriften Berningers sind die besten Anleiter dazu.

* **Elternabende.** Ihre Bedeutung für Schule und Haus. Praktischer Ratgeber zur Einrichtung der Elternabende. Von Johannes Berninger 120 S. Pr. 1,50 Mk. Wiesbaden, O. Nemnich. — Diese Schrift bildet die Ergänzung zu der vorigen. Was kann alle Tätigkeit des Lehrers nutzen, wenn die Eltern nicht mittun. Deshalb müssen sie herangezogen, interessiert werden. Ganz gewiß. B. hat in dem vorliegenden Buche die praktische Organisation in großen Zügen angegeben; jeder Lehrer muß natürlich dem Lokalismus Rechnung tragen, ab- und zugeben. Aber die Grundlage ist nun vorhanden. Im zweiten Teile sind 4 Vortragsbeispiele vorgeführt, über die Pflege des religiösen Sinnes der Kinder in rechter Weise (1.), über die Gesundheitspflege der Jugend (2. u. 3.) und über die Gefahren des Alkoholismus (4.). In warmen, zu Herzen gehenden Worten, unterstützend durch praktische Darlegung, wendet sich der Verfasser an die Eltern. Diese Vorträge müssen unbedingt Eindruck machen; wir wünschten, sie würden in jeder Gemeinde, in jeder Familie „nachgehalten"; ganz sicher käme die Menschheit dann einen Schritt vorwärts. So sei diese Schrift auch dem denkenden Laien empfohlen; er wird nicht minder als der Lehrer praktisch etwas damit anzufangen wissen.

* **Altnassauischer Kalender für 1905.** 64 S. Pr. 25 Pf. Wiesbaden. L. Schellenberg. — Vor fast 100 Jahren, anno 1808, erhielt, wie wir neulich schon einmal bemerkten, der herzoglich nassauische Hofbuchhändler Ludwig Schellenberg zu Wiesbaden den Verlag des damals offiziellen nassauischen Landeskalenders, der noch besteht, aber in andere Hände übergegangen ist. Nunmehr hat der Enkel des Genannten einen „Altnassauischen Kalender" erstehen lassen, so genannt, weil er eine Reihe von interessanten Beiträgen aus dem alten Nassau, Geschichtsdaten, Fürstendevisen, Zeichnungen, einen Stammbaum des nassauischen Hauses u. a. neben dem allgemein Kalendarischen enthält. Die Aufsätzchen sind sämtlich flott geschrieben; der letzte hat leider die neueren Forschungen über Gutenberg ganz unberücksichtigt gelassen. Die Freunde altnassauischen Wesens werden das Werkchen gern willkommen heißen.

Neues aus Nassau.

J. K. H. die Frau Kronprinzessin von Schweden und Norwegen ist in Wiesbaden zu einer Augenkur bei Professor Pagenstecher eingetroffen. Um eine Operation handelt es sich nicht.

Die Birlenbacher Hütte im Siegerlande ist die älteste auf altnassauischem Gebiete, die Hochofenbetrieb hatte. Vor 400 Jahren, 1504, wurde dieser zuerst erwähnt. Vor 50 Jahren, 1854, führte die Hütte zuerst maschinellen Betrieb ein.

Bei Rückershausen a. d. Aar wird ein Genesungsheim errichtet. Frau N. Rothschild hat für Grunderwerb, Bau und Unterhaltung 1½ Millionen Mark gestiftet.

Am 29. November ist der neue Wiesbadener Güterbahnhof (Wiesbaden-West) an der Dotzheimer Straße (zwischen dieser und dem Exerzierplatz) eröffnet worden.

Die Gemeinden Ried und Griesheim haben das Gelände, das zur Verbindung der Bahnlinie Homburg-Rödelheim mit der Taunusbahn bei Höchst erforderlich ist, abgetreten. Die Strecke Höchst-Rödelheim und damit die Linie Wiesbaden-Höchst-Rödelheim-Homburg-Friedberg-Gießen-Kassel-Berlin soll bereits im Sommer 1905 betriebsfähig werden.

Wiesbaden erhält in der Nähe des neuen Zentralbahnhofes ein neues Postgebäude.

Das Landgericht hat entschieden, daß die Laufenseldener nach wie vor ihre Kerb auf dem Fahler abhalten dürfen und daß der Protest der Retterter Besitzer abzuweisen ist.

Urgroßmutter ist am 4. Dezember die fast 88 Jahre alte Wwe. Ph. Klotz zu Bierstadt geworden.

Nassauischer Geschichtskalender.

20. Dezember.

1621. M. Michael Spangenberg, aus Eisleben gebürtig und Bruder des bekannten Historikers Chriacus Spangenberg, stirbt zu Merzhausen. Er stand vor 1599 als lutherischer Inspektor und Pfarrer zu Königstein, wurde aber 1603 vom Kurfürsten von Mainz bei der Wiedereinführung des Katholizismus verjagt und fand 1604 als Pfarrer zu Merzhausen Unterkommen und Ruhe für den Rest seiner Tage. Sein gleichnamiger Sohn und sein Enkel Sebastian sind als Pfarrer zu Wörsdorf gestorben.

1813. Der Minister des Fürsten Wilhelm Friedrich von Nassau-Oranien, Freiherr von Gagern, nimmt durch Patent im Namen seines Herrn Wiederbesitz der bisher dem Großherzogtum Berg zugeteilten Fürstentümer Nassau-Siegen, -Dillenburg und -Hadamar. (Befreiungskriege.)

25. Dezember.

1669. Johann Christian Lange wird in Leipzig geboren. Er stand von 1697 an als Professor der Philosophie in Gießen, wurde 1716 vom Fürsten Georg August von Nassau als Superintendent, Konsistorialrat, Hofprediger und Scholarch des Gymnasiums nach Idstein berufen. Anno 1724 wurde er zum nassauischen Generalsuperintendenten ernannt. Er starb am 16. Dezember 1756 zu Idstein. Auch als Schriftsteller war er dem theologischen Publikum seiner Zeit bekannt.

1833. Großherzogin Adelheid von Luxemburg, Herzogin von Nassau, wird als Tochter des Prinzen Friedrich von Anhalt-Dessau und der Prinzessin Marie, geb. Prinzessin von Hessen-Kassel, geboren.

30. Dezember.

1624. Die auf der Stadt Limburg seit 1435 ruhende hessische Pfandschaft wird von Kurtrier mit 12000 Gulden eingelöst. Limburg wurde seitdem ganz trierisch.

1630. Matthias Martinius stirbt in einem Dorfe bei Bremen. Er war zu Freienhagen im Waldeckischen 1572 geboren, wurde 1595 Hofprediger zu Dillenburg, dann Professor der Theologie zu Herborn bis 1607, wo er Prediger in Emden wurde; von da kam er als Rektor nach Bremen. Er war ein gelehrter, besonders philologisch gründlich gebildeter Mann und auch Schriftsteller.

Briefkasten.

E. R. in S. Dankend erhalten.

F. St. in N. Wird verwertet.

P. M. in E. Sie meinen den Reichsfeldmarschall Peter Melander von Holzappel? Ueber ihn ist in der „Nassovia" von 1900, Nr. 4 u. ff. zu lesen.

E. Sch. in L. Sie werden die Probenummer erhalten haben.

K. L. in W. Kaiser Wilhelms I. Mutter (Königin Luise) und Großherzog Adolfs Großmutter mütterlicherseits (Herzogin Charlotte von Sachsen-Hildburghausen) waren Schwestern. Kaiser Wilhelm I. war also ein Oheim 2. Grades von Großherzog Adolf. Königin Luise war zudem Patin ihrer Nichte, der Herzogin Luise von Nassau (geb. Prinzessin von Sachsen-Hildburghausen), Großherzog Adolfs Mutter.

D. S. in E. Warum wir immer Elfeld schreiben? Weil's deutsch ist und das Volk heute noch so sagt.

Redaktionsschluß: 9. Dezember.



